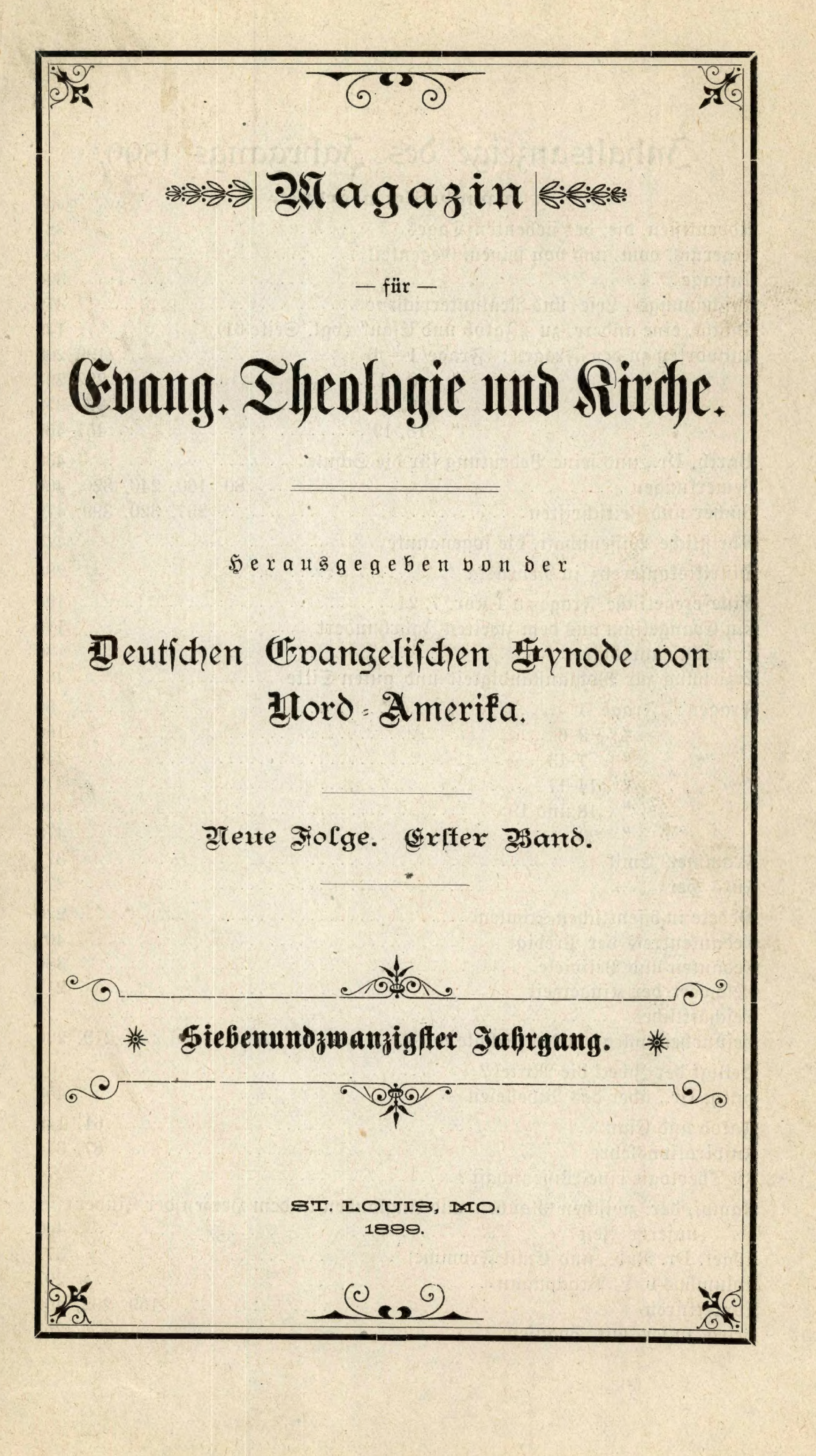


Magazin

— für —

Evang. Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Neue Folge. Erster Band.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.

ST. LOUIS, MO.
1899.

Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1899,

alphabetisch geordnet.

Seite

Adventisten, die, des siebenten Tages 321
Ärgernis, vom, und von seinem Gegenteil 303
Anfrage 320
Anschauungs-, Lese- und Realunterricht 2c 379
Ansicht, eine andere, zu „Jakob und Esau" (vgl. Seite 61) 149
Antworten zu den Fragen: Frage 1—6 199-208
" 8—11 292-297
" 7, 14-17 376-378
" 18, 19 457-459

Barth, Dr., und seine Bedeutung für die Schule 459
Bemerkungen 80, 160, 240, 320, 400
Bücher und Zeitschriften 237, 320, 399, 479

Christliche Wissenschaft, die sogenannte 425

Distriktskonferenz in Nebraska 288

Eine exegetische Frage zu 1 Kor. 7, 21 190
Ein Evangelium aus dem zweiten Jahrhundert 179
Epiphanienpredigt 39
Erziehung zur Wohlanständigkeit und guten Sitte 464

Fragen: Frage 1 80
" 2-6 160
" 7-13 240
" 14-17 319
" 18 und 19 400
" 20 478
Frommel, Emil 371
Fürs Herz 271

Gebete in öffentlichen Schulen 220
Gedankenkreis der Predigt 401
Gedanken und Beispiele 386
Geldwert der Kinderzeit 217
Geschäftliches 1
Gesundheitspflege in der Schule 2c 219, 220

Heiligt der Zweck die Mittel? 61
Hilty, Dr., über das Bibellesen 453

Jakob und Esau 61, 149
Inspirationslehre 87, 344
Ist Theologie eine Wissenschaft? 274

Kampf, der, zwischen Glauben und Unglauben in dem Herzen der Kinder unserer Zeit 440
Kögel, Dr. Rud., und Emil Frommel 371
Kolumbus v. L. Brachmann 297
Korrekturen 159, 292, 400
Krieg, unser, mit Spanien 263

Seite
Mensch, der, ein Ebenbild Gottes 418
Missouri und Ohio 287
Mitarbeiter, unsere, im Reich Gottes 366
Nast, Dr. 286
Neujahr, für das 37
Optimismus Pauli 31, 81
Pastoralkonferenz in St. Louis 58
Philosophie, die, der Griechen 241
Predigten: Epiphanias 39
Scherflein, die beiden, Ordinations= 361
Synodalpredigt 115
Reformationspredigt 354
Von Dr. R. Rothe 440
Protestantisch=bischöfliche Kirche 104, 168
Protest, ein übel angebrachter 140
Rabenaasstrophe 290
Rezepte 219
Religion und sittliche Erziehung 18
Rothe, Dr. R. 194
Seelsorge in der Schule 143
Schulfeste im Altertum 2c 209
Schulschrift, Lage und Richtung der 67
Soll man ein Kind nach seinem Geständnis strafen? 304
Studie zu Jesaja 53 .... 46, 125
Tanzvergnügen, Referat 255
Theologische Wissenschaft, die, 2c 11
Tholuck, Dr. 196
Vorwort 2
Warum predigst du? 269
Wie haben wir evang. Christen die Schrift anzusehen? 95, 161

Kirchliche Rundschau.

Seite
Adelspatente der Kurie 399
Amerikanismus 233
Armenier 319
Badische Generalsynode 393
Baptisten. Streit über die Taufe 310
Bibelkritik in Amerika 307
Bismarcks Urteil über die römische Kirche 226
Briggs' Aufnahme bei den Episkopalen 391
Brüdergemeine. Generalsynode 393
Duchoborzen 80
Englische Bischöfe. Stellung zu kirchlichen Fragen 311
Englische Freikirchen. Konzil 314
Englische Staatskirche. Pastorenmangel 478
Englischer Kirchenkongreß 156
Evangelische Synode von Brasilien 474

Seite
Frankreich. Jesuiten und Freimaurer ... 477
Frankreich. Klerikalismus ... 396
Frankreich. Teufelsgeschichten ... 476
Freiburger katholische Universität ... 233
Gnostiker. Moderne pariser ... 397
Jerusalemsfahrt des deutschen Kaisers ... 77, 153
Individualismus ... 154
Innere Mission ... 152
Jubiläumsbulle ... 317
Kirche. Institutionelle ... 75
Kirche. Verbreiterung ihrer Grundlagen ... 71
Konfirmation ... 76
Leichenverbrennung ... 474
Liturgie ... 389
Mangel an Geistlichen ... 478
Mängel der modernen Predigt ... 150
Mennoniten ... 392
Missourier ... 469
Mohammedanismus ... 235
Oestreich. Evangelische Bewegung ... 78, 227, 310, 474
Papst. Der künftige ... 224
Politik und Evangelium ... 309
Predigerseminar der luth. Generalsynode ... 221
Predigten. Sozialdemokratische ... 475
Presbyterianer ... 388
Ritualismus ... 394
Römisch-katholische Studenten ... 232
Römische Macht ... 394
Schutzrecht über die deutschen Katholiken im Orient ... 226
Schells Schriften auf dem Index ... 233
Theologie. Mängel der heutigen ... 222
Theologischer und juristischer Begriff der Kirche ... 224
Union zwischen Lutheranern ... 77
Union in Australien ... 477
Verweltlichung der Kirche ... 390
Waisenhäuser in der Türkei ... 399
Wales. Religiöse und nationale Bewegung ... 79



Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 1. Band. St. Louis, Mo. Januar 1899.

Geschäftliches.

Daß in der Redaktion sowohl als in der Erscheinungsform der bisherigen „Theologischen Zeitschrift“ unserer Synode ein Wechsel eingetreten ist, davon hat der „Friedensbote“ schon kurze Notiz gegeben. In dem „Vorwort“ des Redakteurs ist bereits das Nötige in dieser Beziehung gesagt, und es wird gebeten, doch ja das Vorwort und den sofort folgenden Artikel: „Die theologische Wissenschaft und die pfarramtliche Praxis“ nicht zu überschlagen. Das Vorwort stellt den geschichtlichen Zusammenhang her zwischen den 26 Jahrgängen der „Theologischen Zeitschrift“ und dem neuen „Magazin“, und enthält schon eine Art von Programm für die Zukunft. Der zweite Artikel bringt die tiefer liegenden Prinzipien, von welchen die Redaktion sich möchte leiten lassen in der Bearbeitung eigener und Beurteilung fremder, eingesandter Artikel.

Hier aber möchte, um eine Extrabeilage von seiten des Verlagsgeschäftes zu vermeiden und ein separates Zirkular überflüssig zu machen, im Namen des Verlagsdirektoriums noch folgende Erklärung am Platz sein:

Wir senden die erste Nummer des neuen „Magazins“ an alle Synodalpastoren und alle Lehrer, welche gliedlich mit unserer Synode verbunden sind, also auch an die, welche bisher nicht Abonnenten unserer „Theologischen Zeitschrift“ waren. Wir knüpfen daran die herzliche Bitte: Brüder, werft es nicht kurzer Hand, ungeprüft, in den Papierkorb, bedenket die Arbeit des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, die in diesen Blättern enthalten ist, und womit die Synode euch dienend und helfend entgegenkommen möchte. Wer da glaubt, für sich selbst solcher Beihilfe nicht zu bedürfen, unterstütze doch die gute Sache um der andern Brüder willen und zwar dadurch, daß er abonniert und den kleinen Betrag an das Verlagshaus einsendet, und daß er selbst durch gute Abhandlungen und Artikel seinen Brüdern zu dienen sucht. Beschämt nicht die Hoffnung, die wir zu den Dienern unserer Synode haben, daß sie auch in diesem Stück alle wie ein Mann für deren Sache eintreten.

Der Preis des Magazins bleibt wie bisher für die „Theologische Zeitschrift" $1.50 per Jahrgang. Für das Ausland und die Länder des Weltpostvereins beträgt der Preis per Jahrgang $1.60.

EDEN PUBLISHING HOUSE,

J. F. Klick, Vorsitzer des Verlagsdirektoriums.

Vorwort.

Es war am 1. Januar 1873, daß die „Theologische Zeitschrift", herausgegeben von der „Deutschen Evang. Synode des Westens", zum erstenmal ihr Erscheinen machte. Das geschah infolge eines Beschlusses der Generalkonferenz, welche 1872 in Quincy, Ill., tagte und einstimmig war in dem Wunsche, daß ein solches theologisches Blatt ins Werk gesetzt werde. Damals wurde bestimmt, daß das Blatt monatlich, je einen Bogen stark, erscheinen und das ganze Gebiet der theologischen Wissenschaften umfassen sollte. Als Hauptredakteur wurde der sel. P. J. Bank erwählt, welchem aber eine ganze Reihe Mitredakteure „zur kräftigen Unterstützung" beigegeben wurden. Es ist ja wohl billig, daß ihre Namen hier wieder veröffentlicht werden, zumal da eine ganze Anzahl derselben seitdem aus der streitenden in die triumphierende Kirche versetzt worden ist. Auch wird das erste Heft des ersten Jahrgangs wohl nur wenigen der heutigen Leser zur Verfügung stehen.

Es werden uns im Vorwort der ersten Nummer genannt: Präses A. Baltzer, P. H. Gundert, P. Jos. Hartmann, P. Dr. R. John, P. Fr. Kauffmann, Insp. C. Kranz, Prof. E. Otto, P. Dr. A. Pinkert, P. C. Siebenpfeiffer, P. Dr. G. Steinert, P. Jul. Tönniessen und Prof. F. Weygold; genau zwölf.

Wieviel die genannten zwölf Herren mitgeholfen haben an der Redaktion des Blattes, ist dem Schreiber unbekannt. Hervorheben möchte ich aber, daß unter jenen zwölf Mitarbeitern schon ein Name steht, der heute wieder mitgenannt ist unter den Mitarbeitern der Redaktion: Prof. E. Otto.

Es dürfte nicht unpassend erscheinen, wenn aus dem ersten Vorwort das eine und andere hier wiederholt wird. Da heißt es denn: „Der Zweck dieser Zeitschrift ist im allgemeinen, die Prediger der deutschen evangelischen Kirche in Amerika — mit den wichtigen Ergebnissen deutscher theologischer Forschung bekannt und vertraut zu machen und so in ihnen selbst das wissenschaftliche Streben stets wach zu erhalten und zu fördern. Sie will dem einzelnen und hierzulande oft so vereinzelten zu einem fortgesetzten theologischen Studium Anregung und Gelegenheit darbieten und zwar in einer Weise, wie es bisher und namentlich hier, wenigstens im Westen, noch nicht versucht worden ist. Wir gedenken nämlich die gründlichen und gehaltvollen Produktionen der evangelischen Theologen der deutschen Mutterkirche nicht vornehm zu ignorieren, sondern dankbar anzunehmen und für uns zu verwerten.

Denn wir stehen ja weder in einem Gegensatze zu ihrer Theologie, noch wollen wir derselben überhaupt fremd bleiben. Wir bekennen uns vielmehr offen als ihre Schüler und schämen uns nicht, auch fernerhin von ihnen zu lernen; natürlich nicht in unevangelischer Abhängigkeit — sondern nach der apostolischen Regel: „Prüfet aber alles und das Gute behaltet." Wir hoffen auf diese Weise vielen Brüdern im Amte, denen ihre pekuniäre Stellung das Halten deutscher theologischer Zeitschriften nicht möglich macht, einen wichtigen Dienst zu leisten, alle unsere Leser aber so am besten mit dem Entwicklungsgang der deutschen Theologie in fortwährender Kenntnis zu erhalten." Doch

nicht nur fremde Produktionen

wollte das Blatt bringen, sondern die vielen Mitarbeiter waren dazu erwählt, damit es auch an eigenen Produktionen dem Blatte nicht fehlen möchte. Die Tochter, wenn sie auch die sorgende und helfende Liebe der Mutter noch gerne in Anspruch nahm, fühlte doch, daß sie nicht mehr zu den Unmündigen gehörte und sich nicht nur in praktischer, sondern auch in theoretischer Beziehung schon längst einer gewissen Selbstthätigkeit erfreute. Über

Tendenz, Sinn und Geist

der „Zeitschrift", in dem sie redigiert werden sollte, ließ jene Vorrede sich also vernehmen. „Sie will und wird ihren Ursprung nicht verleugnen, noch ihrem Zweck untreu werden. Als Organ der ‚evangelischen' unierten Kirche steht und beharrt sie auf dem Grunde der Vereinigung der beiden Schwesterkirchen des Protestantismus zu einer Kirche, auf dem Boden einer positiven Union. Diese Kirche, die ‚evangelische', hat nicht nur einen gesicherten faktischen Bestand, — sondern sie hat auch ein klares, bestimmtes Bewußtsein von sich selbst, ein Wissen um ihren Grund, ihren Inhalt und ihr Ziel, kurz sie hat eine Theologie. Und diese Theologie, die evangelische, ist, daß wir sie kurz kennzeichnen, die Theologie des wahren Fortschritts, denn sie beruht auf der Einigung der beiden wesentlichen Faktoren aller wahren kirchlichen Entwicklung überhaupt. Diese beiden Faktoren sind keine anderen als das Prinzip der Tradition und das Prinzip der Reformation. Das erstere, einseitig festgehalten und angewandt, führt zur starren, unbeweglichen Orthodoxie, zum Orthodoxismus, das andere, ebenso einseitig befolgt und gehandhabt, führt in das entgegengesetzte Extrem, in die halt- und ruhelose Heterodoxie. Die gläubige evangelische Theologie steht in der Mitte zwischen diesen beiden Extremen. Vermöge des Prinzips der Tradition ruht sie auf dem unerschütterlichen Fels der Wahrheit, aber nicht in geistloser, ja geisttötender Passivität. Sondern vermöge des Prinzips der Reformation bewegt, d. h. entfaltet und entwickelt sie sich auf diesem ewigen Grunde in evangelischer Freiheit. Und diese

Theologie des wahren Fortschritts

auf der von Gott gewiesenen Bahn, die ebenso ferne ist von äußerm knechtischem Buchstabendienst, als von spiritualistischer Schwarmgeiste-

rei jeglicher Art, wollen wir pflegen, und zwar mehr positiv als negativ, mehr aufbauend als abwehrend, mehr apologetisch als polemisch." — Soweit jenes erste Vorwort. — Nun ein kurzes Wort über die

bisherige Geschichte unseres Blattes.

P. J. Bank hatte die Redaktion des Blattes bis zum November 1877, d. h. beinahe volle fünf Jahre. Im Dezember 1877 erscheint Prof. E. Otto als Redakteur, und in der Nummer vom Januar gibt der neue Redakteur abermals in einem Vorwort Auskunft sowohl über den Charakter der Zeitschrift als auch den der Synode. Es würde zu weit führen, auch aus diesem Vorwort in extenso zu citieren, was der Verfasser treffend sagte über die Entstehung unserer evangelischen Kirche in diesem Lande. Hervorgehoben sei nur der Hinweis auf

die praktische Notwendigkeit

der unierten Kirche in Amerika. Zwar hat wohl unleugbar die Entstehung unserer synodalen Verbindung die Existenz der landeskirchlichen Unionen (in Deutschland) zu ihrer geschichtlichen Voraussetzung, und ohne den Vorgang der ersteren würde man es schwerer gewagt haben, zur Gründung der letzteren zu schreiten. Aber doch sind die Existenzbedingungen und die Ziele beider von einander unterschieden. Es sind in unserem Lande Glieder der verschiedenen deutschen Landes- und Konfessionskirchen durch lokales Zusammenwohnen miteinander verbunden. Sie sind behufs der Aufrichtung des Amtes, der Predigt und der Sakramentsverwaltung in ihrer Mitte auf einander angewiesen, sich in gemeindlicher Verbindung zusammenzuschließen und dabei notwendiger Weise zwischen ihnen vorhandene Differenzen in kirchlicher Sitte und Lehranschauung zu übersehen. Der Wunsch ist für den einzelnen naheliegend und in gewissem Grade berechtigt, daß er die Art gemeindlichen Lebens und gottesdienstlicher Verfassung, wie er sie in der Heimat kennen und lieben gelernt hat, hier in den neuen Verhältnissen wiederfinde. Doch ist das nur in seltenen Fällen möglich, und es muß der einzelne seine Lieblingsanschauungen und Gewohnheiten preisgeben zum Besten einer Kircheneinheit, welche ihm das Festhalten an den Grundwahrheiten der heiligen Schrift in ihrem Bekenntnis garantiert, bezüglich der Differenzpunkte der lutherischen und reformierten Bekenntnisse aber sich ausschließlich an die heilige Schrift hält und für deren Auslegung dem einzelnen Gewissensfreiheit gewährt.

Es ist eine Art Kompromiß, was die Glieder unserer Kirche zu gemeinsamem Handeln verbunden hat. Die Gegensätze sind keineswegs als ausgeglichen zu betrachten, und die Zustimmung zu irgend einer Ausgleichungsformel ist keineswegs die Bedingung der Zugehörigkeit zu uns. Dennoch aber halten wir dafür, daß auch ohne eine solche Formel eine solche Führung des geistlichen Amtes nicht nur möglich, sondern nach Gottes Willen ist, welche niemand wegen konfessioneller Besonderheit zurückstößt und in dem berechtigten Gefühle der Pietät gegen seine überkommene kirchliche Anschauung verletzt. Aufgabe

evangelischer Predigt ist es, jeden zu fördern und zu Christo zu führen und den ganzen Heilsrat Gottes, wie er in der Schrift geoffenbart ist, in möglichst reicher und tiefer Entfaltung zu verkündigen.

Dem also im zweiten Vorworte von Prof. E. Otto gezeichneten Charakter der evangelischen Synode entspricht auch naturgemäß

der Inhalt der Theologischen Zeitschrift,

wie er weiter ausführt. In betreff der einzelnen Lehrpunkte darf es nämlich niemand befremden, wenn da und dort beträchtlich differierende Anschauungen zu Tage treten, wobei übrigens kaum nachweisbar sein wird, daß dieselben gerade in den konfessionellen Differenzen ihren Grund haben sollten. Es sind ja gegenwärtig die Einflüsse so mannigfaltig, welche Differenzen in Lehranschauungen verursachen, daß es kurzsichtig sein würde, dieselben alle den konfessionellen Verschiedenheiten schuld zu geben. Sie dürfen uns auch kaum veranlassen, die wissenschaftliche Behandlung von Lehrfragen in den Hintergrund und dagegen die Behandlung von sogenannten praktischen Fragen in den Vordergrund zu stellen. Die wohl hier und da lautgewordene Gegenüberstellung von Wissenschaftlichem und Praktischem können wir kaum gelten lassen. Unsere ganze theologische Wissenschaft ist doch wohl eine eminent praktische; wir haben wahrlich heutzutage mehr zu thun, als irgend welche unfruchtbare Scholastik zu treiben. Was in unseren Ausführungen der praktischen Brauchbarkeit ermangelt, das ist gewiß auch noch nicht recht zu wissenschaftlicher Klarheit durchgedrungen; und was des lichtvollen Zusammenhanges mit den Wurzeln aller unserer Erkenntnis, den Axiomen des Glaubens und der Sittlichkeit entbehrt, das ist gewiß auch nicht praktisch. Was uns und anderen Leuten auch in unserer Zeit nötig ist, ist gewiß das, daß wir die großen Grundgedanken, in denen wir eins sind, auf alles anwenden und alles im Zusammenhange mit denselben denken lernen. Das ist wahre Wissenschaftlichkeit, zu wissen, wie alle unsere Urteile und unsere Handlungsweisen sich gestalten müssen im Zusammenhange mit diesen Grundgedanken.

Diese großen Grundgedanken, von denen wir reden, sind nicht die Überzeugungen des gesunden Menschenverstandes, in denen im Durchschnitt alle eins sind, auch nicht die Grundgedanken der natürlichen Religion, sondern es sind die Überzeugungen des evangelischen Glaubens. Der Christus, wie ihn die Schrift uns darstellt, wie ihn die durch sich selbst ausgelegte Schrift unserer Anschauung darbietet, der ist der Vermittler aller unserer Beziehungen zu Gott, im besondern auch aller unserer Erkenntnis von Gott und göttlichen Dingen. Das ist unser evangelisches Prinzip, an dem müssen wir festhalten, und mit denen, die aufrichtig daran festhalten, wissen wir uns eins. In der Anwendung dieses Grundgedankens auf einzelne Urteile gibt es Mannigfaltigkeiten und Differenzen. Dieselben ihrer Lösung näher zu führen, ist die Aufgabe evangelischer Theologie, ist auch die Aufgabe, zu deren Lösung unsere Zeit-

schrift ihren Beitrag mitliefern will. In diesem Sinne eignet sie sich das Motto zu: "in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas." Daß es auf religiösem Gebiete dubia, Zweifelhaftes, gäbe, will freilich den „Fertigen“ (dem crystallisierten Menschenvolk, wie Haman es nannte) nicht in den Sinn. Es gibt auch keine dubia in dem Sinne, als ob im Worte Gottes, im besondern in Christo, nicht alle Schätze der Weisheit verborgen lägen, als ob es noch offene Fragen gäbe, zu denen in Christo noch nicht die Lösung gegeben wäre.

Aber die Anwendung des gemeinsamen Grundgedankens auf alle einzelnen Urteile in persönlichster Überzeugung unter dem Einflusse verschiedener Erkenntnisse und Erfahrungen, verschiedener metaphysischer Anschauungen zu vollziehen, das Recht muß man jedem lassen und solange dies geschieht, gibt es dubia, Urteile, die für den einen den Charakter völliger Gewißheit haben mögen, ohne daß er ihre Annahme gleicherweise auch anderen zur Gewissenspflicht machen dürfte. Hier waltet die libertas, das freie Aufeinanderwirken, das kein gleichgültiges Gehenlassen ist, sondern ein gegenseitiges Ehren und Tragen der Überzeugungen.“

Soweit das Vorwort des Herrn Prof. E. Otto vom Jahr 1878. Ich habe um so mehr es für gut und nötig befunden, aus jenem Vorwort gerade die prinzipielle Lehrstellung unserer Zeitschrift, resp. Synode, ausführlich hervorzuheben, da ja durch Beschluß der Generalsynode Herr Prof. E. Otto ausdrücklich zum Mitarbeiter im Redaktionspersonal aufs neue erwählt ist.

Eine persönliche Besprechung mit den Herren Mitarbeitern ist mir fast unmöglich. Ich darf aber doch wohl mit Recht annehmen, daß Herr Prof. Otto noch heute voll und ganz sich bekennt zu dem, was er damals im Vorwort sagte. Und ich stimme ihm in dem dort Gesagten auch mit ganzem Herzen bei, kann also wohl jene Prinzipienerklärung für den vorliegenden Fall auch zur meinigen machen. Da aber schon 21 Jahre seit jener Erklärung verflossen sind, so ist es gewiß im Interesse unserer heutigen Leser, denen diese Nummer zukommen mag, von Wert, zu erfahren, was damals und heute noch der Standpunkt unseres Blattes in theologischen Lehrfragen war, ist und sein soll.

Herr Prof. E. Otto hatte die Redaktion der „Theologischen Zeitschrift“ bis zum September 1880. Damals wurde von der Generalsynode P. C. Kunzmann zum Redakteur erwählt. Da er aber gleichzeitig auch als Professor ans Predigerseminar berufen wurde, so lehnte er mit Rücksicht darauf die Redaktion ab und dieselbe wurde vom November 1880 an P. Alb. B. P. J. Thiele übertragen, welcher dieses Amt jedoch nur bis Juni 1882 behielt. Gesundheitsrücksichten nötigten ihn, es abzugeben, und nun ging die Redaktion wieder an Prof. C. Kunzmann zur zeitweiligen Verwaltung über, bis endlich in der Person des P. W. Becker, damals in Cincinnati, Nebr., ein Redakteur gefunden wurde, welcher das Blatt nun 16 Jahre lang durch alle Fährlichkeiten und Anstöße glücklich hindurchgesteuert und das oft so undank-

bare und beschwerliche Amt der Redaktion so lange getragen hat. Bedenkt man, daß er schon im Herbst 1883 (Januar übernahm er die Redaktion) als Professor an das Predigerseminar berufen wurde, so war ihm mit der Redaktion eine Last auferlegt, die ihm manches Mal zur schweren Bürde werden mußte, wenn er sich so völlig allein gelassen sah von allen, die etwa als Mithelfer ihm hätten zur Seite stehen sollen. Um so mehr wollen wir dankbar seine treuen Dienste anerkennen, die er so lange Zeit hindurch unserer Synode geleistet hat durch treue und tüchtige Verwaltung des Amts als Redakteur der „Theologischen Zeitschrift." Die Lethargie und Interesselosigkeit so vieler Brüder im Amte, welche manchen Beschluß bei den Konferenzen veranlaßt hat, konnte wohl einen Redakteur entmutigen und ihn veranlassen, ein Amt abzugeben, in welchem man es so wenigen zu Dank machen kann und bei welchem so wenig Mithilfe zum Bessermachen zu finden war.

Eine wichtige Änderung bezüglich des Inhalts der „Theologischen Zeitschrift", welche schon in den ersten Jahren der Redaktion durch Prof. W. Becker eintrat, darf hier nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Es wurde nämlich gewünscht, daß in der Zeitschrift auch auf das Bedürfnis der Herren Lehrer an evang. Gemeindeschulen gebührende Rücksicht genommen werde. Das geschah schon im Jahr 1884. Infolgedessen wurde das Blatt um ½ Bogen von Januar 1885 an vergrößert, um in jeder Nummer dem pädagogischen Material acht Seiten Raum zu schaffen.—Später wurde durch die Generalsynode beschlossen, den pädagogischen Teil getrennt, unter einem selbständigen Redakteur erscheinen zu lassen mit dem Titel „Pädagogische Zeitschrift". Dieselbe wurde den Abonnenten der Theologischen Zeitschrift als Beilage zugegeben, aber auch selbständig an Abonnenten abgegeben. In letzterer Gestalt hat sie jedoch keine große Verbreitung gefunden, weshalb denn auch die Generalsynode vom Jahr 1898 den früheren Beschluß widerrufen und die Wiedervereinigung mit dem Hauptblatt beschlossen hat, wie sogleich weiter unten berichtet wird.

Das Theologische Magazin,

wie es jetzt in neuer Folge, Titel und Gestalt den verehrten Lesern vorliegt, will nun und soll nichts anderes sein, als eine veränderte Fortsetzung der bisherigen Theologischen Zeitschrift, deren Entwicklungsgeschichte im bisherigen in Kürze dargelegt wurde. Woher kommt diese Veränderung?

Abermals tagte, wie vor 26 Jahren, die Generalsynode der Evangelischen Synode von Nord-Amerika (wie sie jetzt heißt) in Quincy, Ill., im September 1898. Zu den Verhandlungen der Generalsynode gehörte auch die Frage bezüglich der Theologischen Zeitschrift.

Da wurden denn folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Die „Pädagogische Zeitschrift" soll als selbständiges Blatt aufgegeben werden.

2. Um die „Theologische Zeitschrift" mannigfaltiger und reichhaltiger zu gestalten, soll dieselbe in Zukunft in der Form eines „Theologischen Magazins" und zwar alle zwei Monate, herausgegeben werden.

3. Dieses „Theologische Magazin“ soll alsdann folgende Departements enthalten: Systematische, Historische, Exegetische Theologie, Homiletik, Kirchlich-synodale Fragen, Pädagogik, Kirchliche Rundschau, Bücher-Rezension.

4. Die Redaktion dieser Zeitschrift wird in die Hand eines Redakteurs gelegt, welchem für die verschiedenen Departements Mitarbeiter beigegeben werden sollen.

5. Der gesamte Jahrgang dieses „Theologischen Magazins“ soll denselben Umfang haben wie die bisherige „Theologische Zeitschrift“ mit Einschluß des pädagogischen Beiblattes. Der Preis soll ebenfalls derselbe bleiben.

6. Für die Redaktion des „Theologischen Magazins“ soll ein Honorar von $300 bezahlt werden;*) der frühere Beschluß von $5.00 per Bogen wurde hiermit aufgehoben.

7. Gewählt wurde als Chef-Redakteur P. L. J. Haas; Hilfs-Redakteure: Prof. E. Otto und Dr. O. Becher;**) für die Rundschau: Prof. W. Becker; für Pädagogisches: Lehrer J. F. Riemeier.

Das sind also die authentischen Instruktionen, welche die Generalsynode vom Jahr 1898 entworfen hat bezüglich der Fortdauer der bisherigen Theologischen Zeitschrift. Als endlich in letzter Stunde die Wahl des Redakteurs für das neue Magazin getroffen werden sollte, erklärte der bisherige Redakteur, Herr Prof. W. Becker, daß er bei seiner Professur die Last der Redaktion nicht weiter tragen könne und wolle, und schlug den Unterzeichneten zur Wahl vor. Sofort erfolgte per Acclamation die Zustimmung der Versammlung und weiter eilte der ehrw. Kirchenkörper in seinen Geschäften, ohne dem also Erwählten auch nur ein Wort der Erklärung zu gestatten.

Ungefähr eine halbe Stunde später fand die Vertagung der Generalsynode durch den ehrw. Herrn Synodalpräses statt, nachts um ½12 Uhr, am 28. Sept. 1898. Die Worte, welche er zum Schluß sprach, drangen gewiß nicht bloß dem Schreiber dieses, sondern allen Anwesenden ins Herz. Er erinnerte an zwei wichtige Worte. Zuerst an Joh. 15, 5: „Ohne mich könnet ihr nichts thun!“ Sodann an Phil. 4, 13: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“ Je mehr die Wucht des Amtes dem Schreiber zu schwer und drückend dünken wollte, um so mehr mußte er sich im Glauben anklammern an diese heiligen Gottesworte. Das erste ist ja nicht nur eine Demütigung für uns, sondern es enthält auch eine treue und feste Verheißung, daß er mit den Seinen sein und in ihrer Schwachheit mächtig sein will. Und das zweite ist schon ein triumphierendes Zeugnis aus der Erfahrung des Glaubens, daß der Herr die Seinen mächtig macht, die im Glauben an ihn sich halten. Nur im Vertrauen auf ihn kann denn auch Schreiber dieses im

*) Davon sind sämtliche Redaktionskosten, einschließlich der Zeitungen, Hilfsmittel, Porto, Entschädigung der Mitarbeiter zu bezahlen.

**) Herr Dr. O. Becher hat inzwischen erklärt, daß er anderer Geschäfte halber nicht in die Redaktion des Magazins mit eintreten könne, und ist auf Grund dessen seiner Berufung zu dem Amt entbunden worden.

Bewußtsein all seiner Schwachheiten und Unwürdigkeit es wagen, das verantwortungsvolle Amt zu übernehmen, das durch Wahl der Generalsynode auf ihn gefallen ist.

Meine Bitte zum Herrn ist, daß er auch mich erfahren lasse, was nicht nur Paulus, sondern alle Knechte Gottes je und je erfahren durften, daß seine Kraft in den Schwachen mächtig ist. — Erlaubt mir jedoch, ehrwürdige Brüder im Amte, ehe ich mit dem Vorwort zum Schluß komme, noch eine Erklärung und Bitte. Zuerst die

Erklärung.

Unser Blatt soll den Bedürfnissen, die im pastoralen Amt sich einstellen, eine helfende Hand entgegenstrecken. In den großen Städten, wo viele Amtsbrüder nahe beisammen sind und öfters auch zusammenkommen, da ist ein brüderlicher Austausch der Gedanken und der Erfahrungen sehr leicht gemacht. Aber nur die verschwindende Minderzahl der Amtsbrüder ist in solcher glücklichen Lage, reichlichen amtsbrüderlichen Verkehr pflegen zu können. Weitaus die Mehrzahl stehen einsam auf ihrem Posten, sie haben ihre Amtsnachbarn in großen Entfernungen um sich her; die Gelegenheiten, sich zu sehen, sich auszusprechen, sind im ganzen selten. Und doch, wie gar manche ernste Frage taucht im Amtsleben auf, die man gerne vertraulich mit einem Bruder besprechen möchte! Namentlich jüngere Brüder, die vielleicht noch gar manchen Mangel der praktischen Erfahrung spüren, wie gerne möchten sie wohl oft etwas besprechen mit andern Brüdern, aber es fehlt dazu die Gelegenheit.

Ferner, je tiefer man einblickt in die Armut des geistlichen Lebensstandes, wie er im allgemeinen in den Gemeinden sich findet, desto mehr muß der Pastor als ein unverstandener Fremdling in der Welt sich fühlen. Für sein Glaubensleben, für seine Seelennot im Interesse der Gemeinden, für seine Kämpfe, seine Thränen und Seufzer, die er für die ihm befohlenen Seelen aufschickt zum Thron der Gnade, findet er nur hier und da eine Seele, die dafür ein Verständnis hat. Die andern stehen viel zu oberflächlich der Sache gegenüber, sie haben kein Herz und keinen Dank für die Seelen- und Geistesarbeit, welche der treue Pastor das ganze Jahr hindurch thut. Sie zählen höchstens seine äußerlichen Amtshandlungen und seine Besuche, die er macht, und rechnen nach, wie viel er dafür bezahlt bekommt! Wie erkältend, wie betrübend und entmutigend drückt solche Wahrnehmung oft auf das Herz gerade des gewissenhaften Pastors, daß er mit Jesaja 49, 4 anfängt zu sagen: „Ich dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst und unnützlich zu."

Wie nötig, wie wünschenswert ist in solcher Lage einem Pastor brüderlicher Zuspruch, Besprechung, Austausch der Gedanken und Erfahrungen. Das aber kann der auf einsamer Warte stehende Amtsbruder in der Gemeinde fast nie, meist nur ausnahmsweise finden — vielleicht bei einem alten vergessenen Mütterlein —; Amtsbrüder sind räumlich zu ferne, Zeit und Mittel erlauben öftere Begegnung nicht.

Dürfte da unser Magazin nicht auch diesem Bedürfnis entgegenkommen und dem Pastor für Herz und Amt das zu bieten suchen, was gerade ihm am meisten fehlen mag?

Dürfte nicht unser Magazin von der vornehmen wissenschaftlichen Höhe, die das Herz mehr oder weniger kalt läßt, etwas herabsteigen in die Regionen, wo man singt:

Herz und Herz vereint zusammen
Sucht in Gottes Herzen Ruh!
Lasset eure Liebesflammen
Lodern auf den Heiland zu.
Er das Haupt und wir die Glieder,
Er das Licht und wir der Schein,
Er der Meister, wir die Brüder,
Er ist unser, wir sind sein!

Die einsame Kohle erlischt leicht, kommt sie aber mit anderen Kohlen zusammen, so glühen sie zusammen. Dürfte nicht unser Magazin auch eine Art Sprechsaal werden, wo der Bruder zum Bruder, das Herz zum Herzen spricht? Wo der eine, der das Bedürfnis hat, fragt: Brüder, wie haltet oder macht ihr es in diesem oder jenem schwierigen Fall? und wo andere aus dem Schatz ihrer Erfahrungen antworten und dem Bedürfnis entgegenkommen. Wenn uns der Herr eine Anzahl treuer Mithelfer zur Seite stellen würde, welche gerade diese Seite des pastoralen Gemüts- und Herzenslebens zu erfassen, zu beleben, zu erwärmen und erfrischen vermöchten, dann wäre es uns nicht bange, daß unser Blatt in Zukunft reicheren Absatz finden dürfte, als bisher. Daher denn zum Schluß meine

Bitte:

Liebe Brüder im Amte, bleibt einander nicht so kalt und fremd und ferne, tretet näher zusammen in dieser kalten, gottfeindlichen Welt, in welcher ihr scheinen sollt als Lichter, und in welcher ihr göttliche Lebenswärme ausbreiten sollt. Tretet einander näher, schließt in Liebe euch zusammen, sucht einen herzlichen Austausch der Gedanken und der Erfahrungen auch durch das Medium unseres Theologischen Magazins, das ja doch den pastoralen Zwecken dienen soll. Wir wollen einen Fragekasten hinten anhängen, und wer nur will und das Bedürfnis fühlt, der werfe dort seine Fragen ein, es werden dann andere Brüder gewiß sich finden, die vielleicht ganz von selbst, ohne speziellen Auftrag, gerne antworten. So kann unser Magazin dann auch den verborgenen Herzensbedürfnissen gerecht werden, wenn die Brüder sich entschließen, das Herz gegen einander aufzuthun und Mitteilungen zu machen, die sonst nur einem ganz beschränkten Kreise zugänglich werden mögen.

Kurz, es helfe doch jeder mit, um unser Blatt zu einem allseitigen Erfolg zu machen, niemand verlasse sich darauf, daß ein anderer es thun soll, dann werden wir auch imstande sein, allen Lesern wenigstens etwas zu bieten, was sie anspricht und ihnen zum Segen in Herz und Amt gereichen kann. — Das walte Gott! L. J. Haas.

Die theologische Wissenschaft und die pfarramtliche Praxis.

Nachdem das Vorwort zu Ende geschrieben war, las Schreiber dieses erst das Oktoberheft der „Theologischen Zeitschrift“ von 1898. Darin fand ich nun zwei Artikel: „Die Stellung des Pastors zur sozialen Frage“ und „Etwas vom Predigen“, die mir beide sehr wichtig wurden. Besonders der erste, der einem Vortrag des Professors der Rechte, Dr. Hilty in Bern, entnommen ist, sollte sehr beherzigt werden von allen Predigern des Evangeliums. Es ist das eine Stimme aus dem Volk, die uns zeigen kann, warum die Kirche auch zum Teil durch eigene Schuld in Mißachtung gekommen ist und die Fühlung mit dem Volk verloren hat. Die ganze theologische Schulterminologie und die stete Wiederholung schon oft gesagter Dinge ohne einen neuen, packenden, Herz und Gewissen anfassenden Gedanken, muß es dem denkenden Volk entleiden, stets wieder dasselbe zu hören, was es schon so oft gehört hat. Was Seite 304 und 305 gesagt ist, das sollte uns zum Nachdenken bringen und in uns allen die Frage anregen: Wie kann ich ohne theologische Floskeln und Redensarten meinen Zuhörern Christum predigen, so daß es ihnen durch Mark und Bein und Gewissen dringt und sie keine Zeit und Lust haben zu nebensächlichen Bemerkungen und Beobachtungen, die vom Wort abführen. Da erhebt sich denn gerade im Blick auf die genannten zwei Artikel — wozu jedoch auch der erste Artikel: „Das Hohepriestertum Christi 2c.“ gerechnet werden muß — die Frage: „Wie verhalten sich die theologische Wissenschaft und die pfarramtliche Praxis zu einander?“ Es ist klar,

I.

daß gerade die hohe Wissenschaft für manchen Prediger die Gefahr involviert, dem Volk entfremdet zu werden und bei seinen Zuhörern zu viel vorauszusetzen, so daß er für die meisten Hörer unverständlich wird. Ist also am Ende gar die wissenschaftliche Theologie vom Übel? Sollte man nicht lieber mit den notwendigsten Kenntnissen sich begnügen, um dem Volke näher und verständlicher zu bleiben? Das sei ferne! Wir bedürfen Männer, welche mit ihrer ganzen Ausbildung und ihrem ganzen Denken auf der Höhe der Zeit stehen und welche imstande sind, auch die theologischen Lehrsätze mit dem Denkvermögen unserer Zeit in Einklang zu bringen.

Wir dürfen nicht dem Wahn uns hingeben, daß die Theologie etwas Fertiges, Abgeschlossenes, Unwandelbares, kurz etwas sei, das stets dieselbe kristallinische Form annehmen und behalten müsse, die es im Mittelalter und im Zeitalter der Orthodoxie bekommen hat. Es handelt sich für den Theologen nicht um eine fertige Wahrheit, die zum Gebrauch bereit in ihren Ober- und Unterfächern daliegt, so daß man nur danach zu greifen braucht, um ohne große Denkarbeit sofort das Gewünschte bei der Hand zu haben.

Wem die traditionelle, orthodoxe Lehre unabänderlich feststeht, wer nicht erkennt, daß die alten Fixierungen der Lehre einer Neugestaltung,

einer Umprägung bedürfen, und daß solche Neugestaltung geschehen muß in einem positivbiblischen Sinne, so daß man dabei der Ritschlschen Falschmünzerei mit realen biblischen Begriffen entgegentritt und doch nicht die christliche Kirche zu einem Petrefakt macht, an welchem nichts mehr zu ändern und zu bessern ist —, der hat auch keine Ahnung von der großen und schweren Aufgabe, welche der wissenschaftlichen Theologie heutzutage gestellt ist.

Es ist also nötig, daß die theologische Wissenschaft mit allem Ernst und Fleiß gepflegt wird, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden, das theologische Denken stets in Einklang zu bringen mit den Fortschritten der Erkenntnis, welche niemals zu einem Stillstand kommen.

Doch aber ist dabei zu beachten, daß es besonderer Geistesgaben bedarf, um zu den höchsten Stufen des Wissens und der Erkenntnis emporzusteigen (vgl. 1 Kor. 12, 8). Und es kann sich niemand etwas nehmen, es werde ihm denn gegeben von oben! (Joh. 3, 27). Aber der, welchem die Gabe der Erkenntnis gegeben ist, vergesse nicht, was Paulus 1 Kor. 4, 7 sagt: „Wer hat dich vorgezogen? Was hast du aber, das du nicht empfangen hast? So du es aber empfangen hast, was rühmest du dich denn, als der es nicht empfangen hätte?“ Ferner ist der ganze Baum der theologischen Wissenschaft ein so großer, mit so vielen Ästen und Zweigen und mit so spezifisch verschiedenen Disziplinen, daß es wieder sehr verschiedener Gaben bedarf für die einzelnen Fächer. Der eine, der mehr zum abstrakten Denken angelegt ist, wird sich der systematischen Theologie am liebsten zuwenden. Ein anderer mit gutem Gedächtnis und reicher Sprachengabe ausgestatteter, wird die historische und exegetische Theologie vorwiegend pflegen. Wieder eine andere Geistesrichtung wird den praktischen Disziplinen ihre Hauptkraft widmen.

Nur ganz geniale Geister werden imstande sein, in jedem Fach Tüchtiges zu leisten, und solche sind nicht sehr reichlich zu finden. An einem theologischen Fachblatt, das allen Disziplinen dienen soll, können und sollen also Leute verschiedenster Geistesrichtung und Begabung zusammenwirken, um dem Ganzen zu dienen, „ein jeglicher mit der Gabe, die ihm gegeben ist.“

Um nun aber der Gefahr zu entgehen, welche dem gebildeten Theologen droht, dem Volke entfremdet zu werden, thut es not, daß er sich stets solche Wahrheiten vergegenwärtigt, welche dazu dienen, ihn in der Demut, Bescheidenheit und Mäßigung zu erhalten. Schon die vorhin genannte Stelle 1 Kor. 4, 7 kann und soll den Hochmutsdünkel niederschlagen. Dazu kommt 1 Kor. 13, 9: ἐκ μέρους γινώσκομεν zc. . . . „Stückwerk“ bleibt im besten Fall unser Erkennen. Ein jeder mache sich klar, daß alle seine Gedanken über die göttlichen Geheimnisse nur Kindheitsgedanken sind, womit seine unerfahrene Kindheit spielt.

In einem freilich sehr ideal gehaltenen Pamphlet „Über den Begriff der Kirche und seine praktischen Folgerungen“ spricht E. A. von Schaden folgenden wichtigen Satz aus: „Die wahre Kirche weiß nichts

von Ketzern, sie kennt nur Christen und Nichtchristen (1 Joh. 2, 22 u. 23). Das ist ihr offenes Bekenntnis. Sie duldet jede Meinung, die als Meinung auftritt, und deren Besitzer erklärt, daß er sich die Wahrheit der von der außerweltlichen Persönlichkeit Christi gehaltenen und getragenen Mysterien so oder so vorstelle, für diese seine schwache Erkenntnis aber weiter keine Anerkennung von seinen Brüdern fordere. Diese entsagende Bescheidenheit wird, je nachdem sie da ist, der Maßstab sein, ob diese oder jene Vorstellung richtig oder falsch sei. Finden andere Brüder in der Denkungsart des einen oder anderen auch für sich einen Ausdruck, auch für ihre Sehnsucht das rechte Wort,*) so wird der Besitzer dieser Denkungsart den Geber preisen, dabei aber nur um so demütiger werden. Gegen jeden sich selbst Überhebenden wird die Gemeinde argwöhnisch werden. Sie wird ihn zwar dulden, aber erst dann wieder mit dem alten Zutrauen erfreuen, wann er zur Demut zurückgekehrt ist. Die Verleugnung des Christs von seiten eines Gemeindegliedes macht dies zu einem Geflohenen, eine Abschwörung durch That und Wort zu einem Ausgeschiedenen. Seiner Buße kommt die Gemeinde mit wahrer, unendlicher Liebe entgegen, indem sie ihm Willen und Offenheit zutraut, das Gericht aber Gott überläßt. Zur Ausführung dieser Sätze bedarf es keines Instituts, sondern nur das feste Übereinkommen der Liebe.

Derjenige, welcher der Ordnung wegen zum Verwalter der Geheimnisse Gottes gesetzt ist (1 Kor. 4, 1), wird sich nur für den willenlosen Mund der Gottheit halten, ohne seinem Ausspruch magischere Kraft zuzutrauen, als die in jedem anderen von seiten des geringsten Bruders liegen könnte. Er weiß, daß der Geist Gottes gleichmäßig auf allen Gliedern der Gemeinde ruht, und daß jeder hierin vorhandene Unterschied allein aus der Sünde des einzelnen quillt. *Der Geistliche wird der erste der Gemeinde sein, so lange er der Demütigste in ihr ist.* — Für den Fortgang seiner Seelsorge wird er erst dann anfangen können, irgend welche Hoffnung zu fassen, wann er Gott die *schweigsame* und doch so *beredte* Weise abgelernt haben wird, mit welcher dieser Individuen und Geschichte dem vorherbestimmten Ziel entgegenführt."

Das sind Sätze, welche zum Gemeingut aller Diener des Wortes werden sollten. Dadurch würde eine friedliche und sachliche Diskussion ernster theologischer Probleme ermöglicht, ohne sofort die „rabies theologorum" zu entfesseln, über welche Melanchthon so sehr zu klagen hatte. Wir müssen lernen, an die Macht der Wahrheit zu glauben, die schließlich jeden Irrtum niedertreten und besiegen wird. Wir müssen nicht gleich zuspringen und die Bundeslade halten wollen, wenn — sit venia verbo — die Rinder (d. h. die fehlbaren menschlichen Gedanken und Systeme) einmal beiseite austreten (2 Sam. 6, 6 u. 7); wir wollen eingedenk sein des Wortes Rückerts:

*) Je verherrlichter, gereinigter und verklärter eine solche Denkungsart, um so mehr Anerkennung wird sie von den Besten — aber auch nur von diesen zu erwarten haben.

Das sind die Weisen, die durch Irrtum zur Wahrheit reisen;
Die in dem Irrtum beharren, das sind die Narren!

Was uns in der Dogmatik und wissenschaftlichen Theologie über allem Zweifel feststehen muß, das ist das Zentrale und spezifisch Christliche: die Gottmenschheit Christi, oder praktisch ethisch gewandt: die Anbetung Jesu Christi und die Rechtfertigung allein durch den Glauben. „Mit diesen Fundamentalartikeln steht und fällt das ganze Christentum. Was die übrigen Glaubensartikel betrifft, so wisse man, daß der Herr geboten hat, unser Auge auszureißen und unsere Hand abzuhauen, wenn sie Ärgernis geben; daß wir somit auch verbunden sind, Lieblingsgedanken, Lehren und Fündlein, mögen dieselben auch völlig schriftgemäß sein, sogleich zu verschweigen, oder wenigstens nicht mehr zu betonen, wenn ein christlicher Mitbruder dadurch geärgert oder Hader in der Kirche angerichtet würde. (Das gilt aber gegenseitig!) Ja, es will uns beinahe bedünken, als ob die Tugenden der Selbstverleugnung, der Gelassenheit, Demut und Friedfertigkeit herrlicher strahlten, als die richtigsten Bestimmungen der Konkordienformel über Abendmahl und Gegenwart Christi."

Nun hat ja freilich ein theologisches Magazin den Zweck, verschiedene Geistesgaben zur Entfaltung kommen zu lassen, und es kann dabei nicht ausbleiben, daß manche einen so freien Standpunkt einnehmen gegenüber der traditionellen Kirchenlehre, daß andere ängstliche Gemüter darüber erschrecken, und fürchten, da bleibe von der Wahrheit nichts oder nicht viel mehr übrig. Andere wieder mögen in ihren Abhandlungen noch so fest an den kirchlichen Überlieferungen festhalten, daß sie jenen als beschränkt, oder hinter der Zeit zurückgeblieben erscheinen. Der Redakteur kann die Verantwortung für diese verschiedenen Geistesprodukte nur insoweit übernehmen, als er darauf zu achten hat, daß die unantastbaren Grundprinzipien des Christentums nicht verleugnet werden, und daß die Liebe, Demut, Duldung und gegenseitige Hochachtung auch bei sehr verschiedenem Standpunkt doch zur Geltung komme. Wenn alle die lieben Mitarbeiter sich prinzipiell auf diesen Grund und Boden stellen, wie er vorstehend dargelegt wurde, dann wird ein reger Gedankenaustausch ermöglicht, ohne daß darum die brüderliche Liebe und Einigkeit in die Brüche gehen muß. Nur der rechthaberische Hochmutsgeist erzeugt Streit, Zank und Uneinigkeit, Demut und Bruderliebe beugen diesen Gefahren vor! Möge der Herr der Kirche allen seinen Knechten ein reiches Maß des demütigen, sanften Liebesgeistes geben, damit sie auch sich gegenseitig in der Erkenntnis (γνῶσις) dienen können, ohne sich sofort gegenseitig zu befehden. Durch diese vorangegangenen Erklärungen, in welchen die richtige ethische Stellung der Vertreter verschiedener theologischer Richtungen zu einander dargelegt ist, dürfte aber auch schon der Weg gebahnt sein, wie der theologisch gebildete Pastor seine Wissenschaft in der pfarramtlichen Praxis allein anwenden kann und darf. Wenn schon dem ebenfalls geschulten, theologischen Amtsbruder gegenüber die

demütige Liebe den Vorschlag haben soll, wie viel mehr dem ungeschulten Laien gegenüber, dem das Verständnis fehlt für die technischen und wissenschaftlichen Ausdrücke der Theologie.

Für die Praxis sind die Worte des Apostels Paulus 1 Kor. 2, 1 u. 2 maßgebend: „Und ich, liebe Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten, oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt. Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.“ Ganz besonders hat der Pastor sich vor der Gefahr zu hüten, seine oder irgendwelche Dogmatik als Glaubensgesetz „auf der Jünger Hälse“ zu legen. Man ist von Jugend auf so daran gewöhnt, dafür zu halten, daß jeder, der auf den Christennamen Anspruch erheben will, sozusagen auf den ganzen dogmatischen Lehrinhalt eines guten rechtgläubigen Katechismus schwören, dazu die Verbalinspiration der Bibel unzweifelhaft annehmen müsse und keinen einzigen Punkt der kirchlichen Tradition bezweifeln dürfe, der sich auf die Entstehung der Bibel und deren einzelne Teile beziehen mag.

Hier dürfte das oben angeführte Wort von Schaden, das etwas dunkel und orakelhaft klingt, erläutert werden: „Die schweigsame und doch so beredte Art, wie Gott Individuen und Geschichte dem vorbestimmten Ziele entgegenführt“ — sie gilt es zu lernen und zwar wo? Doch wohl in der Schrift und besonders am Beispiel des Herrn! Wie vorsichtig war der Erziehungsgang des Herrn Jesu mit seinen Aposteln! Er hat ihnen nicht im voraus eine unerträgliche Fülle von Lehren vorgetragen. Man vergleiche, was er nach Joh. 16, 12 sagt! Er hat ihnen nicht gesagt: Wenn ihr meine Jünger werden wollt, müßt ihr mich als G o t t e s S o h n erkennen und an mich glauben. Nichts von alle dem! Demütig, schweigsam verhüllte er sorgfältig das Geheimnis seiner göttlichen Wunderperson und wartete in Geduld, daß durch göttliche Erleuchtung in ihnen der Funke des hellen Glaubenslichtes aufleuchten möchte. Erst nach längerem Lauf in seiner Nachfolge kam das Examen: Wer sagt ihr, daß ich sei? Matth. 16, 15, und dann sofort die wichtige Erklärung: „Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel.“

Nehmen wir dazu zwei ähnliche Aussprüche des Apostels Paulus: Gal. 1, 15: „Da es Gott wohlgefiel . . ., daß er seinen Sohn offenbarte in mir“, und 2 Kor. 4, 6: „Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, daß durch uns entstände die Erleuchtung“ 2c. . . . — so werden wir durch alle diese Aussprüche darauf hingeleitet, an unsere Gemeindeglieder, namentlich wenn sie vom Zweifel angefressen sind, keine zu strengen dogmatischen Anforderungen zu stellen. Die Apostel sind sicher nur stufenweise, ganz allmählich zu der Erkenntnis des göttlichen Wesens der Person Jesu durchgedrungen. Der Begriff „Sohn Gottes“ hat erst allmählich unter der stets wachsenden Erleuchtung des Geistes Gottes sich zu dem Vollbegriff entwickelt, wie wir ihn gleichsam schon

von Kindesbeinen an eingetrichtert bekommen. Lesen wir die ersten Reden der Apostel in der Apostelgeschichte, so begegnet uns dort noch nicht dieser Vollbegriff, wo sie vom παῖς θεοῦ reden (Kap. 3, 26; 4, 30), sie predigen auch nicht die Gottessohnschaft im präexistenten, ontologischen Sinn. Sondern sie predigen von seinem Leben als Mensch auf Erden, von seinen Wundern und Thaten, seinem Leiden, Tod und Auferstehen und daran wird das angeknüpft, was sie nicht mehr mit Leibesaugen sehen konnten: seine Erhöhung zur Rechten Gottes, zum Fürsten und Heiland für alle Völker. Paulus erst konnte sich berufen auf eine Erscheinung des in den Himmel erhöheten Herrn. Und seiner mehr theologisch ausgebildeten Denkweise war es denn auch vorbehalten, die ontologischen Tiefen des Begriffes „Sohn Gottes“ mehr zur Geltung zu bringen. Wer sich im Amt und Umgang mit den Leuten, die ohnehin vom Unglauben so sehr angesteckt sind, diesen allmählichen Entwicklungsgang der ersten Jünger Jesu vergegenwärtigt und dabei bedenkt, welchen praktischen, ich möchte sagen überwältigenden Anschauungsunterricht diese Männer täglich vor sich hatten, der wird gerne geneigt sein, die Kinder seiner Zeit mit Geduld zu tragen und ihnen nicht das Füllhorn einer Dogmatik — das Resultat Jahrhunderte langer Entwicklung — einfach eintrichtern wollen.

Was wir pflegen müssen, ist: der Sinn für das Vernehmen der Wahrheit; das Gewissen muß geweckt und geschärft werden. Wie jedes Ding nur dann leicht geht, wenn man es am rechten Ende anfaßt, so auch die Erkenntnis der göttlichen Wahrheit. Sie hat ihre eigene Thüre, durch welche man eintreten muß und dann Schritt für Schritt weiter geleitet werden kann. Wer durch diese Thüre nicht eingehen will, dem ist nicht zu helfen mit gelehrten dogmatischen Beweisen. Die Thüre heißt: Sündenerkenntnis. In Nelsons Buch „Die Ursachen des Unglaubens“, von der amerikanischen Traktatgesellschaft herausgegeben, ist mit Recht als der eigentliche Hauptgrund des Unglaubens und aller Unwissenheit in religiösen Dingen unaufhörlich das eine Wort wiederholt: „Die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht.“ Der ethische Fehler muß hervorgehoben werden, der intellektuelle wird schon weichen, wenn der ethische geheilt wird.

Aber auch die Sünde darf nicht bloß dogmatisch gelehrt und vorgetragen werden mit Bibelsprüchen. Sondern es muß aus der praktischen Lebenserfahrung die Verkehrtheit, Sündigkeit und der Verfall des geistlichen Lebens nachgewiesen werden. Wie Luther meinte: „Die Sünde kann jeder an seiner Nase greifen.“ Neben diese Verkehrtheit des gefallenen Geschlechts stelle man die leuchtende Gestalt des Menschensohnes, von welcher Hoheitsstrahlen auch in der Erniedrigung ausgingen (Joh. 1, 14) und welcher zu sich einlud alle, die mühselig und beladen sind.

Fast noch leichter kommt man an die Herzen und Gewissen, wenn man von der täglich erfahrbaren Not und Last, von Kummer und Mühsal des Lebens aus ihnen beizukommen sucht. Glücklicherweise müssen

die meisten Menschen davon ihr redlich Teil tragen. Das macht sie empfänglicher als die vollen, satten Reichen und Glücklichen, die von der Last des Lebens wenig wissen. Wird darauf hingewiesen, daß das nicht der gottgewollte Zustand des Menschen, sondern Folge der Sünde sei, daß Armut, Krankheit, Leiden, Not und Tod nur Erscheinungen des Fluches sind, der um der Sünde willen uns drückt, daß dieser Fluch in Christo in Segen verwandelt wird (Röm. 8, 28 ff.), so wird man ohne doktrinelle Redensarten den Leuten stets von neuer Seite zeigen können, wie sehr sie den Heiland nötig haben und wozu sie ihn brauchen.

Entstehen dann Zweifel über Glaubenssätze, welche sie nicht glauben annehmen zu können, so wird man ihnen den einzig möglichen, praktischen Erfahrungsweg zeigen, den sie aber selbst gehen müssen, wenn sie wirklich wollen zur lebensvollen Erkenntnis Christi durchdringen. Joh. 7, 16 u. 17: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat, so jemand will des Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede."

Einem Menschen, der nie chemische Experimente gemacht hat, wird nicht gestattet, über die Wahrheit der Chemie ein Urteil abzugeben; thut er es dennoch, so wird jeder Verständige wissen, was er von dem Geschwätz eines Unwissenden zu halten hat. Mit Recht darf der Pastor einem gebildet-sein-wollenden, aber in religiösen Dingen unwissenden Menschen sagen, daß er in dieser Sache einfach kein Urteil haben könne, ehe er den praktischen Erfahrungsweg gegangen ist. Wir müssen ferner von der falschen Vorstellung selbst loskommen und andere loszumachen suchen, als ob eine möglichst korrekte orthodoxe Erkenntnis Bedingung der Seligkeit sei. Laßt einen Menschen so unwissend und ungelehrt sein als er will, wenn er sich nur dazu bringen läßt, den Heiland als seinen Seligmacher zu ergreifen mit ganzer Glut seiner Seele, so ist ihm geholfen! Man fordere nicht, daß jeder müsse jedes biblische Wunder des Alten und Neuen Testaments unzweifelhaft glauben. Man bemühe sich nicht, mit gelehrten Auseinandersetzungen das alles zu beweisen. Wer ihm das Herz nicht geben will, der allein uns ausheilen kann, dem ist mit all den geschehenen, bewiesenen und geglaubten Wundern der Bibel nicht zu helfen. Die Feinde Jesu mußten gewiß die Wahrheit seiner Wunder als unzweifelhaft gelten lassen, man vergleiche Joh. 9, dennoch blieben sie in ihrer Herzensblindheit: „Denn die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht, denn ihre Werke waren böse." Weil also der Unglaube mehr Sache des Herzens ist als der Intelligenz, — was namentlich dann um so sicherer zu vermuten ist, wenn der Betreffende auch praktisch im Leben sich als ein solcher ausweist, der ein ethisches Interesse hat an der Gottesleugnung, oder allgemeiner, an der Leugnung der religiösen Wahrheiten, — so muß man sich davor hüten, mit schwerem wissenschaftlich-orthodoxem Geschütz nach den Grillen des populären Unglaubens zu schießen. Ein einziger Pfeil ins Herz des Sünders, irgend ein packendes Gotteswort, kann da

bessere Dienste leisten, als Höflichkeitsphrasen und die schwere wissenschaftliche Ausrüstung des Gelehrten. Davids Schleuderstein hat den Goliath in den Staub gestreckt, denn er war ein Mann des Glaubens, der seinem Gott vertraute und von ihm den Sieg erwartete und empfing. So also wollen wir vom Herrn selbst lernen, wie er mit den Sündern umging, die stolzen, selbstgerechten Vielwisser und Frommen scharf anfaßte oder sie einfach stehen ließ und davon ging, die hilfsbedürftigen Armen, Kranken, Sünder aber aufsuchte und in Liebe ihnen diente, soviel er konnte. Die erbarmend suchende Sünderliebe, die sich nicht ermüden läßt, verlorenen Seelen nachzugehen und Geduld zu tragen mit ihren Schwachheiten, gepaart mit dem heiligen Ernst der Wahrheit und Gottesfurcht, und dem Bewußtsein, daß wir nicht Herren des Glaubens sind, sondern nur Gehilfen, um unseren schwachen, irrenden Brüdern Wegweiser zu werden zu dem, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben —, das ist's, was wir in der pfarramtlichen Praxis brauchen, um nicht durch den Apparat gelehrter Wissenschaft dem Volke entfremdet zu werden und ihm Dinge zu predigen, für die es kein Herz und kein Interesse hat. In Summa: wer selbst als armer Sünder zu Jesu gekommen und selbst täglich für sich und die Seinen das Gnadenbrot vom Tisch des Herrn erbitten muß, der wird auch für das schmachtende Sünderherz durch Gottes Gnade das rechte Wort finden und nicht leeres dogmatisches Stroh dreschen.

L. J. Haas.

Religion und sittliche Erziehung.

Die nachstehende Erörterung kann kaum den Zweck haben, eine bestimmte Behauptung über den höchst bedeutenden Gegenstand der sittlichen Erziehung auszusprechen und allseitig zu begründen. Dazu fehlt dem Verfasser, wie er aufrichtig gestehen muß, die nötige Beherrschung des thatsächlichen Materials. Es kann vielmehr nur der Zweck sein, den Gegenstand zur Diskussion zu stellen, und diejenigen, welche auf dem Gebiete der Erziehung eingehendere Erfahrung haben, zur Mitteilung anzuregen. Ob es sittliche Erziehung ohne Religion gebe, von welchen Prinzipien sie geleitet werde, zu welchem Ziele sie führen müsse, das scheint zu unserer Zeit und in den Verhältnissen unseres Landes keine bloß theoretische Frage zu sein, für welche die Antwort bloß aus Schlußfolgerungen des Denkens zu entnehmen sein würde, sondern eine schon thatsächlich beantwortete Frage, für deren Beantwortung bloß auf die Erfahrung hinzuweisen ist. Im Unterrichtssysteme unserer öffentlichen Schulen haben wir, wie's scheint, die thatsächliche Beantwortung der Frage: es gibt eine sittliche Erziehung ohne Zuhilfenahme der Religion, über die Prinzipien derselben kann sich jeder aus den Unterrichtsplänen und Lehrmitteln unserer Schulen informieren, und ihre Resultate liegen vor in dem Status des sittlichen Lebens unseres Volkes, wie ihn ein aufmerksamer Beobachter, namentlich durch Vergleichung der sittlichen Zustände der Gegenwart mit

denen jüngerer und weiter entlegener Vergangenheit, wohl erkennen kann. Allein bei näherer Überlegung wird doch die Zuversicht, daß wir es mit einer thatsächlich beantworteten Frage zu thun haben, und daß man behufs der Beurteilung solcher religionslosen sittlichen Erziehung sich bloß auf die Beobachtung des Thatsächlichen zu beziehen brauche, wieder etwas unsicherer. Ist die sittliche Erziehung in unseren öffentlichen Schulen wirklich eine so völlig religionslose, wie es in einigen Schulreglements ausgesprochen sein mag? Das möchte doch zu bezweifeln sein. Jede gesellschaftliche Einrichtung steht doch nicht isoliert für sich da, sondern ist von den übrigen gesellschaftlichen Zuständen beeinflußt. Unser Schulwesen von heutzutage zeigt manigfache Verschiedenheit von dem vor 30, 40 Jahren. Dinge, welche mit der Schule direkt gar nichts zu thun haben, haben auf die Umgestaltung ihren Einfluß ausgeübt, z. B. die Konzentrierung der Bevölkerung in den Städten, der Ausbau der Eisenbahn- und Straßenbahnsysteme, die Fortschritte in der sanitären Gesetzgebung, die billigere Herstellung von Drucksachen u. s. w. So ist denn doch auch die in unserem Volke unleugbar noch vorhandene Religion, so wenig sie in der Schule soll mitzureden haben, jedenfalls nicht ohne Einfluß auf die wirkliche Gestaltung unseres Schulwesens. Weder unsere Lehrer noch unsere Kinder sind religionslose Menschen, sie bringen die Religion mit in die Schule hinein, und die Frage, wie eigentlich eine völlig religionslose Schule aussehen würde, ist doch wohl noch nirgends völlig praktisch beantwortet. Ebensowenig kann demgemäß natürlich von einem allgemein gültigen Prinzip des religionslosen Unterrichtes die Rede sein. Das eine ist allerdings das überall gemeinsame, daß die Religion als besonderer Unterrichtsgegenstand in unsern öffentlichen Schulen ausgeschlossen ist, aber religions l o s ist die Erziehung in denselben deshalb noch lange nicht, sondern die gute oder schlechte Religiosität der Lehrer und der Kinder wird überall ihren Einfluß auf die Mitteilung und Aneignung des Unterrichtsstoffes indirekt geltend machen. Und was endlich das Ziel und Resultat dieses religionslosen Unterrichtes betrifft, so wird es sehr schwer halten, von demselben ein absolut zutreffendes Gesamtbild zu erhalten; auf die Auffassung eines solchen wird die optimistische oder pessimistische Anschauung jedes Beobachters einen gar zu entscheidenden Einfluß ausüben, der eine wird sehr befriedigt sein, der andere geneigt, alles schwarz zu malen, und mit statistischen Angaben, die aus einer so unübersehbaren Fülle von Einzelmaterial zusammengestellt werden mögen, wird man sehr wenig imponieren können, denn mehr als je würde sich bei solcher Zusammenstellung ergeben, daß Zahlen nicht nur beweisen, sondern auch trefflich lügen können; gar nicht würde sich auch nachweisen lassen, wieviel von dem Resultate des sittlichen Gesamtzustandes unserer Bevölkerung d u r c h die religionslose Erziehung, und wieviel t r o t z derselben erreicht worden sei.

Ehe von Vortrefflichkeit, Notwendigkeit, Ausreichendheit, oder von

Mangelhaftigkeit, Verkehrtheit und Verderblichkeit einer sittlichen Erziehung ohne Religions**unterricht** geredet werden kann, sollte doch, damit man nicht mit lauter oder zu viel unbekannten Größen rechne, über das Verhältnis von Religion und Sittlichkeit überhaupt ein Verständnis festgestellt oder versucht werden, und so wird die Erörterung doch nicht umhin können, sich vom grünen Gebiete praktischer Erfahrungen und Fragen auf das der grauen Theorie zu begeben. Hinter der praktischen Frage, was über eine sittliche Erziehung ohne Zuhilfenahme des Religionsunterrichtes zu urteilen ist, steht die theoretische, in welchem Zusammenhange die Sittlichkeit mit der Religion stehe, und ob es eine Sittlichkeit ohne Religion gebe. Sofort möchte man wieder versucht sein, die Frage vom Standpunkte der praktischen Erfahrung aus zu beantworten. Die einen werden sagen: es gibt unzweifelhaft namentlich zu unserer Zeit eine ganze Menge sittlich hochachtbarer Menschen, die sich doch von jeder religiösen Gemeinschaft fern halten, und damit ist der Bestand einer Sittlichkeit ohne Religion völlig erwiesen; die andern werden sagen: wenn wir uns zu unserer religiösen Gemeinschaft halten und unsere Religion in Wort und That bekennen, so thun wir damit unsere sittliche Pflicht, und was für uns Pflicht ist, ist es für jeden Menschen; wer daher solche Pflicht nicht übt, der handelt widersittlich, und all die hochgerühmte Sittlichkeit der Unkirchlichen ist darum wertlos, denn wer das ganze Gesetz hält und sündigt an einem, der ist des ganzen schuldig. So sind wir wieder von vornherein im Kampfe, in einem Kampfe entgegenstehender Überzeugungen, und wenn es in demselben gilt, nicht bloß „hie Welf, hie Waiblingen“ mitzuschreien und mit dem Grundsatze: "my party, right or wrong" den Gegner mit Vorwürfen zu bestürmen, sondern zu überzeugen, so gilt es auch vor allem, des Rechtes der eigenen Überzeugung gewiß zu werden.

Es ist wohl eine unbestreitbare, sowohl von der Geschichte und der Ethnographie bestätigte als auch von der Philosophie angenommene Thatsache, daß sittliche und religiöse **Anlage** zum ursprünglichen Gemeingut des Menschengeschlechts, zu den das Wesen des Menschen konstituierende Grundbeschaffenheit gehören; denn auch die Anhänger naturalistischer Philosophie, die dem Dogma von der tierischen Abstammung des Menschen huldigen, sind doch wohl genötigt, als den Übergangspunkt, von welchem das Urgeschöpf aufhörte, Tier zu sein, und Mensch zu werden begann, **die** Stufe seiner Entwickelung anzunehmen, an welchem die Fähigkeit, sich sittlich und religiös zu **entwickeln**, bei ihm eintrat.

An die Frage, ob die Entwickelung der sittlichen oder die der religiösen Vorstellungen und Begriffe das vorangehende und konstituierende sei, brauchen wir uns nicht heranzuwagen, genug, ihre Wechselwirkung ist so augenfällig, daß die entgegengesetzten Behauptungen haben aufgestellt werden können: „Wie der Mensch, so ist sein Gott,“ und: „Die Völker sind, wie ihre Götter“. Die einen sagen, die religiö-

sen Vorstellungen seien nur der Reflex der jeweiligen sittlichen Anschauungen, der Mensch erschaffe seine Gottheit nach seinem Bilde, rohe oder kindliche Völker haben rohe oder kindliche religiöse Vorstellungen, sittlich hochstehende Völker haben auch verfeinerte und erhabene Begriffe von der Gottheit. Die andern sagen mit gleichem Rechte, daß die religiösen Vorstellungen der Völker der mächtigste Faktor für die Bildung sittlicher Anschauungen und Gewohnheiten für einzelne wie für Nationen gewesen sind.

Insbesondere ist's wohl unbestreitbare Thatsache, daß unsere gesamte moderne sittliche Bildung auf dem Mutterboden der christlichen Religion erwachsen, daß die christliche Kirche die Erzieherin der Kulturvölker gewesen ist. Es wäre ein Wunder, wenn's nicht so gewesen wäre, denn das Christentum ist der berufene Erzieher der Menschheit, im Christentume ist Religion und Sittlichkeit in so einzigartiger Weise geeint, christliche Religion so durch und durch sittlich, christliche Sittlichkeit so durch und durch religiös. Das ist das Christentum in seiner wahren Gestalt, so wie es rein und ungetrübt eigentlich nur in einem personifiziert uns entgegentritt. Dies Urbild sittlich religiösen Menschenlebens der Menschheit wieder in seinen ursprünglichen Farben zurückgegeben zu haben, wie es von denen gezeichnet ist, die „seine Herrlichkeit sahen", die Scheidewände verkehrter Vorstellungen und Anforderungen, die die Anschauung dieses Urbildes hinderten, hinweggerissen zu haben, ist das Verdienst der Reformation. Wen sollte es wundern, daß dieselbe nötig gewesen, daß der edle, zarte Inhalt christlicher Wahrheit und christlichen Lebens, sündigen Menschen anvertraut, der Verhüllung, Entstellung und Verderbnis ausgesetzt gewesen ist? Ja, es liegt in der Gestaltung des religiösen Lebens zur organisierten Gemeinschaft, zur Kirche, an sich eine Gefahr; zu leicht wird aus der lebendigen Wahrheit traditionelle Satzung, aus der freien Gefühlsäußerung mechanisches Formenwesen, aus der freien Willensbethätigung Observanz. Wer wollte sich wundern, daß auch die Reformation keineswegs völlig aus den dem Kirchenwesen anhaftenden Gefahren herausgeholfen hat? Und so finden wir denn, daß die moderne Kulturentwickelung, nicht ohne Schuld der Kirche, sich in einem fast stetigen Gegensatze gegen ihre alte Erzieherin bewegt hat. Emanzipation von einem geistigen Joche ist das Schlagwort moderner Kulturentwickelung gewesen, Emanzipation von den Ansprüchen einer Hierarchie, Emanzipation auch von der Autorität einer Schrift, welcher der Charakter eines Gesetzbuches beigelegt worden ist auch auf Gebieten, für welche sie selbst solchen Charakter nicht beansprucht. Angefangen hat der Konflikt auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, speziell der Astronomie, mit der Frage, ob die Sonne sich um die Erde drehe, oder umgekehrt. Zuzugestehen ist, daß die Kirche sich oft genug in dem Konflikte aus in gewissem Sinne wohlmeinendem, aber übelangebrachtem Konservativismus in eine schiefe Stellung gebracht hat, indem sie den Behauptungen und Beobachtungen der fortschreitenden Wissenschaft fast

gewohnheitsmäßig anfänglich ihr "non possumus" entgegengesetzt und sich oft erst spät und widerwillig zu einem "possumus" bequemt hat.

Die oppositionelle Richtung moderner Kultur nicht nur gegen die Kirche, sondern gegen die christliche Religion selbst ist dadurch zum Teil mitverschuldet. Eine ganze, fast unübersehbare Reihe neuer Religionskonstruktionen hat die Zeit hervorgebracht, welche dem Bedürfnis moderner Bildung besser entgegenkommen sollten. Deismus, Pantheismus, Materialismus, Pessimismus, Nihilismus &c. sind eigentlich alle neue Religionen in weiterem Sinne, deren bestechende Kraft nur in der Negation gegen die vielfach mißverstandene und falsch dargestellte christliche Religion besteht, während ihre positive Leistungsfähigkeit, die Grundlage für eine der christlichen ebenbürtige Sittlichkeit abzugeben, ihre Schwäche und Verkehrtheit an den Tag stellt.

Lange Zeit noch, nachdem man das Gebiet der Naturwissenschaft und der Metaphysik der Autorität der kirchlichen Tradition und der Bibel entrissen, hat man die Lehre vom Menschen als geistig sittlichem Wesen, die Sittenlehre, der christlichen Kirche noch als ihr Departement überlassen. Wie die Welt gebaut sei, welche Geschichte der Erdball gehabt, wie die geistige Natur des Menschen mit seiner leiblichen im Zusammenhange stehe, das soll man von der Wissenschaft lernen, aber was ein Mensch thun soll, um zu einer innern Harmonie mit sich selbst zu gelangen, um Trieb zum Guten und Trost im Leiden zu empfangen, um das zu lernen, dazu mag er immerhin die Kirche noch gebrauchen. Praktisch zeigt sich diese partielle Anerkennung in der häufig vorkommenden Erscheinung, daß Männer, die für ihre Person sich mit jedem religiösen Bedürfnisse abgefunden zu haben glauben, doch Frau und Kinder noch gerne der Leitung der Kirche überlassen, in dem Bewußtsein, ihnen den inneren Halt und Gehalt, den sie doch für dieselben für wohlthätig erkennen, nicht mitteilen zu können.

Eine ausgesprochene religionslose Sittlichkeit, ein Bestreben, eine der christlichen nicht bloß ebenbürtige, sondern sogar überlegene Sittlichkeit zu pflegen, ohne dabei der morschen Stützen transscendenter religiöser Vorstellungen bedürftig zu sein, der Anspruch, die Sittenlehre zum Range einer exakten Wissenschaft zu erheben, ist eine Erscheinung erst neueren Datums, aber wie ein breiter Strom unsere Gegenwart durchflutend; sie bildet in gewissem Sinne den Höhepunkt der begonnenen Emanzipation der Kultur von der Religion, und ist eben deswegen vielleicht und hoffentlich als ein Symptom einer beginnenden Abwendung dieser Kultur von ihrer bisher vorwiegend naturalistischen Richtung zu einer geistlichen anzusehen.

Der Positivismus oder Agnostizismus hat vielleicht seine Heimat in Frankreich, wo der Name zuerst populär geworden ist, er ist aber nicht ein bloß nationales Erzeugnis, sondern ein Kind unserer Zeit überhaupt mit ihrer Abneigung gegen Spekulation und Metaphysik, mit ihrem Streben, das gesamte Menschenleben auf Wissenschaft und alles Wissen auf exakte Erfahrung zu gründen. Daß wir die Dinge

nicht erkennen, wie sie sind, sondern nur wie sie erscheinen, das ist eine Erkenntnis nicht neueren Datums, sondern dem Christentume von Anfang an angehörig, aber vom Scholastizismus und Rationalismus jeweilig vergessen, seit Kant Gemeingut aller philosophischen Erkenntnis geworden. Während der Idealismus aber dem Menschen irgend ein Vermögen zuschreibt, über die Schranke der Erscheinungswelt eine Brücke zu schlagen, sei's im spekulativen Erkennen oder in der praktischen Vernunft, oder im Gefühl, und wenn er wenigstens das Verlangen und die Sehnsucht nach einem solchen Überschreiten der Schranke als ein dem Menschen eigentümliches Erbe anerkennt, richtet sich der Positivismus innerhalb dieser Schranke häuslich ein. Hinter dem: „ich sehe, daß wir nichts wissen können," steht ihm kein: „das will mir schier das Herz verbrennen," sondern er bemüht sich, das ganz in der Ordnung zu finden. Während vor allem die Anerkennung der sittlichen Forderung von jeher dazu geführet hat, hinter der Erscheinungswelt eine übersinnliche zu ahnen und zu postulieren, sieht der Positivismus gerade in diesem Anlehnungsbedürfnis eine Schwäche der bisherigen Sittenlehre und ein Hemmnis für die Entfaltung einer vernünftigen, zielbewußten, thatkräftigen Sittlichkeit. Lange genug, heißt es, ist die Sittlichkeit am Gängelbande religiöser oder spekulativer Erdichtungen einhergegangen, und der gegenwärtige sittliche Status der Menschheit mit seiner schreienden Reformbedürftigkeit zeigt, wie wenig sie dabei vorwärts gekommen ist; es ist Zeit, daß die Ethik als letztes Erzeugnis exakter Wissenschaftlichkeit auf die Grundlage sicherer Erkenntnisse gestellt werde; Geschichte und Naturwissenschaft liefern das Material dazu. Erfahrungsthatsachen werden gesammelt, aus diesen werden die Gesetze der sittlichen Entwickelung gefunden, die nun eben dieselbe wissenschaftliche Sicherheit beanspruchen, wie die Naturgesetze. Geschichte und Naturwissenschaft weisen auf das Gesetz der Evolution.

Das sittliche Bewußtsein, wie wir es bei einem normal ausgestatteten Menschen unserer Tage voraussetzen, ist nicht eine ursprüngliche Mitgift der Menschennatur, sondern etwas erst auf dem Wege der Entwickelung Erworbenes. Der Urmensch oder die Urmenschen haben sich (aller naturgeschichtlichen Analogie nach) in nichts von ihren tierischen Stammvätern unterschieden. Was darüber hinausgeführt hat, ist der Kampf ums Dasein mit dem survival of the fittest. Die beiden Naturtriebe, denen das Menschengeschlecht wie jede Gattung organischer Wesen zu gehorchen hat, und in deren harmonischer Befriedigung sich eben die größere oder geringere Stärke der ums Dasein kämpfenden kundgibt, sind der Trieb auf Selbsterhaltung und auf Erhaltung der Gattung, als deren ursprünglichste und roheste Formen der Nahrungstrieb und der Geschlechtstrieb auftreten. So hat sich „das Getriebe von Anfang an durch Hunger und durch Liebe" erhalten. Der Kampf mit den Naturmächten, der Tierwelt etc. führte zur Herden-, zur Stammes- und auf höherer Stufe zur Staatenbildung. Durch das Zusammen-

leben bildet sich allmählich eine Summe von Erfahrungen von dem, was dies Zusammenleben fördert und was es schädigt, was gut und böse ist; aus den Erfahrungen werden Gewohnheiten, und diese werden durch Vererbung zur zweiten Natur; so bildet sich die Sitte, deren Ursprung, durch so unzählige Einzelmomente bedingt, natürlich vom einzelnen nicht überschaut werden kann und die darum als übernatürlichen Ursprungs mit einem Heiligenscheine umkleidet zu werden liebt. Das Bewußtsein von der Unverbrüchlichkeit der so allmählich zustande gekommenen sittlichen Gesetze ist das Gewissen, dies also nicht etwas aus einer obern Welt in das Menschenherz Eingepflanztes, sondern etwas allmählich Erworbenes. Der zunächst wirkende mächtige Impuls zur Beobachtung der sittlichen Gesetze ist die Furcht vor menschlicher oder vor vermeintlich göttlicher Strafe, während auf der nun erreichten Stufe positivistischer Erkenntnis dieser niedere Impuls dem höheren weichen muß, den in uns von der Natur eingepflanzten Trieben in klarer Erkenntnis aus freiem Willen zu folgen. Das höchste Ziel, welchem die Natur selbst auf dem Wege langsamer gesetzlicher Entwickelung unverkennbar zuschreitet, und welchem zuzustreben darum die Pflicht und das Vorrecht jedes sittlichen Menschen ist, ist die Wohlfahrt des Ganzen. Diese Wohlfahrt des Ganzen ist nicht bloß Mittel zum Zweck für die Wohlfahrt des einzelnen, wie dies auch der gemeine Egoismus erkennen kann, sondern der Zug nach Gemeinschaft, der Trieb, der Gemeinschaft zu dienen, die eigene Freude in der Freude des andern zu finden, gehört so wie so zu den ursprünglichen Instinkten der Menschennatur; es ist also eigentlich nicht sowohl eine besondere sittliche Pflicht, der der Mensch im Widerstreit gegen seine egoistische Natur zu folgen hat, daß er den Nächsten liebe wie sich selbst, sondern es ist die Befriedigung eines freilich erst auf der höheren Stufe der Kultur richtig erkannten Triebes der eignen Natur, wenn er sein Wohl im Wohle des Ganzen sucht. Der Altruismus, wie der Erfinder A. Comte diesen philosophischen Ersatz für den Begriff der christlichen Nächstenliebe genannt hat, ist so gut und so ursprünglich Trieb der Menschenliebe, wie der Egoismus. Die Anerkennung dieses Naturtriebes ist nur auf der bisherigen Stufe der menschlichen Sittlichkeit, wie sie vorwiegend unter der Leitung der Religion erreicht worden ist, nicht zu ihrem Rechte gekommen, der Egoismus hat dominiert, aber die ganze Entwickelungsgeschichte der Menschheit zeigt deutlich, daß der sittliche Fortschritt in der Menschheit besteht in der allmählichen Ausgleichung der Forderungen des Altruismus mit dem des Egoismus, in der Austeilung der die Wohlfahrt fördernden Güter auf immer weitere Kreise, und daß das endliche Ziel, wonach die Natur mit der Menschheit hin will, ist — Solidarität der Menschheit, Teilnahme aller an allen Gütern.

Wer wollte es verkennen, daß ein ethisches System, das mit einem letzten Ausblicke auf ein Reich der Liebe endigt, in welchem die Selbstsucht überwunden sein wird, welches die Übung dieser Liebe als den

ureignen Trieb der Menschennatur betrachtet, in welchem dieselbe höhere Befriedigung ihrer selbst finden wird, als die Befriedigung des Egoismus je gewähren kann, viele ansprechende Züge an sich tragen muß? Ist es nicht vor allem ein Unternehmen, dem man nur Glück wünschen kann, wenn versucht wird, alle Überzeugung anstatt auf fremde Autorität auf sichere Erfahrung zu gründen? Ist nicht auch für den christlichen Glauben die Natur und die Menschengeschichte ein Buch, in welchem Gott seine Herrlichkeit und Heiligkeit lesen läßt? Ist es nicht dankbar hinzunehmen, wenn auf so viele Erweise des "natural law in the spiritual world" hingewiesen wird? Ist es nicht wohlthuend, wenn als Ziel der ganzen Erd- und Menschheitsentwickelung die sittliche Vollendung der Menschheit hingestellt und demnach als unerläßliche Grundlage aller auf Wohlfahrt gerichteten Reformen sittliche Erneuerung gefordert wird? Ist es nicht anerkennenswert, wenn bei dem Zusammenbruche aller ererbten Weltanschauung, für den in unserer Zeit kein einzelner verantwortlich gemacht werden kann, doch die Gewißheit festgehalten wird, daß der Mensch ein sittliches Wesen ist? In dieser Anerkennung dem christlichen Denken verwandter Züge kann auch nicht beirren die Anwendung der nun einmal gegenwärtig auf allen Gebieten exakter Forschung in Geltung befindlichen Evolutionstheorie. Es ist wahr, die Anwendung derselben auf das Gebiet der Ethik hat etwas Abstoßendes. Wenn es kein von Urahn in die Menschenbrust gepflanztes heiliges „Du sollst" gegeben hat, sondern wenn Gewissen, Pflicht, Gesetz, Ideal, etwas allmählich geschichtlich Entwickeltes sind, so scheinen die sittlichen Begriffe an ihrer Erhabenheit und Heiligkeit einzubüßen und etwas Relatives zu werden; was heute Pflicht ist, kann in zehn Jahren lächerlich oder unrecht sein. Dieser Einwand, daß sie die Welt des Idealen zertrümmert, trifft die ganze Entwickelungstheorie.

Indes doch nur scheinbar. Ist das Ideale auch nicht mehr der in die sichtbare Erscheinungswelt eintretende Ausgangspunkt eines Geschehens, so hört es darum nicht auf, das Ziel zu sein, auf welches die Entwickelung von Anbeginn angelegt ist. Ob es dem Schöpfer gefallen hat, erst eine dem Menschenleibe ähnliche Thonfigur zu bilden und diese durch Einhauchen seines Odems in einen Leib zu verwandeln, oder ob es ihm gefallen hat, den ersten Menschen aus einem Tierleibe entstehen zu lassen, das hat mit dem religiösen Glauben, daß Gott die Menschen geschaffen, und zwar zu seinem Bilde geschaffen, nichts zu thun. Die empirischen Anfänge vorstellig zu machen und für die Wißbegierde abzumalen, hat die göttliche Offenbarung nun einmal nicht für ihre Aufgabe gehalten, dieses Vorstelligmachen ist Sache der wissenschaftlichen Forschung, Schlußfolgerung, Vermutnng. Daher wird der Anhänger älterer Vorstellungen der neueren vielleicht mit etwas Abneigung begegnen und wird sein Recht behaupten, so lange der neueren Theorie nicht zu glauben, bis sie sicherer bewiesen sei, aber einen grundstürzenden Angriff auf seine heiligsten Überzeugungen wird

er darin nicht sehen. Dasselbe gilt von der Anwendung der Evolutionstheorie auf die Sittlichkeit. Gesetzt, wir hätten uns die Entwickelung der gesamten Menschheit analog zu denken wie die jedes einzelnen Kindes, würde damit die Unbedingtheit der sittlichen Forderung aufgehoben? Merken wir denn am Kinde etwas von dem Besitze eines kategorischen Imperativs, gibt's einen Moment in der Jugend, der mit dem Vollbesitze des sittlichen Bewußtseins ausgefüllt wäre? Der Besitz der sittlichen Anlage, der das Menschenkind vom Affenkinde unterscheidet, schließt das nicht aus, daß die sittlichen Begriffe dem Menschen anerzogen werden müssen, und daß ohne den Einfluß der Erziehung die Anlage nichts helfen würde. Ist der Mensch nur erst durch seine Geschichte Mensch geworden, ist er's darum weniger durch Gottes Schöpfung? Ist nicht die Geschichte göttliches Walten? Und wenn der Kampf ums Dasein, was noch unbewiesen ist, wirklich das einzige simple Prinzip des gesamten Menschheitsfortschritts wäre, wäre es denn nicht erst recht wunderbar, daß mit so simplem Mittel so Großes erreicht wird, daß aus dem bellum omnium contra omnes schließlich eine Harmonie sich entfaltet, ein Menschenreich, in welchem die Nächstenliebe das höchste Prinzip ist?

So könnte man vom Standpunkte des Wortes Joh. 7, 21 aus einer Bestrebung, die es sich zur Aufgabe macht, die Menschheit an die Forderungen ihrer sittlichen Natur zu erinnern und auf den Ernst hinzuweisen, mit welchem in der Naturordnung die Übertretung der sittlichen Ordnungen gerächt wird, nur Glück wünschen, in der Hoffnung, daß aus den ernsten sittlichen Streben ein Eindringen in die Wahrheit sich entfalten möge.

Dazu wäre freilich bei den Anhängern dieser Richtung noch eine große Wandelung nötig, denn die Ablehnung der Religion als Hilfsmittel zur Erreichung ihres Zieles ist eben auch ein Charakteristikum dieser Richtung. Ist im allgemeinen die Haltung ihrer Vertreter der Religion gegenüber eine anständigere und reservierte als die der Materialisten, erkennen sie der Religion sogar eine relative Berechtigung und Notwendigkeit für gewisse, großenteils der Vergangenheit zugehörige Kulturstufen zu, so verwehren sie sich doch entschieden gegen die Hereinziehung der Religion in das System einer rein wissenschaftlichen Ethik. Die Einwände, welche die autonome Moral gegen die religiöse erhebt, sind mannigfaltige und keineswegs alle neu; sie behufs einer Widerlegung ausführlich namhaft zu machen, liegt nicht im Plane dieser Erörterung.

Der erste Einwand richtet sich gegen die Unsicherheit der religiösen Moral. Religiöse Überzeugungen waren in früheren Jahrhunderten das Gewisseste alles Gewußten; auf den Universitäten des Mittelalters und der Reformationszeit konnte die theologische Fakultät vor den übrigen den Vorrang beanspruchen "propter principiorum certitudinem". Das ist heute anders geworden. Die Religion ist heutzutage das bestrittenste. Namentlich ist der heutigen Menschheit das

Auge geöffnet wie nie zuvor für die Existenz des Übels in der Welt; das macht die Gesinnung der heutigen Menschheit zu einer durchweg skeptischen, und wollte man die Sittlichkeit auf die Religion bauen, so würde die religiöse Skepsis die sittliche nach sich ziehen.

Dazu kommt die Verschiedenheit der Religionen und vollends die der religiösen Meinungen. Auf welche von den Religionen und Konfessionen sollte man die Sätze der Sittlichkeit bauen? Die Religion eignet sich so wenig zu einem Einheitsbande der Menschheit, daß sie vielmehr die Menschen am allermeisten trennt; nur eine rein humane, von allen religiösen Vorstellungen absehende Sittlichkeit kann das einigende Band für die Menschheit werden.

Keine religiöse Moral ist völlig überzeugend, jede hat ihren Quell und ihre Norm an etwas außer dem Menschen Liegendem, geht nicht aus des Menschen ureigener Natur hervor. Die religiöse Moral ist nicht selbständig, ihre Motive sind nicht rein; die Furcht vor der Strafe und die Erwartung eines Lohnes verunreinigen das Motiv der wahren Sittlichkeit, daß das Gute um sein selbst willen gewollt werden soll.

Die Einmischung religiöser Motive lähmt die sittliche Energie. Der Glaube an eine allwaltende göttliche Vorsehung hindert die eigene Anstrengung, das Vertrauen auf die göttliche Gnade verführt zu sittlicher Leichtfertigkeit. Die Richtung des Gemütes auf das Übersinnliche absorbiert die besten geistigen Kräfte der Menschheit, die mystische Liebe zu Gott oder die sentimentale Tändelei mit dem süßen Jesus absorbiert die Kraft der Liebe, die die leidende Mitmenschheit so nötig haben würde. Der Hinweis auf das bessere Jenseit hat immer dazu dienen müssen, die dringenden Forderungen auf Besserung des Diesseit auf die lange Bank zu schieben. Kurz, so neutral der Agnostizismus der Religion und der Irreligiosität gegenüber sein will, schließlich ist doch die Konsequenz der Anklagen gegen die Religion ausgesprochen in dem Worte Proudhons: „Gott ist der Feind der Menschheit," und: „das Paradies auf Erden kommt nicht, wenn nicht Gott erst aus der Welt geschafft ist."

Es wäre gewiß unzutreffend und ungerecht, wenn man sagen wollte, die soeben skizzierten Einwürfe gegen die Gründung der Moral auf Religion seien die Motive gewesen, aus welchen die Ausweisung des Religionsunterrichtes aus unserem öffentlichen Schulunterrichte gefordert sei. Im Gegenteile dürfte sich vielleicht nachweisen lassen, daß der Geist der unser Schulwesen bestimmenden Gesetzgebung dahin geht, daß auf eine Ergänzung des Schulunterrichtes durch häusliche und kirchliche Erziehung gerechnet wird. Aber praktisch, wird man doch sagen, kommt es auf dasselbe hinaus, und die Anhänger des Agnostizismus werden mit unserem Unterrichtssysteme zufrieden sein. Wo die Ergänzung durch häusliche und kirchliche Erziehung fehlt, und wie vielfach fehlt sie nicht? da werden schließlich die gleichen Resultate herauskommen, welche aus der Annahme der positivistisch-agnostischen Denkweise sich überhaupt ergeben müssen.

Sittlichkeit und Religion sind so enge verschwistert, daß niemand die eine verstoßen kann, ohne die andere zu verletzen. So wenig man den Menschen in zwei Hälften, in eine wollende und eine empfindende, entzwei schneiden kann, so wenig läßt sich wahre Moral von wahrer Religion trennen. Ein berechnender Eudämonismus und Utilitarismus kann bestehen auch ohne Religion. Ein Mensch kann überlegen: so und so muß ich handeln, wenn ich will den größten und dauerndsten Vorteil davon haben, Kinder können gedrillt werden, damit sie die nötige Klugheit und Selbstbeherrschung gewinnen, um im Kampfe ums Dasein möglichst obenauf zu kommen; aber das ist keine wahre Sittlichkeit. Wahre Sittlichkeit hat, wie die Religion, ihren Quell und ihr Ziel in einer unsichtbaren Welt, sie läßt sich nicht auf Überlegungen, auf logische Schlüsse, auf Wissenschaft gründen, sondern beruht in letzter Beziehung immer auf Glauben, sie ist wie die Religion, ein Kind der Freiheit, ein freiwilliges Anerkennen eines Höchsten. Daher würde sich auch herausstellen, daß die Sittlichkeit, wenn anders sie bleiben will, was sie proklamiert, in ihrem Kampfe mit der Unsittlichkeit ganz denselben Gefahren und Widerständen ausgesetzt sein würde, wie die Religion von seiten der Irreligiosität.

Die religiöse Moral soll unsicher sein; der religiöse Glaube kann der hereinbrechenden Skepsis nicht länger widerstehen, das Übel in der Welt ist zu flagrant, das Vertrauen und die Ehrfurcht gegen den geheimnisvollen Hintergrund aller Dinge bietet keinen Halt mehr, das Gebot: „Du sollst das thun, weil es Gott geboten hat," zieht nicht mehr, darum ein neu Gebot: „Du sollst, weil du sollst!" Ja es ist gewiß etwas Schönes und Großes, wenn ein Mensch im geistigen Kampfe mit sich selbst, der Welt und dem Satan, tiefer und tiefer in den Triebsand des Zweifels und der Verneinung versinkend, endlich mit seinen Füßen auf den bed-rock zu stehen kommt: „Es muß recht sein, recht zu thun". Aber was ist das anders als ein Satz des Glaubens? Warum muß es recht sein und was heißt recht thun? Der Positivismus weist auf unsre eigne Menschennatur und sagt, der Altruismus sei unser Naturtrieb, wir sollen unsern Nächsten lieben und für die Menschheit leben, weil unsere Natur es fordere. (Das ist ja auch wahr, so wahr Gott uns zu seinem Bilde geschaffen hat, aber von dem „um Gottes Willen" will ja der Positivismus nichts wissen.) Wer sagt mir denn, daß meine Natur das fordere? Mein Egoismus, mein Haß, meine Trägheit, und wie meine Schönheiten alle heißen mögen, sind auch meine Natur, und warum soll ich jener Natur folgen und nicht dieser? Und ist die Natur meines Nebenmenschen besser als die meine? Warum soll ich ihn mehr lieben als mich selbst, wenn er doch ebensowenig liebenswürdig ist? Und wird daraus, daß man Millionen von Menschen addiert, an denen 25 Prozent Gutes und 75 Prozent Verächtliches sich findet, ein liebenswürdiges Ganze? Nein! Ob es jemals gelingen wird, die Menschheit als Ganzes zu einem schönen sittlichen Ganzen zu einen, das weiß der liebe Gott, wir wissen's nicht;

aber so viel ist gewiß, mit der religionslosen Sittenpredigt, mit dem Hinweise auf die edele, gottlose, aber altruistische Menschennatur wird es nicht gelingen, sondern nur dann, wenn es gelingen wird, die Überzeugung in der Menschheit wachzurufen: "Tu deus fecisti nos ad te".

Die Religion trenne die Menschen, während die Sittlichkeit sie einigen solle. Das ist ja wahr, die Religion trennt, aber nicht das Zusammengehörige, sondern das, was geschieden sein muß; „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert!“ Es ist auch wahr, daß sie in einer Mannigfaltigkeit verschiedener Bethätigungen in die Erscheinung treten muß, da sie die natürlichen Unterschiede nicht aufhebt, und daß sie darum als die Erzeugerin von Verschiedenheiten auftritt, die ohne sie nicht vorhanden sein würden; sie erzeugt verschiedene Dogmen, verschiedene Kultusgebräuche, verschiedene Gemeinschaftsverfassungen, und diesen Verschiedenheiten wird vielfach eine Wichtigkeit beigelegt, daß über ihnen die dringendsten Motive, durch welche Menschen geeinigt werden sollten, in den Hintergrund gedrängt werden. Sollte es aber der Sittlichkeit anders ergehen? So gut, wie man sagen kann, in der Beurteilung dessen, was gut und böse ist, seien alle anständigen Menschen einig, so gut kann man auch sagen, daß über das, was zur wahren Religion gehört, Gottesfurcht, Gottvertrauen u. s. w. alle frommen Menschen einig seien. Im übrigen trennen die sittlichen Fragen ebensosehr, wie die religiösen, und die Seitenbildung wäre durch Ausscheidung der Religion nicht vermieden; Beispiel: die Parteien in der Politik, in der es sich doch nicht bloß um ordinäre Rauferei um die Beute handelt, sondern doch auch um die Beurteilung sittlicher Fragen.

Die übrigen Einwände sind nicht gegen die Religion an sich, sondern gegen Entstellungen derselben gerichtet, gegen welche sie zum Teil berechtigt sind. Wer wollte dafür Bürgschaft übernehmen und dafür sorgen, daß nicht, so gut wie die beste Religion sich nicht der Trübung durch menschliche Verkehrtheit hat entziehen können, die Sittlichkeit auch in die Verderbnis herabgezogen würde, daß nicht auch das faule Gewächs eines sittlichen Pfaffentums emporwuchern würde? Die wahre Religion hat stets eine Regenerationsfähigkeit bewiesen, weil sie aus unversiegbarer Quelle schöpft; woher die von Gott emanzipierte Sittlichkeit sie hernehmen sollte, ist nicht abzusehen.

In Summa, die Sittlichkeit wird, wenn anders sie ihren Charakter als höchste Bethätigung der menschlichen Freiheit behaupten will, in ihrem Laufe durch die Geschichte denselben Kampf mit der fleischlichen Menschennatur zu kämpfen haben, wie die Religion, und sie wird sich ihrer besten Bundesgenossin berauben, ja vielmehr ihr eigenes besseres Selbst verlieren, wenn sie von dem absehen will, was die Quelle ihrer Kraft ist.

Von dem nun, was von den abstrakten Begriffen Sittlichkeit und Religion gilt, daß sie zusammengehören wie Ein- und Ausatmen, und daß der Erstickungstod eintreten muß, wem eine der Thätigkeiten sistiert

wird, läßt sich auch der Schluß auf die konkreten Verhältnisse machen. Wie ein Begriff von Sittlichkeit, der nicht in seiner Konsequenz zum Gedanken Gottes führt, unvollkommen sein muß, so kann ein Volk, dessen Sittlichkeit nicht die Erfüllung des Willens Gottes zu ihrem Antriebe und Ziele hat, auf die Dauer sich nicht auf der Höhe einer würdigen Sittlichkeit erhalten. Es ist wahr, der einzelne kann sich diesen Zusammenhang von Sittlichkeit und Religion oft lange verbergen, er kann vom Erbe der Väter zehren, ohne es zu wissen. Es können in einem Volke die Interessen an sittlichen Fragen, die Anforderungen zur Abstellung sittlicher und sozialer Mißstände ein überwältigendes Übergewicht haben, so daß die Rücksicht auf religiöse Meinungsverschiedenheiten nur als von der Hauptsache ablenkend und hinderlich erscheint, daß es eine Berechtigung hat, wenn vorerst die Pflege religiöser Interessen dem Belieben des einzelnen anheimgestellt und die Volkskräfte vor allem zur Lösung dringender sittlicher Forderungen aufgefordert werden. Darum aber ist es doch nicht wahr, daß die Religion ausschließlich Privatsache sei, und daß ein sich selbst regierendes Volk als Ganzes gar kein Interesse daran habe, ob seine Angehörigen Religion haben oder nicht. Natürlich ist sie in dem Sinne Privatsache, als sie niemand aufgezwungen und für niemand in Stellvertretung angenommen und geübt werden kann; aber daß es einem Staatswesen gleichgültig sein sollte, ob seine Bürger Brahmanen oder Feueranbeter oder Buddhisten u. s. w. seien, das kann nimmermehr wahr sein. Und darum kommen wir zu dem Schlusse, daß unserm vom Staate geleiteten Schulwesen, in welchem, wenn auch wohl hie und da ein Auge zugedrückt wird, doch konsequenter Weise jede Bezugnahme auf Religion in der sittlichen Unterweisung ausgeschlossen ist, ein Manko anhaftet. Ob der bisher betretene Ausweg, wonach der Staat denjenigen seiner Angehörigen, die diesen Mangel bedauern, zuruft: „Help yourself, wollt ihr religiöse Unterweisung, so gründet Privatschulen," gerecht, segensreich und auf die Dauer durchführbar sei, das ist eine überaus wichtige Frage.

Wir wissen wohl, daß die Stimme eines einzelnen und einer kleinen Gemeinschaft, wie die unsere ist, viel zu wenig Aussicht hat, an den bestehenden Verhältnissen irgend etwas in absehbarer Zeit zu ändern; wir werden auch zugestehen, daß wir schwerlich ein Heilmittel vorzuschlagen haben, gegen dessen Anwendung keine Bedenken zu erheben wären, und es kann den Anschein haben, als müsse eine Diskussion über die Frage, ob unserem öffentlichen Schulwesen ein Mangel anhafte, und wie ihm abzuhelfen sei, um einen starken Ausdruck zu gebrauchen, in eine müßige Kannegießerei verlaufen. Auf der andern Seite ist aber doch zu sagen, daß bei Aufgaben, die durch gemeinsame Leistung, durch Mitwirkung vieler zu lösen sind, auch das einzelne, unbedeutende nicht zurückzuweisen ist. Daß wir als Gemeinschaft zur Mitwirkung an der vorliegenden Aufgabe berufen sind, ist zweifellos.

E. Otto.

Der Optimismus Pauli.

Daß Paulus ein Optimist gewesen, bedarf keines Beweises. Ein Mann, dessen Lebens- und Weltanschauung mit dem Ausblicke schließt, daß Gott sein wird alles in allem, daß die Teilnahme an der Vollendung für die, welchen sie bereitet ist, zugleich ein königliches Mitherrschen, ein Verherrlichtwerden von einer Herrlichkeit zur andern ist, und daß dies unsagbar herrliche Ziel mit unverbrüchlicher Gewißheit eintreten wird, ist im höchsten Sinne ein Optimist. Wenn man freilich unter Optimismus eine Einseitigkeit der Lebensanschauung versteht, die auf Beschränktheit des Gesichtskreises und Mangel an Willensenergie beruht, so würde man ihn freilich dem Paulus keineswegs zuschreiben dürfen. Optimismus im niederen Sinne beruht oft auf einer Unkenntnis der Wirklichkeit, bei Menschen, die, in begünstigten Lebensverhältnissen sich bewegend, von der Rauheit des Schicksals und der Bosheit der Menschen wenig Erfahrung gemacht haben und dieselbe Gunst der Verhältnisse, die sie selbst umfängt, arglos nach allen Seiten hin ausgedehnt sich zu denken lieben. Oder er beruht als eine Art Galgenhumor auf einem Gefühle unverwüstlicher Kraft und Lebenslust unter allen Widrigkeiten des Lebens, bei Menschen, die sich keine höhere Aufgabe gesteckt haben als die, im Kampfe ums Dasein sich durchzuschlagen, in deren Bewußtsein nie mit voller Klarheit der Ernst einer Aufgabe eintritt, der gegenüber jedes menschliche Kraftgefühl erlahmen und der zermalmenden Empfindung der Ohnmacht weichen muß. Oder er entspringt aus engherzigem Egoismus bei solchen, die es absichtlich und aus Gewohnheit grundsätzlich von sich ablehnen, in ihrer Mitwelt Mißstände und Leiden zu sehen und mitzuempfinden, und die dann allen gegenüber sich in das behagliche Gefühl einzuhüllen lieben: „So wird doch Friede sein zu meinen Zeiten." Oder er entspringt aus der Trägheit des Willens, die es für erträglicher hält, sich in der Unbehaglichkeit der Zustände häuslich einzurichten, anstatt mit Aufopferung ihrer Ruhe dagegen anzukämpfen. Wer wollte leugnen, daß bei Paulus von allem das gerade Gegenteil vorhanden ist?

Man mag sich, obwohl ja dies auch schwerlich zutreffend ist, einen Johannes als ein kindlich unbefangenes Gemüt von unvergänglicher Jugendlichkeit gedacht haben, das nur von einer großen Passion, der Liebe zu seinem Meister, erfüllt, mit nach oben gerichtetem Antlitz gleichsam geschlossenen Auges durch die Menschenwelt gegangen sei, überall nur Liebe sehend; bei einem Paulus ist diese Vorstellung niemand eingefallen. Paulus ist der Mann von Welterfahrung, der Menschenkenner, der jede Situation geistig beherrscht, in die er eintritt, der sich von nichts und von niemand imponieren läßt, der nüchternen Auges die Dinge und die Menschen sieht, wie sie sind. Er ist kein Buchgelehrter, kein still in sich gekehrter kontemplativer Charakter, der sich begnügt, sich in den Kreis seiner eignen Ideen einzuspinnen und den Lauf der Welt sich selber zu überlassen, zufrieden, sein eignes kleines Reich beherrschen zu können, sondern der Mann der That, der geborne

Reformator, schon vor seiner Bekehrung ein Missionar, der willens war, für das, was er für Gottes Willen hielt, sein Leben einzusetzen, keineswegs geneigt, die Verwirklichung der Ideale, die er anstrebt, von der verlangenden Empfänglichkeit und Bereitwilligkeit der Menschen zu erwarten, vielmehr geneigt, die ganze, seine Mitwelt beherrschende Strömung als eine seinen Idealen feindselige zu betrachten, gegen die mit aller Kraft angekämpft werden muß. Da ist nichts von einem Sichabfinden mit Zuständen, die nun einmal ohne Unbequemlichkeit und Anstrengung nicht abgestellt werden können, nichts von einem Herabmindern des Ideals, um die Wirklichkeit mit demselben annähernd erträglich zu versöhnen. Da ist vor allem aber auch nichts von der Überschätzung der eigenen Kraft, wie sie dem möglich ist, der die Kraft nicht an der höchsten menschlichen Aufgabe gemessen hat, der sich nicht gesagt hat: ehe ich etwas Taugliches wirken kann, muß ich erst etwas Taugliches sein, muß gerecht sein vor Gott. Überschätzung der Kraft kann nur bei dem sich finden, der die Macht der Sünde in der Welt und im eigenen Wesen nicht empfunden hat; der Apostel aber, der Röm. 7 geschrieben hat, läßt uns darin ein Blatt seines innersten Erfahrungslebens lesen, zeigt uns, wonach er gestrebt, nach welchem Maßstabe er sich gemessen hat, wie er die Kluft zwischen seinem Sein und seinem Sollen empfindet, wie er sein ganzes Wesen beurteilt. Und dennoch, trotz der energischen Selbstverurteilung, trotz der tiefen Erkenntnis von der Verderbtheit der menschlichen Natur, ist doch der Ausdruck für die innerste und allbeherrschende Grundstimmung des Apostels nicht in dem trüben Klageworte des Pessimismus enthalten: „Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt?" sondern in den triumphierenden Worten: „In dem allen überwinden wir mit!" und: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes."

Worauf beruhte dieser Optimismus? Es kann gewiß keine treffendere, umfassendere Antwort gegeben werden, als: auf seinem Glauben. Aber genau besehen, ist doch diese Antwort eben darum so zutreffend, weil sie eine Tautologie ist. Nun ist ja die Anwendung der Tautologie nicht in allen Fällen ein Fehler, sondern sie ist notwendig allen individuellen Erscheinungen gegenüber, die sich nicht unter allgemeinere Kategorien subsumieren, die sich nicht definieren, sondern eben nur anschauen lassen. Auf die Frage: wer war Cäsar? kann doch nicht genügend mit den allgemeinen Angaben geantwortet werden: er war ein Feldherr, ein Staatsmann, ein Schriftsteller, sondern: Cäsar war eben Cäsar; aber die tautologische Antwort genügt doch nicht, sondern verlangt zu ihrer Vervollständigung eine annähernde Veranschaulichung seines Lebensbildes. So ist auch der Glaube des Paulus oder der Christenglaube etwas Individuelles, mit nichts anderem Vergleichbares, nur für den annähernd verständlich, der eben eine Anschauung, d. h. in diesem Falle eine innere Erfahrung davon hat. Die

Behauptung: „Der Optimismus des Paulus beruhte auf seinem Glauben", ist daher ungefähr analog mit der andern: „Die Bedeutung Cäsars als Feldherr beruhte darauf, daß er eben Cäsar war": dabei wird leicht zu viel vorausgesetzt, als wisse man genau, was Cäsar gewesen ist.

Es ist gewiß anerkennenswert und als fördernd für die Erkenntnis der Schriftwahrheit zu begrüßen, wenn die neuere Theologie (es ist nicht bloß die neuste gemeint) durch den Zweig der biblischen Theologie, als historischer Wissenschaft, die geistige Eigentümlichkeit der einzelnen biblischen Schriftsteller individuell zu erfassen und als ein auf sich selbst beruhendes, von anderen sich abhebendes Ganzes darzustellen gesucht hat. Die altprotestantische Theologie faßte die Schriftwahrheit als ein Ganzes auf, als ein architektonisches Kunstwerk, dessen Gliederung durch logischen Zusammenhang bedingt war. Sie war sich dabei der Übereinstimmung mit der Schrift bewußt und bekundete dies dadurch, daß sie die Beweisstellen, die dicta probantia, für die einzelnen dogmatischen Aufstellungen aus den einzelnen biblischen Schriften promiscue entnahm. Das Produkt der Neuzeit, die biblische Theologie, sieht die Schrift an als einen Garten, in dem jede Blume in besonderer Farbe und Gestalt zur Harmonie des Ganzen beiträgt. Aber es kann in dem Streben, jeden Schriftsteller in seiner Eigentümlichkeit zu begreifen, auch zu weit gegangen werden, wenn dabei vergessen wird, daß doch jeder an der gemeinsamen Quelle schöpft, und daß es doch nicht mehr als billig ist, jedem seinen Anteil an dem geistigen Gesamtbesitze zuzugestehen und seine Aussagen aus ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen zu verstehen. Sonst kann, dies auf Paulus angewendet, ein Lehrsystem aufgestellt werden, das aus lauter paulinischen Worten zusammengestellt ist, und das doch keine zutreffende und gerechte Darstellung seiner Gesamtanschauung ist.

Man hat, wie dies in einem neuerlich erschienenen Buche (Wernle: Der Christ und die Sünde), das unseres Erachtens besser ungeschrieben geblieben wäre, geschehen ist, Paulus zu einem Enthusiasten oder theoretisierenden Doktrinär gemacht, der, unbekümmert um die wirklichen Zustände seines eigenen Lebens und der von ihm gestifteten Gemeinden, aus seinen Ideen ein Welt- und Gemeindebild sich gesponnen habe: „Als Jude und Pharisäer war Paulus von Haus aus mit den Erwartungen eines sich über die Völkerwelt erstreckenden Messiasreiches erfüllt. Der Pharisäer war überzeugt, daß Israel vermöge seiner Rechtbeschaffenheit vor Gott den Grundstock zu diesem Reiche bilden werde, wußte aber auch, daß es wohl durch strenges Halten am Gesetz das Kommen dieses Reiches vorbereiten, aber nicht dasselbe herbeiführen könne, sondern daß dazu das Kommen des Messias erforderlich sei, und daß mit dem Kommen des Messias die neue Zeit anbrechen werde, in welcher die irdischen Widerstände überwunden und die Grundsätze des Gottesreichs nach allen Seiten siegreich geltend gemacht würden. Die scheinbar antinomistischen Äußerungen des Stephanus haben Paulus mit Widerwillen und Haß gegen die neue Sekte und

ihren Stifter erfüllt und ihn zum Verfolger des Christennamens gemacht. Da gibt das wunderbare Erfahrnis vor Damaskus seinem Leben den Wendepunkt. Christus erscheint ihm, offenbar nicht als ein Mensch von Fleisch und Blut, aber in Wirklichkeit, in übersinnlicher Existenz. Dadurch erschließt sich dem Paulus die Gewißheit einer übersinnlichen Welt, eines Jenseits. Durch den Erweis seines Daseins nach seinem Tode ist ihm Christus auch beglaubigt als der Messias, ja als der Sohn Gottes in Macht. Seine energische Natur hat Paulus schon vor seiner Bekehrung zu einer tieferen Erfassung des Gesetzes, und damit auch der Sünde und ihrer Folgen geführt. Das Gesetz sagt nicht nur, du sollst nicht töten, rauben, ehebrechen, sondern auch: laß dich nicht gelüsten,'und das, hat er empfunden, kann ich nicht; das Gesetz verlangt eine völlige Reinheit des Wesens, eine Übereinstimmung aller Gedanken und Triebe mit Gottes Willen, und: — „In mir, das ist in meinem Fleische, ist das Gute nicht wohnend," „Ich elender Mensch, wer wird mich befreien von diesem Leibe des Todes?" Wer der Sünde entgehen will, muß dem Fleische entgehen.—Da erscheint ihm Christus; er ist ein Mensch im Fleische gewesen, wie wir, und—er lebt, er ist dem Tode entgangen, wodurch? Auf demselben Wege, den Paulus auch für sich als den einzig menschenmöglichen erkannt; er ist dem Tode entgangen, dadurch, daß er dem Fleische entgangen, er ist als Mensch im Fleische gestorben und lebt im verherrlichten Wesen des Geistes. Warum konnte er's, und wir nicht? Sein Leben in der Erhöhung setzt ein ihn von allen Menschen unterscheidendes, absolut sündenreines irdisches Leben voraus, er ist höheren Ursprunges, Gottes Sohn. Wenn er aber das war, wozu ist er vom Himmel gekommen, hat menschliche Natur angenommen, gelitten und Gehorsam gelernt bis zum Tode? Offenbar nicht für sich, sondern um uns von der Last der Sünde und des Todes zu befreien, uns das Leben in und mit Gott mitzuteilen, dessen er sich selbst erfreut. Daher ist die Erscheinung des Auferstandenen für Paulus nicht nur der Grund seines Glaubens an die Göttlichkeit des Messias, sondern auch an seine eigene Begnadigung. Was heißt aber in seinem Sinne Begnadigung? Nichts geringeres eben, als Befreiung von diesem Leibe des Todes, als eine Neuschöpfung. Darum kann er dem Verzweiflungsrufe: „Wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes," das Triumphwort hinzusetzen: „Ich danke Gott durch Jesum Christum, unsern Herrn." Die Leistung Christi nur als einen Notbehelf anzusehen, der angenommen wird, weil das eigentliche Ziel, die Befreiung der Menschen von ihrer sündigen Natur, ihre Heiligung und Verherrlichung doch nicht erreicht werden könne, ihr bloß eine stellvertretende Wirkung zuzuschreiben, infolgederen der Zusammenhang zwischen der Sünde und ihrer Strafe nur auf eine äußere Weise aufgehoben wird, dazu hätte sich wohl irgend einer seiner jüdischen Zeitgenossen verstehen können, der Jesu Tod in Analogie mit den stellvertretenden Opfern seines Gottesdienstes setzte, Paulus selbst vermochte das nicht; er verlangte mehr, nicht bloß eine Befreiung von der

Folge der Sünde, sondern von ihrer Macht. Die Begnadigung besteht ihm demnach in einer Selbstmitteilung Christi in seinem geistigen Wesen, darin, daß Christus in ihn eintritt und das beherrschende Zentrum seines Lebens wird, daß er ihn mit sich selbst eins macht und erfüllt. Diese Darstellung allein entspricht seiner persönlichen inneren Erfahrung. So spricht er: „Da es Gott gefiel, seinen Sohn (nicht bloß mir, sondern) in mir zu offenbaren." „Ich bin mit Christo gekreuzigt." „Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus in mir." „Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorgehen, der hat hellen Schein in unsere Herzen gegeben" u. a. Es ist auch keinem Zweifel unterworfen, daß diese Darstellungen bei Paulus der Wahrheit entsprachen, daß bei ihm infolge seiner religiösen Erleuchtung auch eine sittliche Umwandlung erfolgt ist, und daß er dank der rastlosen Hingabe an seinen, alle Thätigkeit in Anspruch nehmenden Beruf und der immer belebenden Hoffnung auf das baldige Eintreten der Vollendungszeit in besonderer Weise sittlich bewahrt worden ist. Mit Lauterkeit kann er von sich sagen, daß er sich übe, ein gutes Gewissen zu haben allenthalben, beides, gegen Gott und Menschen, daß er meide auch heimliche Schande, daß er sich nichts bewußt sei, das er habe, womit er sich rühmen könne, daß er nicht nach dem Fleische wandle, sondern nach dem Geiste.

Nun aber hat Paulus mit einem großartigen enthusiastischen Optimismus seine eigene persönliche Erfahrung verallgemeinert, und bei seiner Neigung zu dialektischer Deduktion auch mit theoretischem Doktrinarismus diese Verallgemeinerung zu begründen gesucht. In der begeisterten Zuversicht, die ihm seine Schauung Christi gibt, daß die künftige Welt schon angebrochen, Sünde und Gesetz abgethan, die Unterschiede von Nationalität, Stand, Geschlecht aufgehoben sind, verkündet er das Evangelium von der Gnade Gottes, die jedem, der das Wort annimmt, bedingungslos die Sünden des ganzen Lebens vergibt, die Errettung im künftigen Gerichte zusichert und die Erstlingsgabe des heiligen Geistes gewährt. Ohne sich vorerst ihres Bruches mit der Sünde zu vergewissern, nimmt Paulus die Gläubiggewordenen in die kultische Gemeinschaft der Kirche auf, die er in Nachwirkung der jüdischen Anschauung als die Gemeinde der Heiligen, als den Tempel des Geistes ansieht, so, daß ihm die Teilnahme an ihrem, dem wahren Kultus, ohne Rücksicht auf die sittliche Bewährung, den Anteil am Messiasreiche verbürgt. Auch der Geist ist ihm ursprünglich eine Größe mehr metaphysischer Art, welche Wunder, Weissagung, Ekstasen, Gnosis wirkt, den Gläubigen dem niederen Fleischesleben entnimmt und ihn zum Jenseitmenschen stempelt. So viele ihrer getauft sind, die haben Christum angezogen, sie sind der Sünde gestorben, sind ins himmlische Wesen versetzt. Da nun aber die Erfahrung selbst einen Paulus belehren muß, daß die von ihm gemachte Voraussetzung der sittlichen Umwandlung im Gefolge der religiösen, durchaus nicht immer in dem erwünschten Maße zutrifft, so knüpft er mit einem Sprunge, den er

selbst nicht merkt, an die indikative Aussage von der dem Gläubigen anhaftenden Naturnotwendigkeit, nicht zu sündigen, sondern Gutes zu thun, fortwährend den Imperativ an, der Heiligung und Liebe fordert, und stellt Forderungen auf, die gar nicht nötig sein würden, wenn die vorangehenden Voraussetzungen richtig wären. Diese Forderungen begründet er in erster Linie auf die Furcht vor dem göttlichen Gerichte, sodann auf den Charakter der Heiligkeit, welchen die Gemeinde als Inhaberin des Geistes haben muß. Dabei verliert dann der Glaube seine Bedeutung als Grund der Heilsgewißheit, denn in unlösbarem Widerspruche mit dem früheren Satze, daß, wer glaubt, gerettet werden wird, heißt es nun, daß das Gericht nach den Werken ergeht. Der Christ kann und soll durch Gottes Gnade sündenfrei sein und bleiben, und wenn er gesündigt hat, sich rasch bessern oder durch die Gemeine gebessert werden; dabei leidet die Glaubensgewißheit, und das Christenleben gerät in beständige Unsicherheit, da die schroffe Scheidung zwischen dem sündenlosen Leben im Geiste und dem sündigen natürlichen Leben die Anschauung zur Folge hat, daß mit jeder Sünde der Besitz des Geistes verloren sein muß. —

So sehr die erste Hälfte paulinischer Anschauung anerkannt werden mag, so sehr ist die zweite mit Mißbilligung abzuweisen. Es ist ja richtig, daß in der paulinischen Predigt sich zwei Gedankengruppen relativ selbständig gegenüberstellen und im Wechsel der Rede einander ablösen, und daß für diese beide der Gedanke an das bald eintretende Kommen des Herrn von entscheidender Bedeutung ist, einmal die indikative Verkündigung der Gnadengüter, welche Gott schon jetzt dem Gläubigen darreicht und bald willig darreichen wird, und zum andern die imperative ethische Verkündigung, welche sittliche Vollkommenheit als Bedingung des Bestehens im Gerichte fordert. Dabei mögen auf der Peripherie die einzelnen Aussagen je und dann unausgleichbar erscheinen, wie wenn's auf der einen Seite heißt: „Ihr seid gestorben, und euer Leben ist mit Christo verborgen in Gott", und dann wieder auf der andern: „So tötet nun eure Glieder, so auf Erden sind" u. a.; aber in das Zentrum der Anschauung eines in sich so geschlossenen Charakters wie Paulus einen sich fortwährend aufhebenden Widerspruch zu verlegen, ist doch ein sich selbst richtendes Beginnen. Daß Paulus mit einem Sprunge, den er selbst nicht bemerkt, aus dem Indikativ in den Imperativ übergehe, ist doch wohl schlagend schon aus dem einem Worte widerlegt, in welchem er beide Gedankenreihen doch wohl mit klarem Bewußtsein unmittelbar neben einander stellt und den Imperativ mit dem Indikativ begründet: „Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern, denn Gott ist es, der da wirket in euch beides, das Wollen und das Vollbringen." Zwischen dem: „wer glaubt, wird gerettet", und dem; „nur wer sich heiligt, wird gerettet", wäre doch nur dann ein Widerspruch, wenn es ein anderer wäre, der sich dem Glauben darbietet, und ein anderer, der die Heiligung fordert und vollbringt, wenn nicht die Heiligung von Anfang an das Ziel der rechtfer-

tigenden Gnade wäre. Daß Paulus jeden Mann und jede Frau, die sich zum Glauben bereitwillig erklärt, ohne sich vorher ihres Bruches mit der Sünde zu versichern, in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen, das ist ja insofern richtig, als er nicht erst irgendwelche anderweitige Bürgschaft für ihren Bruch mit der Sünde ihnen abverlangt hat, sondern daß er eben den Glauben selbst als diese Bürgschaft angesehen hat; und doch wohl mit Recht, denn wie kann denn jemand Christum, der die Liebe und der Geist ist, in sich aufnehmen und an seinem Reiche Anteil haben wollen, ohne den Entschluß zu fassen, mit der Sünde zu brechen und zu kämpfen und Christo leben zu wollen? Welche anderweitige Bürgschaft, die nicht auf dem aufrichtigen, demütigen, herzlichen Glauben beruhte, hätte er denn fordern sollen?

(Schluß folgt.)

Homiletisches.

Für das Neujahr.

Predigtentwurf über Offenbarung Johannis 21, 5.

Einleitung: Im Tower Grove Park in St. Louis steht ein prachtvolles Denkmal, welches die dankbare Stadt St. Louis dem Entdecker Amerikas, Christoph Columbus, gesetzt hat. Dieses Denkmal trägt die großartige Inschrift:

"To the discoverer of a new world!"

Dem Entdecker einer neuen Welt! Wie hoch die im Jahre 1492 gemachte Entdeckung Amerikas auch sonst in unserem Land geschätzt wird, zeigt unter anderem die columbische Weltausstellung vom Jahr 1893, welche so viele Millionen kostete und großen Enthusiasmus erweckte.

Das von Columbus entdeckte Land hieß in der That etwas überschwenglich: „Die neue Welt!“ Aber trägt unser Land, trägt Nord- und Südamerika mit Recht den Namen „Neue Welt?“ Trug denn nicht das Land schon vor seiner Entdeckung durch die Europäer den Stempel der alten Welt? War nicht Sünde und Tod und alles Verderben schon in dieser „neuen Welt“, noch ehe sie von Europäern auch nur betreten war? Und als dann die Bewohner der „alten Welt“ in Scharen herüberströmten in die neue Welt, brachten sie nicht den alten Sündenfluch und Todesbann mit herüber in die neue Welt? Wohl bietet dieses Land manche Vorteile für den gemeinen Mann, die er im alten Vaterlande nie erlangt hätte. Aber im rechten Licht betrachtet ist auch diese neue Welt ebenso alt, wie die alte Welt und ebenso voll des Jammers, der Sünde und Ungerechtigkeit wie die alte Welt.

Wieviel größer als Columbus, der nur scheinbar eine neue Welt entdeckte, ist dagegen der, welcher von sich das große und gewaltige Wort sagen durfte: „Siehe, ich mache alles neu!“ Hier handelt es sich nicht um die zufällige Entdeckung einer schon längst vor-

handenen „neuen Welt“, sondern um die Neuschaffung einer im Sündenfluch und Todesbann erstarrten alten Welt. Wer ist dieser große Mann, der dieses Wort sagen darf? Es ist Jesus, dessen Namenstag der 1. Januar ist. Und was ist unter dem „alles“ zu verstehen? Offenb. Joh. Kap. 21 sagt es uns: „Ich sahe einen neuen Himmel und eine neue Erde. Denn der erste Himmel und die erste Erde verging und das Meer ist nicht mehr.“ Und mit der Erde werden auch ihre Bewohner, die Menschen, neu geschaffen und in der Ähnlichkeit Christi aus Tod und Grab erweckt, im neuen Leben der Herrlichkeit vor Gottes Thron dargestellt werden.

Haben nun dankbare Amerikaner dem Entdecker der neuen Welt Denkmäler gesetzt an vielen Orten — denn das in St. Louis ist ja nicht das einzige seiner Art —, wie viel mehr sollten die Christen, welche durch den Glauben hier schon Bürger jener neuen Welt geworden sind, die Christus nicht entdeckt, sondern neu geschaffen hat, heute sich auffordern lassen: Setzet dem Schöpfer der neuen Welt ein Denkmal in eurem Herzen!

Drei Inschriften soll das Denkmal tragen:

I. „Dem Welterneurer!“
II. „Betet ihn an alle Welt!“
III. „Laßt von ihm euch neuschaffen!“

I. „Dem Welterneurer!“

1. Wer ist dieser Welterneuerer?

Es ist der Mann, welcher, im Stalle zu Bethlehem geboren, nach acht Tagen den Namen Jesus erhielt. Schon im Namen liegt seine Bestimmung: Seligmacher. Wodurch wurde und wird er zum Welterneurer?

a. Er wurde es durch seine Selbstopferung bis zum Tode am Kreuz und seine Auferstehung und Himmelfahrt.

b. Er wird es noch fortwährend durch seine Heilspredigt in der Welt und durch die Gabe seines Geistes in erstorbene Sünderherzen.

c. Und endlich durch das Allmachtswort, das die Toten zum Leben ruft und die ganze alte Welt umgestalten und völlig neu schaffen wird in seiner Zukunft, vollendet er die jetzt schon begonnene Welterneuerung.

2. Warum aber ein Denkmal?

a. Vor allem soll Liebe und Dankbarkeit die Seelen, welche jetzt schon von dieser Neuschöpfung etwas erfahren haben, antreiben, ihm ein Denkmal zu setzen: „Halt im Gedächtnis Jesum Christ“ ꝛc.

Herr Jesu, nimm für deine Schmerzen
Mich Armen hin, so wie ich bin!
Ich setze dir in meinem Herzen
Ein Denkmal deiner Liebe hin.“ ꝛc. (Lied 102, 4.)

b. Dieses Denkmal soll aber zugleich mit der hellen Fackel des Lichts und der Wahrheit hineinleuchten in die dunkle Nacht des Erdenthals, wie jene Fackel der Freiheitsgöttin die Dunkelheit erhellt.

II. „Betet ihn an alle Welt.

1. Er ist aller Welt Gott und Heiland!

2. Die Welt treibt Götzendienst genug mit ihren Heroen, Genien und großen Männern. Jesum aber und sein großes Werk kennt sie nicht und will ihn nicht kennen.

3. Das soll aber die Christen nicht irre machen, Jesum anzubeten und der Welt mit Hiller zuzurufen:

Welt, singt man dir das Lied zuviel
Von Christo unserm König?
So thust ja du das Widerspiel,
Du thust es gar zu wenig!

Wir haben Befehl und Erlaubnis, ihn als unsern Gott und Herrn anzubeten: cf. Phil. 2, 9—11.

III. Laßt von ihm euch neuschaffen!

1. Ohne Neuschaffung unserer Herzen nützt es uns nichts, von dem Welterneurer Kunde zu haben und ihm Loblieder zu singen.

2. Die Neuschaffung der Herzen aber beginnt mit der Reinigung von Sünden durch das Blut Christi, Offenb. Joh. 7, 14; 5, 9 u. 10, und durch die Wirkungen des Geistes Gottes an dem in Sünden erstorbenen Herzen, 1 Kor. 6, 9—11.

3. Alles, was dieser Neuschaffung widerstrebt, muß draußen bleiben und kann in die neugeschaffene Welt nicht kommen. Luk. 13, 24—28. Offenb. Joh. 21, 8 u. 27; 22, 14 u. 15.

Predigt zu Epiphanias über Jesajas 60, 1—6.

Von P. G. Niebuhr.

Unsere christlichen Festtage sind gleich Gebirgshöhen, auf die man steigt, um eine herrliche und erquickende Aussicht auf die umliegende Landschaft zu genießen, gleich dem Berge Nebo, von dessen Spitze Moses das Land der Verheißung schaute, oder auch gleich dem Berge der Verklärung, auf dem die Jünger eine Stunde seliger Gemeinschaft mit dem verklärten Heilande und seinen auserwählten Propheten zubringen durften. Auch am hinter uns liegenden Christfeste standen wir auf den Bergen Gottes. Seligen Antlitzes schauten wir hinaus auf eine hochbeglückte Erde, schauten wir hinein in den Himmel selbst und in das Vaterherz Gottes, der aus Liebe zu einer verlorenen Welt seinen eingeborenen Sohn gegeben hat. Desgleichen führte uns der Neujahrstag auf eine hohe Warte, von der aus wir die dunkle Zukunft des neuen Jahres zu durchdringen suchten, in der gewissen Zuversicht, daß der Name Jesus helles Licht in das tiefste Dunkel bringen werde. Ein anderer von manchen übersehener Höhepunkt im Kirchenjahr, von dem aus wir Gottes Herrlichkeit schauen dürfen, ist das Epiphanienfest, das Fest der Erscheinung Christi. Mit der Betrachtung des auch den Heiden erschienenen Heils der Welt verbinden wir am heutigen Tage die Erinnerung an die Aufgabe, die der Erlöser den Erlösten auf dieser

Erde zuweist. Beides hält uns das heutige Fest vor die Seele in dem Gotteswort: Mache dich auf, werde Licht!

Wir betrachten dieses Wort

1. als ein Schöpferwort, durch welches eine in Sünden tote Menschenwelt Licht und Leben erhält;
2. als einen Weckruf für die Kirche des Herrn;
3. als einen besonderen Mahnruf für jede Christenseele.

I.

Das erste Schöpferwort, das uns mitgeteilt wird, ist das: Es werde Licht! Die Worte, durch welche Gott Himmel und Erde ins Dasein rief, werden uns nicht mitgeteilt. Denn was für einen Wert hat die Erde, so lange es heißt: Die Erde war wüste und leer und es war finster auf der Tiefe? Die Erde war eine kalte, tote Masse, in der aber Millionen von verborgenen Lebenskräften sich zu entfalten begannen, als Gott sprach: Es werde Licht! Licht ist Leben. Licht erwärmte die kalte Erdkruste; durch das Licht geschah die Verdunstung des Wassers und die Schaffung einer zum Leben der Kreatur notwendigen Atmosphäre und des Firmaments. Licht ist auch Wärme. Licht und Wärme sorgen für das Keimen und Sprossen der Pflanzenwelt; Licht ist eine der ersten Lebensbedingungen der Tier- und Menschenwelt. Aber dem Fürsten der Finsternis gelang es, die Erde von neuem zu verdunkeln. Wohl blieb das geschaffene Sonnenlicht, aber das ungeschaffene Licht des heiligen Geistes, dieses innere Licht der Menschenwelt, ward durch den Sündenfall betrübt und verschwand, und „Siehe, Finsternis bedeckte das Erdreich und Dunkel die Völker". Der Mensch, nach dem Bilde Gottes geschaffen, kennt bald seinen Gott nicht mehr, mit seiner wachsenden Verschuldung wird sein Gewissen umnachtet, er sinkt vielerorten unter das Tier, das wenigstens noch seiner Bestimmung gemäß lebt, während der Mensch, die Krone der Schöpfung, im Schmutz der Sünde sich wälzt und, von Gott nichts wissend, wird er dahin gegeben, zu thun, was nicht taugt. Wird jedoch der unveränderliche und ewig treue Gott sich durch Menschenschuld seinen vollkommenen Schöpferplan stören oder gar zu nichte machen lassen? Ja freilich, er hat solches gekonnt und noch mehr, er hat es auch von Ewigkeit her gewollt. Er hat nicht gewollt, daß die Menschen in ihrer sündenvollen, friedlosen Finsterniß verzagen sollten; darum hat er durch die Erzväter, durch das auserwählte Geschlecht, durch die Propheten die bevorstehende Neuschöpfung verkündigen lassen. Gewissermaßen auf hoher Warte stehend und von ferne das Licht schauend, das alle Welt erleuchten und auch die entferntesten und aufs tiefste umnachteten Völker in eine selige Gemeinschaft mit Gott bringen soll, ruft der Prophet im Namen des Herrn: Mache dich auf, werde Licht; denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir!

Vergebens war das gewaltige geistige Ringen der Griechen und Römer nach der Befreiung von der Finsternis; vergebens selbst das Trachten nach Gerechtigkeit und Vollkommenheit beim Volke des alten

Bundes. Nur der Stern aus Jakob, nur die aufgehende Herrlichkeit des allmächtigen Gottes, von der der Prophet redet, nur die in Christo erschienene Gnadensonne vermag das tiefe Dunkel zu durchdringen. Christus ist das Leben und das Licht aller Menschen. Kaum ist er erschienen, da wird es offenbar, daß er nicht nur das Licht der bisherigen Kinder des Reiches ist, sondern auch der umnachteten Kinder des Todes in der Heidenwelt. Die Avantgarde der erlösten Heidenwelt erscheint sogleich nach seiner Geburt in Gestalt der Weisen aus dem Morgenlande. Mit dem Bekenntnis: „Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir sind gekommen, ihn anzubeten!“ erscheinen sie auf dem Plan. Wie keine Erdenmacht imstande ist, das aufgehende Sonnenlicht im Laufe zu hindern, so kann hinfort kein Herodes, kein Pontius Pilatus, keine Erden- oder Höllenmacht den Siegeslauf Jesu, des Lichtes der Welt, aufhalten.

Wir möchten Jesum gerne sehen! heißt es bald bei den Griechen. Komm herüber und hilf uns! so erklingt der Ruf aus Macedonien. Wie uns der zeitweilige Untergang der Sonne nur die Verheißung eines neuen und herrlicheren Sonnenaufgangs ist, so ist immer das zeitweilige scheinbare Unterliegen der Sache Christi nur der Anfang eines neuen Sieges gewesen. Der Kirchenvater Johannes Chrisostomus, oft Zeuge solcher zeitweiligen scheinbaren Siege der Finsternis, bekennt siegesgewiß; „Es ist nur ein Wölkchen, es wird vorüber gehen.“ „Hebe deine Augen auf“, sagt der nicht minder siegesgewisse Prophet, die zukünftige Herrlichkeit Christi und seines Reiches schauend, — „diese alle kommen versammelt zu dir.“ Und was der Prophet im Geiste geschaut, wie die Menge der Heiden sich zum Lichte Christi drängt und dadurch neues Leben, Leben in Gott empfängt — wir sehen es heute alles herrlich erfüllt. Nicht nur vom nahen Midian und Epha, nicht nur von Saba und Kedar, nein, von den Inseln des Meeres, ja, von fünf großen Weltteilen haben sich bisher schon viele Millionen herzugemacht, den neugeborenen König der Juden, das Heil schaffende Licht der Welt anzubeten und ihm ihr bestes, wie Weihrauch und Myrrhen, Gold und Silber, ja Leib und Leben zum Opfer darzubringen.

Gott sprach zum zweitenmale: Es werde Licht! Und es ward Licht, indem der Sohn Gottes im Fleische erschien. In ihm war das Leben und das Leben ward das Licht der Menschen.

II.

Mache dich auf, werde Licht! Dies ist auch ein Weckruf für die gesamte Christenheit. Indem der Prophet das Kommen des Heilandes und den Siegeszug seines Gnadenlichtes durch die Welt schaut, erfüllt ihn die Besorgnis, dieses Licht könnte für das auserwählte Volk vergebens erscheinen. Er weiß ja, daß das Licht der Welt in erster Linie zum Heil seines eigenen Volkes erscheinen wird. Darum betont er es: Denn *dein* Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir! Er ist besorgt, die anbrechende Gnadenzeit könne sein Volk unvorbereitet finden. Seine Besorgnis ist, wie die Geschichte seines Volkes

und die menschliche Erfahrung lehrt, nicht unbegründet. Wer, während die helle Sonne scheint, nicht an das Licht kommen will, sich in finstern Höhlen aufhält oder in dunklen Kammern schläft, der hat den Segen des erquickenden und belebenden Sonnenscheins nicht; und selbst der Heiland, dessen geist- und lichtvolle Predigt gewaltig zu den Herzen sprach, muß es erfahren, daß die Menschen von Natur und in der Regel die Finsternis mehr lieben als das Licht. Wenn demgemäß die Menschen von vornherein keine Liebe zu Christo, seiner Gnade und seinem Evangelio haben, dann steht selbst das berufene und auserwählte Gottesvolk, nicht nur des alten, sondern auch des neuen Bundes, sehr in Gefahr, in Finsternis zu versinken. Der Prophet weiß das, darum will er sein Volk aufrütteln mit dem Weckruf: Mache dich auf, werde Licht! Dieser Weckruf ist gewiß auch vom Volke Israel verstanden worden, aber nur wenige achteten darauf, und die Wächter, die im Namen Gottes diesen Weckruf erschallen ließen, wie Jesajas und die andern Propheten, haben anstatt freudiger Anerkennung Haß und Verfolgung ernten müssen. Und da ohnehin jenes Gnadenlicht nicht sobald aufging, als von den Erweckten erwartet wurde, so sind von diesen viele wieder der Finsternis und dem Sündenschlafe verfallen. So war man auch später, als die Weisen aus dem Morgenlande nach dem neugeborenen König der Juden fragten, auf sein Kommen so wenig vorbereitet, daß man darüber, wie über das Kommen eines Diebes in der Nacht, heftig erschrak.

Gottes Barmherzigkeit aber hat noch kein Ende und seine Treue ist groß. Er stellt einen neuen Wächter auf Zions Mauern in der Gestalt Johannis des Täufers, der das Volk zu dem nunmehr erschienenen Licht ruft mit dem bestimmten Zeugnis: Er ist mitten unter euch getreten, den ihr nicht kennet, des ich nicht wert bin, daß ich seine Schuhriemen auflöse. Wohl ist nach Jesu Zeugnis das Volk eine kleine Weile fröhlich gewesen von der Predigt dieses großen Propheten, aber schließlich waren es auch dieses Mal nur wenige unter ihnen, die späteren Jünger Jesu, die seinen gewaltigen Weckruf zu Herzen genommen haben. Er war der Morgenstern, der den unmittelbar folgenden Sonnenaufgang verkündet. Aber den Glanz und die Herrlichkeit des Sonnenlichtes thut nicht der Morgenstern kund, sondern die Sonne selbst. So tritt er denn endlich selbst auf, er, der das Licht der Welt, der Abglanz der göttlichen Herrlichkeit und das Ebenbild seines Vaters ist. Mit seinem machtvollen Zeugnis weckt er das Volk aus dem Sündenschlaf, in der Kraft Gottes macht er leiblich und geistlich Tote lebendig und entreißt, nachdem er durch Tod und Auferstehung die Mächte der Finsternis bezwungen und nach seiner Himmelfahrt den heiligen Geist, den andern Tröster und Lichtspender gesandt hat, Tausende aus der finstern Gewalt des Fürsten dieser Welt. Es erfolgt nun durch das geistesmächtige Zeugnis seiner Jünger und das noch größere Zeugnis des heiligen Geistes unter Juden und Heiden ein gewaltiges Aufwachen. Aber selbst jetzt, nachdem der helle Tag angebrochen, ist

die Finsternis nicht einmal bei den Bekennern des Namens Jesu völlig vertrieben. Dunkle Jahrhunderte folgen, in denen die Christenheit von Jesu und seinem Evangelium kaum mehr als den Namen kennt. Aber „der Herr ist nun und nimmer nicht von seinem Volk geschieden". Neue Wächter treten auf in den Männern der Reformation. Der Geist der ersten Zeugen wacht auf und durch ihn wenden sich nicht nur Tausende, sondern viele Millionen dem Lichte des Wortes Gottes zu. Wird jedoch der Fürst der Finsternis seine Beute so leicht fahren lassen? Noch einmal nimmt er einen gewaltigen Anlauf, seine Macht wieder zu gewinnen und es gelingt ihm so sehr, daß sogar die evangelische Kirche eine Zeit lang, bis zum Anfang dieses Jahrhunderts, trotz aller äußeren Bekenntnisse das Licht nicht mehr recht sehen konnte. „Denn das ist die größte Plage, wenn am Tage man das Licht nicht sehen kann." Aber auch dieses Mal, da die Kinder der Finsternis schon triumphierten und sich schon anschickten, dem alten Bibelglauben den Todesstoß zu versetzen, ging die Herrlichkeit des Herrn von neuem auf über seiner Kirche. Der Herr erweckte nicht nur von seinem Geiste erfüllte Zeugen, sondern er hat auch durch die neuentstandenen Bibel- und Missions-Gesellschaften der Christenheit sowohl wie der Heidenwelt ein erfolgreiches: „Mache dich auf, werde Licht!" zuzurufen. Viele sind, das dürfen wir freudig bekennen, in dieser Zeit infolge des göttlichen Weckrufes an das Licht gekommen, viele sind aufgewacht vom Sündenschlafe, vielleicht auch unter uns. Doch täuschen wir uns nicht. Die große Masse liebt den Heiland nicht, manche, welche einmal erweckt waren, träumten schläfrig und unentschieden dahin oder sind vielleicht schon dem Sündenschlafe aufs neue verfallen, so daß noch einmal an sie der Weckruf ergehen muß: „Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Toten, so wird dich Christus erleuchten!" Ist nun die Sünde mächtig geworden, so ist die Gnade noch viel mächtiger geworden. Aber auch umgekehrt ist es der Fall, daß der Teufel großen Zorn hat über die machtvolle Offenbarung der Gnade Gottes. Er entfaltet offenbarlich in unsern Tagen alle seine Macht. „Unglaub und Thorheit brüsten sich frecher jetzt als je." Beispiellose Gotteslästerung und freche Zuchtlosigkeit sind an vielen Orten der Christenheit die Regel geworden. Da heißt es: Wachet und betet, daß euch die Finsternis nicht überfalle. Gegen die Macht des alten bösen Feindes sind wir, liebe Freunde, nur dann geschützt, wenn wir uns den Weckruf: Mache dich auf, werde Licht! zu einem beständigen und besondern Mahnruf werden lassen.

III.

Wenn du, lieber Christ, heute das Evangelium höreſt, so ist es dein Licht, das Gott gerade dir insonderheit scheinen läßt. Jedesmal, wenn das Wort Gottes an dich herantritt, ruft der Herr dir durch dasselbe zu: Mache dich auf, werde Licht! denn dein Licht, der Heiland, kommt zu dir und klopft an deine Herzensthür, um alle Finsternis aus deiner Seele zu vertreiben. Wenn der allgemeine Weckruf Gottes an die gesamte Christenheit ertönt und mit Entschiedenheit verkündigt wird,

daß die Christenheit sich aufraffen muß, um allen Werken der Finsternis zu entsagen und im Lichte und in der Kraft Gottes dem Heilande nachzufolgen, dann sagst du wohl: „Ja, das ist recht, es muß anders werden. Heidnische Werke, Schwelgerei und Trunksucht, Unkeuschheit, Geiz und Habsucht, Rauben und Morden, Hader und Neid, oder auch Sabbatschändung und Verachtung des Wortes Gottes sollten in christlichen Landen nicht mehr gefunden werden." Wie aber, wenn dieser Weckruf verhallt und du ihn wohl auf andere, nicht aber auf dich selbst anwendest? Wie ferner, wenn du wohl einmal erweckt bist und dich gar dessen rühmst, wenn du aber bald wieder den alten Sündenschlaf schläfst? Soll es recht zugehen bei uns, so muß ein solcher Weckruf uns zu einem beständigen und stündlichen Mahnruf werden. Täglich soll Gottes Wort uns erinnern an die Notwendigkeit der Buße, und zwar der sofortigen Buße. Jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils! Wie leicht wird es überhört, daß es heißt: Mache dich auf, werde Licht! Also gerade du bist gemeint. Du sollst dich aufraffen und Licht werden. Was heißt das? Du sollst dich dem Lichte nicht entziehen, wie die Raubtiere es wohl thun, die das Tageslicht meiden und sich am Tage in dunkle Höhlen verkriechen, sondern du sollst dich voll und ganz dem Lichte hingeben und zwar vor allem dem Lichte des Wortes Gottes, sollst dich von demselben bescheinen, ja durchleuchten lassen, damit alle Finsternis vertrieben werde, damit du zunächst dein sündiges Wesen erkennest, dann aber auch dir durch den Glauben an Christum alle Sünden vergeben lassest und gereinigt werdest von aller Untugend.

Ein Lichtwesen sollst du werden und kannst es werden, wenn du, anstatt das Licht zu fliehen, dich aufmachst und dem Lichte entgegengehst. Der Mensch ist zum Lichte, zu Gott, zum Himmel geschaffen. Siehe hinein in deine, vielleicht noch von der Finsternis des Sündendienstes gefangen gehaltene Seele. „In dir ein edler Sklave ist, dem du die Freiheit schuldig bist."

Schmücke dich, o liebe Seele,
Laß die dunkle Sündenhöhle,
Komm ans helle Licht gegangen,
Fange herrlich an zu prangen!

Sollte nicht jedermann also zu seiner Seele sprechen? Haben es nicht offenbarlich die Weisen aus dem Morgenlande gethan, die wahrscheinlich durch einen uns unbekannten Prophetenspruch in Erfahrung gebracht, daß der wunderbare Stern, den sie sahen, die Geburt des Heilandes der Welt bedeute? Wie die Sonnenblume, auch ein Lichtwesen, sich voll und ganz der aufgehenden Sonne zuwendet, so strebt ihre nach Himmelslicht und Himmelsfrieden lechzende Seele nach dem in Bethlehem erschienenen Heil der Welt. Ein Lichtwesen strebt nach dem Licht und eine heilshungrige Menschenseele wird sich nicht eher beruhigen, als bis sie im Glauben zu den Füßen des Gekreuzigten liegt und aus seinem Munde das Zeugnis empfängt: Sei getrost, mein Sohn, meine Tochter, deine Sünden sind dir vergeben!

Ist der eine oder der andere hier, dem es dunkel ist im Herzen, infolge seiner Sünde, die ihm den Frieden geraubt hat, oder infolge von Kreuz und Trübsal, die sein Herz zu verfinstern drohen, so komme er zu Jesu, der da sagt: Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.

Liebe Freunde, die Hauptsache ist, daß wir uns von dem Lichte Jesu, d. h. seinem Evangelium und seinem heiligen Geiste, erleuchten oder besser durchleuchten lassen. Wo das Licht regiert, da ist für die Finsternis kein Raum mehr, da ist selbst die größte Trübsal nicht imstande, den Frieden eines Christenherzens zu stören. Ein Paulus kann dann selbst in Ketten und Banden nicht anders als Gott loben und preisen.

Mache dich auf, werde Licht! Was heißt das? Heißt das wirklich nur, daß wir uns selber erleuchten lassen, oder ist nicht vielmehr ausdrücklich gesagt, daß wir selber ein leuchtendes Licht werden sollen? Wie ist das möglich? Wer recht erleuchtet ist, kann nicht anders denn leuchten. Der Mond, obwohl selbst der Nacht angehörend, kann nicht anders als die Finsternis erleuchten, denn er ist selber von der Sonne beschienen und wirft das empfangene Licht zurück auf die Erde. Aber leuchten und erwärmen wie die Sonne kann er doch nicht. Kein Wunder: er wird nur erleuchtet, aber nicht durchleuchtet, dreht er doch immerwährend der Sonne nur eine Seite zu, während die andere in ewige Nacht gehüllt ist. Ist er nicht das Bild manches erweckten Christenherzens, das, in einer christlichen Gemeinschaft lebend und Gottes Wort hörend, nicht anders kann, als an seinem Wesen gewisse Lichtseiten zu haben, während gewisse Nachtseiten seines Wesens vom Lichte nie erreicht werden, so daß ein solcher Mensch zu der rechten Wärme eines durchleuchteten und wiedergeborenen Gotteskindes nicht hindurchdringt? Seht z. B. einmal den Pharisäer Simon, der wohl den Heiland zu einem Gastmahle einlädt, aber es nicht zu der alles opfernden, tief sich demütigenden Liebe der großen Sünderin bringen kann, von welcher letzteren der Heiland sagt: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt. Simons Herz hat, wie das Herz so manches Christenmenschen, eine bedenkliche Nachtseite behalten. Und warum? Weil seine Selbstgerechtigkeit es nicht zuläßt, sich als einen armen unwürdigen Sünder zu bekennen und sich rückhaltlos der vergebenden und heiligenden Gnade seines Heilandes hinzugeben.

Mache dich auf, werde Licht! Werde ein Licht, das leuchtet und wärmt, wie die helle Sonne, werde ein Lichteskind nach der Art der ersten Christen, die lieber eines qualvollen Todes starben, als daß sie durch Wort und Werk ihren Glauben, ihren Heiland verleugnet hätten, über die selbst die erbittertsten Heiden das Zeugnis ablegten: „Seht, wie sie einander lieben!“ Daran wird man auch heute noch die Christen erkennen als rechte Jünger Jesu und als Gottes Kinder, so sie sich untereinander lieb haben, allen Werken der Finsternis entsagen und sich

selbst dem Herrn und seiner Sache nach der Weise der Apostel und der ersten Christenheit zum Opfer darbringen. Das Epiphanienfest ist das Fest der Erscheinung Christi als des Heilandes der armen umnachteten Heiden. Daher ist es auch besonders der Tag, an dem die Christenheit sich ihrer Pflicht, das Reich Gottes nach innen und außen auszubreiten, bewußt wird. Liebe Freunde, unsere Opfer für des Herrn Reichssache sind ja von der größten Wichtigkeit, aber sie nützen wenig, solange sie nicht von Gottes Segen begleitet sind. Der unveränderliche Gott sieht auch heute noch einen Kain, d. h. einen Bruderhasser oder sonstigen Diener der Finsternis, samt seinem Opfer nicht gnädig an. Nur Kinder des Lichtes sind samt ihren Opfern gesegnet und können zum Segen werden. Nur wirkliches Licht kann leuchten, erwärmen, beleben! Nur eine gründlich erleuchtete, in der Gnade befestigte Christenheit kann die Finsternis dieser Erde durch Gottes Kraft überwinden. Nur, wo gründlich Innere Mission, besonders die innerste Mission am eigenen Herzen getrieben wird, kann auch das Werk der Mission unter den Heiden gedeihen. Möge doch die ganze Christenheit, mögen wir selbst doch ein scheinendes Licht werden nach dem Worte des Heilandes: Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen! Amen!

Homiletisch-exegetische Studie über Jesaja 52, 13—53, 12.

Für die kommende Passionszeit dürfte die nachfolgende Studie eine willkommene Anregung sein, sich mit dieser Perle der alttestamentlichen Weissagung eingehend zu beschäftigen. Der ganze Text bietet jedenfalls Stoff genug zu sechs bis sieben Predigten, je nachdem die Verse eingeteilt werden. — Wir können ja freilich einen eigentlichen Kommentar nicht ersetzen durch diese Studie, doch dürfte mancher sich veranlaßt fühlen, sich diesem reichen Text betrachtend hingeben. — Wir folgen in der Hauptsache bei dieser Arbeit dem bewährten Exegeten Dr. R. Stier, der in seinem „Jesajas, nicht Pseudojesajas" eine aus der Plerophorie des Glaubens entsproßte Exegese über Jes. 40—66 gegeben hat, und ein kräftiges Zeugnis abgelegt gegen jede ausweichende und abschwächende Auslegung des Un- und Halbglaubens auch sog. christlicher Exegeten.

Nötig wird es sein, daß jeder Leser den hebräischen Text zur Hand nehme, denn gerade hier, in dieser prägnanten Weissagung, kommt es auf den richtigen Wortsinn an, um auch die richtige Deutung dafür zu finden. Wir wollen zu jedem Vers die von Stier a. a. O. gegebene Übersetzung beifügen, die zwar kein korrektes Deutsch, aber doch eine genaue Übersetzung darbietet.

Ehe wir jedoch uns anschicken, den genannten Text selbst zu behandeln, möchten wir im voraus bemerken, daß für ein richtiges Verständnis dieses Textes es nötig ist, auch zu achten auf den Zusammenhang, in welchem das Kapitel steht. Das ganze (52. Kapitel) sollte namentlich mit ernstem Nachdenken gelesen und betrachtet werden.

Doch auch dieses Kapitel weist zurück und hängt zusammen mit dem vorhergehenden. Die Erlösung des Volkes Gottes — zuerst aus Babel, dann — aus der Welt überhaupt, das ist der große Gegenstand dieses ganzen Teils von Kap. 40—66. Zuerst ist es Kores, der als Knecht des Herrn sein Volk freigiebt. Dann aber schaut der Prophet eine andere Erlösung, eine bessere, herrlichere, völligere, als Kores sie geben konnte. Und diese Erlösung wird vom Herrn selbst ausgeführt in einer wunderbar herrlichen Weise. Er, er selbst, der da redet, ist da 52, 6 Schluß. Das הִנֵּנִי darf nicht gestellt werden, wie in Luthers Übersetzung: „Siehe, ich will selbst reden," sondern entsprechend der auffallenden Stellung im hebräischen Text muß es heißen: „Denn ich, der da redet, siehe — bin — da!" Und weil er selbst kommt, um als Erlöser und Herzog vor seinem Volk herzuziehen, wie einst als Israel aus Ägypten zog, darum können die Friedensboten (V. 7.) und Wächter Zions (V. 8.) so laut ausbrechen und Gottes Volk zum Jauchzen und Rühmen auffordern, sogar schon in der Gefangenschaft und während Zion noch in Trümmern liegt, V. 9.

Denn diese heiligen Wächter schauen schon den „Arm seiner Heiligkeit," die mächtige, auf Heiligung des Namens Gottes unter den Menschen abzielende Offenbarung Gottes, die nicht bloß für Israel, sondern für „alle Heiden und aller Welt Enden" erscheinen wird. — Ausziehen soll Gottes Volk, weichen von allem, was unrein ist, und in fröhlichem Zug, nicht mit eilender Flucht, wie bei Moses, soll es ziehen mit dem Herrn, der selbst vor seinem Volk herzieht und schließend auch noch es sammelt, indem er auch die Nachhut noch zusammenbringt, unter seine Führung sie aufnimmt bis auf den letzten Mann. (Im Vorbilde hieß es: Keine Klaue soll dahinten bleiben, 2 Mos. 10,26.) — Das der vorangehende Zusammenhang von der Erlösung und dem fröhlichen Auszug des Volkes Gottes unter seinem Heerführer und Herzog seiner Seligkeit (V. 9—12).

Jetzt aber tritt vor das Auge des schauenden Propheten eben dieser Heerführer in seiner ganzen Wunderperson. Er muß jetzt die unglaubliche Kunde selbst erst schauen und dann der ungläubig staunenden Welt verkündigen, wie dieser Herzog der Seligkeit selbst erst durchs Todesleiden vollkommen gemacht wird (Hebr. 2, 10), um dann aus der Todessaat eine reiche Lebensernte ersprießen zu sehen (53, 10; Joh. 12, 24).

Die drei Verse Kap. 52, 13–15 stellen nach rückwärts und vorwärts die richtige Verbindung her; es wird der Übergang gemacht zur ersten, bahnbrechenden, weislich zum Gelingen voranziehenden Zukunft des Knechtes, in welchem der Herr selbst erscheint, um sein Volk zu erlösen.

Vers 13. „Siehe, weislich ausführen wird es mein Knecht! Er wird sich erhöhen und erhoben werden und sehr hoch sein!" Indem jetzt der leidende Knecht des Herrn verstummt und in die dritte Person zurücktritt, übernimmt es der Geist der Weissagung in dem Propheten von ihm zu zeugen und auf ihn hinzuweisen mit einem deutlich voranstehenden: הִנֵּה Siehe! Ecce servus, Ecce homo! Und doch fällt dieses

הִנֵּה zusammen mit jenem הִנְנִי in Vers 6 fin. „Mein Knecht" — kein Kollektivum, kein Abstraktum, weder das Volk Gottes, noch der Prophetenstand, noch ein einzelner Prophet als Repräsentant des Standes. Hier ist nur einer der wahre Knecht des Herrn: Christus, in welchem sich dieses ganze Kapitel mit wunderbarer Klarheit und Vollständigkeit erfüllt hat. Jede Exegese, die diese Deutung zu leugnen oder ihr auszuweichen sucht, schlägt direkt dem Herrn und seinen ersten Verkündigern ins Angesicht und ist darum auch kaum des Lesens wert für den, der schriftgemäß über diesen Text predigen will. Im Neuen Testament steht nichts fester durch vielfache Zeugnisse Christi selbst und seiner Apostelgeschichte, als daß Jes. Kap. 53 von Christo weissagt. Schon 52, 15, dann 53, 4. 5. 6. 7. 8. 18. werden citiert; der Anspielungen und Verwebungen sind immer neue zu finden. Der Täufer weiset auf das Lamm. Der Auferstandene legt den Emmausjüngern gewiß vornehmlich diese Weissagung aus, der in den Tod gehende Jesus führt Luk. 22, 37 noch das letzte in V. 12 von ihm Gesagte an, das noch müsse erfüllt werden.

Und die Predigt an die Heiden, die diesen sogleich den Gekreuzigten vormalt, soll von dieser Schrift ausgehen, wie Ap.-Gesch. 8 vorgebildet ist. — Ein älterer Kommentator sagt: „Ich staune über jeden, der diese Stelle aufmerksam lesen oder vorlesen hören, und ob ihm gleich das Leben und Schicksal unseres Herrn bekannt ist, doch sagen kann: „Es ist hier überall keine Prophezei!" etc. . .

Welchen gewaltigen Eindruck dieses ganze Kapitel selbst auf ungläubige Gemüter ausüben kann, die — bekannt mit den Einzelheiten der Leidensgeschichte Jesu, — diese Weissagung lesen, davon giebt uns Nelson in seinem Buch „Cause and Cure of Infidelity" — „die Ursachen Unglaubens" etc. Seite 314 ff., ein schlagendes Beispiel. Er berichtet, daß der berüchtigte und ausschweifende Graf von Rochester sehr verwundert war, nachdem er das 53. Kapitel des Propheten Jesaja gelesen hatte. „Diesem gottlosen Manne fehlte es nicht an wissenschaftlicher Bildung, und er wußte wohl, daß selbst wenn das Buch des Jesaja nicht älter gewesen sein sollte als die griechische Übersetzung, es dennoch schon wenigstens 200 Jahre vor der Geburt Christi zu lesen war und das war so schlagend als wie 1000 Jahre! Es wird erzählt, daß dieser Graf, vor Erstaunen blaß, es zugegeben, daß diese 12 Verse eine genaue Beschreibung von dem Leben, dem Empfang, dem Charakter, Verhör, der Art des Verhörs, dem Tode, der Art des Todes, der Auferstehung etc. des gekreuzigten Heilandes enthielten. Er hielt dies für so deutlich und verständlich als die im Neuen Testamente davon handelnde Geschichte." Verfasser berichtet alsdann, wie er selbst dadurch veranlaßt wurde, das Kapitel nachdenkend zu lesen und sich wunderte, daß ihm früher das nicht selbst schon aufgefallen sei, wie wunderbar Weissagung und Erfüllung sich deckt.

„Weislich ausführen" wird es mein Knecht; es ist hier ein Doppelsinn: klüglich und weislich handeln (wie es von Joseph in Ägypten

und von David unter Saul gesagt ist) und eben darum auch glücklich, mit Erfolg zu Ende führen. Der Ausdruck schließt darum die persönliche Weisheit und das weisliche Aus- oder Hinausführen in starkem Ausdruck zusammen. — Aber was ausführen? Den ganzen Rat und Willen Gottes, den wundersamen Ratschluß der Erlösung. Die verborgene Weisheit dieses Ratschlusses, der im Knechte des Herrn sich mächtig und erfolgreich vollzieht und eben damit beweiset — das ist Grundbegriff des Ganzen gleich voran im ersten Worte und ist damit schon auf 53, 10 hingedeutet: Des Herrn Vornehmen wird durch seine Hand fortgehen. — Durch die Futuralform יַשְׂכִּיל wird zugleich die Grenze durch Praeterita sich bewegende Schilderung des leidenden Knechts ins Futurum gestellt.

Das den weislicherlangten Erfolg offenbarende Aufsteigen wird nach Kimchi mit allen Worten für Erhöhung, welche die Sprache hat, bezeichnet und dann noch ein מְאֹד beigefügt. Man kann hier an Eph. 1, 21 (ὑπεράνω) und Phil. 2, 9 (ὑπερύψωσε) erinnern, kann aber auch die drei Ausdrücke unterscheiden: ירום vom ersten Aufstehen der Auferstehung, נשׂא von der Himmelfahrt (Niph. „hebet sich" oder wird erhoben); גבה מאד vom vollendeten Zustande, dem Sitzen zur Rechten Gottes, wozu dann die Anerkennung und Verklärung auch auf Erden kommt. Der Schlußerfolg ist: „sehr hoch erhaben sein."

V. 14 u. 15. „Wie sich entsetzten über dir viele, so (wirklich) Verstörung, daß kein Mann mehr, sein Ansehen, und seine Schöne, daß nicht mehr zu den Menschenkindern (er gehört): — gerade so (כֵּן wiederholt) wird er aufhüpfen machen der Völker viele, über ihm werden Könige zuthun ihren Mund: denn welchen es nicht verkündet war, die schauen; und welche es nicht gehört, die betrachten's."

Durch den Personenwechsel עָלֶיךָ „über dir" wird die Leidensgestalt so lebendig und anschaulich vor das Geistesauge des Propheten hingestellt, daß er ihn geradezu anredet. Mit einem Siehe! war begonnen; jetzt steht der Geschaute wie vor Augen, der Prophet ruft gleichsam selber staunend aus: über dir! indem er vom Staunen spricht. Das כֵּן in V. 14 folgt dort auch כַּאֲשֶׁר und bedeutet ὃν τρόπον — οὕτως. Die Satzverbindung ist zu konstruieren: Wie viele sich ob dir entsetzten (plötzlich geschautes Faktum vor dem Auge des fast sich mit entsetzenden Propheten) — so war oder ist (auch wirklich) sein Ansehen ganz dafür geeignet, giebt Ursach genug dazu — nun, vollends fein den Gegensatz auflösend, ausgleichend, als notwendige Einheit hinstellend V. 15. Der zweite Nachsatz: aber (oder dennoch, oder auch und) grade so (als der Schmerzensmann 1 Kor. 1, 23 f.) wird er seine Macht erlangen und beweisen, eine ganz andre, anziehende, sogar unterwerfende Wirkung üben. Wirklich nicht anders, denn als der Gekreuzigte herrscht Christus über die Gemüter, wirklich dasselbe Bild, welches zuerst abstieß, muß dann durch den Sieg verklärt für die Gewonnenen das überwältigendste, schönste werden.

Ich bin durch Welt und Zeiten,
Wohl gar durch Ewigkeiten,
In meinem Geist gereist,
Nichts hat mirs Herz genommen,
Als da ich angekommen
Auf Golgatha, Gott sei gepreist!

Wir wüßten aber nicht, wie das treffender ausgedrückt, fast abgemalt werden könnte, als durch das כאשר und zweimal כן — erst das faktische Ärgernis, dann der Anlaß dafür zugestanden, dann (V. 15) der gewaltige Sieg eben dieses bis zum Zurückschaudern Entstellten, wenn der neue Blick recht erschlossener Augen in diesem Bilde den Herrn erkennen, betrachten, preisen wird.

Auf die grammatikalische Konstruktion der hebräischen Wörter ins einzelne uns einzulassen, dürfte hier zu weit führen und muß den Kommentaren überlassen bleiben; für unseren Zweck genügt die möglichste Klarstellung des Wortsinnes. — Der Ausdruck in V. 14 verkündigt nicht nur die Niedrigkeit und Armut oder Unscheinbarkeit, sondern es ist die Rede von der Leidens- und Schmachgestalt, wie sie Kapitel 53 noch schärfer zeichnet.

Ein sprachliches Rätsel giebt V. 15 יזה den Auslegern auf. Luther hat hier übersetzt: „besprengen“. Das Wort kommt in Kal und Hiph. im Sinn von springen (spritzen) und sprengen, sonst überall nur von Flüssigkeiten vor (Jes. 63, 3 Saft der ausgepreßten Trauben), und ist term. techn. von Blut und Wasser zur Entsündigung (3 Mos. 4, 6. 17; 5, 9; 14, 7; 16, 19; 4 Mos. 19, 18 u. 19). Ob nun das Wort hier auch diese Bedeutung hat? Es fehlt hier der richtige Accusativ; denn הזה im Hiph. heißt: springen oder spritzen machen und gewinnt so erst die Bedeutung von sprengen; der Accusativ dazu muß durchaus die spritzende Flüssigkeit sein. Das, woran sie spritzt, steht dann mit על dabei (vgl. 3 Mos. 6, 20; 5, 9 und viele andere Stellen). Hier fehlt der Accusativ der Flüssigkeit und fehlt das על, steht aber als Accusativ das גוים רבים. Das על zu ergänzen, um doch den Gedanken des Besprengens festhalten zu können, empfiehlt sich darum nicht, weil eben der Gedanke vom Besprengen hier überhaupt in den Zusammenhang nicht passen will. Der Opferausdruck des Besprengens, Entsündigens, wäre ein unpassender, in dieses allgemeine Prooemium hier sich gar noch nicht fügender Vorgriff, da V. 8—10 hernach erst der Opfertod mit dem Nachdruck neuen Aufschlusses hervortritt. Nun hat im Arabischen das Wort נזה die Bedeutung aufspringen, hüpfen, insonderheit vor Freuden, — und das dürfte uns berechtigen, hier das Wort zu übersetzen: er wird die Völker in Bewegung (oder freudige Bewegung) bringen, zu verstehen das freudige, frohlockende Aufspringen über der neuen Erkenntnis, woraus dann die Unterwerfung zum freudigen Gehorsam erfolgt, das ist dann der richtige Gegensatz zu dem ersten Zurückschrecken. V. 14. So wird diese Stelle parallel mit 49, 7, wo das Aufstehen und sofort wieder Niederfallen ähnlich wie hier das Aufspringen und

sofort wieder Verstummen gemeint ist. Doch ist hier bei dem Aufhüpfenmachen zugleich eine Anspielung auf seine eigene Erhebung (V. 13); denn als Erhöheter erhöht er auch die Seinen und der Anfang dazu ist das freudige Aufspringen, um ihn zu ehren. Wenn erst in ausfließendem Segen der Erhöhung dieses Knechts auf den Königsthron die Völker das inne werden, dann wird es ihre eigene freudigste Erhebung, diesem König der Könige zu huldigen. Dann gilt keine Macht, Ehre noch Krone sonst mehr vor ihm: die da Könige sind und heißen unter den Völkern, vollends die er in geistlicher voller Wahrheit dazu macht, wissen sich zu nichts Höherem und Seligerem zu erheben als — vor ihm zu verstummen, ihn mit vollkommener Unterwerfung bis aufs Wort zu ehren, anzubeten. Das hat so angefangen seit dem Anfang der Predigt des Evangeliums unter den Heiden, es wird aber in Zukunft erst sich noch völlig erfüllen.

כי אשר (V. 15) kann im Accusativ vom ganz neuen, unerhörten Objekte, gefaßt werden, welches nun geschaut, erkannt und betrachtet wird; oder man zieht אשר להם zusammen: diejenigen, welchen es nicht erzählt oder verkündigt war, in welchem Sinn es Röm. 15, 21 gebraucht wird mit wörtlichem Citat der LXX. Und da es ja doch die גוים oder Heiden sind, welche (im Gegensatz zu Israel, das ihn verkannt und verworfen hat dafür eintretend) schauen und betrachten sollen, was ihnen die neue, unerhörte, und ihnen nicht zuvor verheißene Predigt bringt, so paßt eben dieser Sinn am besten in den ganzen Zusammenhang. Sie hören, erfahren von dem Gekommenen und — glauben. Anders aber Israel: Kapitel 53, 1.

„Wer glaubt dem von uns Gehörten, und der Arm des Herrn — über wen wird er offenbar?“

An dieser Frage wird sofort — bei der Deutung — auch die Thorheit und Blindheit des Unglaubens der Exegeten offenbar. Indem es ihnen feststeht, daß der „Knecht des Herrn“ eine Personifikation für Israel sei, so werden dann nach ihrer Meinung hier in dieser Frage die Heidenvölker fragend eingeführt. Sie sollen hier das wunderbare Geschick Israels für etwas „Unglaubliches“ erklären.

Aber hat nicht V. 14 vom Ärgernis Israels an der persönlichen Erscheinung des zukünftigen Knechts gesprochen, und dagegen V. 15 von dem Glauben und Verständnis der Heiden, denen sein Heil anschaulich gepredigt werden wird? Und ist nicht eben das der Grundgedanke der Weissagung vom Zukünftigen bei Jesaja: Verkennung zuerst in Israel, Übergang zu den Heiden? Es können also in V. 1—10 nicht die Heiden in dem „wir“ redend eingeführt sein, sondern wir müssen ein anderes hier redendes Subjekt (im Plural) finden. Wer anders sollte aber hier der Redende sein als der Prophet selbst? Er stellt in seinem und seiner Amtsgenossen Namen V. 1 einen einleitenden Ausruf hin, schließt aber sofort als Glied des Volkes Gottes auch mit diesem sich zusammen. Sinngemäß hat hier die Septuaginta ein κύριε eingeschoben, so schob

Seb. Schmid in seiner Version ein: at de populo tuo, o Jehovah —, denn es ist hier ein Gegensatz Israels mit den glaubenden Heiden. Dieses Israel hat ja von Anfang an und zuerst eine שְׁמוּעָה, griech. ἀκοή (Röm. 10, 16; Citat der LXX). Johannes rückt im Ev. 12, 38 den Spruch an die ihm gebührende Stelle, denn gerade die da reichlich hören und nahe haben, sie sind die Ungläubigen! In Israel zuerst und von Anfang giebt es Verkündiger, Boten, welche, obgleich zuerst im allgemeinen Unglauben mitbefangen, dann doch zum Glauben kommen, und diese, zu denen auch Jesajas schon prophetisch gehört, ergreifen hier V. 1 das Wort. Es ist ein chorus apostolorum et ministrorum verbi gratiae, der hier das Wort ergreift und zu dem auch dieser alttestamentliche Prophet mit vollem Rechte als Mitglied und Typus gerechnet wird.

Diese Frage nach dem Glauben, als Anfang aller Gemeindebildung, war schon Kapitel 50, 10 vorbereitet; sie ist Zeugnis dafür: wie wenige glauben doch! Vgl. Röm. 10, 16 οὐ πάντες ὑπήκουσαν. Aber der hier geschaute und beklagte Unglaube der Zeitgenossen Jesu ist wieder nur neue Weissagung für alle Zukunft. Israels erster und vornehmster Unglaube ist nur Vorbild des Unglaubens, auf welchen die Predigt des Evangeliums überall, auch in der Christenheit und auf dem Missionsfelde stößt.

Das Wort שְׁמוּעָה ist nun in doppeltem Sinne zu fassen. Es ist zunächst eine Verkündigung, Predigt, an welche es zu glauben gilt, besonders ist — in der Erfüllung — an das Evangelium zu denken. Aber woher hat es der Verkündiger? Doch auch vom Hören, und damit die Kette der Tradition einen Anfang habe, so muß doch Gott selber durch That oder Geist es dem ersten Verkündiger selbst zu hören geben. Es ist also auch für ihn zuerst eine ἀκοή, und das ἀκούειν muß zuerst bei ihm selbst einem ὑπακούειν, die ἀκοή zu einer ὑπακοή geworden sein, ehe es bei ihm zum Predigen kommen kann. Die erste ἀκοή kann also nur aus einem direkten ῥῆμα θεοῦ kommen, und in jeder nachfolgenden Predigt soll dieses lebendige Gotteswort als fortdauernd sich zu hören geben. Das ist der Sinn der Schlußfolgerung des Paulus in Röm. 10, 16. u. 17. „Jedes κήρυγμα hat zwei Seiten: es ist ῥῆμα, = λεγόμενόν τι, und ἀκοή, = ἀκουόμενόν τι, letzteres ist die Hauptsache, wodurch es erst zum κήρυγμα wird." Das suffixum נוּ־ ist dann zu deuten: Das an uns gekommene und nun durch uns weiter gehende Wort, das aus Glauben zum Glauben gepredigte: ἐκ πίστεως εἰς πίστιν. Röm. 1, 17.

„Arm des Herrn" ist jetzt zu verstehen vom Heil schaffenden, erlösenden Arm (52, 10). In dem Knechte des Herrn personifiziert sich dieser erlösende Arm; Christus ist gewissermaßen selbst dieser ausgereckte Arm des Herrn, wie er das ergehende Wort ist. Die gerade parador in diesen Leiden verhüllte Macht Gottes zur Erlösung ist das Wunder aller Wunder, für dessen Verständnis es ein fortwährendes Offenbaren gilt; dies Offenbaren aber geschieht in thatsächlicher Erweisung der erlösenden Kraft an den Glaubenden. Daher steht hier

sehr bedeutsam das עַל־מִי, das hier mehr sagen will als לְמִי. Im Dativ, wenn, wird allerdings zuletzt Gottes Macht und Recht allen aufgedeckt und kundgethan; hier aber ist die Rede von der rettenden Wirkung der über jemand kommenden Erlösungsmacht (vergl. 1 Kor. 1, 18 b. 24). Die Frage besagt also: Über wie viele, resp. wenige, kommt doch dieses Armes eingehende, das Heil wirkende Kraft ebenso wie über uns, die wir ihn erkannt und erfahren haben und deshalb auch bezeugen! Die Bedingung dieser Erfahrung ist eben der Glaube, das gläubige Annehmen dieser Heilsbotschaft. Der lebendige, ganze Glaube darf auch die ganze Kraft Gottes innerlich empfangen und erfahren. Der Glaube faßt die Allmacht Gottes zum Heil und die Allmacht gehet in den Glauben ein und wirkt das Heil.

„Der Glaube bricht durch Stahl und Stein . . .
Er kann die Allmacht fassen" etc. . . .

V. 2. „Denn er steigt empor wie der saugende Sproß vor ihm, und wie der Wurzelsproß aus dürrem Erdreich — nicht Schöne hat er und nicht Pracht: und wir sehen ihn und da ist kein Ansehen, daß wir sein begehrten!"

Hier tritt wieder Personenwechsel ein. Coccejus giebt ihn richtig so an: V. 1. Der Prophet (und Prophetenchor!) als gläubiger Zeuge. V. 2—10. Die nicht ungläubigen Juden (und er mit ihnen), V. 11 und 12. Zum Abschlusse mit Verheißung der Herr selbst.

Mit V. 2 beginnt nach dem einleitenden Satze die Schilderung selbst der Niedrigkeit und Leidensgestalt, welche als des Unglaubens Anlaß bei so vielen zum Verkennen und Verachten führt. Das verbindende ו im ersten Wort ist ein Ursach angebendes, dem Unglauben seinerseits aufdeckendes „nehmlich" oder „den". Diese Grund gebende Schilderung erfolgt sehr schön in Form eines Bekenntnisses der früher Ungläubigen, die nun zurückschauen auf ihren Wahn, ihn jetzt erst im helleren Lichte würdigen und ganz beschreiben können. „Es findet wie Hengstenberg richtig sagt, mit V. 2 kein eigentlicher Wechsel der Personen statt, sondern der Prophet redet fort, nur mit dem Unterschiede, daß er V. 1 sich zu den Verkündern der Botschaft zählt," V. 2 aber zu den Ungläubigen, welche einst ihn auch verkannten, und denen erst aus der Verherrlichung des Wissens die wahre Bedeutung seiner Leiden klar wurde. Dieses sich Zusammenrechnen und Zusammenschließen mit dem ganzen Volk geht fort auch durch die folgenden Verse, es ist ein Bekenntnis gemeinsamer Sündenschuld, gemeinsamer Verirrung (V. 4—6), aber auch das Bekenntnis des Glaubens: für uns, an unserer Statt, hat er das alles erlitten und ausgestanden!

Zu וַיַּעַל ist der seit V. 13 bezeichnete Knecht, oder — was dem Sinn nach dasselbe — der V. 1 genannte Arm des Herrn als Subjekt zu ergänzen. Das Aufschießen, Aufwachsen weist zurück auf 52, 13, um anzuzeigen sein Aufsteigen aus der Niedrigkeit zur Erhöhung, ein Aufsteigen gleich einem Gewächs aus kleinem, unscheinbarem Anfang, es geht langsam vom zarten Sprößling bis zum Baume, dessen Same

die Welt erfüllt. — Nicht bloß an seinem Reiche (Matth. 13, 31 f.), sondern auch schon an seiner Person zeigt sich die Niedrigkeit, unscheinbare Kleinheit der anfänglichen Erscheinung. Denn nicht einmal in der natürlichen Schöpfung wachsen sogleich ganz große Bäume, viel weniger in dem wiederherstellenden Reiche der Gnade. יונק ist der zarte, den ersten Saft ansaugende Schößling (hier in der Mascul.-Form), von LXX mit παιδίον übersetzt, was insofern Wahrheit ist, als ja von einem Menschen die Rede ist, der *als Säugling* einem zarten Schößling zu vergleichen ist. Der Arm des Herrn, der gewaltige König, Erlöser und Siegesheld, wird ein scheinbar schwacher Mensch sein, wie andre vom Kindlein auf.

לפניו geht auf das יהוה im V. 1 *vor ihm*, dessen Knecht und Arm er ist; also nicht vom Volke zu verstehen; das „vor ihm zeigt an, daß vor Gott gerade dieser geringe Anfang die rechte Kraft und Bedeutung hat; „ihm bekannt, der Welt unbekannt." שרש bedeutet sonst Wurzel, hier soviel als „Wurzelschößling;" entscheidend für diesen Sinn ist Jesaja 11, 1. 10, auf welche Stelle unser Vers hier deutlich zurückweist. „Das schon früher gebrauchte Bild nimmt Jesajas wieder auf, daß Isais Familie einem verdorrten Stamm gleich sehen, aber gerade aus diesem jenes herrliche Gewächs entstehen soll." „Aus dürrem Erdreich" deutet nicht bloß auf die verarmte, heruntergekommene Königsfamilie Davids hin, sondern zugleich auf die kraft- und saftlos gewordene, unfruchtbare Menschennatur, aus welcher durch Gottes Kraft („Arm des Herrn") ein neues Leben hervorsproßt. Der Messias ist in seinem Ursprunge der göttlichen Natur nach ein in seiner Menschheit von oben mit Saft und Kraft genährter Sproß des Herrn, darum kommt, wiewohl ganz menschlich, seine reine, starke Menschheit aus dem dürren Boden des Hauses David, Israel, der Menschheit hervor.

Das dürre Land, das durch Gottes Kraft nicht unfruchtbar bleibt, war in der typischen Vorgeschichte schon in Sarah, Rebekka, Rachel, Hanna und zuletzt in Elisabeth abgebildet. תאר wie 52, 14 bedeutet die Gestalt (1 Sam. 16, 18 schön von Gestalt), הדר daneben, bedeutet *Pracht*, wird sonst gebraucht von des Priesters, Königs, Helden Gewand und Schmuck, vornehmlich von *Gottes* Erscheinung. Es meint somit diejenige Pracht und Herrlichkeit, welche von einer *Theophanie* in der Menschheit, von dem *Messias* nach Menschengedanken sogleich zu erwarten wären. Statt dessen, wenn er kommt, zuerst und überhaupt in der menschlichen Erscheinung keine solche Würde, sondern Niedrigkeit. — In dem ונראהו ist das ungewöhnliche Futurum, statt Praet. proph. auffallend und dann der Parallelismus mit ונחמדהו

Die Ausleger ziehen das erste Wort nach rückwärts und versetzen den Athnach; so wird dann etwa übersetzt: „Er hat kein Ansehen und keine Würde, daß wir nach ihm schauten, keine Gestalt, daß wir seiner begehrten." Allein auch die andere Fassung, welche das erste Wort absolut, für sich allein, stellt, hat guten Sinn. Das Fut. als Aorist zu fassen: Da sehen wir ihn nun (lebendig vergegenwärtigend) oder: in-

dem wir ihn sehen — hat er kein Ansehen. Der ganze Zusammenhang ist zugleich eben mit Rücksicht darauf, daß er der Messias sein soll, zu fassen: keine Erscheinung, daß wir eines solchen begehrten, aus entgegenkommendem Verlangen ihn anschauen, betrachten, anerkennen, annehmen mochten. Ein solcher ist uns nicht recht, das ist nicht der Rechte, wie wir ihn erwarten und ersehnen! (vergl. Luk. 19, 14.)

V. 3. „Verachtet — und ein Vergehender unter den Männern, ein Mann der Schmerzen und Vertrauter der Krankheit, und wie Abwand des Gesichts von ihm — so verachtet und für nichts hielten wir ihn."

Statt schöner Gestalt und Ansehen, was sehen wir? Die Rede schreitet hier vom Negativen zum Positiven fort: Keine Gestalt noch Schöne (V. 2), im Gegenteil, wer ihn sieht, findet Mißfälliges bis zum Zurückschrecken (52, 14) und lieber Wegsehen.

Zugleich ist V. 3 Fortschritt, wie das Leben Christi selbst ein Fortschritt ist von der schon in der Geburt begründeten Niedrigkeit bis zu der dem Tode (V. 8) vorangehenden Leidensgestalt; jene Ursache des Verkennens, diese des Verachtens.

Das zweimalige נִבְזֶה steht beidemal absolut; das erste Mal folgt als Ursache der Verachtung, daß er aufhört ein Mann zu sein; denn so ist das חֲדַל zu konstruiren mit dem אִישִׁים einer, der aufhört, ein Mann zu sein, oder unter die Männer zu gehören, in Ähnlichkeit wie 52, 14. Der Sinn ist „fast kein Mann, oder wenn ein Mann, so ist's ein Mann der Schmerzen, ein Mann und Held im Dulden und Leiden.

יְדוּעַ wird von St. hier aktiv genommen, wobei der Schmerzensmann selbst das Subjekt bleibt: ein Kundiger, Kenner, Vertrauter der Krankheit; Engl. Bib.: acquainted with; holl. B.: versocht in Krankheyt, dem Hebr. 2, 18 Gesagten entsprechend. Es ist hier die mit dem abstoßenden Schein zusammentreffende innere Wirklichkeit schon mit angedeutet: Der Mann der Schmerzen ist der Wohlerfahrene, Kundige, dagegen die sinnlich davor Zurückschreckenden das eben thöricht nicht verstehen. חֹלִי bedeutet nicht bloß Krankheit im engeren Sinne, die Christi heiliger Leib von innen heraus gar nicht haben konnte, sondern auch zugefügten Wundenschmerz, Schmerz, Gram. Es ist damit eben alle unsere ihm aufgelegte Not aus der Sünde bezeichnet. Wir alle leiden und sind krank, an ihm konzentriert sich das aufs abschreckendste. (vgl. Jes. 1, 5—7; Ps. 103, 3.)

Das מַסְתֵּר nahmen früher die meisten als ein Part-Hiph. im aktiven Sinn, so daß von ihm selbst gesagt wäre: wie einer, der das Angesicht vor uns verbirgt, daß er uns nicht sehe und wir ihn nicht. Aber die sichere Lesart führt auf kein solches Partic., indem diese Form so nie vorkommt. Es handelt sich auch hier nicht um das Verhalten des Knechtes Gottes zum Volk, sondern umgekehrt. Schon Kapitel 50, 6 ist gegen diese Deutung entscheidend, da nicht er das Angesicht verbirgt, sondern sie, die Schauenden verbergen vor ihm das Angesicht. Die grammatische Auflösung ist: subst. verbale, abstractum pro con-

creto „Abwand" und מִמֶּנּוּ suff. der 3. pers. sing.: quasi occultatio facierum ab ipso, oder: aliquis a quo quisque faciem occultaret: Einer, vor dem man das Angesicht verbirgt, wie ein mit ekelhafter, ansteckender Krankheit Behafteter.

Nun die Wiederholung: Verachtet — darum — nun das Resultat der ganzen Betrachtung — konnten wir ihn nicht für den Messias rechnen oder achten, sondern: für nichts hielten wir ihn, unser Sinn war: Der, ein solcher sollte der Messias sein!

Bis hierher geht die Beschreibung seiner abschreckenden Leidensgestalt und die daraus folgende Verkennung des Unglaubens. Im folgenden kommt nun aber der gewaltige Kontrast, der Aufschluß über die Ursache seiner Leiden und damit beginnt denn die Lösung des Rätsels für den, der ihn mit Glaubensaugen betrachten lernt.

(Schluß folgt.)

Themata zu 52, 13—53, 3.

I.

V. 13. Des Herrn Rat ist wunderbar, aber er führt es herrlich hinaus!

I. Des Herrn Rat ist wunderbar!
   1. Wo die Menschen rat- und hilflos sind.
      a) Die Heiden verirrten sich in immer tiefere Nacht.
      b) Die Juden sanken immer tiefer und konnten das Heil nicht bringen.
   2. Da hat Gott schon von Ewigkeit her einen wunderbaren Erlösungsplan gefaßt.
      a) Gefaßt vor Grundlegung der Welt.
      b) Stufenweise verkündigt durch die Propheten.
      c) In die Erscheinung tretend in der Fülle der Zeit.

II. Er führt es herrlich hinaus!
   1. Gottes Sohn erscheint in Knechtsgestalt.
      a) Er ist die persönliche Weisheit Gottes.
      b) Wird auf dem Weg der Erniedrigung und des Gehorsams zubereitet zum Herzog der Seligkeit.
   2. Er wird vollendet in der Herrlichkeit.
   3. Er ist daher der Mark- und Grenzstein der Weltgeschichte; der Fels, an welchem die Verderbensmächte sich brechen müssen.
      a) Er stößt nieder alle falsche Höhe.
      b) Er erhebt mit sich die Elenden aus dem Staube.

II.

V. 14 u. 15. Der Knecht des Herrn.

I. Seine Niedrigkeit und Kreuzesgestalt gereicht zum Anstoß und Ärgernis.

II. Aber gerade diese Kreuzesgestalt birgt in sich die göttliche Kraft, das eitle Weltleben zu vernichten und die Menschen selig zu machen. (Vgl. 1 Kor. 1, 18—29. Röm. 1, 16.)

III. Indem diese Erkenntnis durchbricht, bringt er Völker zum Frohlocken und Könige zu stummer Anbetung und Beugung.
IV. Von Israel, das die Botschaft nicht annimmt, geht sie zunächst über zu den Heiden.

III.

Kapitel 53, 1. Die wohlbegründete Klage der Boten Gottes. „Wer glaubt" rc. . . .

I. Der Unglaube als eine weltkundige Thatsache.
   1. Israel hat zuerst das Beispiel des verwerfenden Unglaubens gegeben.
   2. Aber in aller Welt, wohin die Kunde dringt, bis heute, wirkt sie Scheidungen zwischen Glauben und Unglauben.
II. Der Glaube ist Bedingung der Heilsbotschaft.
   1. Die Botschaft wird zuerst vom Herrn selbst den Urzeugen gebracht und von diesen gläubig angenommen.
   2. Der Glaube ist Bedingung
      a) der Heilserfahrung („über wen"?);
      b) der fortgehenden heilwirkenden Verkündigung.

VI.

V. 2. Die Niedrigkeit und Leidensgestalt des Knechts als Ursache des Unglaubens.

I. Die Niedrigkeit und Leidensgestalt des Knechts.
   1. Die geschichtliche Herkunft Christi mit der Weissagung verglichen.
      a) Nachkomme des verarmten Hauses Davids. Jes. 11, 1. 10.
      b) Ein Lebenssproß aus dem dürren Erdreich der gefallenen Menschheit. Ebr. 2, 14 ff.
      c) Seine stets tiefer gehende Erniedrigung.
   2. Nur ein solcher konnte unser Erlöser werden.
      a) Er mußte selbst auf solchem Wege vollendet werden.
      b) Nur ein aus unserer Menschheit Kommender konnte rechtskräftig die Erlösung stiften.
II. Das unverständige Fleisch schrickt davor zurück.
   1. Die Thatsache als solche: Vgl. Petrus, Matth. 16., Israel; alle, die an ihm sich ärgern.
   2. Ursache: a) Das Fleisch ist leidensscheu;
      b) Der fleischliche Verstand kann Gottes Wege nicht nicht verstehen (1 Kor. 2, 14).
      c) Es bedarf göttlicher Erleuchtung (2 Kor. 4, 4–6).

Hs.

— Lerne das Äußere verschmähen und gieb dich ganz dem Innern hin, so wirst du das Reich Gottes in dein Herz kommen sehen. Denn das Reich Gottes ist Friede und Freude im heiligen Geiste (Röm. 14, 17), welcher dem Gottlosen nicht gegeben werden kann.

— Das ist das größte Unglück, wenn ein Mensch nicht bei sich selbst zu Hause sein kann.

Kirchlich-synodale Nachrichten.

Die Stadt des heiligen Ludwig ist schon oft, ob im Scherz oder Ernst, das Herz der Synode genannt worden. Eine gewisse Berechtigung zu dieser Rede dürfte nicht zu leugnen sein und zwar aus zwei Gründen:

1. Als die Synode noch im Embryonenzustand sich befand, da war St. Louis der Ort, wo die ersten Vertreter und Begründer derselben teils wohnten, teils auch sich versammelten; wenn auch letzterer Ort etwas links neben draußen lag.

2. St. Louis beherbergt zur Zeit nicht nur das Predigerseminar, sondern auch das Verlagshaus, von welchem alle unsere synodalen Publikationen ausgehen. Auch beherbergt diese Stadt im Verhältnis der Bevölkerungszahl die größte Anzahl evangelischer Gemeinden und Pastoren.

Es wird daher auch keiner besonderen Entschuldigung bedürfen, wenn wir unsere kirchlich-synodalen Nachrichten damit beginnen, daß wir von einer Pastoralkonferenz Bericht erstatten, welche daselbst in der evang. St. Jakobikirche am 12. und 13. Oktober 1898 gehalten wurde. In dieser Konferenz wurden zwei recht anregende Referate verlesen. Das eine von P. K. Pleger, über 2 Thess. 2, 3 u. 4, handelte vom Antichristen und bot an der Hand von sechs Thesen mit Unterabteilungen reichlich Gelegenheit zur Diskussion, wobei natürlich verschiedene Anschauungen geltend gemacht wurden. Die realistische Anschauung, nach welcher das Böse schließlich in der Erscheinung eines persönlichen Antichristen zur reifen Frucht sich gestalten und die Massen an sich reißen wird, fand die Zustimmung der Mehrheit der Anwesenden. Eine besondere Debatte erregte die Frage, ob der Antichrist erst im allgemeinen Weltgericht vertilgt werde, also keine sogenannte erste Zukunft Christi zu erwarten sei, oder ob unter der im Text genannten Wiederkunft (ἐπιφανία) die erste Zukunft zu verstehen sei, welcher dann die Aufrichtung des Millenniums nachfolgen würde, und dann erst das Endgericht. Eine spezielle Arbeit über diesen Punkt dürfte gewiß vielen willkommen sein.

Das zweite Referat wurde erstattet von P. C. Kramer und wurde von allen Anwesenden mit größtem Interesse gehört. Das Thema war: „Die geschichtliche Seite der Konfirmation und des Konfirmandenunterrichts.“

Hoffentlich giebt der liebe Bruder unserer Bitte Raum und schickt das ganze Referat zum Druck ein, und dann wird sicher auch im Leserkreise ihm das gebührende Interesse nicht fehlen. Nur eine These wurde auf Grund dieser Arbeit vorgelegt und besprochen: „Wenn die Geschichte der Vergangenheit uns lehrt, daß die Konfirmation zur Zeit der Aufklärung an ihrem inneren Werte einbüßte, dagegen mehr zu einer äußeren Zeremonie gemacht wurde, so darf auch wohl aus der Erfahrung der Gegenwart heraus die Mahnung gestellt werden: Hüte dich, Christenheit, daß du nicht in denselben Fehler zurückfällst.“

Ganz besonders interessant und lebhaft wurde jedoch die Konferenz durch den sogenannten Fragekasten. Und das ist der Hauptgrund, warum wir darüber so ausführlich berichten, weil da ein Beispiel gegeben wird zur Anregung auch für andere Pastoralkonferenzen.

Jeder Bruder sollte eine bestimmte Frage auf ein Stück Papier schreiben und ohne Namensunterschrift dem Vorsitzer einreichen. Dieser verteilte dann ohne Wahl und Ansehen der Person oder Fragen diese Zettel unter die Anwesenden. Jeder Bruder las darauf der Reihe nach seine Frage vor und suchte nach Möglichkeit darauf zu antworten. Zu jeder Antwort stand, wo es wünschenswert schien, die Debatte offen, die zum Teil recht interessant und lebhaft war. Manche Fragen lagen durch das nahe Zusammenwohnen der Gemeinden und Pastoren in der Stadt den betreffenden Fragestellern besonders nahe. Wir wollen die Fragen alle in extenso hersetzen, sie mögen als Illustration dienen, wie mannigfaltig und wichtig dieselben zum Teil für das praktische Amtsleben waren. Auch dürfte wohl der eine oder andere Bruder daraus Veranlassung nehmen, über eine ihm wichtige Frage eine besondere Abhandlung zu schreiben und an die Redaktion zu schicken. Manche Fragen konnten wohl mit Ja oder Nein abgemacht werden. Doch erforderten die meisten eine längere Besprechung. Die Fragen lauteten wie folgt:

1. Inwiefern ist eine pastorale Beteiligung bei Leichenverbrennung verwerflich?

2. Welchen Einfluß übt das gläubige Gebet auf das göttliche Walten aus?

3. Wann hat der Prediger zu der Behauptung ein Recht, daß seine Predigt Gottes Wort sei?

4. Warum wird das Bekenntnis des Glaubens an den dreieinigen Gott „Apostolisches Glaubensbekenntnis" genannt?

5. Sind wir Pastoren noch Botschafter an Christi Statt, die da bitten und ermahnen: „Lasset euch versöhnen mit Gott?"

6. Worauf beruht die Gewißheit unserer Berufung zum Amt?

7. Welches ist das normale Verhältnis von Amtsvorgänger und — Nachfolger?

8. Findet die Ermahnung Gal. 6, 2 auch ihre Anwendung auf Gemeinden?

9. Ist es recht, ein Gemeindeglied vom heiligen Abendmahl auszuschließen?

10. Wie verhalten sich „christliche Kirche" und „Reich Gottes" zu einander?

11. Welchen praktischen Gewinn erwartet unsere Synode für sich von der Einweihungsfeier der Erlöserkirche Jerusalems, daß die Generalkonferenz die Absendung eines Vertreters zu derselben beschlossen und sich dazu verpflichtet hat, die nicht unbedeutenden Kosten zu tragen, sintemal es mit geliehenem Geld geschehen muß?

12. Wie hängen die fünf Hauptstücke des Katechismus eng aneinander?

13. Sind die Pastoren verpflichtet, von ihrem Einkommen den Zehnten für Reichsgotteszwecke abzugeben?

14. Ist es möglich, zum Glauben zu gelangen, wenn die Verstandeszweifel durch Beweise beseitigt sind?

15. Welche Epistel ist am geeignetsten zur Verwendung für fortlaufende Betrachtungen, in welchen den ethischen Bedürfnissen unserer Zeit Rechnung getragen werden kann?

16. Wie wird der Pastor sich bei Leichenbegängnissen totgeborner Kinder zu verhalten haben in der Rede?

17. Welches ist die gerechte, von der Synode festgesetzte Barzahlung nebst freier Station und Wäsche für einen Vikar per Jahr?

18. Warum heißen die fünf Teile in unserm Katechismus „Hauptstücke"?

19. Ist der häufige Gebrauch von Poesie und Geschichten als Illustrationen in der Predigt empfehlenswert?

20. Ist die Geschichte vom barmherzigen Samariter eine Geschichte, die sich im Leben zugetragen hat, oder ist sie ein Gleichnis des Herrn?

21. Unter welchen Voraussetzungen ist es gestattet, daß ein aus einer evangelischen Gemeinde ausgeschlossenes Glied von einer andern evangelischen Gemeinde ohne Überweisungsschreiben aufgenommen wird?

22. Hat ein aus einer synodalen evangelischen Gemeinde wegen Unruhstiftung ausgeschlossenes Glied das Recht, behufs Erlangung seines vermeintlichen Rechts an den Distrikt zu appellieren?

23. Welche Stellung soll die evangelische Kirche im gegenwärtigen Kampfe zwischen Kapital und Arbeit einnehmen?

24. Was ist darunter zu verstehen, wenn gesagt wird: „Der Wirkungskreis eines evangelischen Pastors in St. Louis hat keine Grenzen"?

25. Welchen Einfluß und Eindruck machen geringschätzende und verwerfliche Urteile von Pastoren über schriftliche oder mündliche Arbeiten von Brüdern in einer Versammlung auf Laien, die an derselben teilnehmen?

26. Darf ein evangelischer Pastor Leute, von welchen er weiß, daß sie schon zu einer anderen evangelischen Gemeinde gliedlich gehören, auffordern, sich seiner Gemeinde anzuschließen, heißt das nicht im fremden Fischteich angeln?

27. Was ist von der Apokatastasis aller Dinge zu halten und wie ist sie biblisch zu begründen und zu widerlegen?

28. Welches ist die evangelische Einteilung des Dekalogs nach den zwei Tafeln? (An der Kirchenwand waren die zwei Tafeln abgebildet mit je fünf Geboten auf einer Tafel.)

Haben wir so den Fragen hier vollen Ausdruck gegeben, so dürfte es erlaubt sein, noch einige Bemerkungen anzuknüpfen. Vor allem möchte daran zu erinnern sein, daß in dem 12. Jahrgang der Theologi=

schen Zeitschrift, im Januar- und Februarheft 1884 ein Referat erschienen ist von P. Fr. Pfeiffer, in welchem bei einer Distriktskonferenz in Quincy, Ill., die Frage (No. 7) verhandelt wurde: „Welches ist das gottgewollte gegenseitige Verhältnis von Amtsvorgänger und—Nachfolger?" Es ist der Mühe wert, alte Jahrgänge aufzubewahren und gelegentlich nachzusehen, welch ein Schatz an Wahrheitserkenntnis darin niedergelegt ist.

Ferner möchte hier gerade am Schluß nun die Bitte erlaubt sein an alle Vorsitzer von Pastoralkonferenzen, resp. deren Sekretäre: Schickt doch an die Redaktion kurzgefaßte Berichte über eure Verhandlungen und Arbeiten, laßt uns Referate, welche allgemeines Interesse erregen, zukommen. Erscheinen dieselben nicht gerade druckfähig, so kann ja wohl dem Mangel da und dort abgeholfen werden. Die Hauptsache ist eine rege Beteiligung und Austausch aller die Gemüter bewegenden Fragen, die im Pfarramt und im synodalen Leben auftauchen mögen.

Und endlich: Wir wollen hinten im Magazin einen Fragekasten anhängen, in welchem die Brüder irgendwelche Fragen einlegen dürfen, die dann der Besprechung offen stehen. Es werde jedoch nicht erwartet, daß die Redaktion selbst jede Frage beantworte, sondern dieselbe soll an den Leserkreis im ganzen gestellt werden und wir erwarten Antworten von verschiedenen Seiten zu bekommen, die dann, je nachdem es geht, veröffentlicht werden sollen. Hs.

Pädagogisches.

Jakob und Esau, oder: Heiligt der Zweck die Mittel?

(Aus „Deutsche Schulpraxis".)

Motto: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: — Ich aber sage euch: —"

Fast möchte ich wegen der reklamenhaft-theatralischen Überschrift um Entschuldigung bitten; aber da ich wohl mit einiger Sicherheit annehmen darf, daß niemand die Ankündigung eines Trauer-, Schauer-, Rühr- und Spektakelstückes vermuten werde, so mag es bei jener sein Bewenden haben. Maßen der Erzritter Jakob noch immer und überall als rechtes Tugendexempel aufgestellt, katechetisch verarbeitet, methodisch gewalkt und psychologisch zergliedert wird. Nicht minder auch, weil er hinsichtlich der Praxis seiner Moral doch einigermaßen an die frommen Söhne Loyolas erinnert.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Person unseres Helden, wie sie sich aus den Berichten der heiligen Schrift ergiebt:

Jakob, der zweite Sohn Isaaks, unterschied sich äußerlich und innerlich durchaus von seinem älteren Bruder Esau. Letzterer war stark, rauh von Gestalt und Art, offen und ehrlich, aber geistig tiefer stehend und daher beherrscht von seinen sinnlichen Trieben und in den Tag hineinlebend. Jakob war schwächer, feiner von Gestalt und Art,

verschlagen und listig, aber geistig höher stehend, daher spekulativ und unternehmend. So wird es ihm ein Leichtes, seinen Bruder um das wichtige Recht der Erstgeburt zu betrügen. Zunächst hatte er keinen greifbaren Vorteil davon, mußte vielmehr landflüchtig werden. Aber vermöge seiner höheren geistigen Entwickelung verstand er sich in der veränderten Sachlage zurechtzufinden und auf seine Rechnung zu kommen. Und weil ihm Laban im Lügen und Betrügen nachstand—obgleich der darin auch etwas leisten konnte—kam er sogar zu einem gewissen Reichtum. Nach langer Abwesenheit zurückkehrend, ward er von seinem Bruder herzlich empfangen und ihm das durch Lug und Trug erlangte Recht der Erstgeburt und damit der Stammeshoheit neidlos überlassen.

Dies das Bild, wie es sich aus den schlichten, ungeschminkten, objektiven Berichten der heiligen Schrift ergiebt.

Nun sehen wir hier wieder, wie manche päpstlicher sein wollen als der Papst, heiliger als die heilige Schrift, indem sie Jakob als einen Mann der Tugend herausstaffieren. Dies geschieht durch Verschweigung unbequemer und durch Verdrehung bequem gemachter Thatsachen, also durch ein Vertuschungssystem, wie wir es auch beim Geschichtsunterricht beobachten können. Wie man beim letzteren fast allgemein die Fürsten, namentlich die des eigenen Landes, nahezu zu Göttern erhebt nach Charakter und Handlungsweise, so stempelt man auch gewisse Personen der heiligen Schrift zu Mustern von Frömmigkeit und Tugend und glaubt damit loyale Unterthanen und fromme Christen zu erziehen. Man vergißt dabei, daß ein solches Vertuschungssystem nur verderblich wirken kann. Noch immer hat das Vertuschungssystem auf politischem Gebiete die verderblichsten Folgen gezeitigt, wie uns die Geschichte mit eindringlicher Beredtsamkeit erzählt; und was auf politischem Gebiete sich als unheilvoll erweist, sollte auf heiligem anders sein? Glaubt man, in unserer Zeit der allgemeinen Bildung käme den Kindern nicht zeitig genug die Erkenntnis? Und wenn sie ihnen nicht aus ihnen selbst heraus kommt, so kommt sie ihnen von außen und von anderen, die ein Interesse daran haben, die idealen Bilder der Schule aus den Herzen der Kinder herauszureißen. „Seht", heißt es dann, „so sind die Helden, so sind die Frommen beschaffen, die man euch in der Schule als Vorbild hingestellt!" Und mit den Worten der Schrift wird man uns Lügen strafen! Somit wird die Arbeit der Schule zunichte gemacht, der Lehrer als Lügner hingestellt, die Seele der Kinder mit Zweifel erfüllt, das Ansehen der heiligen Schrift geschädigt und endlich der Abfall vom Glauben herbeigeführt, den man in unserer Zeit so häufig beklagen hört.

Wie aber wollen wir uns rechtfertigen und unser Thun verantworten?

Wahrlich! es ist hohe Zeit, es ist allerhöchste Zeit, daß wir neue Bahnen einschlagen und unseren Religionsunterricht so gestalten, daß die Kinder die heilige Schrift verstehen, lieben und verteidigen lernen

gegen Spötter und Verführer, daß sie fest werden im Glauben und beharren bis ans Ende.

Dazu aber ist zweierlei notwendig: Wir müssen unter dem Banner der Wahrheit marschieren und der Stimme unseres Heerführers folgen, der Stimme Christi.

Sollte das so schwer sein, zumal doch die heilige Schrift selber nicht aus schwarz weiß und aus sauer süß macht?!

Der Kardinalfehler, den man in dieser Sache begeht, besteht darin, daß man bei Beurteilung von Personen der heiligen Geschichte sich auf den alttestamentlichen Standpunkt stellt, den die Juden heutzutage noch einnehmen. Die Moral des Neuen Testamentes aber ist eine andere, und zwar eine höhere, geläutertere als die des Alten Testamentes. Das ist eine ganz unbestreitbare Thatsache, welche von Christus selbst mit den Worten bestätigt wird, die wir uns als Motto gewählt haben, nämlich „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: — Ich aber sage euch: — „Für uns Christen nun ist selbstverständlich die Lehre Christi bindend, und von seinem erhabenen moralischen Standpunkte aus müssen wir die Personen und ihre Handlungen beurteilen, wenn wir einen wirklich erfolgreichen Religions- und Moralunterricht geben und unsere Jugend mit einer sicheren Grundlage fürs Leben ausrüsten wollen.

Von diesem höheren moralischen Standpunkte eines reinen Christentums aus verlieren nun freilich die Nationalhelden der Juden ihren Nimbus teilweise oder auch ganz, einen Nimbus, den sie übrigens nur in den Augen der Juden, keineswegs aber in den Augen der heiligen Schrift selbst haben. —

Nach diesen mehr allgemeinen Sätzen wollen wir nun im folgenden an dem Beispiele des Jakob zeigen, wie die neuen Bahnen beschaffen sind, die wir mit Betreibung der geläuterten höheren Christenlehre beschreiben, und hierbei vor allen Dingen die Frage erledigen: „Heiligt der Zweck die Mittel?“

Für einen Christen müßte eigentlich die prompte Antwort ganz selbstverständlich sein: Nein, niemals heiligt der Zweck die Mittel! Indes die Erfahrung zeigt leider, daß doch viele Lehrer durch ihre katechetischen salti mortales, den Satz indirekt bejahen. Sie sind einigermaßen zu entschuldigen. Jakob wird nämlich ein „frommer“ Mann genannt. Damit wird der Lehrer von vornherein veranlaßt, für denselben Partei zu ergreifen.

Erwägt man jedoch den Zusammenhang, so liegt der Sinn, den hier das Wort „fromm“ hat, klar vor Augen. Die heilige Schrift berichtet fortwährend: „— und blieb in den Hütten.“ Er erwählte sich im Gegensatze zu Esau, dem das rauhe und gefahrvolle Jägerleben gefiel, das friedlichere eines Hirten und Viehzüchters. Somit bedeutet hier das Wort „fromm“ etwa soviel wie sanft, mild, friedlich, eine Bedeutung, die es zuweilen auch jetzt noch hat. —

Diejenige Geschichte aus dem Leben des Jakob, deren Behandlung

in der Schule einen breiten Raum einzunehmen pflegt, ist die Geschichte von der Erlistung der Erstgeburt. Der Leichtsinn, mit welchem Esau dies wichtige Recht um ein Linsengericht verscherzt, entfremdet ihm unsere Sympathie, wodurch unwillkürlich Jakob in unseren Augen gewinnt. Denn wer, wie Esau, ein so wichtiges Recht derartig leichtsinnig verscherzt, ist wert, daß ers verliert. Aber dennoch rechtfertigt dieser Umstand nicht die Mittel, deren sich Jakob bedient. Lug und Trug werden nie und nimmer durch den besten Zweck, dem sie dienen, gerechtfertigt: der Zweck heiligt nicht die Mittel!

Überhaupt aber wird diese Geschichte unter einem ganz falschen Gesichtswinkel betrachtet. Nicht das Verhalten Jakobs seinem Bruder Esau gegenüber ist die Hauptsache, sondern sein Verhalten seinem Vater Isaak gegenüber. Die Übertretung des vierten Gebotes, deren sich Jakob schuldig macht, muß in den Mittelpunkt der Behandlung gerückt werden, denn sie ist die schwerere Sünde. Erst dadurch erhält der Unterricht die rechte Kraft und Wirkung für das Leben. —

Im Einzelnen bietet sich nun folgendes für Erkenntnis und Glauben:

Die damalige Welt war vom blindesten Heidentume befangen, von schweren Sünden und unsagbaren Lastern beherrscht. Nur in wenigen Personen lebte die Erkenntnis eines einigen Gottes und erbte sich vom Vater zum Sohne fort, wie wir an Abraham und Isaak sehen. Wie groß die Macht des Heidentums war, sehen wir an Laban. Von ihm wird erzählt, er habe nebenbei noch „Hausgötter" gehabt (wie sie z. B. später Griechen und Römer hatten), wenn er sie vielleicht auch nur in Rücksicht auf seine heidnische Umgebung aufgestellt hatte. Von Isaaks Söhnen war besonders Jakob von der Erkenntnis des einigen Gottes erfüllt, wenn er auch im übrigen ein sündiger Mensch war. Von Esau wird erzählt, daß er sich heidnische Weiber genommen und zuletzt in heidnischen Landen gewohnt habe. Wahrscheinlich ist er selber endlich ganz und gar dem Heidentume verfallen; wenigstens waren seine Nachkommen samt und sonders Heiden. Somit war der zweite Sohn Isaaks, Jakob, allein geeignet, die wahre Gotteserkenntnis auf die nachfolgenden Geschlechter fortzuerben, und hierin liegt seine Bedeutung. Das Ansehen als Stammesoberhaupt, welches er sich durch Lug und Trug erschlichen hatte, war ganz unzweifelhaft der Weiterverbreitung der reinen Gotteserkenntnis in hohem Grade förderlich. Wir sehen also, wie Gott eine böse That zum Guten lenkt. Denn sicher war nicht die Weiterverbreitung der reinen Gotteserkenntnis, sondern die Erlangung äußerer und irdischer Vorteile der Antrieb zur Sünde.

So lenkte zwar Gott das Böse zum Guten; wo aber finden wir die göttliche Gerechtigkeit, die die Bösen bestraft?

Der Betrug, dessen sich Jakob gegen seinen Bruder schuldig machte, zog verhältnismäßig bald die Strafe nach sich. Durch die Drohungen Esaus erschreckt, floh Jakob aus dem Lande. Eine zwanzigjährige Abwesenheit, die fast einer Verbannung gleichkam, war die unmittelbare

Folge seiner Sünde. Obgleich er nun dem Laban wie ein Knecht diente, brachte er es, und zwar wieder nicht auf ehrliche Weise, zu großem Reichtum an Herden, mit welchem er endlich in das Vaterhaus zurückkehrte. Esau hatte das ihm durch seinen Bruder widerfahrene Unrecht längst vergeben (oder vielleicht richtiger: sich darein ergeben) und versöhnte sich mit ihm.

Daß Jakob den Reichtum an Herden als göttlichen Segen ansieht, ist eine spezifisch jüdische Auffassung. Die christliche lehrt uns, daß Gottes Segen in himmlischen Gütern besteht, nicht in irdischen. Übrigens spricht man auch bei uns davon, es sei einer mit Glücksgütern „gesegnet"; während doch der wahre Segen von Gott und nicht von den Launen des Glückes kommt, daher nicht in „Glücksgütern" bestehen kann. —

Erscheint nun Jakobs Flucht und freiwillige Verbannung als ausreichende Sühne für sein Verbrechen? Jeder sittlich Fühlende und unparteiisch Denkende wird mit „Nein" antworten. Wie aber reimt sich das mit unseren sittlichen Begriffen von einem gerechten Gotte zusammen?

Wir übersehen, daß das, was uns Menschen als überaus wichtig erscheint, bei Gott irdischer Tand und Thorheit ist. Erstgeburt und Reichtum sind ein Nichts in seinen Augen, und daher däucht es uns, Gott habe Jakob allzulind bestraft. Unsere Wege sind nicht seine Wege, und seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken. Soviel der Himmel höher ist als die Erde, sind auch seine Wege höher denn unsere Wege und seine Gedanken höher denn unsere Gedanken.

Jakobs Hauptsünde liegt, wie schon bemerkt, auf einem anderen Gebiete, auf dem des fünften Gebotes. Der schmähliche Betrug, dessen er sich seinem alten Vater gegenüber schuldig machte, war seine größere Sünde; er verletzte damit das Gebot, das allen von den Pflichten gegen unseren Nächsten handelnden Geboten voransteht, weil es deren wichtigstes ist. Und diese seine Sünde strafte Gott in seiner hochheiligen und ewigen Weisheit. Gott straft nicht, wie wir Menschen strafen. Er steht nicht mit einem Stocke neben jedem Menschen und schlägt ihn auf die Hand, wenn er etwas Böses thut. In seiner erhabenen Weisheit hat er der Sünde die Strafe als Fruchtkeim in den Schoß gepflanzt. Diese Frucht braucht zu ihrer Reife oft lange Zeit; aber sie kommt, die Zeit, da diese Frucht der Strafe reif ist, sie kommt!

In dieser Erkenntnis haben wir ein Sprichwort unter uns gehen: „Womit einer sündigt, damit wird er gestraft." Und bei Jakob kam diese Strafe spät. Der Vater Isaak stand in hohem Alter, als sein Sohn Jakob gegen ihn sündigte; der Vater Jakob stand auch in hohem Alter, als seine Söhne gegen ihn sündigten. Der Vater Isaak ward von seinem Sohne Jakob belogen und betrogen; der Vater Jakob ward auch von seinen Söhnen belogen und betrogen. Der Vater Isaak mußte seinen liebsten Sohn Esau durch den minder lieben Sohn Jakob um die Erstgeburt gebracht, diese verkauft sehen um ein Linsengericht; der

Vater Jakob mußte seinen liebsten Sohn Joseph durch seine minder lieben Söhne verkauft sehen um zwanzig Silberlinge.

So straft der ewige Richter über den Sternen. Nicht in armseliger Menschenweise und nach gekünstelten Menschengesetzen, nach unverrückbaren, uns dunklen Gesetzen wirken die Folgen der Sünde verborgen oft Jahre und Jahrzehnte hindurch, bis sie plötzlich und überraschend als göttliche Strafe in die Erscheinung treten. Es ist nicht immer leicht, das Fortwirken der Sünde festzustellen. Hier ist es dennoch nicht schwer. Denn vergegenwärtigen wir uns, daß, wenn auch Jakob seinen Kindern gegenüber die von ihm begangene Sünde nicht erwähnt hat, sie Esau seinen Weibern und Kindern doch einmal mitgeteilt, ihnen erzählt haben wird, wie er eigentlich das Stammesoberhaupt sein müsse, und wie er durch seinen Bruder um dies Recht gebracht worden sei. Auf diesem indirekten Wege ist die Begebenheit dann sicher auch zur Kenntnis der Kinder Jakobs gekommen. Sie haben also das schlechte Beispiel ihres Vaters vor sich, den Mangel an Liebe und Ehrfurcht, welchen er gegen seinen Vater gezeigt. Ist es ein Wunder, daß sie ihm gegenüber gleichen Mangel bewiesen? Wir brauchen also zur Erklärung dieser Thatsache nicht einmal auf die Vererbungsfähigkeit der Charaktereigenschaften von den Eltern auf die Kinder zurückzugreifen, um zu erklären, wie es kommt, daß Gott die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.

Jetzt also empfand Jakob an sich selber und in sich selber den Schmerz, welchen er einst in jungen Jahren seinem Vater bereitet hatte. Da wird er wohl im stillen Kämmerlein auf die Knie gesunken sein und gerufen haben: „Ist das deine Strafe, ewiger Richter? Du straffst schrecklich, aber gerecht, ewiger Richter!“ — — —

Tiefergriffen, aber zugleich befreit aufatmend, stehen wir vor diesem Bilde. Nichts mehr erblicken wir in ihm, was unsere Seele irre machen könnte. Wir sehen sündige Menschen, erfüllt von irdischen Trieben, Gottes Gebote verletzen, und wir sehen diese Menschen mit ihren eigenen Sünden gestraft und unter der Last der Strafe tief niedergebeugt, daß sie mit Herzeleid hinabfahren möchten in die Grube. Aber wir sehen auch, wie Gott der Menschen sündige Thorheit den Plänen seiner Weisheit dienstbar macht und sie endlich nach verbüßter Strafe wieder erhebt mit seiner Vaterhand und an sein Herz zieht.

Wahrlich! ein erschütterndes, aber auch ein erhebendes Bild ist es, was uns die Geschichten von Jakob entrollen! Aber um dieses Bild sehen und der Jugend zum immerwährenden Gedächtnis zeigen zu können, muß man sich auf den einzig richtigen Standpunkt stellen, auf den der geläuterten christlichen Moral, und es beleuchten mit dem Lichte der Wahrheit. Dann wird dem Kinde erst das rechte Verständnis aufgehen für die Erzählungen der Schrift; es wird die Schrift verstehen, lieben und verteidigen lernen. Wenn es später erwachsen ist und sehenden Auges Umschau hält in der Welt, wird es das, was ihm die Schule im Religionsunterrichte gezeigt und gelehrt, gar oft noch

bestätigt finden. Es wird sehen, wie es die Bösen oft so weit bringen in der Welt, und wie die Guten leiden müssen. Es wird oftmals klagen hören: „Ach! giebt es denn keinen Gott mehr über uns?“ Aber es wird die Zeit erleben, gerade wenn die Bösen so recht triumphieren und die Guten nassen Blickes und stumm beiseite stehen: da brechen auf einmal alle Stützen zusammen, die sich die Frevler gezimmert, und hinunter sinken sie gedemütigt in den Staub und vernichtet vom heiligen Zorn des ewigen Richters. Ja, es lebt ein Gott, die Frevelthat zu rächen!

Wohl uns! wenn wir diese Wahrheit schon in die Herzen der Kinder gepflanzt haben. Dann haben wir die Herzen fest gemacht; dann mögen sie kommen, die Schwätzer und die Spötter und die Verführer! Wir haben einen guten Grund gelegt, und den werden sie nicht einreißen können: es ist der Grund der Wahrheit und der geläuterten Moral unseres Meisters Jesu Christi. Ein solcher Grund kann nicht wanken, und die Ideen, die in ihm wurzeln, können nicht zerstört werden. Mag auch manches, was wir sonst noch gelehrt haben, im späteren Leben von des Zweifels Stürmen verweht werden wie fallend Laub: wenn nur das Eine erhalten bleibt, was den Inhalt unseres Lebens ausmacht, und ohne den unser Leben eine elende Komödie wäre, nicht wert, daß man sie spielte. Dies Eine ist der Gedanke an einen lebendigen Gott.

Wohl uns! wenn wir allen unseren Kindern als unvergängliches Gut die Wahrheit des Dichterwortes tief in die Brust gepflanzt haben:

„Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke:
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.“

Ueber die Lage oder Richtung der Schulschrift.

C. R. Krusche-Pennrich.

(Aus „Deutsche Schulpraxis“.)

In den letztverflossenen Jahren entspann sich in der pädagogischen Welt ein mächtiger Streit über die Lage oder Richtung der Schreibschrift. Mit allen Mitteln der Reklame wurde das Feldgeschrei: „Schreibt Steilschrift!“ in die Welt hinausposaunt. Eine Anzahl für den Fortschritt begeisterter Enthusiasten stellten sich in den Dienst der „guten Sache“; Männer der medizinischen Wissenschaft wirkten „überzeugend“ auf die Menge, und spekulative Verleger boten zur Verbreitung ihrer darauf bezüglichen Verlagsartikel alle Mittel auf: was Wunder, wenn bei dem Zusammenwirken solcher Faktoren die Wogen der Bewegung hoch gingen und weite Kreise davon beeinflußt wurden! —

Heute ist die Ernüchterung, die wir seinerzeit voraussagten, bereits eingetreten. Es ist still geworden, nur hin und wieder erinnern Mitteilungen in der pädagogischen Presse, daß die Versuche mit der

Steilschrift aufgegeben worden sind, an jene Bewegung, die jedenfalls noch kürzere Dauer gehabt hätte, wären nicht eine Anzahl hochstehender Persönlichkeiten direkt daran beteiligt gewesen. Durch die gemachten Versuche hat man sich überzeugt, daß die Steilschrift die Vorteile, die man sich von ihr versprach, nicht oder nur teilweise bringt, und daß der Weiterführung derselben wichtige Bedenken entgegenstehen.

An dem Ausgange der Bewegung bleibt aber selbst für den, der ihr kühl gegenüber stand, eins bedauerlich, nämlich, daß sie ganz im Sande verlaufen zu sein scheint. Wenn uns ehemals reifliche Überlegung und Beobachtung davon abhält, für die Steilschrift einzutreten, so fanden wir doch darin eine Bestätigung unserer Meinung, daß die Schriftlage von 45° für die Schule unzweckmäßig ist und hofften von der Bewegung die allgemeine Anerkennung und Einführung einer mäßigeren Schriftlage. Diese Hoffnung scheint eine trügerische gewesen zu sein; denn noch immer ist der durch den Henzeduktus eingeführte Schriftwinkel von 45° weit verbreitet, und die auf Beschluß der Zwickauer Delegiertenversammlung 1894 gebildete Schreibkommission hat in den aufgestellten Grundsätzen sub 7 diesen Schriftwinkel offiziell für richtig anerkannt.

Bei der kurzen Besprechung des von dieser Schreibkommission verfaßten Normalalphabets auf der 96er Delegiertenversammlung in Dresden wurde zwar schon auf das Unzweckmäßige dieser Bestimmung hingewiesen, die Grundsätze wurden aber der vorgerückten Zeit halber (kurz vor Mitternacht) schließlich noch en bloc angenommen. Die Annahme war zuerst unbedenklich, wollte man sich doch nach Ablehnung des Alphabetes der Kommission in etwas erkenntlich zeigen; und man konnte sich dabei mit dem Gedanken trösten, daß das Ganze noch einmal gründlich durchgearbeitet und der Lehrerschaft zur Abstimmung vorgelegt werden würde. Wider Erwarten ist diese Kommission von neuem eingesetzt worden und wird unter Zugrundelegung ihrer Grundsätze das Preisrichteramt über die eingegangenen Alphabete ausüben. Bei irgend einer Gelegenheit wird nun die Lehrerschaft doch wohl zur Beurteilung mit herangezogen werden müssen, und es wird dabei auf die Unzweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Schriftlage von neuem hinzuweisen sein. Da zu eingehenden Erörterungen derartiger Fragen in den Delegiertenversammlungen gewöhnlich weder Zeit und Lust vorhanden ist, erscheint es wünschenswert und notwendig, — die Frage an dieser Stelle in den wichtigsten Punkten zu erörtern und so der Entscheidung vorzuarbeiten.

Bei Feststellung des Schriftwinkels könnte man der Meinung sein, daß die Schönheit der Schrift diese oder jene Lage erheische. Dem ist aber nicht so. Es ist lediglich Geschmacksache, wenn behauptet wird, eine Schrift sehe bei dieser oder jener Lage schöner aus. Was gut geschrieben ist, wird auch schön sein, soweit die Formen nicht durch die Lage leiden. Was einen bei mancher Schriftlage höchstens unangenehm berühren kann, ist der Eindruck des Gekünstelten, den sie viel-

leicht hervorruft, und in dieser Beziehung wird die rechtzeitig schräg-gelegte Schrift immer die gefälligste sein. Etwas Wesentliches aber ist die Schriftlage nicht; Hauptsache ist nur, daß man konsequent in einer Richtung bleibt. Durch Abweichung von der gewöhnlichen Schriftlage bringt der Schreiber sein besonderes individuelles Empfinden zum Ausdruck, und mancher mochte sich seinerzeit in seiner Steilschrift besonders gefallen und deshalb Freund der Bewegung sein.

Während die Schriftlage hinsichtlich der Schönheit nämlich gleichgültig ist, ist sie von hoher Bedeutung in hygienischer Beziehung. Auf den ersten Blick könnte einem ein ursächlicher Zusammenhang der sich scheinbar so fernliegenden Gebiete fraglich erscheinen, bei genauerem Zusehen wird man es aber unzweifelhaft erkennen. Zur Feststellung und Anerkennung dieses Einflusses hat besonders die Steilschriftbewegung beigetragen. Durch die übermäßige Schräglage wird das Kind zu einer unnatürlichen, gesundheitswidrigen Körperhaltung veranlaßt, bezw. gezwungen, was vor allem die häufig vorkommenden Rückgratskrümmungen verursacht; es leidet darunter aber auch die Atmung, der Blutumlauf, das Auge und die Hand. Die Verfechter der Steilschrift stellten die Beseitigung dieser Übel durch die Steilschrift in Aussicht. Nach den vielfach vorgenommenen Untersuchungen von seiten der Ärzte ist das Ergebnis ein für die Steilschrift günstiges gewesen, wenn sich auch die Erwartungen und Versprechungen, wie vorauszusehen war, als übertrieben erwiesen haben. Die Schriftlage ist eben nur eine der Ursachen von den bezeichneten gesundheitlichen Übeln, und es kann durch Abstellung dieser nicht die Beseitigung, wohl aber Milderung derselben in Aussicht gestellt werden. Jedenfalls ist der Gegenstand aber so wichtig, daß man ihn bei Festsetzung der Schriftlage berücksichtigen muß, was noch nicht zur Einführung der Steilschrift führen muß, obwohl diese für die Schule empfehlenswerter als die 45grädige Schrägschrift ist.

Von großem Einflusse ist die Schriftlage ferner noch hinsichtlich der Deutlichkeit und Schreibleichtigkeit der Handschrift. Jeder Schreiblehrer weiß aus Erfahrung, wie schwer es ist, die Kinder dahin zu bringen, daß sie die Haar- und Grundstriche von oben bis unten scharf auseinanderhalten. Bei den meisten Schülern laufen diese beinahe von der Mitte auseinander. Bei der Steilschrift kann das nicht vorkommen, bei der 45grädigen Schrägschrift ist es, besonders wenn die Feder abgeschrieben ist und die Tinte etwas läuft, einem Schreibkundigen kaum möglich, das zu vermeiden. Die übermäßig schräge Schrift ist unzweifelhaft schwerer herzustellen als die mäßig schräge. Der Elementarlehrer kann beobachten, wie die Kleinen lieber steil als schräg schreiben; wenn sie aus der Steilschrift herauskommen, wird die Schrift zuerst gewöhnlich rückwärts-schräg. Je größer der Winkel ist, unter dem sich die Striche treffen, beziehungsweise berühren, desto geringer ist die Gefahr des Zusammenfließens und umgekehrt. Daß man mit der Schriftlage von 45° an der Grenze der Möglichkeit ziemlich an-

gelangt ist, geht auch schon daraus hervor, daß man eine schrägere Schrift äußerst selten finden wird. Der unzweckmäßige Schriftwinkel erschwert den Schreibunterricht ungemein, und die mangelhaften Erfolge stehen damit unzweifelhaft im Zusammenhange. Aus denselben Gründen erklärt sich auch, daß sich die übermäßig schrägliegende Schrift schwerer liest.

An verschiedenen Stellen ist bereits angedeutet worden, daß wir eine mäßige Schräglage nach rechts für die Schulschrift als am geeignetsten halten; für die Schulschrift — denn wir halten es nicht für unmöglich, daß unter anderen Verhältnissen auch ein anderer Schriftwinkel geeignet sein kann.

Zur näheren Bestimmung und Begründung des gemachten Vorschlages soll im folgenden näher auf das eingegangen werden, was die gedachte Schriftlage erfordert.

Der Lehrplan für die einfachen Volksschulen des Königreichs Sachsen sagt bezüglich des Schönschreibens: „Die Übungen im Schönschreiben bezwecken die Aneignung einer einfachen, deutlichen, gefälligen und geläufigen Handschrift." Damit ist das Ziel des Schreibunterrichts ganz richtig bestimmt. Für unsere Frage ist die letzte Bestimmung — geläufige Handschrift — wichtig. Der Schüler soll nicht langsam Strich an Strich reihen, wie es vielleicht der peinlich sorgfältig arbeitende Kalligraph thut. Die Feder des Schülers soll leicht und gewandt über das Papier dahingleiten. Dabei darf die Schulschrift aber nicht so flüchtig ausgeführt werden, daß die vorschriftsmäßige Formenbildung darunter leidet; die Schrift des Schülers muß immer einen gewissen Grad von Sorgfalt erkennen lassen, wodurch der Schreibflüchtigkeit das Ziel gesetzt wird. Im geschäftlichen Leben kann man sich über manches hinwegsetzen, und der gewandte Schreiber wird mit größerer Schnelligkeit arbeiten können, ohne daß seine Schrift einen unangenehmen Eindruck macht. Mit der Schnelligkeit hängt aber die Schriftlage sicherlich zusammen, und wir erklären uns die bei Kaufleuten nicht selten vorkommende Schriftlage von 45° zum Teil damit. Die Freunde der Steilschrift verschlossen sich dieser Erkenntnis; mehr und mehr ist aber die Wahrheit dieses Satzes auch von dieser Seite zugestanden worden. Die Schrift verhält sich in dieser Beziehung wie der Reiter und Radfahrer: sie legt sich um so weiter nach vorn, je schneller das Tempo ist. Unter Berücksichtigung aller in Betracht kommender Momente erscheint uns die durch die Diagonale bestimmte Richtung aus dem Rechtecke mit dem Seitenverhältnisse von 1 : 2 als die für die Schule geeignetste. Die Schrift liegt darnach unter einem Neigungswinkel von 54 oder 55°. Das zur Konstruktion erforderliche Viereck besteht nicht wie bei der Lage von 45° aus einem, sondern aus zwei aufeinander gestellten Quadraten. Man sieht daraus, daß sich die vorgeschlagene Schriftrichtung leicht geometrisch konstruieren läßt, und wir halten das auch für notwendig; möglicherweise ist die leichte Bestimmbarkeit des Winkels von 45° mit ein maßgebender Grund für

die Einführung dieser Schriftlage gewesen, was uns allerdings nicht als hinreichender Grund erscheint.

Von demselben Gesichtspunkte aus könnte auch die Neigung von 60° vorgeschlagen werden, was auch vielfach schon geschehen ist. Es ist das ⅔ des rechten Winkels und der Winkel des gleichseitigen Dreiecks. Faßt man nur die Schule ins Auge, so könnte man sich mit diesem Schriftwinkel völlig einverstanden erklären; für die geforderte „geläufige“ Schrift genügt er, und die Schüler schreiben gern in dieser Richtung. Wenn wir uns für eine etwas schrägere Lage entscheiden, so geschieht das hauptsächlich in Rücksicht auf die Forderungen des Lebens: als gewandterer Schreiber würde sich der Schüler später schließlich doch eine etwas mehr liegende Schrift angewöhnen müssen. Wir halten diesen Wechsel nun wohl nicht gerade für ein großes Unglück, aber wir glauben, dieser Anforderung ohne Nachteil für den Unterricht Rechnung tragen zu können und bieten damit zu einer Verständigung mit der schreibflüchtigen Geschäftswelt die Hand.

Kirchliche Rundschau.

Das Bestreben, aus der eigenen Denomination eine Art Landeskirche zu machen, ist hierzulande trotz allem Absprechen über Landes- oder Staatskirchen doch da und dort bemerklich. Es beginnt praktisch selbstverständlich mit der eigenen Gemeinde. Dazu ist es freilich nötig, daß man die Schranken, welche die „Kirche“ von der „Welt“ (d. h den nicht zur Kirche gehörigen) trennen, etwas erniedrigt. Das läßt sich nun von verschiedenen Gesichtspunkten beurteilen und es wird deshalb meist ohne besondere theoretische Erörterungen ausgeübt. Bei Gelegenheit der Berufung des Dr. Gunsaulus als Hilspastor einer Kongregationalistenkirche in Chicago ist aber die Sache auch ausdrücklich zur Sprache gekommen, indem derselbe unter andern Bedingungen für die Annahme dieses Rufes auch die gestellt hat, daß die Gemeinde ihre Grundsätze und Regeln für Aufnahme neuer Glieder seinen Anschauungen entsprechend erweitere. Er setzte diese Bedingung in folgender Weise auseinander:

„Ich bin überzeugt, daß das erste, ja das absolute Erfordernis meines Herzens und Gewissens für eine wirksame Arbeit an der Plymouthkirche das ist, daß die Glaubensartikel vereinfacht und gekräftigt werden, auf Grund deren die Kirche ihre Fahne aufpflanzt und Männer und Frauen einlädt, sich mit ihr in der allgemeinen Aufgabe zu vereinigen, diese Welt besser zu machen. Ich würde unser Bekenntnis weniger theologisch und mehr religiös machen. Ich würde auf d e r Orthodoxie bestehen, welche Christus im Sinne hatte als er sagte: Nicht jeder, der Herr, Herr, sagt, wird in das Himmelreich kommen, sondern der den Willen meines Vaters im Himmel thut. Der Eintritt in die Kirche sollte einfach das Wort sein: ‚Mit deiner Hilfe will ich,‘ als Antwort auf die Aufforderung Christi: ‚Folge mir nach.‘ Eine wahre Reue darüber, daß man unrecht gethan hat, eine aufrichtige Umkehr vom Bösen zum Guten, ein Begehren, zu sein, wie der Meister, vertrauen auf ihn als den einen, der unser Leben zu leiten und zu regieren hat, Willigkeit seinen Geist aufzunehmen und ihn in unser ganzes Leben und Arbeiten zu legen, das sind die fundamentalen und ethischen Ideale, auf welche ich den Nachdruck legen möchte, und ich

möchte diese an die Stelle der theologischen Erklärungen setzen, welche, wie richtig sie auch sein mögen, sich doch mit Gegenständen beschäftigen, welche außerhalb des Gesichtskreises mancher aufrichtigen Christen liegen und gar nicht entscheidend sein mögen an den Quellen des Verhaltens, aus welchen das Leben fließt.

„Man gestatte mir meine Ansicht zu erläutern: Einer der größten und tiefsten Christen der heutigen Zeit sprach das aus, was ich für die unausgesprochene Empfindung mancher gleichgesinnten und hochherzigen Menschen ansehe, als Abraham Lincoln sagte: ‚Wenn ich eine Kirche finde, welche als ihr Glaubensbekenntnis das Vaterunser und die Bergpredigt hat, der Kirche will ich mich anschließen.‘ Nun möchte ich, daß die Plymouthkirche eine offene Thür habe, die weit genug ist, um einen Mann einzulassen, der religiös ebenso groß ist, als Abraham Lincoln, wie klein er auch theologisch sein mag. Ich fürchte die Folgen dieses Sinkens der Schranken nicht. In der That, ich würde sie eine nach der andern fallen lassen; an der Seite eines solch mächtigen christlichen Mannes könnte das kleine Kind trippeln, unverworren durch Formeln, im einfachen Gehorsam dem gegenüber, der sagte: Laßt die Kindlein zu mir kommen. Ich würde die Einladung und den Weg des Eintritts in die Kirche so weit und so umfassend machen, als ihr Gründer sie machte. Ich würde nicht minder froh sein, die Theologen und Heiligen zur Kirche strömen zu sehen, wenn sie den nicht vergessen, welcher, während er der erste große Liberale in der Religion war, zugleich der genauste und strengste Meister war, der sagte: Kommet alle, die ihr mühselig und beladen seid, ... Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir. Mit einem Wort: Ich würde die christliche Kirche so christlich machen, wie sie Christus selbst gemacht hat.

Tag und Nacht arbeite ich für die Ausbreitung des Reiches Christi auf Erden freudig in Gemeinschaft mit Leuten, deren Leben das beredte Bekenntnis seiner (Christi) wesentlichen Herrschaft über sie ist; aber sie befinden sich nicht innerhalb der sichtbaren Kirche. Sie gehören aber thatsächlich der wahren unsichtbaren Gemeinschaft an. Wenn ich im Himmel ankomme, erwarte ich froh sie zu begrüßen, oder von ihnen begrüßt zu werden. Ich möchte hienieden schon so liberal aber auch so beschränkt sein, als ich es dort zu sein erwarte. Warum sollen wir unsere herzliche Anerkennung bis nach unserem Tode verschieben? Verschwommene und willkürliche Trennungslinien werden dann verschwinden in dem hellen Lichte des wesentlichen ....

„Erfahrung hat mir den Beweis geliefert, daß die Trennungslinie, welche durch ein bloß intellektuelles Erfassen der Wahrheit zwischen einem guten Mann innerhalb der Kirche und einem ebenso guten außerhalb derselben gezogen wird, phantastisch ist und boshafterweise den Wert, welchen Christus auf wirklichen Glauben und einen edlen Charakter gelegt hat, mit dem Wert verwechselt, den Doktrinäre auf die Zustimmung zu menschlicher Auffassung göttlicher Wahrheit gelegt haben. Theologie ist das Schauen Gottes. Ich meine, die Kirche sollte dem Worte Christi treu bleiben: Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Die einzige Scheidelinie, welche fundamental ist und hoch und tief geht ist die, an deren einer Seite diejenigen sind, welche die moralische Gottheit Jesu von Galiläa empfinden und ihm gleich sein wollen. Diese Linie ist so tief wie die Seele des Menschen und so grundlegend wie das Wesen Gottes. Dementsprechend möchte ich arbeiten und beten. Ich möchte die Kirche so ausschließend und so umfassend machen, wie es der Geist Christi ist. Ich glaube, sie sollte eine so weite und feste Thür auf Erden haben, als sie im Himmel haben wird.“

Diese Äußerungen des Dr. Gunsaulus sind von der Gemeinde bereitwillig anerkannt worden. Dieselbe hat sodann nach seinen Angaben in einer Gemeindeversammlung ihr Bekenntnis und ihre Aufnahmeordnung damit in Übereinstimmung gebracht. Das erstere lautet:

„Wir nehmen die verschiedenen geschichtlichen Glaubensbekenntnisse der Christenheit, vornehmlich das apostolische und das nicänische Glaubensbekenntnis, die Burial Hill Erklärung und das Glaubensbekenntnis der Kommission von 1883 als immer wachsende und noch zu erweiternde Grundlage an, auf welcher die Kongregationalistenkirchen stehen, und indem wir diese Lehrbekenntnisse so als wert- und bedeutungsvoll anerkennen, suchen und genießen wir die Gemeinschaft mit den kongregationalen Kirchen und der Kirche Christi im allgemeinen. Wir verlangen indes von denen, welche Gemeinschaft mit der Plymouthkirche suchen, die herzliche Teilnahme mit uns in der folgenden Form der Aufnahme."

Die nun folgende Aufnahmeordnung stellt sich auf einen noch viel breiteren Boden als das vorausgehende Bekenntnis. Die Form ist so allgemein und weitschichtig, daß jeder einzelne ihr je nach dem Stande seiner Kenntnis oder Unkenntnis des geschichtlich gewordenen Christentums einen andern Inhalt geben kann. Die Aufnahme in die Gemeinde soll in folgender Weise vollzogen werden:

„Nach dem Gebet des Herrn soll der Geistliche sagen: Geliebte, berufen von Gott, seine Kinder durch Jesum Christum zu werden, wir danken von Herzen Gott, welcher durch seinen Geist eure Augen geöffnet hat zu sehen und eure Herzen Jesum als den Herrn anzunehmen und der euch bereitwillig gemacht hat euch jetzt hier darzustellen, um ein Bekenntnis von ihm abzulegen. Vereinigt ihr euch mit den Gliedern dieser Kirche in der folgenden Erklärung des Glaubens: Wir glauben an das Leben des Dienstes und der Liebe, wie es von Jesus gelebt wurde; wir nehmen seine Worte als unsern Führer an und wollen uns bemühen, in seinem Geiste zu leben? — Antwort: Ja.

Nachdem ihr eure Sünden wahrhaft bereut und ihnen von Herzen abgesagt habt, gebt ihr euch der Liebe, dem Gehorsam und dem Dienste Christi hin; ihr nehmt sein Wort an als das Gesetz eures Lebens und seinen Geist als euren Tröster und Führer und im Vertrauen auf seine Gnade, die euch kräftigt und stärkt, ihr versprecht ihm in allen Dingen zu folgen, mit seinen Jüngern in Liebe zu wandeln und für sein Reich zu leben. Ihr gelobet euch mit dieser Kirche in ihren Ordnungen und in ihren Gottesdienst zu vereinigen, ihren Weisungen und ihrer Zucht euch zu unterstellen, nach ihrer Reinheit und ihrem Wohl zu streben und euren hohen und heiligen Beruf durch ein Leben der Frömmigkeit vor Gott und des Wohlwollens gegen eure Mitmenschen zu ehren. Ist dies euer Gelübde? — Antwort: Es ist es."

Das heißt wirklich die Thore weit machen. Der Grund dieses Verfahrens liegt offenbar in der Absicht, möglichst viele in diese Kirche aufzunehmen. Ob sich nun diese weite und große Thür als ein besonderes Zugmittel zum Eintritt in die Kirche erweisen wird, daß muß die Erfahrung lehren. Für viele mag allerdings die Sache anziehend sein, für andere vielleicht gerade das Gegenteil: eine Kirche, die allen offen steht, reizt sie nicht, sie müssen etwas Besonderes für sich haben. Diese werden sich einer solchen Kirche nicht zuwenden. Außerdem ist die Hauptsache nicht die Art, wie man in eine Kirche hereinkommt, sondern das, was man in derselben findet. Das ist sehr oft von den Aufnahmebedingungen unabhängig. Es giebt Kirchen, deren angeblich oder wirklich eng verschlossene Thüren dieselbe geistliche Leere und Öde ein-

schließen, welche die Allerweltskirchen unverhüllt zeigen. Es giebt Leute, die das Himmelreich zuschließen und nicht hineinkommen und solche, die es aufschließen und draußen bleiben.

Die heilsame oder bedenkliche Wirkung, welche von der Plymouthkirche in Chicago ausgehen wird, wird davon abhängen, ob in derselben der Geist Christi wirksam ist, und das Wort Christi wahr und rein verkündigt wird. Wenn das der Fall ist, dann wird diese sehr unbestimmte Form der Aufnahme nicht viel schaden, denn Leute, die mit dem Wesen des Christentums in Widerspruch stehen und darin bleiben, werden dann wieder aus ihr ausscheiden. Herrscht dagegen ein anderer Geist, so würden auch strengere Aufnahmeformen nicht viel nützen.

Interessant ist es nun noch zu sehen, wie die Stellung dieser Gemeinde von einem kongregationalistischen und einem methodistischen Blatte beurteilt wird. Das erstere (Congregationalist, Boston) meint: „Diese Bekenntnisformel bringt Plymouth in volle Gemeinschaft mit den kongregationalen Kirchen und macht es zur selben Zeit möglich, irgend jemand als Glied aufzunehmen, der einen glaubhaften Beweis seiner Wiedergeburt giebt und sein Verlangen ausspricht, ein christliches Leben zu führen. Da ist keine Verleugnung evangelischer Lehren und kein Anzeichen eines Liberalismus, welcher die Gottheit des Herrn Jesu oder die bekehrende Arbeit des heiligen Geistes leugnet."

Diese letztere Behauptung könnte leicht von mehreren Seiten Widerspruch erfahren, aber wahrscheinlich stützt sie sich darauf, daß das Apostolikum und Nicänum ausdrücklich angenommen ist.

Das methodistische Blatt (Northwestern Christian Advocate) spricht sich etwas reservierter aus, und sieht offenbar in der Stellung, welche die Plymouthkirche einnimmt, eine Art minderwertigen Christentums. Zugleich giebt es zu verstehen, daß auch unter strengeren Formen eine ähnliche Praxis geübt wird. Es sagt u. a.: „Wenn Plymouth als eine Gemeinde danach strebt, Gutes zu wirken unter Leuten, welche das Mark der Bekenntnisformeln nicht annehmen, so haben wir keinen Grund, etwas dagegen einzuwenden. Wir müßten aber Widerspruch erheben, wenn Plymouth erklären sollte, daß seine Stellung ein Vorwurf gegen die sein sollte, deren Bekenntnisformeln länger oder auch nicht länger sind, als seine eigene. Es ist nicht anzunehmen, daß dies der Fall ist. Es scheint nur, daß man Leute aufnimmt, die zwar keine Christen sind, die man aber zu Christen umzugestalten hofft und strebt. Andere Kirchen, deren Bekenntnisformeln so lang als die längsten sind, nehmen Leute in solcher Weise als Glieder auf. Die Bischöfliche Methodistenkirche nimmt unbekehrte Leute nur auf Probe auf, aber andere Methodistenkirchen, welche die Proberegel abgeschafft haben, nehmen entweder die Unbekehrten auf, oder nehmen an, daß alle, die sie aufnehmen, bekehrt sind.

Da Plymouth keine neue Denomination nach seiner Art zu gründen gedenkt, und eine besondere Körperschaft ist, die beabsichtigt Seelen zu dienen, von welchen man erwartet, daß sie Christen werden, so hat es ein Recht, nach seinen eigenen Bedingungen zu verfahren. Wenn es viele zu Christus führt, werden alle sich freuen. Wenn es aber dazu dient, die Leute zu überzeugen, daß Kirchengliedschaft nur etwas Formales ist, und daß das christliche Leben nicht dahin zielt, bestimmte Anschauungen zu bilden betreffs geistlicher Dinge, die in das menschliche Bewußtsein kommen, dann wird sein Dienst von zweifelhaftem Werte sein. Manche Arten von Kirchen wirken unzweifelhaft Gutes für solche Leute, die sich ehrlicherweise für unfähig halten, in andern Kirchen

zu sein. Die laxen Kirchen indes, die als eine Art Ausflucht für solche dienen, die sich ihrem vollen Anteil an den Verpflichtungen des Christentums entziehen wollen, sind nicht ebenso nützlich und wertvoll."

Man sieht sofort, daß der Christian Advocate diese neue Form einer Gemeinde dem Methodismus gegenüber in jedem Fall als niedriger stehend betrachtet. Denn die Methodistenkirche nimmt nur „Bekehrte" in die volle Gliedschaft der Gemeinde auf, gerade wie andere Kirchen niemand zur vollen Gliedschaft zulassen, der nicht sein Konfirmationsbekenntnis abgelegt hat. Daß beides oft genug nur eine kirchliche Form ist, wird man nicht leugnen können. Der Unterschied liegt nur darin, daß der Methodismus eine augenscheinliche Erregung des Willens als hinreichenden Beweis für den Übergang zum wirklichen Christentum betrachtet und sich darauf verläßt, daß die Kenntnis von dem Wesen des Christentums sich unter dem Einfluß des kirchlichen Lebens von selbst bilden werde, während in andern Kirchen erwartet wird, daß wenn eine genügende Kenntnis des Christentums und die Willigkeit, Christ zu sein und zu bleiben, im abgemeinen vorhanden ist, der Einfluß des Christentums stark genug sein werde, einen christlichen Charakter auszubilden.

Die anstaltliche Kirche (institutional church), wie sie in Ermangelung einer besseren Bezeichnung genannt wird, ist keine vereinzelte Erscheinung mehr; sie findet sich in einer Reihe von Denominationen und es sind genug solcher Kirchen vorhanden, um — zwar nicht eine neue Denomination — aber doch eine neue Organisation zu bilden, die Open church League, welche im Dezember letzten Jahres ihre jährliche Versammlung in Worcester, Mass., abgehalten hat.

Diese Kirchen unterscheiden sich von den andern nicht durch ihre Lehren oder religiösen Gebräuche, sondern durch eine Reihe von Einrichtungen oder Anstalten (institutions) für alle möglichen Zwecke, die dem kirchlichen Leben bald näher, bald ferner liegen. So ist z. B. mit einer solchen Kirche verbunden: ein Wohlthätigkeitsbureau, ein Bureau für Arbeitsnachweis, ein Kindergarten, eine Nähschule, eine Pfennigsparkasse, Klubs für Mädchen, Knaben und Männer, eine medizinische und chirurgische Klinik, Vorsorge für Versammlungen von Müttern, besondere Gottesdienste für Schweden, Armenier, Chinesen u. s. w. Die beschreibende Aufzählung der Gesellschaften, die nur mit einer Kirche verbunden sind, füllt mehr als zwei Seiten in dem "Charities' Directory" von New York aus. Da für die Thätigkeit dieser Gesellschaften das Kirchengebäude nicht ausreicht und auch nicht eingerichtet ist, so sind besondere Häuser dafür errichtet worden, oft mit besoldeten Aufsehern und Verwaltern.

Es ist leicht begreiflich, daß diese Kirchen sich keineswegs allgemeiner Anerkennung erfreuen. Es wird gesagt, daß es nicht die Aufgabe der Kirche sei, Haushaltung zu lehren, oder Sparbanken oder Arbeitsbureaus zu betreiben, oder Gelegenheit zur Erholung und zum Vergnügen zu schaffen. Damit trete die Kirche aus ihrem eigenen Gebiet heraus und vermindere ihren geistlichen und religiösen Einfluß. Das mag vielleicht sein; aber es ist ebensowohl möglich, daß manche dieser Kirchen gerade deshalb „institutionell" geworden sind, weil ihr geistlicher und religiöser Einfluß nicht imstande war, die Gemeinde zusammenzuhalten und zu beschäftigen. Denn gerade in dieser Art von Kirchen befinden sich eine Menge Leute, denen es an Arbeit fehlt, und die man durch nichts mehr an die Kirche binden kann als dadurch, daß man ihnen Arbeit verschafft. Das sind freilich nicht die, für welche man Bureaus für Arbeitsnachweis einrichtet, sondern diejenigen, welche es selbst thun. Wenn dieser

Arbeitslosigkeit der oberen Schichten nun derart abgeholfen wird, daß ihr eine wirklich segen- und fruchtbringende Arbeit an dem übrigen der Fürsorge bedürftigen Teil der Bevölkerung zugewiesen wird, so ist sicher gegen eine solche „kirchliche Thätigkeit" nichts zu sagen. Nur das kann freilich auch vorkommen, daß manche, die eigene Berufsarbeit, die sie haben und haben könnten, darüber versäumen.

Man mag übrigens über die Thatsache urteilen wie man will, sie ist vorhanden, und wenn sie auch in das kirchliche Leben solcher Denominationen wie unsere evangelische Synode, noch wenig oder gar nicht eingreift, so ist die Frage, ob diese Form des Kirchenwesens nicht auch umgestaltend auf das religiöse Leben der Gemeinde und des Klerus einwirke, keine müßige.

Es wird auf eine bereits zur Thatsache gewordene Wirkung hingewiesen: das Aufkommen eines geschäftlichen Schlages von Predigern. Derselbe, wird gesagt, habe immer existiert, aber die institutionelle Kirche habe ihn in den Vordergrund geschoben und ganz unentbehrlich gemacht. Der Oberaufseher einer Fabrik oder der Leiter eines Department-Store könne in Beziehung auf seine Fähigkeit zum sofortigen Handeln nicht stärker in Anspruch genommen werden, als der Leiter einer modernen Kirche. Es muß seinen Weg durch eine Masse von Geschäften finden und jedes unverworren erhalten. Sein Takt und seine Leistungsfähigkeit werde jeden Augenblick in Anspruch genommen und der Plan für die Thätigkeit einer neuen Woche sei der Leitung eines Armeekorps ähnlich. Die rasche Genauigkeit des Benehmens eines solchen Pastors und die Ungeduld gegenüber von Leuten, die ihm seine Zeit wegtrödeln wollen, würde dem Betriebsleiter einer Eisenbahn wohl anstehen.

Mit der beschaulichen Seite des pastoralen Lebens ist es natürlich in solchem Falle aus. Mit spekulativer Theologie kann sich ein solcher Mann nicht beschäftigen. Theologische Größen werden nicht erwachsen, wenn derartige Kirchen mit ihrer verwickelten Maschinerie in Bewegung gehalten werden müssen. In dem Geräusch derselben wird der rechte Prediger verschwinden und die Predigten von solchen Leuten, deren ganze Zeit von andern Dingen in Anspruch genommen werde, würden — so wird gesagt — höchst wahrscheinlich in Gefahr sein, solche zu werden, von denen einer nach dem Ausspruch eines alten Bischofs drei in der Woche halten kann. Derselbe wurde nämlich von einem jungen Prediger gefragt, wie groß die Leistungsfähigkeit eines Predigers sein sollte. Der Bischof meinte, mindestens eine Predigt in der Woche müsse er halten können, oder auch zwei, wenn er genug Zeit habe, aber drei könne jeder Narr halten.

Als Gegemittel gegen solche Predigten wird dann eine weitere Teilung der Arbeit an solchen Kirchen empfohlen. Je nach der Begabung sollten verschiedene Geistliche die Leitung des einen oder anderen Gebietes übernehmen.

Die Konfirmationsfrage beschäftigt noch immer in verschiedener Weise die Gemüter und Gedanken. Während man einerseits darauf ausgeht, das Gelübde durch fortwährende Wiederholung wirksamer zu machen, so sucht man es auf der andern Seite zu ermäßigen oder ganz abzuschaffen, weil man seine Forderungen als zo hoch gestellt ansieht. Da findet sich es aber oft genug, daß eine Kritik des Bestehenden viel leichter ist, als eine befriedigende Neubildung. Das haben auch die Geistlichen in Aarau und Bern erfahren, welche sich letztes Jahr in ihren Versammlungen mit dieser Frage beschäftigten. Obwohl es weder zu Lust an Reformen noch an der Freiheit dazu fehlte, so hat man doch beschlossen, die Sache beim alten zu lassen. Die Kritik ist freilich, wie bei allen solchen Fällen, auch keine tiefgehende gewesen. Es wird ja in

der Regel nicht auf das Wesen der Sache eingegangen, sondern man begnügt sich meist mit dem Hinweis darauf, daß das Konfirmationsgelübde nicht gehalten, oder nicht verstanden werde, oder nimmt beides zusammen. Man sucht dann an die Stelle der Konfirmation etwas angeblich ganz anderes zu setzen, worin dann eine Garantie liegen soll, daß ein Mensch, der durch diese Form oder Formen hindurchgegange ist, auch wirklich ein Christ ist, oder man sucht die Konfirmation zu ergänzen oder zu ermäßigen, je nachdem man die Sache auffaßt. Dagegen wird nicht gefragt, wie sich das Wesen des Christentum zu dem Wesen des Gelübdes verhalte und es wird darum auch die Bemerkung gar nicht gemacht, daß beide niemals völlig in einander aufgehen können.

Der deutsche Kaiser ist nach dem Bericht eines weltlichen Blattes von seiner Jerusalemsfahrt nicht völlig befriedigt worden. Es geht das aus einer Ansprache hervor, die er in Bethlehem gehalten haben soll. In derselben führte er aus, daß er beim Besuch der heiligen Stätten aus einer Enttäuschung in die andere geraten sei, zuletzt in der Geburtskirche. Er finde, daß die christlichen Kirchen hier ihren Zweck verfehlt hätten, und ermahne nun die evangelischen Geistlichen, den Weg dieser alten Kirchen zu verlassen und sich nur auf den Boden der werkthätigen Liebe, des wahren Evangeliums Christi, zu stellen und durch richtigen Wandel und Beispiel ihre Mission und Aufgabe zum wirklichen Nutz und Frommen, zur Hebung und Veredlung des gesunkenen Volkes unter Weglassen alles Dogmenstreits und dergleichen auszuführen.

Die Union, welche zwischen den beiden altlutherischen Synoden, nämlich der von Breslau und der Immanuelsynode angebahnt war (Theol. Zeitschr. 1898, Seite 120), ist, soweit die Immanuelsynode in Betracht kommt, fertig. Dieselbe hat nämlich in ihrer Versammlung in Magdeburg (10. bis 14. Okt. v. J.) folgende Beschlüsse gefaßt: „Wir meinen, daß nunmehr eine Vereinigung beider Synoden möglich ist, da wir in den von der Generalsynode aufgestellten Grundsätzen eine deutlich zu Tage tretende Annäherung sehen, die wir in folgenden Punkten herausstellen: 1. Ausschließlich verpflichtende Stellung für ‚Lehre und Leben in den Gemeinden' hat allein Schrift und Bekenntnis, in keiner Weise mehr die öffentliche Erklärung. Demgemäß können auch jene allein die Lehrnorm sein, nach welcher das Oberkirchenkollegium in vorkommenden Fällen amtlich handelt. 2. Die Lehre der Öffentlichen Erklärung als publica doctrina ist thatsächlich auch damit aufgehoben, daß einer Gegenlehre, wie sie z. B. unsere sieben Sätze enthalten, Duldung zugesprochen ist, während die Öffentliche Erklärung die Duldung der Gegenlehre ausdrücklich versagt. Denn ‚die auf dem gemeinsamen Bekenntnisgrunde hervortretenden Meinungsverschiedenheiten' werden als ‚nicht kirchentrennend' bezeichnet. 8. Eine ‚sichtbare Organisation in der Kirche, ein Amt der Kirchenleitung und gewisse, die einzelnen Diener und Glieder derselben bindende Ordnungen', welche auch die Immanuelsynode laut ihres Magdeburger Grundstatuts vom Jahre 1864 von Anfang an gewollt hat, sind wohl als ‚Gottes klarer Wille', aber nicht als Stiftung Christi zu bezeichnen. 4. Die lehrhafte Begründung von kirchenregimentlichen und kirchenordnungsmäßigen Maßregeln geschieht nicht mit Berufung auf die Öffentliche Erklärung, sondern allein auf Schrift und Bekenntnis. Die Immanuelsynode, bezw. Glieder der künftig vereinigten Synode haben demgemäß keinen Grund mehr, die jetzige Breslauer Synode falscher Lehre zu beschuldigen, auch wenn einzelne für sich noch fernerhin Schrift und Bekenntnis im Sinne der Öffentlichen Erklärung verstehen zu müssen glauben. Somit hat auch die Breslauer Synode keinen Grund mehr, allen denen die Abendmahlsgemeinschaft zu ver-

sagen, welche die Öffentliche Erklärung als Lehrvorschrift für das amtliche Handeln des Oberkirchenkollegiums nicht anerkennen können."

„Meinungsverschiedenheiten, die auf dem gemeinsamen Bekenntnisgrunde hervortreten, aber nicht kirchentrennend sind", das ist so unionistisch als irgend etwas, und wenn die Breslauer als dem Unionismus verfallen dargestellt werden, so müssen sie sich das eben gefallen lassen. Wollen sie das nicht, dann müssen sie es dahin zu bringen suchen, daß niemand mehr eine Meinung hat, dann giebt es auch keine Meinungsverschiedenheiten mehr. Das bringt man freilich nicht überall fertig.

Der Nationalitätenkampf in Östreich (vgl. Theol. Ztschr. 1898, S. 192) scheint mit dazu beizutragen, daß die Verstimmung gegen die römische Kirche sich bis zum Austritt aus derselben steigert. Würden die so Austretenden aber konfessionslos bleiben, so hätte man römischerseits nicht soviel dagegen zu sagen, weil man solche, wie in Frankreich — wenigstens in politischer Hinsicht — unter dem Einfluß Roms halten kann. Aber viele treten zum Protestantismus über, und das ist nach römischer Anschauung das allerschlimmste. In Wien sollen in den letzten Jahren durchschnittlich 200 Personen jährlich der protestantischen Gemeinde beigetreten sein. Natürlich ist an allen diesen Dingen „die Kirche" völlig unschuldig, wie das der Bischof Brynysch von Königgrätz in sehr naiver Weise darstellt: „In vielen unserer Parochien sucht jener Wolf die Schäflein (oviculas) zu rauben und zu schlachten, der im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert den Schafstall Petri (ovile Petri) in unserem Vaterlande verheert hat. In einem neuen Anlauf, nicht allein durch Erbauung von Bethäusern, sondern vor allen Dingen durch Tagesblätter — voll von Verleumdungen und Schmähungen — sucht jene Ketzerei unsere Angehörigen zu verderben. Und Ihr wißt, wie besonders viele, die man ‚Gebildete' (intelligentes) nennt, ihre Religion geringschätzen und Ohr und Herz jenen ‚mancherlei und fremden Lehren' hingeben, indem sie meinen, der Protestantismus sei eine reinere und der Freiheit günstigere Religion." „Aber" — fügt der Bischof zu seinem Troste hinzu — „wir haben Priester, welche in solchen Parochien nicht allein mit dem Wort arbeiten, sondern auch mit Traktaten und Blättern unsere Sache glänzend verteidigen und jene Wölfe im Schafsfell abhalten."

Der Bischof weiß wahrscheinlich ebensogut, als man es hierzulande weiß, daß in Östreich die Staatsgewalt, um sich das Wohlwollen der Kirche zu erhalten, die Protestanten auf jede mögliche Weise beschränkt, wenn nicht geradezu bedrückt, und daß sie auch nicht einmal den Schein einer protestantischen Propaganda duldet. Aber trotz alledem müssen „in stylo curiae" die Protestanten die Wölfe sein.

Trotz den mit Wort, Traktaten und Blättern so glänzend arbeitenden Priestern scheinen nicht bloß die Gläubigen des Königgrätzer Sprengels, sondern auch ihr Bischof etwas zurückgeblieben zu sein. Denn er legt das augenscheinlich bedauernde Geständnis ab: „Wir sind noch wie die neugeborenen Kinder" („Quasi modo geniti infantes sumus"). Schließlich kommt der Bischof auch auf den Geldpunkt und sagt: „Seien wir mit dem zur Ausführung jener Dinge nötigen Gelde nicht sparsam. Um unsere Sache handelt es sich, sagt jemand. Wer spärlich säet, wird auch spärlich ernten."

Leider — d. h. vom Standpunkt des Bischofs aus — ist der Hirtenbrief auch in die Hände von Leuten gekommen, die nicht mehr wie neugeborene Kinder sind, sondern die Dinge einigermaßen kennen. So rechnet die Bozener Zeitung nach und findet, daß „die Kirche" — d. h. die römische — in Östreich

(ohne Ungarn) ein Vermögen von viel mehr als tausend Millionen Mark (über $300,000,000) hat. „Trotzdem" — fügt das genannte Blatt hinzu — „wird fortgejammert und geklagt, und man scheut sich nicht, armen Bauern, Arbeitern und Tagelöhnern auf alle mögliche Weise und unter den verschiedensten Vorwänden die schwer erworbenen Kreuzer abzunehmen. Und das zu einer Zeit, wo die Not an allen Ecken und Enden ist, wo durch Schläge der unabänderlichen Naturgewalten ganze Länderstriche verwüstet worden und das Elend Tausende von armen braven Menschen in den Hungertod treibt."

Die Bozener Zeitung ist aber auch vom Fürstbischof von Trient, dem sie augenscheinlich zu viel wußte, in den Bann gethan worden.

Wie eine religiöse Bewegung zum Wiedererwachen des nationalen Sinnes führen kann, das ist in der Geschichte von Wales eben so deutlich zu tage getreten wie das, daß eine Nichtachtung des religiösen Sinnes auch auf dem Gebiet des politischen Lebens ganz unberechenbare Folgen haben kann. Die englische Kirche hat sich im 17. Jahrhundert nur mit Rücksicht darauf in Wales eingerichtet, daß sie einen Halt an der Regierung hatte, einen Boden im Volke glaubte sie nicht nötig zu haben. Engländer, welche die Sprache der Welschmen weder verstanden noch lernen wollten, weil sie ihnen eine „fremde" Sprache und noch obendrein die eines unterworfenen, ungebildeten Volkes war, haben als Geistliche der Hochkirchen vom Bischof bis zu den Inhabern der fetten Pfründen herab, den Zehnten von Wales verzehrt, die anglikanische Liturgie und englische, womöglich von einer Londoner Predigthandlung bezogene, Sermons abgelesen d. h. wenn sie sich überhaupt dazu hergaben, ihre Stellen selbst zu versehen, anstatt — wie gebräuchlich — die Arbeit durch einen Vikar besorgen zu lassen. Kein Wunder, daß unter dieser englischen Seelsorge die Bevölkerung von Wales geistig, religiös und sittlich immer mehr sank und schließlich hier der Methodismus einen, infolge der langen Vernachlässigung verwilderten, aber um so fruchtbareren Boden fand.

Die Methodisten mußten, wenn sie dem nur welsch oder eigentlich kymrisch redenden Volke nahe kommen wollten, sich seiner Sprache bedienen. Eine Übersetzung der Bibel ins Kymrische gab es seit der Reformationszeit, aber das Volk konnte vielfach nicht lesen. Es wurden Wanderschulen und Sonntagschulen errichtet, um die Bewohner von Wales die Bibel in ihrer Sprache lesen zu lehren. Die Seltenheit und der außerordentlich hohe Preis der Bibeln in Wales gab den ersten Anstoß zur Gründung der britischen Bibelgesellschaft.

Zunächst war das Wiederaufleben des Bibellesens in der Sprache von Wales nur von Einfluß auf das religiöse und sittliche Leben des Volkes. Bald aber wurde auch die Entdeckung gemacht, daß es außer der Bibel auch noch andere kymrische Litteraturschätze gab, die vergessen, aber glücklicherweise noch nicht verloren waren, und es ist auf dieser Grundlage eine neue kymrische Litteratur entstanden. Dem Wiedererwachen des religiösen und litterarischen Bewußtseins folgte auch das Erwachen des kirchlichen und nationalen, und es entstand ganz naturgemäß die Frage: Mit welchem Recht nimmt die Hochkirche den Zehnten, während sie religiös für Wales nichts gethan hat und nichts thut? Das gab den Anstoß zum disetablishment d. h. zur Forderung der Aufhebung der Vorrechte der englischen Staatskirche.

An diese Bewegung schließt sich aber eine weitere. Wie für die englische Kirche, so war auch für den englischen Landlord und den englischen Kapitalisten Wales und seine Bevölkerung Ausbeutungsobjekt gewesen. Das hat eine Bewegung ähnlicher Art zur Folge gehabt, wie in Irland. Hatte der Eng-

länder hochmütig auf die Welshmen herabgesehen, als auf Fremde deren Ausbeutung und Bedrückung für ihn ein selbstverständliches Recht sei, so fängt jetzt die Bevölkerung von Wales sich als die berechtigte Einwohnerschaft und die Engländer als unberechtigte Eindringe anzusehen und es wird in Wales ebensogut Home Rule verlangt wie in Irland und bei der gälischen Bevölkerung Schottlands.

Vor einiger Zeit hat wieder eine Auswanderung aus Rußland wegen religiöser Bedrückung stattgefunden. Die Auswandernden waren eine ganz russische Sekte, nämlich „Duchoborzen" oder „Geisteskämpfer". Dieselben gleichen in mancher Hinsicht den Quäkern. Sie halten alle Menschen für gleich und lehren, daß niemand — auch die höchsten Staatsbeamten nicht — ein Recht habe, von ihnen etwas zu verlangen, was gegen ihr Gewissen ist. Sie enthalten sich von Fleischgenuß, von Alkohol und Tabak. Durch den Einfluß Tolstois kamen sie auch dahin, daß sie den Kriegsdienst verweigerten und die in ihrem Privatbesitz befindlichen Waffen zerstörten. Das geschah vor vier Jahren. Seitdem wurden sie verfolgt und mißhandelt und es sind schon viele in der Verbannung unter Not und Entbehrung umgekommen. Die Schilderung ihrer Not durch Tolstoi hat die Quäker veranlaßt, für sie einzutreten. Ein Komitee kaufte auf Cypern eine größere Landstrecke an, auf welcher elfhundert Personen untergebracht werden sollten und erlangte dann auch durch geschickte Unterhandlung mit der russischen Regierung die Erlaubnis zur Auswanderung derselben. Da erhob die englische Kolonialregierung Einspruch gegen die Landung dieser Leute auf Cypern und verlangte, daß eine Garantie dafür gegeben würde, daß dieselben auf einige Jahre ihren Unterhalt hätten und das Land wieder räumen würden, wenn der Versuch fehlschlüge. Es gelang indeß den Quäkern nicht nur zu bewirken, daß die ursprünglich geforderte Garantiesumme von 20 Pfund Sterling pro Kopf auf fünfzehn ermäßigt wurde, sondern auch dem Kolonialamte Bürgschaft für 16,500 Sterling zu geben, worauf dann die Übersiedlung erlaubt wurde.

Fragekasten.

NB. Unter dieser Aufschrift wollen wir eine Rubrik eröffnen, von welcher, wie wir hoffen und wünschen, guter und gesegneter Gebrauch gemacht werden kann und soll. Wer eine wichtige Frage auf dem Herzen hat, ist eingeladen, sie an die Redaktion einzusenden, die mit Verschweigung der Namen die Fragen numeriert veröffentlichen wird. Jede solche Frage soll als eine Bitte an den Leserkreis betrachtet werden, sie zu beantworten aus dem göttlichen Wort oder dem Schatz der Erfahrung. — Wir eröffnen diese Rubrik mit der Frage:

Nro. 1. Was ist zu halten von der Rede: Ein Pastor in Amerika muß sehen, wie er sich verbessere?

Bemerkungen.

— Artikel, welche von dem Redakteur und den auf dem Titel genannten Mitarbeitern kommen, tragen nur am Schluß deren Unterschrift. Andere eingesandte Artikel werden, wie bisher, den Namen des Verfassers bei der Überschrift anzeigen.

— In der zweiten Nummer des „Magazins" wird eine Predigt erscheinen, gehalten von P. W. Th. Jungk bei der Generalkonferenz in Quincy, Ill.

❀ Magazin ❀

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 1. Band. St. Louis, Mo. März 1899.

Der Optimismus Pauli.

(Schluß.)

Aber was ist denn und wie weit erstreckt sich die sittliche Wandlung, die Paulus beim Vorhandensein eines aufrichtigen Glaubens unmittelbar voraussetzt? Nun, sie ist allerdings auf der einen Seite eine völlige, eine Neuschöpfung: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden." „So viele euer getauft sind, die haben Christum angezogen." „So viele nun unser vollkommen sind, die lasset uns also gesinnet sein"; die Gemeinde ist im Vollbesitz aller geistigen Güter, „hat keinen Mangel an irgend einer Gabe und wartet nur auf die Erscheinung des Herrn Jesu Christi." Auf der andern Seite ist gar keine Frage, daß Paulus sich diese Wandlung nicht als eine mit einem Male plötzlich sich vollziehende und dann im Stillstand bleibende sich gedacht hat, sondern als eine des beständigen Wachstums sowohl fähige, wie bedürftige. „Ich ermahne euch, daß ihr immer völliger werdet" u. a. Daß Paulus sich das Christenleben als ein vollständig sündenfreies gedacht habe, und daß er das Entweder—Oder gestellt: entweder ein vom Geiste getriebener Christ und dann infolgedessen sündenfrei, oder in Sünde erfunden und infolgedessen des Geistes verlustig, ist einfach nicht wahr. Daß im Christenleben die Sünde vorkommen kann, ist bei Paulus einfach Voraussetzung; wohl aber leitet er aus der im Glauben empfangenen Begnadigung die Befreiung von dem Zwange der Sündenknechtschaft und den Trieb und die Kraft zu einem höhern, dem Sündendienst entgegengesetzten Leben ab. Es ist kein Widerspruch, daß der, welcher mit der Sünde prinzipiell gebrochen hat, doch noch zum Kampfe wider dieselbe ermahnt werden muß; denn das sittlich Gute ist ein einheitliches und will als ein Ganzes bejaht sein, und doch tritt es in einer Fülle von Einzelverpflichtungen an den Menschen heran, deren jede einen besonderen Willensakt und eine besondere Beherrschung der Natur durch den Geist herausfordert. Es ist kein Widerspruch, vom Geiste getrieben zu werden und doch selbstthätig zu streben und streben zu müssen, denn „in ihm leben, weben und sind wir". Undenkbar ist es ja,

daß Paulus sich ein ganz falsches Bild von dem inneren Status seiner Gläubigen gemacht, oder daß er trotz der sich aufdrängenden gegenteiligen Erfahrung doch gewissermaßen in eigensinnigem Doktrinarismus bei einer haltlosen Theorie verharrt habe. Auch darf man doch wahrlich nicht meinen, daß er in seinem enthusiastischen Streben, das Reich des Messias mit Anhängern zu füllen, sozusagen Krethi und Plethi in seine Gemeinde aufgenommen habe, von denen besonnener Weise nichts Tüchtiges zu erwarten sein würde. Im Gegenteil ist vorauszusetzen, daß die schlichte und strenge Predigt des Worts vom Kreuze, so wenig Bestechendes und Reizvolles für die Massen hatte, daß nur ein tieferes Verlangen dazu treiben konnte, sich mit ihr denkend zu beschäftigen; die Lage der neuen Gemeinde und die Verbindung mit ihr hatte so wenig Begehrenswertes, daß der Anschluß an dieselbe auch für den gesellschaftlich Niedriggestellten noch ein großes Maß von Selbstverleugnung forderte. So hat Paulus wohl wirklich genügenden Grund gehabt, wenn er bei den Getauften die starke Wirkung von Motiven höherer Art, d. i. den Trieb des Geistes voraussetzte, von dem er auch Früchte höherer Art erwarten durfte. Bei aller klaren Erkenntnis der seinen Gemeinden anhaftenden Gebrechen wird Paulus wohl guten Grund gehabt haben, wenn er dieselben nicht bloß mit einem Flackerfeuer unethischer Begeisterung, sondern mit einem ernsten, aufrichtigen Streben erfüllt denkt. Von einem grundlosen enthusiastischen oder doktrinären Enthusiasmus, der sich nicht mit einem nüchternen und wahrheitstrebenden Urteile vertrüge, kann bei Paulus nicht die Rede sein.

Dessenungeachtet ist es berechtigt, von einem Optimismus Pauli zu reden, nicht nur in dem Sinne, wie solcher zu jedem wahren Christenglauben gehört oder mit demselben identisch ist, sondern als von einer Art individuellen Charakterzuges, der diesen Apostel von anderen ebenso unstreitig lauteren und christlich vorbildlichen Charakteren unterscheidet. Es findet sich bei Paulus eine doppelte Beurteilung der Sünde, oder vielmehr der Person, welche mit der Sünde behaftet ist. Einmal ist ihm die Sünde Naturbeschaffenheit, jedem ohne Ausnahme, Wiedergeborenen oder Nichtwiedergeborenen, anhaftend; insofern betrachtet Paulus allerdings die Sünde als eine Größe, die fortdauernd und regelmäßig dem Christenleben anhaftet, aber nicht als eine solche, die darum die Freudigkeit des Christenlebens erschütterte. Wohl hat Paulus ein Ideal vor Augen, das innerhalb der Schranken dieser Leiblichkeit nicht erfüllt werden kann, wohl sehnt er sich und ist beschweret, wohl wartet er auf seines Leibes Erlösung, auf die Verklärung dieses Leibes der Niedrigkeit; aber dahin geht sein Verlangen nicht, daß er möchte, so lange er hienieden zu wallen hat, von dem Bewußtsein, ein Sünder zu sein, frei sein. Daß Paulus sich nicht nach einem Zustande gesehnt haben solle, wo alle die Schwachheit um und an abgethan sein werde, wo sein ganzes Wesen bis ins kleinste und innerste Gotte geweiht, der Wille ganz geheiligt sein werde, das wird niemand behaupten; aber daß das Bewußtsein, noch nicht so weit zu sein, das

demütigende Gefühl, sich als einen Sünder bekennen zu müssen, seine Freudigkeit und sein Kraftbewußtsein beeinträchtigt habe, davon kann nicht die Rede sein. Nachdem der Apostel Röm. 7 aus den Erfahrungen seines inneren Lebens heraus nachgewiesen, daß dem mit der Sünde und dem Gesetze ringenden Menschen nichts übrig bleibt, als den Verzweiflungsruf gen Himmel zu schicken: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes“? folgt darauf das Dankgebet: „Ich danke Gott durch Jesum Christum, unsern Herrn!“ Daran schließt sich unmittelbar das Wort V. 25: „So diene nun ebenderselbe Ich mit dem Geiste dem Gesetze Gottes, mit dem Fleische aber dem Gesetze der Sünde“, und dies Wort ist auf der andern Seite umrahmt von dem triumphierenden Freudenrufe: „So ist nun nichts Verdammnis denen, die in Christo sind.“ Aus dem Zusammenhange geht unwidersprechlich hervor, daß das von Siegesklängen umrahmte Wort: „So diene ich nun“ ꝛc. nicht noch einmal eine Rekapitulation der unseligen Stimmung sein soll, von welcher aus der unerlöste Mensch den Zwiespalt zwischen seinem Sein und seinem Sollen beklagt, sondern ein Ausdruck der befriedigten Dankesstimmung, mit welcher der Begnadigte seinen durch die Erlösung in Christo begründeten Zustand beschreibt. Wenn es hier heißt: „so diene ich nun mit dem (oder im) Geiste dem Gesetze Gottes“, so hat das nicht mehr dieselbe Bedeutung, wie es vorher vom unerlösten Menschen gesagt war: „Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen, ich sehe aber in mir ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetze in meinem Gemüte und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, das in meinen Gliedern ist“; sondern es will sagen, daß das Gesetz Gottes jetzt in meinen Geist eingegangen ist, daß ich beherrscht werde „von dem Gesetze des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu“, „wenngleich ich mit meinem Fleische noch immer dem Gesetze der Sünde diene.“ Will denn damit etwa der Apostel sagen, daß er mit seinem Gläubigwerden um kein Haar sittlich besser geworden sei als vorher? Gewißlich nicht. Vorhin hieß es: Ich habe wohl Lust an Gottes Gesetze, aber das Wollen liegt mir wohl bei, doch Vollbringen des Guten finde ich nicht; jetzt kann er rühmen: Ich *diene* mit dem Geiste dem Gesetze Gottes, d. i. ich übe es aus mit meinem ganzen neuen Wesen. Will er etwa sagen: Nach- wie vorher vollbringe ich nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich hasse? Nach- wie vorher wandle ich nach den Lüsten des Fleisches? Gewißlich nicht. Nicht: „Ich diene der *Sünde*“, sagt der Apostel, sondern: „Ich diene dem *Gesetze* der Sünde“, und das ist ein gewaltiger Unterschied. Das erstere heißt, seinen Willen der Sünde unterwerfen, und das muß im Leben des Gläubigen aufgehoben sein, oder „sollten wir in der Sünde *leben* wollen, da wir doch gestorben sind“? Das andere heißt: sich in einem Zustande befinden, der, wenn er es für sich, ohne sich vom Geiste in Zucht nehmen zu lassen, zu Handlungen bringen würde, allerdings nichts anderes als Sünde und Tod hervorbringen würde, und der

darum fortwährend unter die Herrschaft des Geistes gebändigt werden muß; „so ihr durch den Geist des Fleisches Geschäfte tötet, so werdet ihr leben“. Dieses Bewußtsein: ich bin und bleibe meiner sinnlichen Natur nach ein Sünder, der fortwährend einerseits der vergebenden Gnade bedarf und andrerseits seinem natürlichen Wesen keinen Augenblick die Zügel überlassen darf, sondern fortwährend sein Fleisch „kreuzigen“, d. i. seinem Leben die Gestalt geben muß, wie es die Nachfolge des gekreuzigten Heilandes verlangt, dies Bewußtsein, so demütigend es sein mag, darf und soll nach des Apostels Meinung der Gläubige behalten, und dabei braucht er nicht mehr den nagenden Schmerz zu empfinden, den er vorher fühlen mußte, ehe er die Gerechtigkeit aus Gnaden kannte. Dies Bewußtsein verkümmert ihm nicht das Dank- und Siegesgefühl, denn er weiß, daß er nicht mehr unter dem Gesetz ist, sondern unter der Gnade. Ein Trachten nach einer vollkommenen Heiligung, ein Nachjagen nach dem vorgesteckten Ziele hat der Apostel gar wohl gekannt, aber nicht ein Bedürfnis nach einem Bewußtsein vollkommener Sündlosigkeit. Daß ein Christ es nötig hat, zu wachen und zu wachsen, daß er es nötig hat, geleitet, behütet, ermahnt, gewarnt zu werden, das hat der Apostel nicht für einen abnormen Zustand angesehen, der beseitigt werden müsse, ehe er in der ungetrübten Freudigkeit zu Gott stehen könne. Ja, auch das ist seine Meinung nicht, daß dem Christen wohl gestattet und geboten sei, sich seiner sündigen Natur vor Gott bewußt zu sein, daß aber ein Bewußtsein aktueller Verfehlung, im Christenstande begangen, den letzteren aufheben müsse; sondern, daß ein Christ von einem Fehler übereilt werden kann, hat er gar wohl vorgesehen, ebenso aber auch, daß ihm wieder zurechtgeholfen werden kann. Eine erlittene Niederlage darf den Kämpfer weder vom fortgesetzten Kampfe entbinden, noch ihn in der Hoffnung auf den endlichen Sieg entmutigen. Paulus selbst ist sich zwar seit seiner Bekehrung eines ununterbrochen in Aufrichtigkeit vor Gott geführten Wandels vor Gott bewußt, obwohl er darin nicht seine Gerechtigkeit sucht, aber daß auch in seinem Christenwandel aktuelle Verfehlungen vorgekommen sind, wird er wohl, obgleich er sich darüber nicht ausdrücklich ausgesprochen hat, nicht geleugnet haben. (Daß der Hinweis auf den Pfahl im Fleische ein Geständnis einer immer wieder vergeblich bekämpften sittlichen Nachgiebigkeit gegen Sündenreiz enthalten solle, ist unbedingt nicht anzunehmen.) Er hat sich z. B. mit Barnabas gezankt und den Markus hart beurteilt, und er wird wohl nicht behauptet haben, daß er bei diesem Zerwürfnisse unbedingt in jedem Worte die Schranke der Mäßigung innegehalten habe; aber selbst wenn er öfters die alten Reizungen und Widerstände des Fleisches noch gespürt hat, so hat er sie bei der Spannung seiner ganzen Seele auf seinen Beruf und auf das nahe himmlische Ziel als etwas seinem eigentlichen Ich Fremdes und verhältnismäßig leicht zu Überwindendes empfunden. Gegenüber der Größe des wirklichen Umschwunges kommen diese Rückstände nicht in Betracht, und mit voller Unbefangenheit kann er

deshalb die Gewißheit, daß es keinerlei Verdammnisurteil mehr für ihn gebe, auf die Erfahrung dieser Befreiung durch neugeschenkte Gotteskräfte gründen. Und ebenso hat er trotz seiner Erkenntnis der seinen Gemeinden noch unverkennbar anhaftenden Schwächen und thatsächlichen Verfehlungen doch die mit der Annahme des Evangeliums prinzipiell und wirklich vollzogene Abkehr von der Welt als Unterpfand eines guten Fortschritts unter dem Einflusse der Kraft Gottes begrüßen können. Das ist ein Optimismus, der sich nicht auf den schwankenden Grund menschlicher Vortrefflichkeit, sondern wirklich auf den Optimus, auf Gott in seiner Gnade und Treue gründet.

Was zum andern die Beurteilung der aktuellen Sünden betrifft, so ist gesagt worden, Paulus habe, wenn er von der Missionspredigt zur Gemeindepredigt sich gewendet, mit einem Sprunge, den er selbst nicht gemerkt, an den Indikativ stets den Imperativ angeknüpft; dort habe er Vergebung der Sünden aus Gnaden durch den Glauben verkündigt, hier habe er Heiligung gefordert. Nun, daran ist ja wahr, daß er allerdings keine Ablaßbriefe ausgeteilt und für die Begehung aller möglichen Sünden nicht mit dem Hinweis auf die Vergebung getröstet hat. Nur ist es verkehrt, zu sagen, daß die Missionspredigt indikativisch und die Gemeindepredigt imperativisch gewesen sei; sagt er doch z. B. zu den Thessalonichern, an seine Missionspredigt erinnernd: „Ihr wisset, welche G e b o t e wir euch gegeben haben durch unsern Herrn Christum“; er hat weder je eine Rechtfertigung verkündigt, ohne den Ernst der Heiligung zu fordern, noch eine Heiligung gefordert, ohne auf die Quelle der Kraft zu derselben hinzuweisen. Das ist ferner richtig, daß er bei der Warnung vor Begehungssünden frischweg auf den Ernst des göttlichen Gerichtes hingewiesen hat, gleich als gäbe es gar keine Gnadenpredigt, daß er da gar keinen Unterschied gemacht hat zwischen ungläubigen und gläubigen Übertretern, als ob die letzteren eine bessere Aussicht im Gerichte hätten, sondern: „Das sollt ihr wissen, daß kein Hurer oder Unreiner oder Geiziger Erbe hat an dem Reiche Gottes und Christi“; daß er ausdrücklich davor gewarnt hat, sich auf die Teilnahme an den Gnadenmitteln als auf eine Bürgschaft für etwaige gelindere Behandlung im Gerichte zu verlassen. 1 Kor. 10. Kurz, Paulus sieht, und hierin kann man allerdings einen ihm individuellen Optimismus sehen, die Thatsünde und das Beharren in einem für unrecht erkannten Zustande als etwas Vermeidbares, Aufhebbares an, dessen Beseitigung möglich ist, indem er einerseits für eine gewisse Reihe von Übertretungen ausdrücklich Ausschluß aus der Gemeinde fordert, damit diese rein bewahret werde, bei anderen, z. B. Streitsucht, Zorn, Aufgeblasenheit zwar nicht an Ausschluß aus der Gemeinde denkt, aber doch aufs ernsteste ihre Überwindung fordert, weil, wer in ihnen betroffen wird, im Gerichte nicht bestehen kann. Nirgends hat Paulus in Bezug auf bestehende sittliche Mißstände und Ärgernisse seinen Gemeinden gesagt: das müßt ihr ertragen, und müßt euch der göttlichen Gnade getrösten, sondern er hat an die Siegeskraft

des in der Gemeinde waltenden Geistes geglaubt, vermöge deren „er sie ihm selbst darstellen will, eine Gemeinde, die herrlich sei, die nicht habe einen Flecken oder Runzel, oder des etwas, sondern daß sie heilig sei und unsträflich".

In diesem Glauben hat ihn allerdings die Erwartung der bald kommenden Parusie des Herrn bestärkt; nicht zwar in dem Sinne, als ob die Kürze der Zeit die Überwindung der Widerstände hätte leichter erscheinen lassen, daß er gemeint hätte, für die paar Jahre des Kampfes reicht die Kraft wohl noch aus; im Gegenteil mußte die Kürze der Zeit zu der Besorgnis Anlaß geben, ob nicht die Säumigen vom Gericht überrascht werden möchten; wohl aber in dem Sinne, daß die Aussicht auf das baldige Kommen des Herrn ihm den Fernblick in die weitere Erdengeschichte der Gemeinde verhüllen mußte, in deren Verlaufe dieselbe mehr mit der Welt verflochten worden ist, so daß der Bewahrung und Wiederherstellung der Eintracht auch unter aufrichtigen Christen Schwierigkeiten entgegenstehen, die für jetzt unüberwindbar erscheinen.

Wir stehen heute mit unsern Erwartungen und Aussichten auf die Zukunft im ganzen auf einer andern Basis wie Paulus. Mögen einzelne in ihrem individuellen Leben Eingriffe und Erweisungen einer übersinnlichen Welt, erschütternder oder erhebender Art, zu bezeugen haben, die annähernd auf gleiche Stufe mit dem Widerfahrnis Pauli gestellt werden können; im ganzen liegt im Hintergrunde unseres religiösen Lebens kein Einzelereignis von so überwältigend überzeugender Kraft, auf Grund dessen wir mit Paulus sagen könnten und müßten: „Ich habe den **Herrn** gesehen", ja mancher kann nicht einmal einen Einzelmoment seines Lebens angeben, von dem er sagen könnte: da ist das Alte vergangen, siehe da, es ist alles neu worden; mancher mag sogar bei aufrichtiger Prüfung seiner selbst zweifeln, ob er das Recht habe, von solcher inneren Umwandlung seines Wesens zu reden. Christliche Gedanken, Empfindungen, Bestrebungen sind in unser inneres Leben eingegangen, mit unserem natürlichen Leben verflochten, christliche Lebensluft haben wir geatmet, aber die Atmosphäre der Welt auch. Bin ich ein Christ, oder nicht? Die Frage mag mancher im Indikativ gar nicht beantworten, weder mit ja, noch mit nein, sondern nur im Imperativ oder Voluntativ, ich soll und will es sein. Und ebenso ist's mit dem Urteile über die Mitwelt: ist der Geist Christi das Dominierende in ihr, oder sind die mannigfaltigen Formen christlichen Lebens nur ein buntes Gewand für das alte Menschenwesen? Ist die Sache Christi im Fortschritt oder im Rückschritt begriffen? Auch hierfür ist die Antwort aus keiner Sammlung statistischer Daten zu entnehmen, sondern sie ist schließlich eine Sache des Glaubens, d. i. des Willens. Wir können auch unsern Glauben nicht in dem Sinne auf die Autorität des Paulus gründen, daß wir sagen: wir haben zwar nichts gesehen, aber Paulus hat's gesehen und die andern Apostel, und darum wird's ja wahr sein, was so glaubwürdige Männer versichern, das Ereignis, welches für sie die Grundlage ihrer Lebensanschauung gegeben hat.

Das gäbe nur einen kraftlosen, unselbständigen Autoritätsglauben, der allerdings für ein gewohnheitsmäßiges Christentum als eine ausreichende Stütze erscheinen mag, der aber äußeren und inneren Anfechtungen gegenüber nicht standhalten würde. Das hat nicht einmal Paulus selber von seinen Gemeinden verlangt, daß sie auf den Bericht von seinem wunderbaren Erlebnisse hin die Schlußfolgerungen ziehen und an ein Jenseit, einen Gott und an eine Vergebung der Sünden durch den Sohn Gottes glauben sollten. Wir finden nirgends, daß er seine Missionspredigt mit dem Berichte angefangen: „Laßt mich euch erzählen, was mir begegnet ist." Er hat ja gewiß noch viel öfter, als in seinen Briefen und in der Apostelgeschichte vorliegt, auf seine eigene Bekehrung Bezug genommen, aber nicht zu dem Zwecke, um den Glauben seiner Hörer auf diesen Bericht zu gründen, sondern um seinen Beruf, sein Recht und seine Pflicht, das Evangelium zu predigen, damit zu erweisen. Der Inhalt seines Evangeliums selbst war, daß „Jesus der Christ sei, der Erfüller der Gottesverheißungen, der Stiller des menschlichen Erlösungsbedürfnisses."

Wir können unsern Glauben auch nicht auf sich selbst gebaut sein lassen: „Das will ich glauben, und darum soll es für mich Wahrheit sein," als ob die Postulate unserer praktischen Vernunft stark genug wären, uns einen Halt zu geben, an dem wir uns aus der Verlorenheit unseres Wesens emporrichten könnten, sondern es muß unseren Postulaten eine Wirklichkeit entgegenkommen. Wie Paulus seiner Gesichte und Offenbarungen sich nicht rühmte und auf dieselben nicht sein Heil gründete, sondern wie er darin allein seinen Frieden, seine Zuversicht, seine Kraft fand, daß der Gegenstand seiner Schauungen eine historische Wirklichkeit, Jesus der Gekreuzigte, war, so können auch uns unsere Ideen oder Ideale als solche allein nicht helfen. Es klingt schön, wenn der Dichter sagt: „Werft die Angst des Irdischen von euch, fliehet aus dem engen dumpfen Leben in des Ideales Reich"; aber Boden haben wir doch erst unter den Füßen, wenn wir wissen, dies Ideal ist geschichtliche Wirklichkeit: „Das Wort ward Fleisch." Haben wir aber diesen Grund gefunden, dann kann auch unsere Lebensanschauung dieselbe werden, wie die des Paulus, und der Hinblick auf die unserem eigenen Leben und dem unserer Mitwelt anhaftenden Gebrechen wird uns die Siegeszuversicht nicht verkümmern: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben" etc. Röm. 8, 38. . . E. Otto.

Zur Inspirationslehre.

Von dem vor reichlich sieben Jahren heimgegangenen, rühmlichst bekannten Schrifttheologen, Dr. W. Fr. Geß, weil. Generalsuperintendenten a. D., ist erst nach seinem Tode ein Buch im Druck erschienen: „Die Inspiration der Helden der Bibel und der Schriften der Bibel." Geß' Schriften sind wohl bekannt und wahre Fundgruben für den Bibelforscher. Es seien nur erwähnt sein Hauptwerk: „Christi Person und Werk, nach Christi Selbstzeugnis und den Zeugnissen der Apostel."

Dieses Werk, das mehr kurz exegetisch die neutestamentlichen Schriften unter dem angegebenen Gesichtspunkt behandelt, findet im letzten, systematischen Bande seinen Abschluß: „Dogma von Christi Person und Werk". Wer auch nur mit diesem letzten Bande genauer bekannt ist, der weiß, wie entschieden bibelfest Geß in seiner Theologie ist, wie sehr besonders seine Versöhnungslehre dem vollen Ernst der biblischen Aussprüche Rechnung trägt und dabei doch auch dem an den alten Satisfaktionstheorien sich stoßenden, denkenden Geist eine befriedigende Antwort giebt auf die vielen Fragen, die hier entstehen. Ferner sind seine Bibelstunden zu Johannes 13—17 und zum Römerbrief gerade für das praktische Amtsleben des Geistlichen so inhaltreich und wertvoll, daß kein Kommentar diese Bücher ersetzen kann.

Von einem so eminent bibelgläubigen und kompetenten Bibelforscher und Schrifttheologen, wie Geß in den genannten Büchern sich für jeden Kenner bekundet, stammt also auch das zuerst genannte Buch: „Die Inspiration der Helden der Bibel und der Schriften der Bibel". Das Buch war druckfertig und auch das „Vorwort" von ihm selbst geschrieben, auch die starke Hälfte der Druckbogen noch von ihm selbst durchgesehen, als der teure Mann von seinem irdischen Tagewerk in die Ewigkeit abgerufen wurde.

Das Buch selbst enthält folgende Hauptteile:

Erstes Buch: Die Kluft zwischen der nachapostolischen Litteratur der Christen von 100 bis 150 und zwischen den Schriften des Neuen Testaments: Der (erste) Klemensbrief an die Korinther; die Briefe des Ignatius und der des Polykarp; der sogenannte 2. Brief des Klemens; die Lehre der zwölf Apostel; der sogenannte Barnabasbrief; der Hirt des Hermas. — Die turmhohe Erhabenheit der apostolischen Litteratur über dieser nachapostolischen rc. rc.

Zweites Buch: Was ist aus den neutestamentlichen Schriften in betreff der Inspiriertheit der neutestamentlichen Helden Gottes und der neutestamentlichen Schriftsteller zu ersehen?

Drittes Buch: Christi und der neutestamentlichen Schriftsteller Beurteilung der Helden Gottes im alten Bunde und der Schriften des alten Bundes.

Viertes Buch: Was ist in betreff der Inspiriertheit der Helden Gottes und der biblischen Schriftsteller zu ersehen aus den Schriften des Alten Testaments? (Hier werden die Bücher des Alten Testaments der Hauptsache nach unter diesem Gesichtspunkt geprüft.)

Fünftes Buch: Die wesentlichen Ergebnisse.

Das ganze Buch umfaßt 438 Seiten und ist in unserm Verlagshause zu haben.

Unser Zweck ist aber nicht, Reklame zu machen für das Buch, sondern vielmehr möchten wir in unserem Magazin der in unseren Tagen so brennenden Inspirationsfrage näher treten. Das ist eine Frage, über die jeder auf wissenschaftliche Bildung Anspruch machende Geistliche nicht im Unklaren sein und bleiben kann und darf. Es genügt nicht,

sich einfach an die althergebrachte, gut orthodoxe Theorie von der Verbalinspiration zu halten, die sich einfach nicht halten noch rechtfertigen läßt. Muß man diese aber aufgeben, so sieht sich jeder, dem an der Schriftwahrheit noch etwas gelegen ist, nach einem bewährten Führer um, der ihm durch das Labyrinth von Fragen einen sicheren Leitfaden darbieten kann, ohne daß er dabei Gefahr läuft, in den Irrgängen einer negativen Kritik sich zu verirren. Nicht jeder Geistliche kann ja alle hier einschlagenden Schriften selbst anschaffen und prüfen; und bei dem natürlichen Widerwillen des Glaubens gegen die negative Kritik ist man leicht geneigt, auch an altererbten Vorurteilen zu fest zu hängen und sich gegen jede Äußerung ängstlich zu verschließen, die anscheinend der Würde und dem Ansehen der Schrift schaden könnte. Man folgt da vielleicht nur zu gern einem dreisten Polterer, der mit kühnen Sätzen und Behauptungen das Alte stützen will, ohne Rücksicht darauf, ob sich seine Sätze auch im Lichte ernster, wissenschaftlicher Prüfung als stichhaltig erweisen. Wer nun aber nicht blindlings am Alten festhalten und wenigstens den richtigen Weg zur Prüfung der einschlägigen Fragen suchen will, dem können wir das Buch von Geß getrost empfehlen. Es ist damit nicht gesagt, daß man jeden Satz des Verfassers gelten lassen und annehmen müsse. Die Prüfung wird auch da keinem erspart, aber auch die Freiheit keinem geraubt, sich in den Fragen ein eigenes Urteil zu bilden, wo er glaubt, dem Verfasser nicht folgen zu können. Um aber unsere Leser mit den Grundsätzen bekannt zu machen, welche Geß für die Lehre der Inspiration in Anwendung gebracht haben will, wollen wir nachstehend das Vorwort möglichst wörtlich zum Abdruck bringen, welches Geß für sein Buch geschrieben hat. Dieses Wort dürfte wohl als der Schwanengesang des teuren Gottesmannes betrachtet werden, als der Abschluß eines langen Lebenslaufes im Dienst des Wortes Gottes, teils im Pfarramt, teils im Lehramt, teils im Amt des Oberhirten der preußischen Kirche, und daher um so mehr der Beachtung von seiten der Amtsbrüder wert sein.

Geß' Vorwort zu seinem Buch: „Die Inspiration der Helden der Bibel und der Schriften der Bibel“.

Keinen Mangel haben wir an Berichterstattungen über die Vorstellungen, welche die Christen in verschiedenen Zeitaltern sich gebildet haben in betreff der Inspiration der Schriften, die ihnen für heilig galten. (Werden verschiedene derartige Berichterstattungen genannt, besonders auch Herzogs Realencyklopädie 1. und 2. Auflage.)

Diesem reichlich strömenden Flusse einerseits noch einen kleinen Bach zuzuführen, kommt mir nicht in den Sinn. Sehr mangelhaft aber sind wir noch immer ausgerüstet mit Belehrungen aus der Bibel selbst über die Inspiration. Die beiden Worte 2 Tim. 3, 16 und 2 Pet. 1, 21 sind es seit zwei Jahrhunderten immer und immer gewesen, die man erörtert, auch zu Aussagen genötigt hat, daran ihre Verfasser nicht dachten. An einer Menge viel reicherer Unterweisungen ging man vorbei.

Der große Gottesgelehrte T. Beck hat in seiner „Einleitung in das System der biblischen Lehre 1838“ den ersten kraftvollen Ruf zur Beschreitung eines besseren Weges gethan. Das muß man ihm um so dankbarer gedenken, je größer eben damals der Haufe derer war, welche durch die Straußsche Kritik des Lebens Jesu die Zuversicht zur Bibel sich erschüttern ließen. Auch dann mit hoher Dankbarkeit ihm gedenken, wenn man, wie Verfasser des vorliegenden Buches, außer stande ist, den Formulierungen beizutreten, die Beck seinem Inspirationsglauben aus der Bibel gegeben hat. Beck war ein Mann durch und durch; ein Mann des Glaubens durch und durch; ein Mann der Praxis so sehr wie der Gnosis, der Gnosis so sehr wie der Praxis; dieses Dreifache hat ihn zu einem hell leuchtenden Vorbild für Theologen gemacht, so fehlsam viele seiner Urteile in Wissenschaft und Praxis geblieben sind. Sicher würde er über viele Aufstellungen meines vorliegenden Buches heftig sich erzürnen, im Grundsinn weiß ich mich dennoch eins mit ihm.

Für die Inspiriertheit der Apostel kommen als maßgebend vor allem die Verheißungen in Betracht, die der Herr am Abschiedsabend seinen Jüngern gegeben hat. Für die Inspiriertheit der alttestamentlichen Propheten das praktische Verhalten des Herrn Jesu zu Gesetz und Weissagung, samt seinem großen Worte: „Die Schrift kann nicht aufgelöst werden“ (Joh. 10, 35), einem Worte, dessen wahrer Sinn freilich selten verstanden wird. Anschaulicher, ausgeprägter wird das Bild der apostolischen, wiederum der prophetischen Inspiriertheit, wenn man empfänglichen Sinnes auf die Fingerzeige achtet, welche Paulus und Johannes, welche hinwiederum manche der Propheten geben über ihr Sein in dem Geist.

Nur daß man nicht bloß achte auf die Zeugnisse der Apostel und Propheten, daß sie wirklich im Geiste gewesen, sondern auch auf das nüchterne Bekenntnis des Paulus: „stückweise weissagen wir“, und auf das Demütige des hocherleuchteten Täufers, „wer aus der Erde ist, ist aus der Erde und redet aus der Erde“. Joh. 3, 31.

Aber nicht allein die ausdrücklichen Fingerzeige des Herrn, der Apostel, der Propheten müssen von dem, der über Inspiration zu reden wagt, wieder und wieder erwogen, auch der Herzschlag jedes einzelnen Helden der Bibel, jedes einzelnen Schriftstücks der Bibel muß, ehe dieses Reden in sachentsprechender Weise geschehen kann, in sorgsamster Weise beobachtet sein. Der Held selbst, das Schriftstück selbst, muß den Thatbeweis liefern, ob er ist ein Gottesheld, das Schriftstück ist aus Gottes Geist. Hat Paulus, der Apostel, nicht verschmäht, vor seinen Korinthern sich zu berufen auf die Beweisung von Geist und Kraft, von welcher seine Verkündigung des Wortes sei begleitet gewesen (1 Kor. 2, 4), so darf ich auch den „Prediger Salomo“ und die Chronik ꝛc. erst prüfen auf ihre Beweisung von Geist und Kraft, ehe ich sie anerkenne als Erzeugnisse von Gottes Geist. Diese Prüfung kann freilich nur geschehen von jenen Menschen, die Paulus Menschen des

Geistes nennt und denen Johannes die Salbung zuerkennt. Kommt in einer anständigen Gesellschaft die Rede auf die Werke Händels, Bachs 2c., so pflegen Leute von Verstand, die sich aber ohne musikalische Begabung und Bildung wissen, schweigend zuzuhören. Daß in geistlichen Dingen nicht selten gerade diejenigen am lautesten reden, bei denen von Gottes Geist nichts zu verspüren, ist ein Unverstand, den man nicht verbieten kann, weil gegen Unverstand Verbote überhaupt nicht helfen, den man aber nicht aufhören darf als das zu kennzeichnen, was er ist. Wo aber die Ausrüstung durch Gottes Geist für das Urteil über Dinge des Geistes Gottes vorhanden ist, scheint mir, wenn unsere Theologie allmählich zu einem entsprechenden Urteil gelangen soll, ein Dreifaches beachtet werden zu müssen.

Erstlich: Erzählungen, wie die der Schandthat von Gibea (Richt. 19 ff.), Notizen, wie die über den Viehbestand der aus Babel Zurückgekehrten (Neh. 7, 68) — und solche Stoffe sind im Alten Testamente sehr zahlreich — beziehen sich so völlig auf unsere Fleischeswelt und haben mit Gottes Vorbereiten des geistlichen Heils einen so losen Zusammenhang, daß für einen geradsinnigen Menschen kein Anlaß vorhanden ist, den Geist Gottes für deren Urheberschaft in Anspruch zu nehmen. Haben vor 200 Jahren lutherische und reformierte Theologen gar vollends gemeint, solche Erzählungen seien in gleicher Weise wie die Heiligtümer von Jes. 53 oder des Römerbriefes, des ersten Johannesbriefes, auf die Urheberschaft des heiligen Geistes zurückzuführen, allesamt seien diese Schriftstücke für Diktate des heiligen Geistes zu erklären, so sollte diese Gleichstellung für einen Menschen, der in wirklicher Ehrfurcht vor dem heiligen Geist und jenen Heiligtümern steht, nachgerade etwas Empörendes haben. Zur sachentsprechenden Erzählung jener traurigen Dinge in Gibea war jeder Zeit- und Ortsgenosse von einiger Gottesfurcht trotz eigener Angehörigkeit an diese Fleischeswelt völlig imstande. Die Vorausschau des Gottesknechtes aber (Jes. 53) und seines heiligen Wirkens für das Volk, seines heiligen Sterbens anstatt des Volkes, seines Heilwirkens noch nach erfolgtem Tode, aus Neuheit des Lebens heraus — setzt sie nicht langjährige tiefe Erfahrung des Herzens in den Wegen des Heiligen voraus, bis endlich der Vorausblick in jenes Heiligtum geschenkt werden konnte? Und nun soll es orthodox sein, mit Calov zu rufen: Diktat des heiligen Geistes dort, Diktat des heiligen Geistes hier? Wäre mehr eindringendes Studium der Bibel unter uns, so würde das Nachsprechen solcher Formeln nicht mehr möglich sein. Wer des Paulus, des Jeremia, des 1. Jesajah Schriften in der Weise gelesen und wieder gelesen hat, daß ihm von des Paulus 25jährigem, des Jeremia 40jährigem, des Jesaja fast 60jährigem Kämpfen, Beten, Wirken, Dulden, Glauben und Erkennen ein lebendiges Bild vor der Seele steht und Herz und Geist bewegt, wie kann sich der genügen lassen mit Calovs Belehrung: Der heilige Geist hat ihnen diktiert und sie sind seine getreuen Schreiber gewesen? Welch äußerliche, an die Wirklichkeit des Lebens weit nicht heranrei-

chende Betrachtungsweise! Welches Verkennen der Thatsache, daß die Frucht dem Baume entspricht, das Wort der Persönlichkeit entspricht!

Zweitens: Es ist nicht schwer, wohlmeinenden, aber schärferen Denkens ungewohnten Personen mit Beweisen zu imponieren, entweder müsse die Bibel Wort für Wort vom Geiste Gottes eingegeben sein oder sie sei keine zuverlässige Urkunde mehr für Gottes Gedanken und Thaten zu unserem Heil. Wenn aber die Wirklichkeit der Bibel diesen Beweisen nicht entspricht? — Ich will mir erlauben, auch meinerseits etliche Behauptungen aufzustellen, wie das Neue Testament beschaffen sein müsse, wenn der Glaube fest darauf soll ruhen können. „Christi Auferstehung ist so sehr die Grundlage unseres Heils, daß wir von vornherein überzeugt sein müssen, in jedem der Evangelien mit einer alle Bezweiflung ausschließenden Gleichmäßigkeit und Genauigkeit über sie unterrichtet zu werden. Dasselbe ist der Fall mit Christi Himmelfahrt. Dasselbe mit Christi Befehl des Taufens auf den Namen von Vater, Sohn und Geist. Nicht minder gleichmäßig werden die Berichte lauten über Christi Einsetzung des heiligen Abendmahles. Man denke sich doch, daß der eine Evangelist Jerusalem, der andere Galiläa nennen würde als den Ort, da der Auferstandene den Zwölfen erschienen sei; daß die Himmelfahrt oder die Einsetzung der Taufe auf Vater, Sohn und Geist nur ein Berichterstatter erzählte, daß die Worte, mit denen der Herr Jesus das heilige Abendmahl eingesetzt hat, in den verschiedenen Berichten auseinander gingen — was sollte aus der Sicherheit unseres Glaubens werden?" Mich dünkt: diese Behauptungen sehen ziemlich stattlich aus! Sie scheitern aber bekanntlich alle an der Wirklichkeit des Neuen Testaments. Solche Aufstellungen, wie die Bibel entstanden sein müsse, wenn sie ein zuverlässiger Grund unseres Glaubens sein solle, haben bedenkliche Ähnlichkeit mit den Meinungen unerfahrener Christen über die Weise, wie Gott ihren Lebensweg einrichten müsse, wenn sie, wie seine Liebe doch wolle, zum Seelenheile gelangen sollen: Diesen Verlust und jene Belastung könne seine Liebe nicht über sie verfügen, weil ihrer Natureigentümlichkeit diese Versuchung unerträglich wäre. Die Erfahrung lehrt, daß der Vater im Himmel sich an solche Gutachten nicht viel kehrt. „Meine Gedanken und Wege sind höher als die euren," heißt es bei Gott; „selig ist, der sich nicht an mir ärgert," muß auch ein Täufer sich von dem Sohne Gottes zurufen lassen. Wer meint, er habe seinen Rat gefaßt, „der wird hernach ein Andres oft gewahr," bekennt Gottfr. Arnold aus der Fülle seiner Erfahrung heraus. Also hinweg mit den verwegenen Behauptungen, so und so müsse die Bibel entsprungen, so und so müsse sie beschaffen sein: Nicht was unserer Weisheit gut dünkt, sondern die Wirklichkeit der Bibel giebt den Entscheid.

Zum dritten: Hat dich aus irgend einem Worte der Bibel jenes Wehen betroffen, von welchem Christus zu Nikodemus in Joh. 3, 8 geredet hat, so laß eine Zeit lang alles eigene Reden, gieb dich ganz dem Hören hin, gestatte dem durch jenes Wort wehenden Geiste

die Durchdringung deines inneren Menschen in allen seinen Strahlungen und bis in deren gemeinsamen Herd hinab, verwende den empfangenen Lebensatem zur Erleuchtung deines Denkens, Reinigung deines Handelns — vielleicht, daß du von diesem Verhalten nach einiger Zeit unter anderen Früchten auch diese empfängst, dich einigermaßen versetzen zu können in den inneren Stand, darin der Mensch, aus dessen Wort der Gottesgeist selbst dich angeweht hat, sich befand, als er vom Geiste durchweht worden ist. Wen aber der Geist Gottes einmal begonnen hat, aus Bibelworten zu treffen, den trifft er, des Menschen Treue im Hören vorausgesetzt, aus immer neuen Bibelworten. Aus Worten, die den verschiedensten Jahrhunderten der Offenbarungsgeschichte angehören. Aus Worten der Gesetzeszeit, „du sollst dich nicht gelüsten lassen", „Jehovah bewahret Gnade in tausend Glied und suchet heim die Missethat bis ins dritte und vierte Glied". Aus Worten während der tiefsten Verlassenheit des Gottesvolks, „in die Hände habe ich dich gezeichnet, deine Mauern sind immer vor mir". Aus Worten der Zeit des erschienenen Heils, „wir schaueten seine Herrlichkeit als des Eingeborenen von dem Vater her". Aus Worten nach des Heilands Rückkehr aus der Sichtbarkeit (zum Vater), „unser Leben ist verborgen mit Christo in Gott, wenn aber Christus unser Leben wird geoffenbart werden, alsdann werden auch wir mit ihm geoffenbart werden in Herrlichkeit". Gesetzt nun, daß du im Verlaufe der Jahre einer Fülle von Geistesworten der verschiedensten Jahrhunderte in vorhin bezeichneter Weise dein Herz aufthust, könnte dir nicht die Frucht davon werden, daß du dich hineinlebtest und Einblick gewännest in den Verkehr zwischen dem inspirierenden Geiste und dem Inspirationen empfangenden Menschen, wie er, der Eigentümlichkeit jeder Offenbarungsstufe entsprechend, in den verschiedenen Zeiten sich verschieden gestaltet hat? Und falls bei einer größeren Schar geistbegabter Männer dieses sich Hineinleben zum Gegenstande des anhaltenden Ringens würde, dürfte man nicht hiervon ein erfolgreiches Fortschreiten in Erkenntnis des Inspirationsvorgangs hoffen?

Warum mein Buch in erster Linie reden will von der Inspiration der Helden der Bibel, erst in zweiter von der Inspiration der Bücher der Bibel? Um von vornherein dem so gewöhnlichen und so verderblichen Irrtum entgegen zu treten, als wäre die Inspiration, wo sie irgend geschehen, zum Zweck des Schreibens der biblischen Bücher geschehen. Elias und der Täufer haben nie ein Buch verfaßt und sind doch hochinspirierte Menschen gewesen. Jeremias hatte schon viele Jahre als Prophet gewirkt, da er den Befehl erhielt zur schriftlichen Verzeichnung seiner Weissagungen. Der Mittler des neuen Bundes hat gar nichts in Schrift gebracht.

Für die Voraussendung des Blickes auf die nachapostolische Litteratur hoffe ich manches Lesers Dank zu erhalten. Diese Litteratur ist unter den Geistlichen nicht eben vielen, unter den die Bibel liebenden Laien nur sehr ausnahmsweise bekannt und ruft doch den Denkenden

durch ihre Dürftigkeit so mächtig zu der Frage auf, wie die Geistesfülle der apostolischen zu erklären sei. Nicht günstig wirkt allerdings der Umstand, daß man das erste Wort dem Clemens geben muß, dessen breitspuriges Reden an die Korinther leicht Ermüdung wirkt, und welcher doch nicht Clemens bliebe, wenn unsere Darstellung seine Breitspurigkeit ganz verwischen wollte.

Immerhin war dieses Voraussenden eines Blickes auf die nachapostolische Litteratur bedingend dafür, daß nun sofort das apostolische Wirken folgen, also dem prophetischen vorausgehen mußte. In der That ist aber den Entwicklungsgang der Inspiration zu verfolgen von der Mündung zu den Quellen hinauf, nicht minder berechtigt und nicht minder belehrend, als die Verfolgung desselben von den Quellen zur Mündung hinab.

Ich habe oben bemerkt, vollständig sachentsprechend könne die Inspirationslehre nur dann werden, wenn jedes Schriftstück der Bibel auf sein Inspiriert- oder Nichtinspiriertsein, beziehungsweise auf die Weise seines Inspiriertseins untersucht sei. Dieser Forderung kommt mein Buch weit nicht nach. Nicht einmal jeden der paulinischen Briefe hat es besonders charakterisiert. Im Alten Testament sind die Psalmen weit nicht alle zur Sprache gebracht. Von den Klageliedern ist gar nicht die Rede. Auch nicht von der Gesetzeswiederholung in Mosis fünftem Buch. Schon meine Körperkraft hätte für eine derartige Ausdehnung der Arbeit nicht hingereicht. Aber meine Absicht geht überhaupt nur dahin, den Weg zu zeigen, welcher nach meiner Überzeugung allein dazu führen kann, aber bei energischer Verfolgung sicher dazu führen würde, die der Wirklichkeit entsprechende Inspirationslehre zu finden, während jetzt viele sich verpflichtet glauben, von Inspiration zu schwärmen, wo nüchterne Geistesmenschen keine zu spüren vermögen, noch viel mehrere in profaner Weise über Heiligtümer reden, für deren Würdigung sie der Geistesausrüstung entbehren. Gottes natürliche Schöpfung lernt man kennen durch sorgfältige Beobachtung des unendlichen Reichtums z. B. der Pflanzenwelt, wenn anders der feine Sinn für ihr Weben und Leben angeboren ist; für die Erkenntnis von Gottes geistlicher Schöpfung gilt derselbe Weg sorgfältiger Beobachtung, nur daß statt des angeborenen Feinsinns der Seele der durch Gebet zu erlangende, aus dem Wiedergeburtsleben erwachsende Feinsinn des Geistes es sein muß, durch welchen die Beobachtung geschieht.

Das also ist das Vorwort, welches Geß seinem Buch vorangestellt hat; wir können getrost sagen, es enthält die prolegomena zu einer wahren bibelgläubigen Inspirationslehre und wir hoffen, es werde mancher Leser, der das Buch nicht besitzt, es uns danken, daß wir diese prolegomena hierher gesetzt und vielen zugänglich gemacht haben, die vielleicht nie das Buch selbst sich anschaffen. Wir ersehen aus diesem Vorwort, daß etwas mehr dazu gehört, als bloß logische Verstandesschärfe und ein feines philologisches Gefühl für die charakteristischen Besonderheiten des Stils der hebräischen und griechischen Schriftsteller,

um berechtigt und befähigt zu sein, über Inspiration der Verfasser, Abfassungszeit und dergleichen ein Urteil abzugeben. Statt den logisch-philologisch-textkritischen Weg zu weisen, zeigt Geß uns einen tief innerlichen ethisch-religiösen Weg, einen Weg, der freilich unendlich schwerer ist, der eine Lebenszeit in Anspruch nimmt, ehe man hoffen darf, an ein vorläufiges Ziel zu gelangen; einen Weg, wo der innigste persönliche Kontakt mit dem Geist der Inspiration gesucht, erbeten, von oben geschenkt wird — nur dem, der diesen Weg geht, gehen will, gegangen ist, gesteht Geß ein Recht zu, in der Frage mitzusprechen. Was die andern, die diesen Weg nicht gehen, auch nicht versuchen zu gehen, über Inspiration reden und schreiben und sagen, — das sind eitel leere, nichts geltende Phrasen, die keinen gläubigen Christen anfechten brauchen, sie reden wie der Blindgeborene von den Farben, wie der Taubgeborene von Händels Oratorien! So kann uns diese Vorrede zur Glaubensstärkung dienen wider die thörichten Anläufe einer geistlosen, ungläubigen, negativen Kritik und uns den Weg weisen zu einer wohlberechtigten, der Wahrheit entsprechenden Lehre von der Inspiration. H.

Wie haben wir evangelische Christen die heilige Schrift anzusehen?

Ein Versuch, mit besonderer Berücksichtigung des Alten Testamentes, von Pastor K. Kißling

Motto: „Auch Irrtümer und Ketzereien, auf die man bona fide kommt, sind bisweilen lehrreicher als der alte Sauerteig der Orthodoxie und Heterodoxie, den man mala fide mit dem Munde bekennt ohne Anteil des Gewissens.“—Georg Haman.

„Was ist Wahrheit?“ Mit dieser, sei es spöttisch, sei es zweifelnd gemeinten Frage wandte sich einst der Heide Pilatus von dem gefesselt vor ihm stehenden Jesus ab. Seit Jahrtausenden klingt diese Pilatusfrage durch die Welt. Und in der That — mag sie auch ein Pilatus uns vorgesprochen haben — es giebt bis auf den heutigen Tag keine größere, wichtigere Frage. Wahrheit zu suchen in einer Welt voll Lüge und Irrtum, nach Wahrheit zu ringen, wo tausend Lügengeister geschäftig sind, einen trüben Nebelschleier vor das Bild der Wahrheit zu hängen, das ist die edelste Aufgabe und die höchste Pflicht des denkenden Menschengeistes. Es ist kein Zeichen wahrer Größe, sich in seinen von Jugend auf eingesogenen Vorurteilen hartnäckig festzubeißen, sondern ein Zeichen wahrer Größe ist es, unter allen Umständen der Wahrheit die Ehre zu geben, und wäre es auch mit Aufopferung langgehegter Lieblingsgedanken und Meinungen. „Denn nicht darauf kommt es an,“ wie Professor Grau sagt, „was einer für fromm hält, oder was auch einmal ein Jahrhundert für besonders fromm und rechtgläubig gehalten hat, sei es nun das Jahrhundert der insonderheit sogenannten Orthodoxie oder des vor 150 Jahren ausgelebten Pietismus oder auch des in unserem Jahrhundert wieder lebendig geworde-

nen Pietismus, sondern darauf kommt es an, ob unsere Anschauung den Worten dessen entspricht, der allein ‚die Wahrheit' ist." „Was ist Wahrheit?" Mit dieser Frage gilt es, insonderheit für einen Diener des göttlichen Wortes, auch an die heil. Schrift heranzutreten, aus der er den Inhalt seiner Zeugnisse zu entnehmen hat. In unserer Zeit mehr als je ist der Kampf um Gottes Wort mit vollem Eifer entbrannt.

Jede Zeit hat ihre besondere Aufgabe auch auf kirchlichem Gebiet. Nachdem in den ersten Jahrhunderten nach Christo die Kirche sich unter viel Kämpfen, Widerwärtigkeiten und Verfolgungen ihre Existenzberechtigung errungen und festen Fuß gefaßt hatte, handelte es sich vor allen Dingen um Fixierung des christlichen Lehrgehaltes. Es waren zunächst die trinitarischen Fragen, die die tonangebenden Geister bewegten, es handelte sich um das Verhältnis des Sohnes zum Vater, um das Verhältnis des Geistes zu Vater und Sohn; daran schlossen sich die Streitigkeiten über die Naturen in Christo, und zu gleicher Zeit entbrannte der Streit um Sünde und Gnade, Augustinianismus und Pelagianismus mit dem vermittelnden Semipelagianismus. Wiederum später standen die Sakramente im Mittelpunkt der Verhandlungen, alles das auf Grund des gegebenen, unangezweifelten Schriftwortes. Auch in der Reformation handelte es sich durchaus nicht um die Geltung des Schriftwortes. Das stand den Reformatoren außer aller Frage. Die Autorität der Schrift, wenn auch, wie wir noch sehen werden, mit einigen Modifikationen, wurde von ihnen nicht untersucht und bewiesen, sondern einfach vorausgesetzt; sondern um das richtige Verständnis und die richtige Anwendung der als normativ anerkannten Schrift handelte es sich. Erst unserer Zeit war es aufbehalten, das Schriftwort selbst auf seine Glaubwürdigkeit und Echtheit hin zu untersuchen, und zwar in einer Weise, daß ein ängstliches Gemüt manchmal das Gefühl anwandelt, als werde ihm der Grund unter den Füßen weggezogen. Überhaupt, wenn man die Arbeit der Kirche im Lauf der Jahrhunderte ansieht, wird man lebhaft an einen Baumeister erinnert, der den Bau seines Hauses mit dem Dach anfängt, um schließlich beim Fundament anzulangen. Nachdem man Jahrhunderte lang in der erbittertsten, ja blutigsten Weise über den Inhalt der christlichen Lehre auf Grund der Schrift gestritten und verhandelt hatte, ist man endlich bei der Frage angekommen: „Ja, ist denn die Bibel wirklich eine zuverlässige Quelle des christlichen Glaubens, ist sie wirklich ein festes, sicheres Fundament des christlichen Gebäudes? Oder ist vielleicht gerade das Gegenteil der Fall? Was ist Wahrheit?" Und dennoch ist auch diese auf den ersten Anblick befremdende Erscheinung nicht so schwer zu erklären. Sie ist begründet in der Geistesrichtung unserer Zeit. Heutzutage, wo der Geist, der stets verneint, weiter Kreise sich bemächtigt hat, wo eine materialistische Weltanschauung die bis jetzt unangezweifelten Wahrheiten in Frage stellt, und nur noch eine Naturgeschichte, aber keine Geistesgeschichte und Gottesgeschichte mehr anerkennt, eine Weltanschauung, welcher die ganze Erde nichts ist als

eine ungeheure Menagerie, von den mannigfaltigsten Bestien bewohnt, da ist es sehr folgerichtig und notwendig, zu dem A-B-C des Christentums zurückzukehren und den Wert oder Unwert des Wortes Gottes aufzuzeigen, um daran die Vernunftmäßigkeit oder Unvernünftigkeit des christlichen Glaubens zu erweisen. Und andererseits ist es die in unserer Zeit herrschende, gewiß berechtigte, wenn auch überspannte Lust an historischen Untersuchungen, der Drang nach historischer Klarheit, sowie auch die Sucht durch neue, scharfsinnige Argumente zu imponieren, die von der Profanlitteratur auf die heiligen Urkunden übertragen wurde, die einen zweiten Grund zur Erklärung der Vorliebe für die biblische Kritik in unsern Tagen abgiebt. Die Berechtigung dazu muß ohne weiteres zugestanden werden. Es stünde wahrlich schlimm um die Quelle unserer christlichen Wahrheitserkenntnis, wenn sie nicht die genaueste, eingehendste Untersuchung ertragen könnte und, es ist nicht Schuld der Schrift, sondern lediglich unsere eigene, wenn uns durch das Rütteln an ihr, ja selbst durch das Fallen dieses oder jenes Vorurteils bezüglich des Kanons gleich das ganze Christentum ins Wanken zu geraten scheint. Es thut der That der Schweizer Eidgenossenschaft zur Befreiung ihres Volkes keinen Eintrag, selbst wenn wir genötigt sind, auf Grund eingehender Untersuchungen unsere Anschauungen bezüglich einzelner Gestalten oder Thaten, wie der Tellslegende und des Rütlischwures, zu modifizieren. Und in den letzten Jahrzehnten ist auch mit einem Aufwand von Kraft, Zeit und Geist an der Frage nach der Entstehung und Wertschätzung der Schrift gearbeitet worden, der geradezu staunenerregend ist. Es mag sein, daß manche alte Stütze gefallen ist, auch der Gewinn ist kein geringer. Auch wir haben Stellung zu nehmen zu dieser Frage. Nicht nur so, daß wir ohne Prüfung unsere einmal gefaßte Meinung beibehalten, sondern so, daß wir uns ernstliche und wohlbegründete Rechenschaft geben über das Wort, das uns zum Predigen in die Hand gelegt ist. Wie viele Christen, ja ich bin so kühn und frage: wie viele Pastoren wären wohl imstande, ohne weiteres auf die Frage: „Warum hältst du die Bibel für Gottes Wort?“ eine gut fundamentierte, ernsten Geistern genügende Antwort zu geben? Vermutlich sehr wenige. Eine große Anzahl würde wohl durch diese Frage in Verwirrung geraten. Das ist sicherlich nicht, wie es sein soll. Wenn irgendwo, so gilt hier das Götheworf: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, Erwirb es, um es zu besitzen.“ Ich darf darum hoffen, daß es etwas mehr als müßige Spielerei ist, wenn wir dieser Frage unsere Aufmerksamkeit schenken, und zwar werde ich mich der Hauptsache nach auf das Alte Testament beschränken.

Über den einzigartigen, unvergleichlichen Wert der Bibel sind alle denkenden Menschen einig. In einer Versammlung, die aus den verschiedensten Elementen, aus Gläubigen, Rationalisten, Atheisten, zusammengesetzt war, wurde die Frage aufgeworfen, welches Buch ein Mensch zu wählen hätte, der ins Gefängnis geworfen würde und dem

erlaubt wäre, nur ein einziges Buch mit sich zu nehmen. Alle, so verschieden sie auch in ihrem Denken und Glauben waren, einigten sich dahin, daß dieses Buch nur die Bibel sein könne. Gewiß ein unverfängliches, glänzendes Zeugnis für den hohen Wert der Schrift. Bekannt sind die bewundernden Aussprüche Göthes, dieses nach seinem Bekenntnis decidierten Nichtchristen, über die Bibel. In seiner „Farbenlehre" schreibt er: „Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet worden, verdankt sie ihrem inneren Werte. Je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, desto mehr wird die Bibel, zum Teil als Fundament, zum Teil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen genützt werden." Und in seinen Gesprächen mit Eckermann sagt er von den Evangelien: „In den Evangelien ist der Abglanz einer Hoheit wirksam, der von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art ist, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: durchaus. Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit." „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen." Aber trotz dieser bewundernden Anerkennung — über den eigentlichen Offenbarungscharakter, über die Schrift als Quelle unserer Seligkeit ist damit noch nichts ausgesprochen. Was ist die Schrift? Wie haben wir die Schrift anzusehen?

Es ist jetzt etwas über ein Jahrhundert verflossen, seit der Mann starb, an dessen Namen sich der Anfang der neuen biblischen Kritik knüpft: Semler. Wir kennen die Inspirationstheorie, die in der nachreformatorischen Kirche von den lutherischen Dogmatikern des 17. Jahrhunderts aufgestellt wurde, und bis zu Semler Geltung hatte, jene Theorie, welche nie hätte aufkommen sollen, nach welcher die Verfasser der heiligen Schriften nur: manus et calami spiritus sancti, d. h. Hände und Federn des heiligen Geistes waren, ja die geradezu Notar und Aktuar genannt werden, die einfach das niederschrieben, was der heilige Geist ihnen eingab, ja diese Inspiration wurde bis auf die einzelnen Buchstaben und Interpunktionszeichen ausgedehnt. Die Verfasser waren dabei nichts als geistlose Maschinen, die keinen eigenen Willen, keine eigenen Gedanken, keinen eigenen, selbstbewußten Charakter hatten. Sie wurden gleichsam von Gott, um eine Erfindung unserer Zeit als Bild zu verwenden, hypnotisiert, so daß sie willenlose, maschinenmäßige Werkzeuge in Gottes Hand waren. Diese, jetzt glücklicherweise nur noch vereinzelt vertretene Theorie hat der Entwicklung des Christentums unendlich geschadet nach dem Wort: Wer zuviel beweist, beweist nichts. Anstatt, wie sie bezweckte, die Schrift zu ehren, setzte

sie die Schrift herunter. Denn auch eine nur oberflächliche Bekanntschaft mit der Bibel genügt, in derselben Ungenauigkeiten, Widersprüche zu entdecken, die bei der Selbständigkeit der hl. Schriftsteller erklärbar und entschuldbar sind, die aber bei einem Diktat des hl. Geistes zum Anstoß gereichen. *) So sagt auch Tholuk: „Vieles von dem, was gegen die Bibel vorgebracht wird, kommt nicht sowohl auf Rechnung der Bibel, als der Theologen, welche die Lehre von der Bibel zuerst aufgebracht haben, daß alles, was zwischen den zwei schwarzen Deckeln dieses Buches mitteninne steht, in gleichem Maße und mit gleicher Vollmacht Gottes Wort sei.**) Man suchte diese Inspirationstheorie auch durch Stellen der hl. Schrift zu stützen. Aber abgesehen davon, daß es sich sehr wunderlich ausnimmt, wenn man die Echtheit eines Buches durch Stellen desselben Buches beweisen will, so sind auch die dafür angeführten Stellen nichts weniger als glücklich gewählt und ausschlaggebend. Denn wenn Christus sagt: Joh. 5, 39: „Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen, und sie ist's, die von mir zeuget," so sagt diese Stelle durchaus nichts darüber aus, ob Jesus unter der Schrift das ganze Alte Testament vom 1. Buch Mose bis Maleachi verstanden wissen will, und ebensowenig, ob die Schrift überall von ihm und nur von ihm zeuge. Und nehmen wir die zweite Hauptbeweisstelle: 2 Timoth. 3, 16: „Alle Schrift von

*) Ich kann nicht umhin, hier an das schöne und — was mehr ist — wahre Wort Hamans zu erinnern: „Es gehört zur Einheit der göttlichen Offenbarung, daß der Geist Gottes durch den Menschengriffel der heiligen Männer, die von ihm getrieben worden, sich ebenso erniedrigt und seiner Majestät entäußert, als der Sohn Gottes durch die Knechtsgestalt und wie die ganze Schöpfung ein Werk der höchsten Demut ist. — Wenn also die göttliche Schreibart auch das Alberne — das Seichte — das Unedle — erwählt, um die Stärke und Ingenuität aller Profanskribenten zu beschämen, so gehören freilich erleuchtete, begeisterte, mit Eifersucht gewaffnete Augen eines Freundes, eines Vertrauten, eines Liebhabers dazu, in solcher Verkleidung die Strahlen himmlischer Herrlichkeit zu erkennen. **Dei dialectus, Soloecismus** sagt ein bekannter Ausleger.[1]) — Wir haben diesen Schatz göttlicher Urkunden, mit Paulus zu reden, *ἐν ὀστρακίνοις σκεύεσιν ἵνα ἡ ὑπερβολὴ τῆς δονάμεως ᾒ τοῦ θεοῦ καὶ μὴ ἐξ ἡμῶν* und der **Stylus curiae** des Himmelreichs bleibt wohl der sanftmütigste und demütigste. Das äußerliche Ansehen des Buchstabens ist dem unberittenen Füllen einer lastbaren Eselin ähnlicher als jenen stolzen Hengsten, die dem Phaethon die Hälse brachen." Johann Georg Haman. Auswahl aus seinen Briefen und Schriften. Herausgegeben von Lic. **Dr.** C. F. Arnold. Bibliothek theologischer Klassiker. Band **XI**, Seite 144 ff.

**) Ich erlaube mir, über diesen Punkt noch einige Zeugnisse von Theologen herzusetzen, die über dem Verdacht stehen, mit unheiligen Händen die Schrift ihrer Hoheit zu entkleiden und aus unlauteren Motiven an derselben Kritik zu üben. So schreibt Herder: „Verbannen Sie jeden letzten Sauerteig der Meinung, als sei dies Buch in seiner äußeren Gestalt und in seinen Materialien kein Buch wie andere Bücher, in ihm könne es z. B. keine verschiedenen Lesarten geben, weil es ein göttliches Buch sei. Es giebt in ihm verschiedene Lesarten (und eine Lesart kann doch nur die rechte sein), dies ist Thatsache, keine Meinung." Und er fragt: „Ob ein Mensch, der die Bibel abschreibt, jetzt auf einmal ein fehlerfreier Gott werde?" — „Kein Pergament bekommt eine festere Natur, weil es die Bibel trägt, und keine Tinte wird deshalb unverlöschbar." Und Bentley: „Sollen alle die tausend Abschreiber infallibel gewesen sein und ihre Feder von selbst recht geschrieben haben, wenn die Schreiber einmal schläfrig wurden? Das ginge über alle Wunder des Alten und Neuen Testaments. Und zu welchem Zweck? Um einigen wenigen hartnäckigen Köpfen Befriedigung zu geben. Und dennoch würde alles das auf solche Geister keine Wirkung thun. Glauben sie Christo und den Aposteln nicht, so würden sie auch nicht glauben, wenn ihre eigenen Entwürfe ausgeführt würden."

[1]) Gottes Mundart fragt nichts nach Klassicität.

Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit." Auf diesen Spruch gründet sich bekanntlich der Name Inspiration, denn den griechischen Ausdruck θεόπνευστος, den Luther mit: von Gott eingegeben übersetzt, hat die Vulgata mit divinitus inspirata wiedergegeben. Aber einmal ist die Übersetzung dieser Stelle sehr unsicher. Jedenfalls ist die Übersetzung Luthers falsch. Mögen wir diese Stelle übersetzen, wie wir wollen, jedenfalls sagt sie nichts über die Göttlichkeit und Untrüglichkeit des Alten Testamentes aus. Denn wenn ich übersetze, was das Wahrscheinlichste ist: Alle Schrift, die Gottes Geist atmet, ist nütze u. s. w., so leugnet das kein vernünftiger Mensch. Denn was vom göttlichen Geiste erfüllt ist, muß ewigen Wert haben. Aber ob wirklich alle Bücher, alle Kapitel des Alten Testamentes göttlichen Geist atmen, darüber sagt diese Stelle keine Silbe. Das Gleiche gilt von der syrischen Übersetzung des Peschito: Jede Schrift, die im Geist geschrieben ist, ist nütze u. s. w. Um einem weitverbreiteten Wahn entgegenzutreten, darf ich hier wohl an eine Stelle erinnern, die fast allgemein zum Beweis der unantastbaren Heiligkeit und Göttlichkeit des Alten Testamentes verwendet wird. Ich meine das Wort des Herrn am Anfang der Bergpredigt Matth. 5, 17 u. 18: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz und die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn ich sage euch wahrlich: bis daß Himmel und Erde vergehen, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe noch ein Tüttel vom Gesetz, bis daß es alles geschehe." Hätte der Herr unter dem kleinsten Buchstaben und dem Tüttel des Gesetzes das alttestamentliche Gesetz verstanden, so wäre der Herr mit sich selber in Widerspruch geraten. Denn dann hätte der Herr keine Sabbathheilung vollziehen dürfen, er hätte von der Scheidung nicht sagen dürfen, Mose habe sie um der Herzenshärtigkeit des Volkes willen erlaubt, er hätte nicht von den alten Schläuchen und dem neuen Wein reden dürfen, so müßten wir statt des Sonntags den Sabbath heiligen, dürften kein Blut essen u. dergl. mehr. Ja, schon die nächsten Verse der Bergpredigt zeigen, daß Jesus das nicht gemeint haben kann. Denn wenn er sein: Ich aber sage euch — dem: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist", gegenüberstellt, zeigt er, daß das unvollkommene Gesetz Mosis allerdings vergehen muß, um seinem vollkommenen Gesetz Platz zu machen. Und wenn er nun erklärt, daß kein Jota vom Gesetz vergehen wird, so redet er von dem durch ihn erfüllten Gesetz, aber nicht von dem alttestamentlichen, welches eben als unvollkommenes und weissagendes durch die Erfüllung vergehen muß. *) Also

*) Vgl. „Was bleibt vom Alten Testament?" Vortrag von Professor Grau in Beweis des Glaubens. April 1891, Seite 145. Ich berufe mich auf diesen Vortrag, dem die obigen Ausführungen der Hauptsache nach entnommen sind, trotzdem Adolf Zahn in seinem: „Ernste Blicke in den Wahn der modernen Kritik" in seiner starken Weise von demselben sagt: „Ich habe lange nicht so etwas Thörichtes in der Hand gehabt, als diese Schrift von Grau. Auf 22 Seiten welch ein Wirrwarr!" Wenn Zahn, um die Ewigkeit des mosaischen Gesetzes darzuthun, sagt: „Auch für uns gilt noch das Verbot: kein Schweinefleisch zu essen, d. h. nach Geist uns fernzuhalten von aller Verunreinigung durch falsche Lehre und Lehrer, heißt das

Semler hatte ein gutes Recht, wenn er gegen die zu seiner Zeit gäng und gäbe Inspirationstheorie zu Felde zog. Es war eine befreiende That, wenn auch seine Mittel und seine Resultate keineswegs treffend und zufriedenstellend genannt werden können. Aber der Stein war wenigstens im Rollen. Und die kritische Arbeit ist seitdem nimmer zum Stillstand gekommen, bis sie in unsern Tagen einen Umfang angenommen hat, der nahezu über das wissenschaftlich Zulässige hinausgeht und die ganze Schriftaussage in Hypothesen und die ganze Schrift in mehr oder weniger beachtenswerte jüdische Litteratur aufzulösen und zu verflüchtigen droht. Es ist selbstverständlich unmöglich, diesen kritischen Prozeß hier im einzelnen durch alle seine verschiedenen Phasen zu verfolgen, zumal dieser Prozeß noch keineswegs zum Stillstand gekommen und sein Ende und Ausgang noch nicht abzusehen ist. Es genüge daher, in großen Umrissen die der Hauptsache nach auch von positiver Seite aus anerkannten Resultate aufzuzeigen, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß wir uns hier auf heiligem Boden bewegen, dessen Erforschung keineswegs leicht und mühelos ist und bei welcher Lösung dieser Aufgabe etwelche Irrgänge keineswegs ausgeschlossen sind.

Wir nennen die Bibel Gottes Wort und wir halten es für eine Haupterrungenschaft der Reformation, Gottes Wort haben und lesen zu dürfen. Und wir halten es für unsere Aufgabe, unsere Gemeinden ernstlich und dringend zum Bibellesen aufzufordern. Es läßt sich ja über diesen Punkt sehr erbaulich, poetisch, begeistert und begeisternd reden, so daß die Zuhörer gespannt an unsern Lippen hängen. Und ich gestehe, daß ich selbst mehr als einmal in diesem Punkt wohl zu viel geleistet habe. Denn nicht darauf kommt es an, ob etwas poetisch und rhetorisch schön, sondern ob es wahr und nützlich ist. Und das ist in dem vorliegenden Fall mehr als zweifelhaft. Das Bibellesen ist bei

etwa, den kleinsten Buchstaben des Gesetzes, von dem Christus redet, aufrechterhalten? Kein Überredungskünstler der ganzen Welt vermag mich davon zu überzeugen, daß Mose bei jenem Verbot an falsche Lehre und Lehrer gedacht hat. Das heißt nicht, das Gesetz aufrechthalten, sondern es nach Belieben deuten. Daß wir uns von Verunreinigungen frei halten sollen, das bezweifelt kein anständiger Mensch, aber nicht auf Grund des Verbotes von Schweinefleischgenuß. Und wenn derselbe Theologe die Ewigkeit des Gesetzes durch Aufstellung des Satzes beweisen will: Der Inhalt des Gesetzes ist Liebe: Liebe ist ewig, was ist das anders als ein Trugschluß? Was hat das Gesetz über reine und unreine Tiere mit der Liebe zu Gott und zu dem Nächsten zu thun? Und von seinem Satz: Die Ewigkeit des mosaischen Gesetzes ist ein Grundgedanke des Neuen Testamentes, Matth. 19, 17, ist gerade das Gegenteil wahr. Christus ist des Gesetzes Ende, Röm. 10, 4. Übrigens zeigt schon die ganze Ausführung des Apostels Paulus in Galater 3 u. 4, daß dem Gesetz keine ewige, unvergängliche Bedeutung zukommt, daß es nur einen pädagogischen Zweck und eben darum nur temporäre Geltung hat. Es gehört mit zur Vorbereitung auf das „πλήρωμα τοῦ χρόνου." Und Pauli Mahnung gipfelt in dem scharfen Wort: „Ihr habt Christum verloren, die ihr durch das Gesetz gerecht werden wollt und seid von der Gnade gefallen," 5, 4. Das Gesetz gehört der Zeit der Unmündigkeit an, wer aber mündig geworden ist und das Erbe angetreten hat, der ist frei vom Gesetz. Selbst solche Christen, die im Buchstaben der Schrift ihr Heil zu finden vorgeben, zeigen durch ihr thatsächliches Verhalten, daß ihr Leben und Handeln dem Mundbekenntnis nicht entspricht. — Obige Arbeit handelt nicht nur von der Inspiration, — denn es ist gewiß manches, wie eben das Gesetz, inspiriert worden, das in der Heils-Ökonomie Gottes seinen Zweck bereits erfüllt hat und für die Christen nicht mehr in seinem vollen Umfange bindend und verpflichtend ist — sondern sie will zeigen, daß uns, falls wir auch genötigt wären, unser Urteil über die Schrift in einzelnen Punkten zu modifizieren, trotzdem Gottes Wort und das in ihm verbürgte Heil gewiß und unverrückt bleibt.

vielen evangelischen Christen, die sich überhaupt noch damit befassen, wohl nicht ganz ohne unsere Schuld, zu einem opus operatum geworden, zu einem verdienstlichen Werk, das abgemacht werden muß, und nur zu häufig gedankenlos, mechanisch abgemacht wird. Sie lesen die Bibel, wie sie ihre tägliche Zeitung lesen. „Halb ist es Frondienst, halb Vergnügen.“ Jedenfalls bezweifle ich stark, daß durch solches Bibellesen Bibelkenntnis und Bibelverständnis bedeutend gefördert wird. Ich will nicht davon reden, daß die allermeisten Christen von dem größten Teil der Schrift ohne eingehende Anleitung keinen Nutzen haben, weil sie sie eben nicht verstehen. Man braucht das den Christen durchaus nicht zum Vorwurf zu machen. Denn wenn man an die zahllosen Kommentare denkt, die fort und fort den theologischen Büchermarkt überschwemmen, wenn man sieht, wie über die meisten Bibelstellen Dutzende von Erklärungen aufgestellt werden, die alle mehr oder weniger von einander abweichen, so lernt man einsehen, daß die Bibel doch kein so selbstverständliches Buch ist, und daß es einem gewöhnlichen Christen nicht verargt werden kann, wenn er vor ganzen Büchern der Schrift ratlos steht.*) Aber es handelt sich bei der Schrift nicht bloß um das richtige Verständnis einzelner Stellen, sondern besonders auch um die richtige Auffassung und Beurteilung der verschiedenen Bestandteile derselben. Und wenn auch Luther einmal sagt, daß jedes Wort, jeder Buchstabe der Schrift mehr wert sei als alle Schätze und Herrlichkeit der Welt, so zeigt gerade Luther selbst durch die freien Urteile, die er sich über manche biblische Schriften erlaubt — wie über das Buch Esther, den Jakobusbrief, die Apokalypse —, daß jener Ausspruch mehr rhetorisch als buchstäblich aufzufassen ist. **) Wenn wir unsere deutsche Lutherbibel ohne weiteres als Gottes Wort bezeichnen,

*) Als Kuriosum führe ich an, daß über die Stelle Galater 3, 19. 21 bis jetzt ca. 450 verschiedene Deutungen und Auslegungen aufgestellt worden sind. Und da rede man noch von einer "perspicuitas scripturae"! Behauptet man aber, die Dunkelheit liege nicht in der Schrift, sondern in unsren Herzen, so klingt das sehr fromm und demütig, ist aber ein testimonium paupertatis oder vielmehr caecitatis der gesamten Christenheit, die es bis jetzt noch zu keinem einhelligen Schriftverständnis gebracht hat. Beklagt sich doch selbst der Apostel Petrus über dunkle Stellen in den paulinischen Briefen, 2 Petri 3, 16. Sagt man aber, es sei Aufgabe der Pastoren, das rechte Schriftverständnis zu vermitteln, so ist diese Aufgabe ebenfalls illusorisch. Denn es sind immer nur einzelne, unzusammenhängende Stücke, die der Gemeinde mitgeteilt werden. Wie selten ist's, daß ganze Bücher im Gottesdienst durchgenommen werden. Und vollends die ganze heilige Schrift im Zusammenhang! Und selbst wenn das möglich wäre und thatsächlich geschehen würde, so wären es verhältnismäßig doch nur wenige, denen diese fortlaufende Schrifterklärung zu gute käme. Aus diesen Bemerkungen ist ersichtlich, wie wahr es ist, wenn Luthardt sagt: „Man kann nicht sagen, daß der einzelne Christ die Schrift selbst unbedingt nötig habe, um selig zu werden.“ Apologetische Vorträge über die Heilswahrheiten des Christentums, Seite 172. Und Kübel: „Das Wort Gottes ist nicht dem einzelnen für sich, sondern der Kirche anvertraut. Durch sie kommt es an die einzelnen, sowohl in mündlicher Verkündigung als in schriftlicher Fixierung.“ Apologetik in Zöcklers: „Handbuch der theologischen Wissenschaften.“ II. Band, Seite 588.

**) Auf der einen Seite ist die heil. Schrift für Luther ein Buch, in welchem „an einem Buchstaben, ja an einigen Titel mehr und größer gelegen ist, denn an Himmel und Erde“, auf der andern Seite weiß er zu sagen von Heu, Stroh und Stoppeln, welches den Propheten bei ihren eigenen guten Gedanken mituntergelaufen sei, von einem unzureichenden Beweise des Apostels Paulus Gal. 4, 21 ff („zum Stich zu schwach“) u. a. Cremer: Inspiration P. R. E. [2] VI, Seite 753.

so ist das zum wenigsten unrichtig oder doch nur cum grano salis zu verstehen. Denn bei aller Ehrfurcht vor Luthers Bibelübersetzung muß doch zugestanden werden, daß er in nicht wenigen Stellen nicht nur den Sinn nicht getroffen, sondern geradezu falsch übersetzt hat. Es ist ein offenes Geheimnis, daß es Stellen giebt, von denen Luther wußte, daß er die Worte nicht verstand, die er aber doch aufs Geratewohl übersetzte, um keine Lücke zu lassen. *) Und es ist doch mehr als fraglich, ob es erlaubt ist und gerechtfertigt werden kann, eine Stelle unserer deutschen Bibel anzuführen und sie als maßgebende Regel hinzustellen, während doch im Grundtext etwas ganz anderes steht. Als Gottes Wort könnte im höchsten Fall nur der hebräische und griechische Grundtext gelten, ja beim Alten Testament nur der Konsonantentext, da die Punkte und Striche als Vokal- und Interpunktionszeichen erst viel später erfunden worden sind, um das Lesen und damit auch das Verständnis zu erleichtern. Und wer etwas von der Sache versteht, der weiß, wie vieldeutig unter Umständen eine hebräische Stelle, die nur aus Konsonanten besteht, sein kann, so daß von einem klaren, unmißverständlichen Gotteswort im Sinn der alten Inspiration überhaupt nicht die Rede sein kann. **)

Gegen die buchstäbliche Inspiration spricht auch schon die Entstehung und Fortpflanzung des biblischen Kanons. So gemütlich, als man sich das gewöhnlich vorstellt, ist es nicht dabei zugegangen. Die Abfassung der alttestamentlichen Bücher verteilt sich über einen Zeitraum von anderthalbtausend Jahren. Die Bibel ist kein fix und fertig vom Himmel gefallenes Buch, wie dies etwa der Koran von sich behauptet, sondern sie ist nach und nach zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Verfassern, den vorliegenden Bedürfnissen und der Eigenart der Schriftsteller entsprechend, entstanden. Schon die gegenwärtig vorhandenen Bibelhandschriften, die aufs deutlichste, wie oben erwähnt, die Spuren von Mißverständnissen und Fehlern der Abschreiber, von

---

*) Z. B. Sacharia 4, 12, eine Stelle, an deren Wiedergabe Luther verzweifelte und für welche er die bisherige Wiedergabe nur wählte, um kein „Fenster" im Text zu lassen. Vgl. Behrmann: Einführung in die heil. Schrift Alten und Neuen Testamentes, Seite 266. Aus diesen und andern Gründen, namentlich betreffs Änderung der heutzutage ungebräuchlich und unverständlich gewordenen Ausdrücke der Lutherbibel ist die Anregung zu der im Jahr 1892 endgültig abgeschlossenen Bibelrevision hervorgegangen. Gewiß ein hochnötiges Werk, für das die gesamte deutsche Christenheit sehr dankbar sein darf. Welch riesige Arbeit hier vorliegt, sehen wir z. B. daraus, daß allein von den 1070 Versen des Buches Hiob 458 mehr oder weniger abgeändert worden sind. Nach meiner Ansicht hätten die Revisoren noch durchgreifender verfahren dürfen, namentlich was Ausmerzung solcher Ausdrücke betrifft, die heutzutage außer Kurs gekommen sind oder ihre frühere Bedeutung verändert haben.

**) „Gott hat es weislich so gefügt, daß jeder, der Augen hat zu sehen, sehen kann, daß der Buchstabe nicht absolut sicher ist." Behrmann a. a. O., Seite 18. — Dittmann sagt in seinem Artikel: „Bibeltext des Alten Testamentes" in Herzogs Realencyklopädie, nachdem er die Geschichte des alttestamentlichen Bibeltextes besprochen: „Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß die ganze Lesung des Textes, die Vokalisation, Wort-, Vers- und Abschnitt-Einteilung auf allmählicher Festsetzung der Sopherim im weiteren Sinn beruht, es kommt darum dieser Lesung weder Unfehlbarkeit noch absolut bindende Kraft zu, und obwohl sie von sehr gründlicher Durcharbeitung und sehr richtigem Textverständnis ihrer Urheber zeugt, so kommen doch zerstreute Fälle vor, wo dem Exegeten die Notwendigkeit einer Abweichung von der traditionellen Feststellung mit Gewalt sich aufdrängt."

Korrekturen und Anmerkungen an sich tragen, zeugen gegen eine inspiratio verbalis.

Ferner kommen hier die Verfasser in Betracht. Es gab eine Zeit, und sie ist noch nicht lange vorbei, in welcher man als ungläubig angesehen wurde, wenn man daran zu zweifeln wagte, daß die hl. Schriften von den Männern abgefaßt wurden, deren Namen sie an der Spitze tragen oder denen sie von der Tradition zugeschrieben werden. Und doch gehört das gerade zu den Eigentümlichkeiten der geschichtlichen Bücher des Alten Testaments, daß man von keinem derselben den Verfasser kennt. Von verschiedenen Schriften versteht sich das von selbst. Das Buch der Richter heißt selbstverständlich nicht so, weil es von denselben geschrieben ist, sondern weil es von den Richtern handelt. Das Gleiche gilt vom Buch Josua, von den Büchern der Könige. Aber dasselbe gilt auch von den fünf Büchern Mose. Daß man so lange Zeit Mose für den Verfasser des Pentateuch hielt, kam bloß daher, weil man sich nicht näher mit dieser Frage beschäftigte. Das Buch selber will für gar kein Werk Moses gelten. Denn den Titel 5 Bücher Mose trägt der Pentateuch nur in der deutschen Bibel. In der hebräischen Bibel heißt der Titel bekanntlich: תורה: Gesetz. Also die Leugnung der mosaischen Autorschaft ist keineswegs ein Abfall vom wahren Glauben, sondern stammt aus wahrer Ehrfurcht vor der Schrift. Aber stände auch der Name Mose über diesen Büchern, so würde das über den Verfasser nichts aussagen. Das liegt auf der Hand. Wenn ich von der „Maria Stuart“, oder vom „Hamlet“, „Macbeth“, „Othello“ rede, so weiß jedermann, daß diese Schriften nicht von den Betreffenden verfaßt sind, sondern sie zum Gegenstand haben. Dabei ist durchaus nicht ausgeschlossen, sondern sogar gewiß, daß Moses selbst einige Partien des Werkes, wie z. B. das Bundesbuch, geschrieben hat; aber das ganze Werk, wie es jetzt vorliegt, ist das Werk von Jahrhunderten und verteilt sich auf verschiedene Verfasser. Überhaupt, sollte ich denken, liegt doch absolut nichts daran, wer die Verfasser dieser oder jener Schriften gewesen sind. Denn für die Wahrscheinlichkeit und Treue des Erzählten bürgt nicht der **Name**, sondern der **Inhalt** selber. Den Juden war der in unserer Zeit so streng umgrenzte Begriff des geistigen Eigentumsrechtes unbekannt. (Schluß folgt.)

Die Protestantisch-bischöfliche Kirche in den Vereinigten Staaten von Amerika.

(The Protestant Episcopal Church in the United States of America.)

Von Prof. A. Mücke.

Die Protestantisch-bischöfliche Kirche in den Vereinigten Staaten ist die rechtmäßige Tochter und die naturgemäße Fortsetzung der englischen Staats- oder Nationalkirche, welche sich unter Heinrich VIII. (1509–47) von der Oberhoheit des römischen Stuhles losriß und dann unter dem

jungen Eduard VI. (1547–53) und besonders unter der genialen und männlich kräftigen Königin Elisabeth (1558–1603) positiv so gestaltete, wie sie im wesentlichen noch gegenwärtig zu Recht besteht. Sie ist zwar nicht dem Einflusse und der Bedeutung oder der numerischen Stärke nach die erste, wohl aber der Zeit nach die älteste Kirche in unserem Lande, denn sie wurde bereits im Jahre 1607 nach der ältesten englischen Kolonie Jamestown in Virginia verpflanzt und erhielt dort die Privilegien einer Staatskirche. Denselben Vorteil erlangte sie im Laufe der Zeit unter dem Schutze und Einflusse der englischen Regierung in New York, New Jersey, Maryland, Süd-Carolina und Georgia. Trotzdem, oder richtiger gesagt, gerade deshalb war sie in der Kolonialperiode eine sehr schwache Pflanze. Sie war unselbständig und gehörte als bloßes Anhängsel zur Diöcese des Bischofs von London. Durch den Revolutionskrieg (1775–83) wurde vollends aus ihr ein melancholisches Wrack. Da machte die Trennung der Kolonien vom Mutterlande eine selbständige Organisation unumgänglich notwendig, und nach glücklicher Überwindung von mancherlei Schwierigkeiten von innen und außen erhielt die Kirche einen eigenen Episkopat. Sie trägt seitdem den offiziellen Namen: „Protestantisch-bischöfliche Kirche in den Vereinigten Staaten von Amerika". Das Prinzip der Selbsterhaltung und Selbstregierung hat auch bei dieser Kirche seinen segensreichen Einfluß ausgeübt.

I. Die Geschichte der Kirche.

Die nahezu dreihundertjährige Geschichte derselben zerfällt demnach naturgemäß in zwei Perioden. Die erste umfaßt den Zeitraum, in welchem die Kirche abhängig war von ihrer Mutter, der Kirche von England (1607—1789). Die zweite Periode reicht von der Vollendung der Organisation auf der General-Versammlung zu Philadelphia in Pennsylvania bis zur Gegenwart. Diese Zeit trägt den Charakter des ruhigen und stetigen Fortschritts (1789——).

a) Jene beiden großen Tage, der Freitag (12. Okt. 1492) und der Sonnabend (31. Okt. 1517), zwei Epochen scheinbar verschiedenster Art, in dasselbe Vierteljahrhundert fallend, haben eine unmittelbare und tiefinnerliche Beziehung zu einander. Infolge des ersten Ereignisses ward die ganze Erde der stetigen Seefahrt geöffnet, infolge des zweiten gelangte die christliche Kirche durch die Emanzipation, vornehmlich der germanischen Völker, von dem Joche des römischen Papsttums zu einer innerlichen Aufraffung, durch welche die ganze Christenheit außer zu andern Zwecken auch zu dem Ausrichten der großen Aufgaben, welche ihr die geöffnete Welt und die damit gegebene Verbindung mit ungekannten Nationen der verschiedensten Art stellte, gestählt wurde. Hier wie dort kann man von der Entdeckung einer neuen Welt reden. Sind es auch zunächst die Römlinge, welche Mittel- und Südamerika in Beschlag nehmen, dem Protestantismus war der nördliche Teil der neuen Welt vorbehalten. Und hier hat er in der That seine außerordentliche Lebenskraft bewiesen. Die Kirche von England nach Amerika zu ver-

pflanzen, bildete von Anfang einen wesentlichen Teil der englischen Kolonialpolitik. Die Nation gründete ihr Recht, in Nordamerika Kolonien zu gründen, auf die unter Heinrich VII. von John und Sebastian Cabot in den Jahren 1497–98 gemachten Entdeckungen. Aber es dauerte Jahrzehnte, bis man mit Ernst an die hohe Aufgabe herantrat. Es war die Zeit der Königin Elisabeth. Die Reformationsstürme waren vorüber. England erholte sich, der nationale Sinn erstarkte; es erwachte ein Bewußtsein der Unabhängigkeit und Macht. Die protestantische Elisabeth war die unbesiegte Feindin des fanatisch katholischen Königs Philipp II. Der Bericht über die zumeist unglücklichen Expeditionen unter Elisabeth ist höchst interessant, gehört aber an einen andern Ort. Hier erinnern wir nur an Frobisher, Drake, Gilbert, der mit seinem Schiffe unterging, und an seinen Halbbruder Walter Raleigh, der fast sein ganzes großes Vermögen daran setzte, um in der neuen Welt englische Kolonien anzulegen. Ein ungeheurer, unbegrenzter Landstrich, von der jungfräulichen Königin Virginia genannt, ein Land, an Klima Italien gleich, ergiebig und fruchtbar, war das Ziel für seine Unternehmungen. Die Kolonien aber starben aus, Elisabeth trat vom Schauplatze ab, Raleigh saß gefangen im Tower und wurde später unter Jakob I. hingerichtet. Zweihundert Jahre später hat man in Nord-Carolina, um das Andenken jenes Mannes zu ehren, die Hauptstadt City of Raleigh genannt. —

Einhundertundneun Jahre waren seit der Entdeckung Cabots verflossen, und noch war keine einzige englische Niederlassung an der Ostküste unseres Landes. —

Das konnte nicht so bleiben. Der Gedanke Raleighs, eine Kolonie nach Art der Kolonien des Altertums nach Virginia hinüber zu führen, wurde von andern aufgenommen. Jakob I. war der Nachfolger der großen Königin geworden. Unter diesem sonst so thatenlosen Herrscher, über den in London öffentlich folgendes Distichon im Umlaufe war: „Rex fuit Elisabeth, sed nunc regina Jacobus, — Error naturae sic in utroque fuit"*)—wurde der Gedanke zur That. „Virginia ist die Thür, welche Gott für England aufgethan hat." Londoner Kaufleute dachten dabei an ein neues Feld für ihren Handel. Bischöfe und Geistliche dachten an die Mission unter den heidnischen Indianern. Staatsmänner hatten dabei im Sinne, neue Staaten zu gründen und so die Macht Englands jenseits des Ozeans aufzurichten. Ganz England träumte damals von Kolonien. So genehmigte denn der König am 10. April 1606 eine Compagnie in London zur Kolonisation Virginiens. Erzbischöfe, Edelleute, Kaufleute und hohe Staatsbeamte gehörten zu derselben. Ein Council in London sollte von da aus regieren; der König selbst wollte Gesetze geben.

Am 19. Dezember des Jahres 1606 segelte diese Expedition auf drei kleinen Fahrzeugen, mit dem Segen der Bischöfe entlassen, von England ab und gelangte nach einer viermonatlichen Fahrt am 26. April 1607 in die herrliche Chesapeake-Bay. Der Fluß wurde dem Könige

*) „Elisabeth war König, aber jetzt ist Jakobus Königin, so war in beiden ein Naturfehler."

zu Ehren James River und die etwa 30 Meilen tiefer hinein an der Nordseite des Flusses gegründete Niederlassung Jamestown genannt. Hier ward die erste Kirche in Virginia gebaut. Höchst einfach war dieses älteste anglikanische Kirchengebäude. „Es waren Pfähle in die Erde getrieben, darüber war ein altes Segeltuch gespannt. Die Wände bestanden aus Holzriegeln, die Sitze aus rohen Baumstämmen. Die Kanzel wurde hergestellt, indem ein Querbalken auf zwei neben einander stehende Baumstümpfe angenagelt wurde.“ In diesem äußerst primitiven Hause wurde das erste Mal nach der Liturgie der anglikanischen Kirche das heilige Abendmahl gefeiert am 21. Juni 1607. Täglich fanden gottesdienstliche Versammlungen statt, sonntäglich wurden zwei Predigten gehalten, vierteljährlich das heil. Abendmahl gefeiert. Hätte die Kolonie aus anderem Menschenmaterial bestanden, so wäre man über die ersten Schwierigkeiten besser hinweggekommen. Aber diese ersten Virginier, 105 an der Zahl (kein einziges weibliches Wesen war darunter), waren meist Gentlemen, die sich auf Holzfällen, Häuserbauen und Pflügen nicht verstanden. Uneinigkeit, Krankheit, Hunger, Kämpfe mit den Indianern machten die Lage verzweiflungsvoll. Im September des Jahres war die Hälfte der Kolonisten begraben. Die übrigen hatten mit sich und den Kranken genug zu thun. Als die zweite Expedition im Januar 1608 mit Verstärkung und Hilfsmitteln ankam, waren von den 105 Männern noch 38 am Leben. Aber die neuen Ankömmlinge waren nicht geeigneter als die ersten. Der Abschaum Londons, umherlungerndes Gesindel der Hafenstädte, Abenteurer jeder Art — das waren vielfach die Kolonisten in den ersten Jahren. Mehr als einmal wäre auch dieses Unternehmen gescheitert, hätte nicht ein Mann von ungeheurer Kühnheit, der Kapitän John Smith, die Kolonie vom Untergange gerettet. Seine Jugendgeschichte liest sich wie ein Roman, auch an der Erzählung von der wunderbaren Errettung durch Pocahontas, die jugendliche Tochter des feindlichen Indianerhäuptlings Powhattan, mag man zweifeln,— seine Uneigennützigkeit und sein Verdienst um die Kolonie stehen außer aller Frage. Man nennt ihn mit Recht den Vater Virginiens.

Mit Auszeichnung muß hier der allererste Kolonialgeistliche, der Priester Robert Hunt, genannt werden. Schon während der Überfahrt und noch mehr in den Anfangsstadien der Ansiedelung war er das besänftigende Element. Sein Glaubensmut richtete immer wieder die Verzweifelnden auf. Niemals hörte ihn einer murren. Nur eine Wirksamkeit von kurzer Dauer war ihm beschert. Aber auf seinen Einfluß ist es zurückzuführen, daß in den darauffolgenden Jahren eine Reihe treuer Priester der Kirche von England nach Virginia kam. Unter ihnen steht obenan Alexander Whitaker. Er war ein Mann von großer Energie und tiefem Ernste. Die Thatsache, daß Pocahontas durch ihn bekehrt und getauft wurde, hat seinen Namen berühmt gemacht, und sein Eifer für die Bekehrung der Indianer hat ihm den Ehrennamen „Apostel der Indianer“ eingetragen. Er hatte Heimat, Wohlstand,

sichere Aussicht auf Beförderung und die gelehrten Studien in Cambridge verlassen, um zu helfen, daß Gottes Name getragen würde zu den Heiden. Die Taufe der Pocahontas, ihre Verheiratung mit John Rolfe, einem englischen Gentleman, die Reise beider nach England, wo sie vom Könige und seiner Gemahlin mit Wohlwollen empfangen wurden, das alles trug dazu bei, das Interesse der besseren Kreise Englands für die Kolonie und das Werk unter den Indianern zu vertiefen und zu verbreiten. Unterdessen wuchs die Bevölkerung, die Kolonisten erhielten Frauen aus England zugesandt, wofür sie die Überfahrtskosten bezahlen mußten und zwar in der Gestalt von 120—150 Pfund Tabak. Denn Tabak war damals das einzige Handelsprodukt in Virginia. Ein wichtiges Ereignis trat im Jahre 1619 ein. Als in Jamestown die erste repräsentative Versammlung stattfand, brachte ein holländisches Schiff „Jesus" die erste Ladung von zwanzig Negersklaven zum Verkaufe. Das war der Anfang für die abscheuliche Sklavenwirtschaft, die ein schwarzes Kapitel in der Geschichte der Kolonien und der späteren Ver. Staaten ausmacht, an deren Folgen unser Land noch lange wird zu leiden haben. Damals hatten sich die Kolonisten bereits in elf Niederlassungen verteilt, die oft weit von einander entfernt lagen. Fünf Geistliche hatten die Bedienung der Gemeinden zu besorgen.

Virginia blieb nicht lange die einzige Kolonie Englands. Bald entstanden, nördlich von Virginien, andere Niederlassungen — nicht staatskirchlich, sondern kongregationalistisch, katholisch und holländisch-reformiert. Gegenseitige Einflüsse blieben nicht aus. Und in der That, von dem heiligen Ernste der Puritaner hätte man gar viel lernen können, da in der Folgezeit beim Fehlen eines tüchtigen und frommen Klerus, beim Überhandnehmen der Sklaverei die Kirche in einen geist- und trostlosen Zustand verfiel. Das Prayer-Book, in den Kolonien fast das einzige Mittel der Erbauung, war selten, der Bildungsstand des Volkes ein sehr niedriger, der geistliche Stand gering geachtet. Das Pfarrhaus übte keinen guten Einfluß auf die Gemeinde aus. Die Geistlichen jagten, spielten Karten und beteiligten sich an Raufereien. Einst prügelte ein baumstarker Priester seine Vorsteher der Reihe nach durch und predigte am nächsten Sonntage über den Text: „Und ich schalt sie und fluchte ihnen und schlug etliche Männer und raufte sie." Nehemia 13, 25. In den nördlichen Kolonien war der Charakter des Klerus ein viel besserer. Eine bedeutsame und nachhaltige Hilfe erwuchs der Kirche aus der Gründung der "Society for Propagating the Gospel in Foreign Parts" im Jahre 1701. Dr. Bray hatte im Auftrage des Londoner Bischofs eine Visitation der Gemeinden vorgenommen und darüber Bericht erstattet. Die Notwendigkeit einer Abhilfe so vieler kirchlichen Übelstände leuchtete auch in London ein, und die Gründung genannter Gesellschaft war das Resultat der fürsorglichen Bemühungen für die amerikanische Kirche. Die Missionare wurden von der Londoner Gesellschaft besoldet, mit Bibeln, Gebetbüchern und Traktaten reichlich versorgt, und unter wachsame Aufsicht gestellt.

Um dieselbe Zeit leistete Dr. Blair, der Repräsentant des Bischofs von London, durch sein dreiundfünfzigjähriges Kommissariat der Kirche hervorragende Dienste. Die Gründung von William and Mary College zu Williamsburg, Virginia, im Jahre 1693 ist sein Werk. Er war auch der erste Präsident dieser zweitältesten Schule im Gebiete der Vereinigten Staaten. (Harvard College war bereits 1636 errichtet worden.) Aber mit vielen Schwierigkeiten hatte man hier in Virginia zu ringen. In Massachusetts hatten die Puritaner bald nach ihrer Niederlassung auf den höheren Unterricht ihr Augenmerk gerichtet. In dieser ältesten Kolonie hatte man wenig Verständnis dafür. Die reichen Pflanzer bildeten dem gemeinen Volke gegenüber eine Kaste. Sie sandten ihre Söhne nach England, um dort auf Schulen und Universitäten die nötige Bildung zu erlangen. Sie meinten, wenn die Söhne des gemeinen Mannes etwas lernten, so würden sie ihre Stellung vergessen. Der Klerus teilte die Abneigung gegen höhere Bildung. Er wollte nicht einsehen, warum an den hergebrachten Verhältnissen etwas geändert und gebessert werden sollte. Quieta non movere!

In den puritanischen Neuenglandstaaten faßte die Kirche nur sehr langsam festen Fuß. Einige Konvertiten von Ansehen und Gelehrsamkeit, wie Timothy Cutler, der Präsident von Yale College, Brown und Johnson, Professoren an jener von kongregationalistischen Geistlichen gegründeten Lehranstalt, holten sich von England die bischöfliche Ordination, brachten die Episkopalkirche in den Gesichtskreis der Puritaner und zogen andere nach sich. „In dieser Zeit war auch ein starker Zug im Lager der Presbyterianer vorhanden, sich mit der Kirche von England auszusöhnen. Ein wenig mehr Vernunft von seiten der englischen Bischöfe — und die gesamte presbyterianische Partei wäre zur Staatskirche zurückgekehrt." So berichtet Briggs, der jetzt selber zur Episkopalkirche übergetreten ist. —

Vom Jahre 1729 an hielt sich der berühmte englische Philosoph und spätere Bischof George Berkeley einige Jahre lang in Neuengland auf. Sein Plan ging dahin, in den Kolonien eine große amerikanische Universität zu gründen. Dieselbe sollte für Neuengland dasselbe sein, was Oxford und Cambridge für Altengland sind. Berkeley war in jener Zeit einer von den wenigen, welche die zukünftige Größe und die hervorragende Bedeutung Amerikas für die Kirche ahnten. Davon zeugt unter anderem sein Ausspruch: „Westwärts nimmt der Stern des Reiches seinen Lauf." — Man kann keine Geschichte der Kirche in den Kolonien schreiben, ohne der „großen Erweckung" in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Erwähnung zu thun. Diese religiöse Erscheinung ist eng verknüpft mit den Namen zweier Männer, Jonathan Edwards und George Whitefield.

Jonathan Edwards († 1758) war einer der ernstesten Christen und einflußreichsten Denker, die Amerika aufzuweisen hat. Nach gründlicher Vorbildung im Yale College wurde er 1727 Pastor der kongregationalistischen Gemeinde in Northampton, Massachusetts. Hier

predigte er mit ausgezeichnetem Eifer, Geschick und Erfolg bis zum Jahre 1750. Damals war die Klage über Erschlaffung des religiösen Lebens ganz allgemein. Der Ernst und die Strenge im Christentum, wodurch sich die Puritaner so vorteilhaft ausgezeichnet hatten, waren im Abnehmen begriffen. Mit Kühnheit und Kraft drang Edwards auf Bekehrung. Keiner, der nicht wahrhaft wiedergeboren sei, sollte zum Abendmahl zugelassen werden. Bald predigte er dreimal an jedem Sonntage. Dann kamen sie in Haufen, um jeden Tag seinen Predigten zu lauschen. Die Arbeiten wurden beiseite gelegt, und das Volk fragte: „Was müssen wir thun, daß wir gerettet werden? Die Antwort, welche Edwards auf diese Frage gab, hat auf das religiöse Leben Amerikas tief eingewirkt und beherrscht noch in weiten Kreisen das christliche Leben. Die Zerknirschung des innerlichen Menschen, eine Periode, in der Hoffnung abwechselt mit Verzweiflung, ein plötzliches Versetztwerden in den süßen, himmlischen Frieden — das waren die verschiedenen Stadien, welche ein jeder durchmachen sollte. Bald zeigten sich neben den Seelenerregungen auch leibliche Kennzeichen. Die Bußfertigen fielen zur Erde, verloren zeitweise die Sprache, sie glaubten den Himmel und die Hölle zu sehen.

Als diese um sich greifende Bewegung Georgia erreichte, kam sie in Berührung mit der Kirche von England, mit Whitefield. Dieser Mitarbeiter Wesleys durchreiste damals als ein echter Evangelist nach und nach fast alle nordamerikanischen Kolonien, predigte täglich, oft mehrmals des Tages, entfachte überall neues Leben und erweckte viele Sünder zur Buße und zum Glauben an Christum. Whitefield war ein Geistlicher der Kirche von England und ging nie darauf aus, eine Sekte zu gründen. Er predigte in allen Kirchen, die ihm geöffnet wurden und war bloß darauf bedacht, Sünder zu bekehren und sie dann der Pflege ihrer Geistlichen zu überlassen. So wirkte er mit Episkopalisten und noch mehr mit Presbyterianern und Kongregationalisten in brüderlicher Gemeinschaft. Obgleich die Reaktion bei Edwards und Whitefield nicht ausblieb, so war doch der Einfluß auf alle Kirchen der damaligen Zeit ein gewaltiger. Auch die Kirche von England in den Kolonien gewann dadurch an Vertiefung des innern Lebens.

Und doch blieb die Kirche von England in den Kolonien den andern Kirchen gegenüber im Nachteile. Sie hatte keinen Bischof. „Eine Episkopalkirche aber ohne einen Bischof ist wie ein Körper ohne Haupt." Die Aufsicht, welche der Bischof von London ausüben sollte, war wertlos. Ordnung konnte nicht aufrecht erhalten, Zucht nicht geübt werden. Die Konfirmation, welche nur dem Bischof zusteht, war seit der ersten Niederlassung in Jamestown nie vollzogen worden. Die Ordination von Geistlichen mußte in jedem einzelnen Falle in England geholt werden. Andere Kirchen dagegen standen auf eigenen Füßen. Wenn eine genügende Anzahl von Presbyterianern in einem abgelegenen Settlement sich zusammenfand, so wählten sie einen Pastor, und sie brauchten meistenteils nicht weit zu gehen, um ein Presbyterium zu

finden, das dem Erwählten die Handauflegung erteilte. Ähnlich war es bei den Baptisten und Kongregationalisten. Die Katholiken dagegen und die Anglikaner waren hilflos. Frühzeitig waren zwar Versuche, einen eigenen Episkopat zu erhalten, gemacht worden. Aber alle Anstrengungen waren vergeblich gewesen. Die Ursache lag einerseits in den Verhältnissen des Mutterlandes. Das geistliche Leben war dort im ganzen achtzehnten Jahrhundert fast erstickt, und die Unkenntnis der kirchlichen Verhältnisse in den Kolonien war trotz aller Berichte weit verbreitet. Andererseits hatte sich in den Kolonien selbst eine Opposition gegen den Episkopat herausgebildet. Politische und kirchliche Gründe brachte man dagegen vor. Alle Puritaner hätten sich verbündet, um nur keinen Bischof ins Land herein zu lassen. In Wirklichkeit waren Bischöfe, die mit der Krone Englands so eng zusammen hingen, nicht eher möglich als bis nach dem Revolutionskriege.

In diesem achtjährigen Kampfe empfing die Kirche ihre Leidenstaufe. Die Revolution war unvermeidlich. Absolute Unterwerfung, friedliche Trennung oder Kampf auf Leben und Tod — einen andern Ausweg gab es nicht. Doch war die Meinung der Bevölkerung durchaus keine einhellige. Ein Teil des Volkes war apathisch und fürchtete die Kalamität eines Krieges. Ein kleiner Teil, die „Tories", konnte die Opposition nicht begreifen und erwartete Hilfe von der Gnade des Königs. Ein dritter Teil, die „Patrioten", sah getrost nach vorwärts und wollte die brennende Frage endlich gelöst sehen und sei es auch mit dem Schwerte in der Hand. Die beiden letztgenannten Parteien waren fast in jedem Staate vertreten, und beide verstärkten ihre Reihen aus den anfangs sich passiv Verhaltenden. In den ersten Kriegsjahren traten gegen vierzigtausend Tories in die Armee des Königs ein. Aber eine weit größere Anzahl verließ das Land. Sie gingen nach England zurück oder wanderten nach Canada, Nova Scotia und den spanischen Niederlassungen aus. Für uns ist der Umstand von Wichtigkeit, daß die Tory-Partei fast nur aus Anhängern der Kirche von England bestand. Die Presbyterianer und Baptisten, die Kongregationalisten, Lutheraner, Reformierten und Katholiken gingen fast ohne Ausnahme mit heller Begeisterung in den Freiheitskampf. Die Stellung der Episkopalisten war eine eigenartige. Sie fühlten sich enger mit England verbunden als ihre Mitbürger, die Dissenters. Ein großer Teil der Laien und beinahe der ganze Klerus blieben bis ans Ende des Krieges der Krone von England treu. Aus der Reihe jener Männer aber, die sich an die englische Kirche nur nach ihrer geistlichen, nicht nach ihrer weltlichen Seite gebunden erachteten, kamen gerade einige der hervorragendsten Freiheitskämpfer und Helden der Revolution. Washington und Patrick Henry waren fromme Glieder der bischöflichen Kirche. Franklin gehörte zu ihr, soweit bei ihm überhaupt von Religion die Rede war. Robert Morris von Philadelphia, der Freund Washingtons, rettete mehrmals durch große Geldsendungen die Armee vom Hungertode. Livingston, Sterling, Jay, Richard Henry Lee, Madi-

son, Morgan, Pendleton und Pinckney sind leuchtende Beispiele von Patriotismus und Tapferkeit.

Die Lage der Geistlichen war eine andere und schwierigere. Ein großer Teil war englisch nach Geburt und Erziehung. Fast alle, ausgenommen die in Virginia und Maryland, waren Missionare der „Ausbreitungsgesellschaft". Sie hingen von der Unterstützung derselben ab; ihr Unterhalt stand auf dem Spiele. Jeder einzelne hatte bei seiner Ordination dem Könige Treue geschworen. Und dieser Eid band sie im Gewissen. Nur wenige waren der Ansicht, durch die Not der Verhältnisse davon entbunden zu sein. Das berühmteste Beispiel dafür ist Peter Mühlenberg, der Sohn des „Patriarchen der lutherischen Kirche". Vom General Washington zum Kommandeur eines Regiments ernannt, hielt er eine eindringliche Predigt vor seiner versammelten Gemeinde über die Pflichten eines guten Patrioten, zog seinen Talar aus und stand in der Uniform eines Obersten vor der Versammlung, die in voller Begeisterung das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott" anstimmte. Vor der Kirche wurde die Trommel gerührt, und in kurzer Zeit hatte Mühlenberg ein ganzes Bataillon Freiwilliger aus seiner Gemeinde. Dr. White von Philadelphia wurde Kaplan des Kontinental-Kongresses. Dr. Provoost von New York war von solchem Patriotismus beseelt, daß er es auch später nicht über sich bringen konnte, dem Tory-Bischof Seabury zu verzeihen. Aber die Majorität des Klerus war gut königlich gesinnt. Als im Sommer des Jahres 1775 der Kongreß einen allgemeinen Bettag bestimmte, öffneten zwar alle, mit Ausnahme von vieren, ihre Kirchen, aber in ihren Gebeten und Predigten traten sie für den König von England ein. Damit sprachen sie sich in den Augen des Volkes das Verdammungsurteil. Die Zeitungen schmähten sie als Tories, Verräter und britische Spione. Die Kirchen wurden zum größten Teile entweiht, zerstört und verbrannt, das Eigentum der Geistlichen konfisziert, sie selbst gehetzt, verhöhnt, gefangen, ausgehungert oder vertrieben. Während sich beim Beginn des Krieges 164 Kirchen und Kapellen mit 91 Geistlichen in Virginia befanden, zählte man beim Schlusse desselben nur noch 34 Parochien und 28 Geistliche, von denen aber bloß 15 auf ihrem Posten hatten aushalten können. Ähnlich war es in Maryland, Connecticut, New Jersey, Georgia und andern Staaten. Die Verbindung der Kirche mit dem Staate hatte hier offenbar eine verderbenbringende Frucht gezeitigt. Die anglikanische Kirche war dem Untergange nahe. Manche zweifelten daran, daß sie sich je wieder aus dem Staube erheben könne.

b) Die Protestantisch-bischöfliche Kirche in den Ver. Staaten. Da setzen nun die Bemühungen um den Wiederaufbau der Kirche ein. Noch während der Revolution berief im Jahre 1780 Dr. William Smith in Maryland eine Konferenz von Geistlichen und Laien, um die disjecta membra ecclesiae zu organisieren. Dort wurde beschlossen, daß der Name: „Prot.-bischöfliche Kirche" angenommen werde. Eine

weitere Versammlung fand nach dem Friedensschlusse, am 13. August 1783, in Annapolis, Maryland, statt, auf der die achtzehn anwesenden Geistlichen den Dr. Smith zum Bischof von Maryland wählten. Obwohl er niemals als Bischof konsekriert worden ist, so hat er doch in den darauffolgenden Jahren großen Einfluß auf die Ausbildung der Konstitution ausgeübt. — Bereits einige Monate früher (März 1783) hatten die Geistlichen in Connecticut in einer von zehn Klerikern besuchten Konferenz zu Woodbury ein Gleiches gethan. Ihre Wahl fiel auf Dr. Jeremiah Leaming und Dr. Sam. Seabury. Der letztere nahm die Wahl an. Er war in Connecticut geboren und stand damals im kräftigsten Mannesalter. Während des ganzen Krieges war er ein ausgesprochener Tory gewesen, hatte durch Wort und Schrift die Sache Englands vertreten und auch als Kaplan in englischen Diensten gestanden, wofür er lebenslang eine Pension bezog. Mit den nötigen Dokumenten versehen, fand sich Seabury im Juli 1783 in London ein, um die bischöfliche Konsekration für Amerika zu erlangen. Aber die englischen Bischöfe weigerten sich entschieden, ihre Hände auf einen Mann zu legen, der nach den Ver. Staaten zurückkehren wollte. Über ein Jahr lang wurde er hingehalten. So wandte er England den Rücken und ging nach Schottland, wo ihm Hoffnung auf Erfüllung seines Wunsches gemacht worden war. In Schottland bestanden seit hundert Jahren zwei Episkopalkirchen, die sich gegenseitig die Anerkennung versagten. Bei der Revolution im Jahre 1688, als nach der Vertreibung Jakobs II. Wilhelm von Oranien König geworden war, verweigerten die Bischöfe von Schottland dem Oranier den Treueid. Sie blieben Anhänger der Stuarts und wurden Jakobiten oder „Nonjurors" genannt. Gehaßt von den schottischen Presbyterianern und von den anglikanischen Episkopalisten, fristeten sie samt ihren kleinen Häuflein ein kümmerliches Dasein. Von diesen Bischöfen wurde Seabury am 14. November 1784 zu Aberdeen zum Bischof für Connecticut geweiht. Als Seabury nach einer zweijährigen Abwesenheit im Juni 1785 nach Connecticut zurückkehrte, hatte endlich die amerikanische Kirche einen eigenen Bischof. —

Eine dritte Bewegung ging von Pennsylvania aus. Nach einer informellen Zusammenkunft in New Brunswick, New Jersey, auf welcher man den damaligen kümmerlichen Zustand der Kirche besprach und auf Besserung desselben sann, versammelte man sich im Oktober des Jahres 1784 in New York. Dort wurde beschlossen, im September des nächsten Jahres in Philadelphia eine General-Konvention zu veranstalten. Diese Versammlung vom Jahre 1785 ist äußerst wichtig. Es ist die erste General-Konvention der Bischöflichen Kirche in den Ver. Staaten. Von den 13 Staaten waren sieben vertreten durch Delegaten aus dem Klerus und aus dem Laienstande. Drei Hauptgegenstände nahmen die Aufmerksamkeit in Anspruch. Erstens, die Abfassung einer Konstitution; zweitens, die Herstellung einer gemeinsamen Liturgie, und drittens, der Plan, wie die Konsekration von Bischöfen

zu erlangen sei. Mit Recht, aber allerdings ganz entgegen der in England befolgten Praxis, wurden Laien als Repräsentanten der Gemeinden bei den Kirchenversammlungen zugelassen. Die Revision des Prayer-Book machte am meisten Schwierigkeiten und richtete Verwirrung an. Diese revidierte Ausgabe, später "Proposed Book" genannt, kennzeichnet den Geist der Verfasser. Einige Veränderungen waren durch die gänzlich veränderte Lage allerdings unumgänglich notwendig geworden. Die Gebete für den König und das Parlament wurden gestrichen und anstatt derselben Gebete für den Präsidenten und den Kongreß gesetzt. Eine gottesdienstliche Feier für den vierten Juli wurde anberaumt. Hie und da wurden altertümliche, jetzt geschmacklose und unverständliche Wendungen beseitigt. An den römischen Glaubensbegriff anstreifende Formeln wurden durch andere, allerdings nichtssagende ersetzt. Aber die dogmatischen Veränderungen waren doch zu weitgehend. Das Athanasianische und Nicänische Glaubensbekenntnis war ausgelassen, das „niedergefahren zur Hölle" aus dem Apostolikum gestrichen, die neununddreißig Artikel auf zwanzig reduziert, und von diesen waren noch einige verändert. Bei der Taufe, dem Begräbnis und dem Krankenbesuch waren Abänderungen vorgenommen, die eine Lehrveränderung in sich schlossen. Der Unitarismus klopfte mächtig an das Thor der Kirche; in einigen Fällen hatte er bereits Einlaß gefunden. Die Anrufung des Sohnes und des heiligen Geistes in der Litanei auszulassen, war sogar beantragt worden. Glücklicherweise fand dieses "Proposed Book" nur wenige Käufer. Man gebrauchte viel lieber das unveränderte Prayer-Book weiter und änderte selber, wo es durchaus nötig erschien. — Drei Männer wurden aufgestellt, um in England die Weihe für das Bischofsamt zu erhalten. Hier war man vorsichtiger, als in Connecticut. Erst nachdem die Einwendungen der englischen Bischöfe beseitigt worden waren, reisten Dr. White von Philadelphia und Dr. Provoost von New York (der dritte, von Virginia erwählte, konnte wegen Armut die Reise nicht unternehmen) nach England ab. John Adams, der zweite Präsident der Ver. Staaten, damals aber Gesandter in Großbritannien und keineswegs ihrer Kirche angehörend, ebnete seinen Landsleuten in liebenswürdigster Weise den Weg. Und so konnten sie nach nur zweimonatlichem Aufenthalt am 4. Februar 1787 in London die Bischofsweihe erhalten. Am Ostersonntage desselben Jahres betraten sie in New York wieder den heimatlichen Boden. —

Nun waren allerdings drei Bischöfe in den Ver. Staaten; aber Seabury war von „Nonjurors" konsekriert, die beiden andern in London. Einigung schien unmöglich zu sein. Die Laien im Süden konnten nicht vergessen, daß der Bischof von Connecticut früher englischer Parteigänger und Kaplan gewesen war. Bischof Provoost nährte eine unversöhnliche Feindschaft. Er wollte ihn nicht als Mitbischof anerkennen. Die Episkopalisten in Neuengland hingegen waren auf die andere Partei mißtrauisch. Sie wollten von einer Laienvertretung

und von dem berüchtigten "Proposed Book" nichts wissen. Ein einiger Episkopat und eine vereinte Episkopalkirche schien ein thörichter und gefährlicher Traum zu sein. Sollte denn eine schottisch-amerikanische und eine englisch-amerikanische Kirche neben einander stehen? Nur nach vielen Schwierigkeiten wurde eine Verständigung erreicht. Die General-Konvention vom September 1789 in Philadelphia steht unter dem Zeichen „Union". Die gesamte Episkopalkirche war vertreten. Die frühere Anhänglichkeit Seaburys an England kam noch einmal zur Sprache, die Vertretung des Laienelements wurde noch einmal angefochten. Aber der milde und friedfertige Bischof White besänftigte die Gemüter. Die Versammlung erkannte die schottische Konsekration an. Für das "Proposed Book" trat niemand ein. Wohl blieb das Athanasianum ausgeschlossen, aber sonst sollte an dem zweihundertundvierzig Jahre alten Prayer-Book nur geändert werden, was die veränderten politischen Verhältnisse geboten. Die Annahme der neunundbreißig Artikel mit leisen und unwesentlichen Veränderungen erfolgte aber ungeachtet der Empfehlung der Bischöfe erst auf einer späteren General-Konvention im Jahre 1801. In der Vorrede zu dem Prayer-Book, das seitdem fast ganz unverändert geblieben ist, heißt es: „Diese Kirche ist weit davon entfernt, die Absicht zu hegen, sich von der Kirche von England in irgend einem wesentlichen Stück der Lehre, Zucht oder des Gottesdienstes oder weiter, als es Lokalumstände erfordern, zu entfernen." Jetzt erst gab es **eine Protestantisch-bischöfliche Kirche in den Vereinigten Staaten.** — (Schluß folgt.)

Homiletisches.

Das gute Bekenntnis unsrer Hoffnung.

Konferenzpredigt über Ebr. 10, 23. *)

Von P. W. Th. Jungk.

„Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott." So lautete der Wahlspruch jenes edlen preußischen Monarchen, der im Glauben an die einende Macht des heiligen Geistes und die Einheit der Kirche Christi zuerst die Union in seinem Lande eingeführt hat. Dieses Königswort gilt auch dem Volke Gottes. Wie der einzelne Christ, so seufzt auch die ganze Kirche: Meine Zeit in Unruhe! Wie oft fällt in den hellen Tag der Freude der dunkle Schatten des Leides und unsere Ruhe ist dahin! Wie sehnen wir uns da nach dem Frieden unsres Friedefürsten! Wie ist auch in der Kirche des Herrn so viel Unruhe und Unfriede, der Kirche, die doch die teure Verheißung hat: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch!"

Aber jenes Losungs- und Testamentswort lautet auch weiter: „Meine Hoffnung in Gott!" Auch das gilt wie für den einzelnen Gläubigen, so auch für die Gesamtheit der Gotteskinder, der Kirche des Herrn.

*) Gehalten am 23. Sept. 1898 in der evang. Salems-Kirche zu Quincy, Ill., vor der Generalsynode der deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Bei allen Widerwärtigkeiten von außen und Bedrängnissen von innen lassen sich wahre Christen das edle Gut der Seelenruhe nicht rauben; sie beschwichtigen sich mit dem kräftigen Zuspruch: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichtes Hilfe und mein Gott ist." Wenn die Kinder der Welt von der sich selbst bereiteten Unruhe wie mit eisernen Krallen gepackt werden, so bringen sie zur vermeintlichen Abwehr die Ungeduld in Anwendung, aber was heißt das anders, als Öl ins Feuer gießen? Das geängstete Gotteskind aber setzt in aller Not seine Hoffnung auf den Herrn Herrn, das heißt Öl auf die empörten Wogen schütten. Als Christen wissen wir, daß der sichere und feste Anker*) unsrer Hoffnung in den stillen Tiefen des Himmels ruht, wo Jesus, unser ewiger Hoherpriester, ist, und nun wird unser Lebensschifflein festgehalten, inmitten der unruhigen Wogen ist es ruhig und geborgen wie im Hafen, zudem hoffen wir, daß es dorthin gezogen wird, wo unser Hoffnungsanker verborgen ist, der nimmer bricht. Solche selige Hoffnung aber treibt bei jeder neuen Erfahrung der göttlichen Durchhilfe zum Geständnis, reift heran zum wichtigen, frohen, gesegneten Bekenntnis.

Das gute Bekenntnis unsrer Hoffnung.

I. Seine hohe Bedeutung.

Lockend, verheißend ruft der treue und wahrhaftige Zeuge, der unter Pontius Pilatus bekannt hat ein gutes Bekenntnis, uns zu: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater." So bedeutsam und von weitreichender Wirkung ist also das Bekennen Jesu Christi auf Erden, vor den Menschen, daß es ein Bekennen Jesu Christi im Himmel, vor Gott und seinen Heiligen, nach sich ziehen wird, wie andrerseits ein Verleugnen *hier* ein entsprechendes Verleugnen *dort* zur Folge haben wird. An ihm, dem wahren und einzigen Retter, werden die Herzen der Menschen offenbar, weshalb auch Johannes bezeugt: „Ein jeglicher Geist, der da bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist von Gott; und ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott." So wenig das Feuer verborgen bleiben kann, so wenig der Glaube. Wo Kraft, da auch Wirkung, wo göttliches Leben, da auch Lebensäußerung, wo ein guter Baum, da auch gute Frucht. Ein Bekenntnis ohne Glauben wäre nur Lug und Trug, ein Glaube ohne Bekenntnis wäre Feigheit, innere Unwahrheit. Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe, und wer Glauben hat und ihn freimütig ausspricht, dem wird er erst dadurch zum innersten Eigentum; jede wahre Glaubensäußerung dient zur Glaubensverinnerlichung, wie dann auch wieder jede Vertiefung des Glaubens zum guten Bekenntnis führen muß.

Aber der Verfasser des Ebräerbriefes spricht hier bezeichnend nicht von einem Bekenntnis des *Glaubens*, sondern der *Hoffnung*.

*) Vergl. Ebr. 6, 18. 19.

Sehr beachtenswert ist der Fortschritt in unsrem Briefe. Kap. 4, 14 heißt es: „Dieweil wir denn einen großen Hohenpriester haben, Jesum, den Sohn Gottes, der gen Himmel gefahren ist, so lasset uns halten am Bekenntnis.“ Da ist offenbar das Bekenntnis des Glaubens gemeint. Hier, in unsrem Texte, ist zum zweitenmale die Rede vom Bekenntnis, es wird aber jetzt bestimmt und ausdrücklich als ein Bekenntnis der Hoffnung bezeichnet. Worin hat das nun seinen Grund? Hier werden die gläubigen Christen dargestellt als Priester, die durch das Blut Jesu Freudigkeit zum Eingang in das Heilige haben. Sie sind dazu auch weiter gereinigt in der Taufe. Als Priester des wahren Hohenpriesters Jesu Christi muß sich ihr Glaube äußern in der Hoffnung auf das ewige Erbe. Die Hoffnung ist ja nichts anderes als ein zuwartender, geduldiger Glaube, der ausharret bis zum Ende. Wie wir den Glauben bekennen müssen, so auch seine Frucht, die Hoffnung. Christenhoffnung ist nicht wie die Hoffnung der Weltkinder eine lustig schillernde Seifenblase, die im nächsten Augenblick zerplatzt, ohne außer der Erinnerung etwas zurückzulassen, kein schöner Traum, der vor der rauhen Wirklichkeit in Nichts zerfließt, sondern sie ist so gewiß Wirklichkeit, wie das, worauf sie sich gründet. Sie ruht auf Jesu Christo und den ewigen Thatsachen der Erlösung. Darum jubelt auch Petrus, der Apostel der Hoffnung: „Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel.“ In dieser Christenhoffnung schauen wir entgegen der Vollendung unsres Heils, entgegen der Stunde, da der Herr wiederkommen wird, unsre seligsten Erwartungen zu verwirklichen.

Das Bekenntnis nun unsrer Hoffnung ist für die Kirche des Herrn von Anfang an von der höchsten Bedeutung gewesen. Wie kam es doch, daß das unscheinbare und verachtete Christentum, bedrückt, verfolgt, wie es war, so wenig in dem Riesenkampf mit dem Heidentum unterlag, daß es vielmehr sieggekrönt aus ihm hervorging? Dem römischen Weltreich standen in diesem Ringen alle Kräfte und Mächte der Welt zur Verfügung, dem Christentum — nichts davon. Er wurde aber von den Kräften der Ewigkeit erfüllt, und diese fanden auch in dem Bekenntnis ihren Ausdruck. Gegenüber dem heidnischen Unglauben und Aberglauben hat das gute Bekenntnis der Hoffnung die ewige Wahrheit bezeugt und immer wieder bezeugt, und hat so in die Finsternis das helle Licht gebracht. War nach einem alten Wort das Blut der Märtyrer der Same der Kirche, so kann man das Bekenntnis jener alten Zeugen den Mauerbrecher nennen, der die Festungen und Vollwerke Satans zerstörte. Irrlehrer traten auf, welche im Namen der Wissenschaft, in Wahrheit aber meist im Namen des Zweifels und der Lüge, bald die heilige Dreieinigkeit leugneten, bald die Gottheit, dann wieder die Menschheit Jesu Christi, bald die Person des heiligen

Geistes bezweifelten, bald falsche Lehre betreffs der Sünde und anderer Stücke aufstellten. Da mußte die Kirche den Irrtum immer wieder aufs neue zurückweisen, und sie that es dadurch, daß sie in den formulierten Bekenntnissen die Wahrheit nach ihrer Auffassung und ihrem Verständnis zum Ausdruck brachte. Gewiß dürfen wir sagen, daß der heilige Geist die Kirche hierbei geleitet hat. Aber der Sauerteig neuen Irrtums schlich sich ein, und weil er später nicht mehr wie vorher sorgfältig ausgefegt wurde, so büßte das Bekenntnis der Hoffnung seine frühere Geltung und Bedeutung ein, der Buchstabe siegte über den Geist, das Gesetz stand in höherem Ansehen als das Evangelium. Als dann gar aus der einen christlichen Kirche eine römisch-katholische und griechisch-katholische geworden war, da wurde an Stelle des Bekenntnisses der Hoffnung das Bekenntnis der Hoffart aufgepflanzt. Oder welch andern Erfolg konnte das stolze Pochen auf die Priestermacht haben, als daß die Gestalt des himmlischen Hohenpriesters mehr und mehr verdunkelt wurde? Und wenn sein Werk der Erlösung und Versöhnung, wenn seine freie Gnade hintangesetzt ward, was war da natürlicher, als daß man auf die eigenen Werke baute und vertraute und sich aus ihnen meinte eine Himmelsleiter bauen zu können? Doch der treue Gott erbarmte sich der Not seiner armen Kirche. Er gab ihr Männer und Bekenner wie die Reformatoren und ihre Vorläufer, die da fromm, froh und frei wie aus einem Munde, als sich ergänzende Zeugen, die große Doppel-Wahrheit der evangelischen Kirche bekannten: „So halten wir nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben“, und die andere: „Das Wort, das ganze Wort und nichts als das Wort.“ Weil der Glaube der Gemeinde so fröhlich blühte und die Hoffnung grünte, darum entstanden nun Bekenntnisse der Kirche, so gelehrt und doch so wunderbar einfach wie die Augsburger Konfession und ihre Apologie, so kindlich-gläubig wie Luthers Katechismen und so erbaulich und gründlich wie der Heidelberger Katechismus. Das sind kirchliche Bekenntnisse der Hoffnung im edelsten Sinne, denn auf Hoffnung waren sie gegründet und Hoffnung haben sie entzündet. Diese und andere formulierte Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche schätzen wir und werden wir schätzen, aber wir überschätzen sie nicht; wir stellen sie nicht neben die Schrift, noch viel weniger darüber, sondern erkennen in ihnen den wissenschaftlichen (menschlich vermittelten) Ausdruck der göttlichen Wahrheit. Insoweit sie mit dem Worte Gottes übereinstimmen, werden sie ihren Wert behalten, und die evangelische Kirche könnte sie nicht aufgeben, ohne sich selbst aufzugeben.

Unsre Widersacher jedoch rufen uns zu: Die evangelische Kirche hat ja gar kein bestimmtes Bekenntnis, ja sie eignet sich sogar fremde Bekenntnisschriften an, auf die sie kein Recht hat; zudem beruft sie sich gleicherweise auf lutherische und reformierte Bekenntnisschriften, die doch aus verschiedenem Geiste geboren sind und sich auf jeder Seite widersprechen.“ Fordert uns also die Zanksucht in die Schranken,

wohlan, wir sind zur Verantwortung bereit gegenüber jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in uns ist. Ruhig verweisen wir auf 1 Kor. 3, 21—23: „Es ist alles euer; es sei Paulus oder Apollos, es sei Kephas oder die Welt, es sei das Leben oder der Tod, es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige, alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes." So ist also auch Luther unser und Melanchthon, Zwingli und Calvin und alle ihre Schriften. Ruhig behaupten wir: es ist ein Geist, der jene Männer erfüllt, bereitet und geleitet hat, der heilige Geist, und dessen, worin sie miteinander übereinstimmen, ist viel mehr als dessen, darin sie sich anscheinend widersprechen. Die Wahrheit widerspricht sich nicht, sie hat aber verschiedene Seiten; nehmt sie nur, sowie sie in jenen verschiedenen Zeugen zur Darstellung kam, zusammen und ihr erhaltet die höhere Einheit. Wir hegen die gewisse Hoffnung und sprechen sie als unser gutes evangelisches Bekenntnis aus, daß Jesus Christus, der große Hirte, seine zerrissene Herde zu der Einheit sammeln wird, die er für sie in seiner letzten Erdennacht so inbrünstig erflehet hat. An diesem Bekenntnis halten wir bis ans Ende.

II. Seine ernste Forderung.

Denn allerdings: eine jede Gabe schließt in sich eine Aufgabe, je höher das uns anvertraute Gut, desto höher auch die Anforderung, die es an unsre Treue stellt. Darum auch die doppelte Mahnung unsres Textes: 1. „Lasset uns halten an dem Bekenntnis unsrer Hoffnung," 2. „und nicht wanken." Halten am Bekenntnis: zwei Bilder mögen uns den Ernst dieser Forderung klar machen. Am Nachmittag des 1. Juli vorigen Jahres stürmten unsre tapfern Krieger die Höhen von San Juan bei Santiago de Cuba. Todesverachtend rückt die Schar vor, ohne irgend welche Deckung, hinein in den Rachen des Todes. Ob auch rechts und links die Kameraden fallen, die Tapferen stürmen vorwärts. Schau, da sind sie auch schon oben am Fort. Seht ihr jenen Helden die Mauer hinauf klettern? Dort ist die Fahnenstange. Jetzt ist er in ihrer Nähe. Dutzende von Gewehren sind auf ihn gerichtet. Er aber befestigt kaltblütig das Sternenbanner, und siehe, da geht es auch schon in die Höhe, begrüßt von dem Jubel der Sieger. Doch in demselben Augenblick sinkt der Tapfere nieder, durchbohrt von 32 Kugeln. Der Held ist gefallen, aber die Sterne und Streifen gehen in die Höhe, aufgehißt von einer andern Hand. Das heißt für die Flagge kämpfen, siegen und sterben. So sollen wir halten zur Fahne unsres himmlischen Feldherrn, zum guten Bekenntnis unsrer Hoffnung. — Ein anderes Bild. Es war im Jahre 1877. Im alten deutschen Vaterlande waren viele durch die beispiellosen Erfolge im Kriege mit Frankreich übermütig geworden, man vergaß vielfach Gott die Ehre zu geben und hielt Fleisch für seinen Arm. Man verspottete die Kirche und ihre Bekenntnisse, die man für vermodert hielt. Ganz besonders verlästerte der Freisinn in Berlin das Apostolikum, jenes altehrwürdige Bekenntnis, das als ein heiliges Band die ganze Christenheit um-

schlingt. Man bezeichnete es als „ein mit Kugeln durchlöchertes und mit unleserlicher Inschrift versehenes Banner“. Da rief — es war bei der Berliner Stadtsynode — der unerschrockene und unermüdliche Wächter auf Zions Mauern, der unvergeßliche und unvergessene Hofprediger Dr. Kögel, in die tobende Menge: „Meine Herren! Unter diesem Banner ist noch nie eine Schlacht verloren gegangen. Rühren Sie nicht an die Fahne des Königs aller Könige! Wir stehen nicht am Ende aller Tage. In eben diesem Apostolikum steht geschrieben: ‚Er wird kommen, zu richten die Lebendigen und die Toten‘, sowohl die, welche sein Bekenntnis abschaffen wollen, wie auch uns, die wir auf diesem Bekenntnisse stehen und auf und für dasselbe zu sterben begehren.“

Meine Brüder! Das heißt halten am Bekenntnis der Hoffnung, unentwegt, unerschütterlich. In diesem mutigen Halten, dieser gläubigen Haltung liegt für die Kirche die Erhaltung der Kraft, des Lebens und der Sieg über die finstren Weltmächte. Dazu die weitere Forderung unsres Textes: „Lasset uns nicht wanken,“ die wir mit der Aufforderung Sprüche 4, 27 des weitern bestimmen: „Wanke weder zur Rechten noch zur Linken.“

Auch nach rechts kann man wanken vom Bekenntnis der Hoffnung. Manche Seelen wollen Gott dienen im Glauben ihrer Väter, die Seligkeit schaffen, den Brüdern Gutes erweisen. Aber ach, wie leicht geschieht es, daß der Gläubige aus der Freiheit des Evangeliums herausfällt, zurückfällt in ein gesetzliches Wesen! Wie bald kann er dahin kommen, daß er die kirchliche Rechtgläubigkeit verwechselt mit der rechten Gläubigkeit, die der Herr bei den Seinen sucht! Gerade da, wo man beständig schreit: „Bekenntnis! Bekenntnis!“ wird über dem Bekenntnis das wahre Bekennen leicht vergessen. Ist das wirklich eine reinere und bessere Form des Christentums, ja seine beste, wie man uns so gern versichert, die alles Recht, alle Wahrheit für die eigene Kirche ganz ausschließlich in Anspruch nimmt, als habe der Herr sich hier einzig und allein offenbart und nur hier die Fülle seines Heils vertraut? Thut man wirklich Gott einen Dienst damit, daß man kaltblütig alles verurteilt, verdammt, was nicht ins eigene Lager gehört? Ist das der rechte Ausweis der reinen Lehre, daß sie Zorn, Zank, Zwietracht und Rotten anrichtet? Ein Paulus freut sich und will sich freuen in seinem Gefängnis, daß Christus gepredigt werde in allerlei Weise, es geschehe zum Vorwand oder in rechter Weise (Phil. 1, 18), aber der traurige Geist der Engherzigkeit freut sich keineswegs darüber, daß es Leute giebt, die thun, was man doch nicht selber thun kann, und würde wohl lieber das andere, das ersterben will, sterben lassen, als sehen, daß es von fremder Hand gestärkt werde. Wo man wähnt, um des Glaubens willen Lieblosigkeit, ja Haß üben zu dürfen, da ist man vom Bekenntnis der Hoffnung weit abgewichen.

Droht auf dieser Seite die Hitze eines falschen Eifers und mit ihr klägliches Verschmachten bei aller scheinbaren Fülle, so auf der *linken*

die Kälte des Leugnens, des endlichen Verleugnens und damit der geistlichen Erstarrung. Da sehen wir, wie eine gewisse Wissenschaft das heilige Bibelwort nicht mehr einfach auf seine geschichtliche Echtheit, seine innere und äußere Beglaubigung prüft, sondern es nach dem Fündlein selbst ersonnener, stets wechselnder Satzungen, aller Ehrerbietung bar, zertrennt, zerreißt, wie einen Leichnam zerstückelt und bloß das als echt gelten lassen will, was vor dem Richterstuhl des eigenen Dünkels besteht. Die evangelische Kirche aber steht und fällt mit dem Wort, darin lebt sie, darin hat sie ihre Kraft, darin ruhen und wurzeln ihre Bekenntnisse, und würde sie davon weichen, dann gliche sie dem geschorenen Simson. Das Wort wollen wir uns nicht rauben lassen, davon nimmermehr wanken und allen seinen Gegnern mit Luthers Bekennermut zurufen: „Das Wort sie sollen lassen stahn!" — Und wenn wir jetzt weiter sehen, wie in der Kirche sich eine Richtung breit macht und die Herrschaft begehrt, welche in unsrem Heilande nicht den Eingeborenen des Vaters, sondern nur einen „bergehoch über alle andern emporragenden Menschen sieht, der sich zur göttlichen Würde emporgedient habe" *) — also ähnlich wie die Heroen des klassischen Altertums; wenn wir hier immer hören von der Liebe Gottes, aber nie davon, daß diese Liebe eine heilige ist, die weit entfernt von Elisschwachheit ist; wenn die köstliche Lehre von unsrer Rechtfertigung und Versöhnung ihres herrlichen Inhalts beraubt wird: — so mag man solche alten Irrtümer als neuste Weisheit rühmen, wir aber wollen uns dadurch nicht irre machen lassen und nicht wanken von dem Bekenntnis der Hoffnung. Wahrlich, groß und ernst ist die Gefahr. Und warum? Man will die Vernunft nicht gefangen nehmen unter den Gehorsam Christi und schätzt die eitle Ehre der Welt höher als die Schmach Christi; man fürchtet den Spott der Sadducäer und den Bann der Pharisäer. Da sucht man in eitlem Beginnen das Unmögliche möglich zu machen, Christum mit Belial zu verbinden, die göttliche Thorheit mit der Weisheit der Welt in Einklang zu bringen. Man übergiebt sich dem Zweifel und nur zu oft ist das Ende Verzweiflung.

Denn ungestraft verläßt man nicht das Bekenntnis der Hoffnung. Wer seinen festen Grund und Boden meidet, der gerät in den Sumpf menschlicher Meinungen, Ansichten, Anschauungen. Stellt man sein Licht unter den Scheffel, so wird es überall, im ganzen Hause dunkel. Wankt der Glaube, dann steht die Moral nicht mehr fest, steht es übel um den Baum, so kann es nicht gut bestellt sein um die Frucht. Woher kommt es, daß gegenwärtig eine so erschreckliche, Gottlob auch noch erschreckende, Verweltlichung in der Kirche eingerissen ist? Woher kommt es, daß man vielfach im Lande aus dem Gotteshaus ein Vergnügungslokal, aus der Gemeinde einen geselligen Verein, aus dem Pastor einen Unterhaltungskünstler und Vergnügungsdirektor machen möchte und leider auch oft genug macht, der von Buße und Bekehrung schweigen

*) So drückte sich jüngst ein moderner Theologe, Herr Pfarrer Erich Förster in Frankfurt a. M. aus, der Redakteur der „Chronik der Christlichen Welt".

und von Religion überhaupt nur so viel reden soll, wie genügt, um die Gewissen einzuschläfern? Rührt nicht dieses ganze traurige Weltchristentum daher, daß man weit abgewichen ist vom Bekenntnis der Hoffnung? Ja, ist nicht dieses ganze Treiben ein stillschweigendes Bekenntnis oder doch Eingeständnis der Hoffnungslosigkeit? Ein bekannter Kirchenmann unsres Landes hat sich einmal dahin ausgesprochen, daß alle falsche Lehre der Kirche nicht so viel geschadet habe wie die Verweltlichung. Aber wie: ist diese Verweltlichung nicht die naturgemäße Folge des Wankens vom Bekenntnis? Aus der bösen Quelle der Irrlehre ergießt sich der breite Strom des Verderbens in die Kirche.

Allen aber, die das Bekenntnis der Hoffnung verlassen haben, sei es um dieser oder jener Ursache willen, ruft St. Jakobus zu: „Machet eure Herzen keusch, ihr Wankelmütigen!" Um des Herrn willen, dessen Seele kein Gefallen hat an denen, die da weichen, um unsrer eigenen Seligkeit willen, die nächst der Gnade Gottes, die nimmer wankt, einzig von unsrer Treue abhängt, um unsrer Brüder willen, die zum Herrn zu führen wir berufen sind, um unsrer Feinde willen, die sich hoch rühmen würden, wenn unser Fuß wankte: — Lasset uns halten am Bekenntnis unsrer Hoffnung und nicht wanken.

Es gilt ein frei Geständnis In dieser unsrer Zeit,
Ein offenes Bekenntnis Bei allem Widerstreit,
Trotz aller Feinde Toben, Trotz allem Heidentum
Zu preisen und zu loben Das Evangelium.

Die ernste Forderung aber, welche das Bekenntnis der Hoffnung an uns stellt, werden wir um so williger erfüllen, wenn wir erwägen:

III. Seine herrliche Verheißung.

Dem Bekenntnis der Hoffnung hat der Herr die herrlichsten Verheißungen auf den Weg gegeben. An diesen Verheißungen entzündet sich die Hoffnung stets aufs neue, die neu belebte Hoffnung treibt dann wieder zu neuem Bekenntnis. So geht es dann aus Hoffnung in Hoffnung. Als Petrus das köstliche Bekenntnis abgelegt: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!" da wurde dem Felsenmann und mit ihm der ganzen bekennenden Kirche die Verheißung: „Die Pforten der Hölle sollen meine Gemeinde nicht überwältigen." So ist's immer gewesen, von dem glaubenden und bekennenden Noah, dem hoffenden und harrenden Abraham an: der Hoffnung, der bekennenden Hoffnung, ist die Verheißung des Segens, des Sieges geworden, und klar und hell wie Abrahams Sterne leuchten uns die Verheißungen des Herrn entgegen. Was er aber verheißen, das hat er je und je gehalten, und was die Hoffnung so zuversichtlich ausspricht: „Du wirst Jakob die Treue und Abraham die Gnade halten," das ist immer herrlich erfüllt worden, denn ewig unwandelbar ist die Treue unsres Gottes.

An diesen teuren Verheißungen soll unsre Hoffnung stets sich nähren, dadurch sich stärken und beleben lassen. Manche Christen sehen beständig in der heutigen Christenheit nur die Schattenseiten, und gleich

dem Uhu lassen sie nur Klagelieder erschallen. Sie sehen, wie so viel totes Wesen in der Kirche ist, sehen die Macht des Unglaubens, sehen, wie entschlossen Satans Streiter zum Kampf vorgehen und wie der Streit um Zions Mauern tobt, sehen den unheilvollen Bruderzwist in der protestantischen Kirche, sehen Roms Einheit, Anmaßung und Feindschaft wider das Evangelium und nun verzagen sie. Es geht ihnen wie dem auf dem Meere wandelnden Petrus; er fing an zu sinken, weil er auf die heranrollende Woge und nicht auf den Herrn sah. Wir müssen auf die Verheißungen schauen, die auch in unsre Zeit freundlich, tröstend, ermunternd hereinragen und uns zuwinken: „Fürchte dich nicht, glaube nur!“ Wohl ist die Zeit böse, in der wir leben, aber ist das für Christen je anders gewesen? Wohl hat die Kirche schwere Kämpfe mit zahllosen Feinden zu bestehen, aber war das nicht immer so, wenn sie getreu ihre Aufgaben zu erfüllen trachtete? Auch die inneren Kämpfe, die in der Kirche toben, so furchtbar für ängstliche Gemüter, sind nichts Neues. Die Welt lag immer im argen und hat den Heilkräften der Ewigkeit stets den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt; bald hat der grübelnde Verstand sich gegen die ewige Wahrheit des Himmelreichs aufgelehnt und sie als aller Vernunft widersprechende Thorheit ausgeschrieen, bald hat der irdische, fleischliche Sinn sich gegen den sittlichen Ernst der göttlichen Gebote empört, um ungestört seinen Lüsten und Begierden frönen zu können, oder wenigstens sich dafür zu rächen, daß ihre Ausübung verhindert wurde. Die Art und Weise dieses Kampfes hat sich je nach der herrschenden Zeitströmung und ihren jeweiligen Erscheinungsformen geändert, der Kampf selbst ist geblieben und ist trotz aller Gefahr, die er in sich birgt, im letzten Grunde Beweis dafür, daß noch Leben in der Kirche ist. Lassen wir uns darum die Hitze, so uns begegnet, nicht befremden, als widerführe uns etwas Seltsames. Die Wahrheit wird und muß siegen und nur durch Kampf dringen wir zur Wahrheit durch, erhalten wir sie uns und der Kirche. Halten wir uns bei allen Kämpfen der Gegenwart getreu und getrost an die Verheißungen unsres Gottes; die festhalten am guten Bekenntnis der Hoffnung, erfahren noch immer die selige Wahrheit des Wortes: „Gott ist getreu, der wird euch stärken und bewahren vor dem Übel.“

Wir sollen, wir wollen, wir dürfen nicht undankbar sein. Der Herr hat sich wahrlich auch an unsrer Zeit und dem heutigen Geschlecht nicht unbezeugt gelassen; er hat seiner lieben Magd, seiner Kirche, bis zu dieser Stunde Bund und Gnade gehalten. Sollten wir nicht von Herzen fröhlich sein, daß doch so manches besser geworden ist? Ein Beispiel dürfte genügen, um dies zu bestätigen. Als im Herbst des Jahres 1817 der treffliche evangelische Erzbischof Borowsky die Geistlichen der Provinz Preußen nach Königsberg zu einer Konferenz berief, um geeignete Vorbereitungen für eine dreihundertjährige Jubelfeier der Reformation zu treffen, da fragte er die Brüder, ob ihnen das Siegeslied der Reformation „Ein feste Burg ist unser Gott“ bekannt sei. Aber nur die allerwenigsten waren mit dem herrlichen Lutherlied

bekannt, denn in vielen Gesangbüchern war es gar nicht, in andern nur entsetzlich verstümmelt. Und als er fragte, wer denn das Lied singen könne, da war die Verlegenheit groß. Schließlich trat einer unter die Brüderschar und sang ihnen mit lauttönender Stimme das Lied vor. Jetzt kennt jedes evangelische Kind dieses Lied. Der Geist des Herrn hat neues Leben geschaffen und treibt die Kirche machtvoll, ihre Aufgabe, ein Licht und Salz in dieser dunklen Todeswelt zu sein, freudig zu erfüllen. Nur auf eine will ich kurz hinweisen: auf das Werk der Innern und Äußern Mission. Wenn dasselbe in unsrem Lande und drüben im alten Vaterlande so herrlich blüht und gedeiht, daß wir alle bekennen müssen: „Das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unsren Augen," so giebt dieses Doppelwerk erbarmender, helfender, dienender Liebe und froher Hoffnung Zeugnis von einem reichen und kräftigen Leben in der Kirche der Gegenwart. Auf die herrliche Verheißung des von der Erde scheidenden Heilandes: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende," antwortet die bekennende Hoffnung: „Er ist bei uns noch auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben."

So wollen wir auch getrost und mutig in die Zukunft schauen, denn so dunkel sie ist: über ihr leuchten die ewigen Verheißungen des Herrn. Jesus Christus wird auch ferner seiner Kirche starker Schutz und Schirm sein. Der jetzt schon so scharfe Gegensatz zwischen der Kirche Christi und dem Reiche Satans wird sich unzweifelhaft mehr und mehr zuspitzen, bis der letzte Entscheidungskampf ausgefochten wird. Gottes Treue, Gottes Verheißungen werden nicht wanken. In einer Trübsal ohnegleichen für die Gemeinde des Herrn wird sich Jesu Gnade ohnegleichen offenbaren und die Bekenner wunderbar stärken. Wenn dann das Meer wütet und wallet, auch das große Völkermeer, und von seinem Ungestüm die Berge einfallen, das, was groß und herrlich ist in der Welt: „Dennoch wird die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind. Das Reich muß uns doch bleiben!"

Angesichts der Treue Gottes, welche alle ihre Verheißungen unfehlbar erfüllen wird, immer wieder erfüllt, muß unsre Losung die sein: „Treue um Treue." Steht der Herr unerschütterlich zu seinen Verheißungen, sollen wir da nicht auch unerschütterlich zu dem Bekenntnis der Hoffnung stehen? Mit Treue lohnt er unsre Treue. Im festen Blick auf die Gnade des Herrn, die ihr heiliges Rettungswerk auch an uns und unsrer teuren Synode hinausführen wird, im unerschütterlichen Vertrauen des Glaubens, der seligen Gewißheit der Hoffnung, schließen wir mit dem Schluß unsres Textkapitels: „Wir aber sind nicht von denen, die da weichen und verdammet werden, sondern von denen, die da glauben und die Seele erretten."

Halte aus, halte aus, Zion, halte deine Treu,
Laß nicht lau und träg dich finden!
Auf, das Kleinod rückt herbei!
Auf, verlasse, was dahinten!
Zion, in dem letzten Kampf und Strauß
Halte aus, halte aus! Amen.

Homiletisch-exegetische Studie zu Jesaja 53, 4—12.

Vers 4: Fürwahr, unsre Krankheiten hat er getragen, und unsre Schmerzen — er lud sie auf (sich)! Wir aber achteten ihn einen Gestraften, geschlagen von Gott und (so) gequält. אכן der plötzliche Kontrast und Aufschluß über das Leiden des so verachteten und verkannten Mannes: Fürwahr, jetzt wissen wir es besser, erkennen, bekennen und bezeugen, daß wir im Irrtum waren, als wir glaubten, er sei von Gott — um eigener Schuld willen — gestraft. חלינו (choloenu) ist von LXX übersetzt mit ἁμαρτίας, während Matth. 8, 17 sich an den hebräischen Grundtext hält. Die Wörter מכאוב und חלי werden umstellend wiederholt aus V. 3 und jetzt im Plural gebraucht, womit für den Anfang der ganzen aufklärenden Rede sogleich alle die mannigfachen Krankheiten und Übel des Volks und der Menschheit bezeichnet werden, wie sie sich in seinem Leiden vereinigen. Augustin: jacet toto orbe grandis aegrotus, ad sanandum grandem aegrotum descendit omnipotens medicus. Gemeint ist mit diesem unserem Jammer an Krankheiten und Schmerzen der ganze von der Sünde herkommende, radikal mit ihr verwachsene Leidenszustand, auf uns liegende Fluch in Seel und Leib — soweit nämlich ein Heiliger und Gerechter gerecht bleibend ihn tragen konnte. Das suff. unsere von unserer Wirklichkeit aus, bezeichnet nicht etwa gar (wie der dogmatisch getrübte Blick hier tausendmal sich gefreut und gepredigt hat) erst rückwärts die „Zurechnung" seines Leidens für uns. Hier zum Anfang ist eigentlich noch gar nicht ausdrücklich die Rede von dem, was hernach V. 10. 12 entwickelt hervortreten soll, das Vermitteln der Strafabwendung, obgleich es bereits mitgefaßt sein muß. Nicht bloß, nicht einmal zunächst: Die Krankheit, welche über uns kommen sollte, d. h. sonst gekommen wäre. Nein, der Rückblick in Jes. Kap. 1, 5 u. 6 lehrt uns, daß wir an die Krankheit denken sollen, die thatsächlich bei uns vorhanden ist, die er übernimmt und abnimmt. Daß es Sündenkrankheit sei, wird nachher freilich bei V. 5. 11. 12 klar. Und wenn Matth. 8, 17 unseren Spruch zugleich auf die leiblichen Heilungen bezieht, so ist das nur ein Beispiel, wie der Spruch nicht bloß geistlich und innerlich, sondern auch leiblich und äußerlich zu deuten ist. Berleb. Bb. „Die äußerlichen Krankheiten in ihren 1000 Geschlechtern und mancherlei Arten sind (nichts Äußerliches, vielmehr) nichts als Ausflüsse und aufsteigende Kräfte aus den tiefen Gründen unserer sündlichen Bosheit und unermeßlichen Sündenquelle." Sind wir erst ganz geheilt, dann sind auch die Leiber gesund, daher das erste Heilwirken des großen Arztes schon eine reale Prophetie der letzten Ausheilung und Verklärung auch des Leiblichen ist.

Unsere Krankheiten trug er: נשׂא und סבל bei Matth. mit λαμβάνειν und βαστάζειν übersetzt, hat nicht direkt die Bedeutung von ἀφαιρειν, wegnehmen, sondern eben nur: tragen, was man auferlegt bekommt; doch ist der Gedanke des Tragens für andere immerhin mitbegriffen; was zuerst unsere Last ist, das nimmt er auf sich; „er nimmt auf seinen

Rücken die Lasten, die mich drücken" etc. Allerdings ist hier bei „unsere Krankheiten" etc. zunächst die Rede von der Ursache seiner Leiden, — aber das Ende, die Wirkung seiner Leiden ist dabei nicht auszuschließen, da ja eben im Übertragen der Lasten anderer auf ihn notwendig die Wirkung mitinbegriffen liegt, daß der andere entlastet wird, dem die Last abgenommen wird. Bei diesem Übernehmen realer Übel und Sündenfolgen ist darum immerhin eine Vordeutung auf die darin vermittelte Wegnahme der Schuld und Strafe.*)

Mit dem „wir aber" treten die Redenden ein im Namen der ganzen Menschheit (der ganzen Welt, deren Sünde der Eine trägt, Joh. 1, 29), denn es ist hier schon deutlich zu merken, daß dieser Eine den geplagten, sündigen Menschen einzig gegenübersteht. — In V. 3 hieß es: nicht achteten wir ihn! Jetzt kommt die positive Seite zu dem nicht, für was sie ihn hielten, achteten, nämlich נגוע geschlagen, gestraft, נגע (nega) kommt sonderlich vom Aussatz vor; geschlagen von Gott — nämlich um eigener Sünde willen — das war das Urteil, die Meinung der Irrenden beim Anblick seiner Leiden. Nicht bloß dem Volk in seinem Stumpfsinn, auch den Jüngern stellte sich Christus in seinem Leiden als ein von Gott Geschlagener dar, es war ihnen ein Rätsel, ein Widerspruch der göttlichen Zulassung, wodurch sie selbst in Gefahr kamen, am Glauben Schiffbruch zu leiden (siehe Matth. 26, 31).

V. 5. Und doch ist er verwundet durch unsere Übertretungen und zerschlagen durch unsre Missethaten, unsere Herstellzüchtigung auf ihm, und in seiner Beule Heilung für uns.

והוא Aber er: mit ihm hat es eine ganz andere einzigartige Bewandtnis! מחלל könnte schon speziell sich auf das Durchbohren bei der Kreuzigung beziehen — so nahmen es viele —, doch ist das allgemeinere: verwundet vorzuziehen. — Das מן von unseren Übertretungen, von unseren Missethaten — giebt den neuen großen Aufschluß über das Rätsel seines Leidens. Vorhin hieß es noch: unsere Krankheiten habe er übernommen, jetzt wird auch unseres Krankseins rechter Name oder innerster Grund aufgedeckt. מן steht also als causa effi-

*) Baader nennt in seiner Theorie des Opfers die Opferung eines andern für jemanden mit dem Fremdwort: „Derivation," die er also beschreibt:

Derivation heißt Ableitung, auch Übernahme, Aufsichnahme, Übertragung. Wenn ich einen schweren, der Schwerkraft unterliegenden Körper trage, so nehme ich diese Schwerkraft auf mich und, sie mit meiner Kraft gegen mich wendend, wende ich sie von diesem Körper ab, dem ich es somit in demselben Verhältnis leicht mache, als ich es mir schwer mache. Diese Übernahme seines Schwerdruckleidens kann man als ein mich ihm opfern betrachten. Das Opfer ist also 1. immer eine Verwendung und Aufgabe der Kraft zu Gunsten eines Kraftlosen. 2. Der Begriff des Opferns stellt sich anders, a) wenn der sich Opfernde jener Kraft selbst unterliegt, von welcher er den, für den er sich opfert, befreit, — jene von ihm nur auf sich leitend oder derivierend, und anders b) wenn der sich Opfernde diese feindliche Kraft selber tilgt.

Am bestimmtesten spricht Jesajas dieses Gesetz der Derivation aus, indem er Gott nach einer gesunden Stelle verlangen läßt, um die Krankheit in den kranken Gliedern zu schlagen. (Kap. 1, 5.) Soll nämlich die im Organismus verbreitete übelthätige Aktion (d. h. hier die Sündenmacht) bekämpft und zum Weichen gebracht werden, so muß die gute Aktion irgendwo in diesem Organismus Besitz nehmen, was also nur ein noch nicht angegriffener Teil (ein schuldloser) sein und was nicht geschehen kann, ohne daß dieses Organ an dem Konflikt und also an dem Leiden teilnimmt. Wo also noch gar kein Gesundes als Basis besteht, wie in der ganz sündigen Menschheit, da muß eine solche erst erweckt werden. — Christus mußte also erst Mensch werden, der einzig Gesunde im ganz durch und durch kranken Organismus der Menschheit, um dann überleitend die ganze Sündenkrankheit in sich zusammenzuziehen und so die Macht der Sünde durch seine Selbstopferung in sich zu brechen und „der Schlange den Kopf zu zertreten". Erst „nachdem dieser Schlange Haupt im Menschen zertreten ward, vermag jeder in der Kraft des siegreichen Hauptes (Christi) den Kampf mit dem einzelnen Glied dieser Schlange in sich gleichfalls siegreich zu bestehen".

ciens im Gegensatz zu dem verkehrten Sinn, der ihn als „von Gott geschlagen" (um eigner Schuld willen) betrachtet. Bei „unsere" darf auch wieder nicht nur an die Sünde seiner Mörder gedacht werden, sondern vermittelst der auf ihn gelegten, aus der Sünde stammenden Krankheiten der Menschheit haben diese sämtlichen und mannigfaltigen Sünden der Menschheit ihm sein Leiden verursacht. Es ist also auch nicht zu übersetzen „wegen" unserer Sünden, sondern zunächst als oppositum zu dem „von Gott", wo sich kein wegen substituieren läßt. Reichel: „Wir denken, der liebe Gott hat ihn geschlagen, — nein, unsre Sünden haben's gethan." Er übersetzt ganz unbefangen auch: er ist der von unsern Sünden Verwundete.

Wir kommen nun an das schwierige Wort מוסר, das Luther mit Strafe übersetzt hat, und haben nun zu fragen: Was ist hierunter zu verstehen? Man darf dabei nicht von voreingenommener Dogmatik sich beeinflussen lassen. Hier gilt, wie Stier sagt, keine kopfbrechende, mit Begriffen oder Ideen, Abstraktionen, Konsequenzen oder Axiomen unseres Denkens arbeitende Spekulation, sondern die heilige Schrift in ihrem Sprach- und Denkgebrauch ist unser Wörterbuch, Sprachkunst, spekulativer Kodex. Hier darf nicht Schul- oder Kirchen-Lehre hineingelesen werden, sondern der Text allein mit seinen Worten, die aus übriger Schrift zu verstehen sind, hat das Wort, uns zu lehren immer von neuem. Heißt nun מוסר Strafe? Recht verstanden allerdings, wofür Hos. 5, 2 genannt sei, und daß hier insonderheit ein aufgelegtes Übel und zwar ein sehr schmerzliches gemeint sein muß, beweiset sich in dem parallelen חבורה und in dem עליו. Also von einer „Unterweisung" kann hier nicht die Rede sein, sondern es ist von einer Züchtigung, die Wunden macht, die Rede. Die Ausdrücke יסר und מוסר und was noch dazu gehört, umfassen mancherlei, von der gelindesten Überführung und Zurechtweisung mit Worten bis zur schmerzlichsten Züchtigung, eben wie Luther im alten Sprachgebrauch noch strafen und Strafe sagt. Um das Wort wollen wir nicht rechten, aber den biblischen Begriff desselben desto klarer bestimmen. Von einem sogenannten Abstrafen an sich, d. h. Anthun von vergeltendem Schmerz oder Verderben ut juri satisfiat, ist bei diesen Worten durchaus nie die Rede. Wenn sonst in den anderen Schriftausdrücken für Strafen die Grundbedeutung das Gleich- und Geradeмachen des entstandenen Unrechts bleibt, so läßt sich nicht leugnen, daß bei יסר dazu die Liebesabsicht, Besserung an dem Gezüchtigten zu schaffen, mitgedacht ist. Will man lernen, was hier das fragliche Wort bedeutet, so muß man die Sprüche Salomos gründlich studieren, vgl. Spr. 3, 11 u. 12; 13, 18. 24; auch Hiob 5, 17 u. 18; Jer. 30, 14 vergl. mit V. 7, V. 11—17 und Kap. 31, 18—22. Immer die Tendenz auf Zurechtbringung, Heilung des Gezüchtigten selbst, nichts vom bloßen exemplarischen Behaupten des Rechts am Verderben einer Person, zum Beweis für andre. — Von uns her freilich übertragen leidet dieser Gerechte Strafe, aber nicht, daß wir durch das Ansehen dieser Strafe ge-

schreckt, sondern daß wir in ihrer Gemeinschaft *geheilt* werden sollen. Hier gilt ja V. 5 als oppositum gegen den in V. 4 ausgedrückten *Wahn*, welcher in dem „geschlagen von Gott“ jenen abzuweisenden Strafbegriff festhielt. Hier ist schon durch das שלומנו die Besserungs- und Heilungsabsicht der *Strafe* bezeugt.

Der Ausdruck „Herstellzüchtigung“ beruht darauf, daß hier nicht bloß das Wort „Strafe“, sondern auch der ebenso biblisch-eigentümliche Ausdruck „Friede“ einer klaren Verdeutlichung bedarf. Das Wort שלום bedeutet hier so viel als reintegratio, Wiederherstellung der Ganzheit, also Herstellung der Heilung, Gesundheit, es ist etwas *an und in uns* Erwirktes, eine Realität in *einen* Begriff gefaßt. Wenn vorhin noch in dem מן die näher liegende causa efficiens ausgesprochen wurde, so tritt hier der Blick auf eine *höhere* causa efficiens über den Sündern hervor, die mit höherer Liebes-*Absicht* die Sünde ihn überfallen, an ihn anlaufen läßt, um gerade daraus Frieden, Heilung zu schaffen, — die, völlig im Gegensatz des bloßen Plagens, Strafens, vielmehr *für uns in Christo* das Sündenleiden in Wohlthat und Hilfe, die Krankheit selbst in Arznei verwandelt. Die zwei Worte fallen daher hier in einen Begriff zusammen, wie es die Übersetzung auszudrücken sucht, es ist die Wiederherstellungszucht, das Wiedergeburtsleiden der Menschheit (Joh. 16, 21), das hier gemeint ist. In dem doppelten Wechsel der opposita: unser — auf ihm, dann wieder: in *seiner* Beule Geheiltes *für uns*, bezeichnet sich die wunderbare Übertragung (derivatio), welche das Zentrum des Erlösungsrates bildet, nicht als juristisch widersinnige permutatio personarum, sondern als Einheit des Lebens, wonach unsere Not die seine, sein Heil das unsere wird. Nicht bloß *sein* die Strafe, *uns* der Frieden, — sondern *sein* auch schon zuerst der Friede und *unser auch* noch durch lebendiges Eingepflanztwerden in ihn (Röm. 6) die Strafe, woraus dann auch uns der Friede, die Wiederherstellung, quillt.

Wichtig ist noch der letzte Satz im 5. Vers. ובחברתו נרפא־לנו „In seiner Beule Heilung für uns.“ Das Wort חבור bedeutet den Ort, Schwiele, wo Blut und Eiter sich sammelt, um dann sich aufzuthun, auszueitern und auszubluten. Vrgl. Spr. 20, 30. Das Wort steht nicht im plur., wie Luther übersetzt hat: durch seine Wunden, sondern im sing.: in seiner Wunde oder Beule. Dieser sing. entspricht der *einen Krankheit* in V. 4, und zeigt die der Krankheit entsprechende Hilfe in ihrer Einheit, nach welcher das in Vereiterung übergehende gesunde Organ des Menschheitsleibes die Genesung schafft. Wenn auch sonst nach gemeiner Weise es unmöglich ist, daß einer durch die Wunden eines andern heil werden kann, so hat Gott hier das Unmögliche möglich gemacht, und zwar nicht durch eine willkürliche Machtwirkung, sondern die Heilung wird ermöglicht einerseits durch die Gemeinschaft mit unserer Krankheit, in welche der Erlöser zuvor wahrhaftig einging bei der Fleischwerdung. In ihr hat Gottes Machtarm selbst die Naturordnung des Geschaffenen respektiert und einen gemein-

samen Leib Christi mit uns nun in das Alte hineingeschaffen. Siehe Ebr. 10, 5; 2, 14. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß das נִרְפָּא־לָנוּ nicht heißt: *sind wir geheilet*, sondern: ist Heilung (bereit) für uns! d. h. also mit Rücksicht auf V. 1, wo der *Glaube* sich zwischen den Kranken und die Heilsbotschaft einschiebt: Die Arznei ist da für alle, es ist für die ganze Menschheit in diesem andern Adam etwas gewonnen. Die Krankheit ist an ihm zur Arznei geworden, hat an ihm sich für uns zur Heilung umgewandt. Und das alles, weil dieser Eine für alle nicht bloß wahrhaftiger Mensch ist, sondern in der neuen Kraft und Natur von oben ein göttlicher Sproß. In diesem Vers ist deutlich von Christi Versöhnungstod die Rede, wie er stellvertretend versöhnet, d. h. das Leiden als für uns übernommen heilet. Aber man trage keine falsche Dogmatik in diese Stelle. Es ist hier nicht die Rede von einer **Zorn**strafe des Vaters über die Person des Sohnes.*)

Es ist auch nicht die Rede von einem solchen Frieden *mit Gott*, welcher dessen Feindlichkeit gegen uns voraussetzte; die Schrift weiß davon nur das Gegenteil (Joh. 3, 16; Röm. 5, 8. 10; 2 Kor. 5, 19 u. 20). Endlich ist nicht von einer bloßen Zurechnung die Rede, daß er für sich bliebe und wir desgleichen; sondern von einem realen Erfolg, welcher sich ergiebt aus der realen Gemeinschaft mit ihm; gemäß welcher wir in die Gemeinschaft seiner Leiden und seines Todes, wie seines Lebens einverpflanzt werden (Röm. 6).

Vers 6. Wir alle — wie die Schafe irrten wir, ein jeglicher zu seinem Weg uns wandten wir, da ließ der Herr sich stoßen an ihm die Missethat unser aller!

„Wir alle" — Israel hier zuerst, aber in Zusammenfassung mit der ganzen *natürlichen* Menschheit. Der Artikel zeigt die den Schafen so allgemeine und natürliche Art des Irrens an; Irren ist gelindere Bezeichnung für die Verkehrtheit oder Missethat. Hirtenlos, hilflos, sind die irrenden Schafe allen Gefahren ausgesetzt; das *Elend* der irrenden Schafe wird also hier bezeichnet. Obgleich diese Schafe wohl wenigstens wissen, *daß* sie übertreten, so sieht doch die *Gnade* ihren Zustand noch freundlich als *Irrtum*, Elend, *Krankheit* an. Der im Irrtum verschuldete selbsterwählte Weg ist ein falscher, dem Verderben preisgebender, wie beim hirtenlosen Schafe, das teils nur sinnlich der Weide vor der Nase nachgehet, teils seinem dummen vorwitzigen Gelüsten folgt. Bei dem „Weg" ist zu denken an die Lebens-

*) „Daß die Apostel göttlichen *Zornes* gegen den Versöhner niemals Erwähnung thun, wird begründet sein in ihrem Gefühle, daß das Zürnen ein *Entrüstetsein* bedeute, von Entrüstetsein des heiligen Gottes aber gegen den heil. Jesum nie und nimmer die Rede sein könne. Man dürfte wohl sagen, dieses Schweigen der Apostel gehöre zu den Erweisen der apostolischen Inspiration, das Reden auch hoch achtbarer Theologen von Jesu Tragen des göttl. Zorns zu den Erweisen, wie tief die Theologen unter den Aposteln stehen. Die Strafe kann mit den Schuldigen auch Unschuldige treffen, die Entrüstung kann nur gegen die Schuldigen gerichtet sein. Eines Mörders unschuldige Kinder müssen nach Gottes Weltordnung einen Teil der Strafe ihres Vaters mittragen; daß Gott wider sie entrüstet sei, wird kein Verständiger über die Lippen bringen. Und nun vollends eine Entrüstung des Vaters gegen den Sohn, der im Gehorsam gegen den Vater den bitteren Kelch trinkt! Eine Entrüstung wegen der That der Heiligung seiner selbst (Joh. 17, 19)! Wegen der That, welche der Vater sofort mit der Erhöhung vergilt (Phil. 2, 9 ff.)! Nicht bloß die wissenschaftliche, auch die erbauliche Sprache sollte sich endlich lossagen von solcher Ungebühr, welche bei den Denkenden, und zwar schriftmäßig Denkenden, das Gegenteil der Erbauung wirkt."
(Geß, Dogma von Christi Person und Werk.)

und Handlungsweise in religiöser Beziehung, sittliches Verhalten in Recht oder Unrecht; daher fast s. v. a. Religion. Theodoret erinnert hier an die mancherlei τρόπους τῆς πλάνης (Wege des Irrtums) und die verschiedenen εἴδωλα (Götzen) der Völker. „Jeder sah nur auf seinen Weg," in unserer Thorheit und unserem Eigenwillen waren wir auf nichts weniger bedacht, als auf Hilfe, oder daß solch ein Heil uns bereitet sei.

Hier setzt nun der gewaltige Kontrast ein: „Aber Jehovah!" Bei uns allen, von uns aus das Irren und das Beharren auf dem ergriffenen falschen Weg, — was eben in פנינו zusammengefaßt ist — von dem Herrn das Aufhalten, Hemmen, Helfen! עון כלנו ist wieder dasselbe thatsächliche Irren, nun in seiner Sündlichkeit, als wirkende, — das Leiden verursachende—Realität. הפגיע בו Gott ließ es an ihn stoßen, um an ihm sich zu brechen. (Man denke an irgend einen Anstoß auf abschüssiger Bahn, der noch einen Halt bieten mag vor gänzlichem Verderben.) Berleburg. Bib. „ließ auf ihn anlaufen". Und was ist der Sinn? Zuerst: Unser Sündigen läuft von außen an ihn an, indem es ihn schlägt, verwundet; sodann: Die Missethat aller, die ganze Menschheitssünde kommt über ihn auch von innen, lag auf ihm wie eine persönliche Schuld; er, der als Glied und Haupt der Menschheit eintritt in die innerste Gemeinschaft mit ihr und dabei doch als heiliger Gottmensch außer und über ihr bleibt, er ist von Gott zur Sünde gemacht (2 Kor. 5, 21). Aber so schwer auch der Sündenfluch und das Verderben auf ihm lastet, so ist's doch etwas ihm Fremdes, das auf ihn anläuft. — So wird also Christus hier zum Mittelsmann und Wegvertreter, der dem ins Verderben rennenden Sünder in den Weg tritt, die Sünde an sich an- und abprallen läßt, um ihre Macht zu brechen. So wird er ferner zum Zentralpunkt neuer Vereinigung für die bisher Zerstreuten, jetzt Umgewandten, indem nun alle zu seinem rettenden, segnenden Kreuze sich wenden. Der Sammler und Vorgänger wird so zum Hirten der gesammelten Schafe. (Siehe Jes. 11, 10—12.)

Vers 7. Bedrängt ward er und er ließ sich quälen und that nicht auf seinen Mund wie das Lamm, das zum Schlachten geführt wird, und wie ein Mutterschaf vor seinen Scherer verstummt, — so that er nicht auf seinen Mund! Vom Ratschluß der Hilfe wird hier nochmals zur Schilderung des geduldigen Leidens bis zu Tod und Grab fortgeschritten. נגש hat hier die gewöhnliche, häufige Bedeutung tyrannischen, gewaltthätigen Drängens, „er ist von Menschen übel mitgenommen, gröblich mißhandelt worden". נענה niphal tolerativum sich etwas anthun lassen: er litt geduldig, oder ließ sich quälen.

Den Mund nicht aufthun: Sprichwort für geduldige Hinnahme des Leidens. Christus that ihn freilich auf zum Zeugnis, Predigt, Gebet, sogar Tröstung anderer noch im eigenen Leid, endlich im Angstgeschrei und Bekenntnis der Not vor dem Siegesruf. Aber das alles besteht wohl neben diesem „er that seinen Mund nicht auf", das hier in

dem speziellen Sinn des Murrens steht. Jeder Hiob sonst unter Menschen murrt und versündigt sich mit seinen Lippen, wenn es härter an ihn kommt — er nicht! Jeder unschuldig Leidende beschwert sich, protestiert, um sich zu helfen, wenn es in die Tiefe des Leidens geht,— er nicht! In dem Lamme erscheint das sanfteste Tier als Bild für den duldenden Menschen.—Gerade weil das mitissimum animal (sanfteste Tier) die Geduld und den Gehorsam, worin allein die Seele des wesentlichen Opfers besteht, uns vor- und abbilden konnte, war es zum Hauptopfertier im mosaischen Gesetz erwählt. „Wie das Lamm," nämlich das zum Opfer bestimmte Lamm.

Scheren ist hier Plündern, Ausziehen bis aufs letzte; darüber hinaus geht aber schon voran der erste Wink auf das wirkliche Sterben des Zukünftigen in טבח, das hier gebraucht wird im Unterschied von זבח, das sonst für Schlachten beim Opfer gebräuchlich ist; es wird das grausame Schlachten des Schafes von seiten der Ungerechten damit hervorgehoben. Und mit dem Schluß des Verses wird nochmals die vollkommene Sanftmut und Geduld als der Hauptgedanke dieses Verses betont.

V. 8. Aus Bedrängnis und aus Gericht wird er entrückt, und sein Geschlecht — wer bedenkt es? Denn weggerissen ist er aus dem Lande der Lebendigen, durch Missethat meines Volks — Plage für sie!

Ein gewaltsamer Tod war das Ziel der Leiden, die er um der Sünden des Volks willen übernommen und durch Sünde des Volks erfuhr. Dabei ist aber nicht zu übersehen, daß der Hauptgedanke hier schon ist: Der Übergang und Durchgang vom gewaltsamen, schmerzlichen Tode zur Bergung bei Gott und der uns allen dann zu gute kommenden Erlösung. לקח dem Leiden entrückt, entnommen durch die rettende Hinübernahme zu Gott; ähnlich unserem: „ausgelitten, überstanden" bei einem schmerzensreichen Dulder. עצר Bedrängnis, Luther: Angst.

משפט ist zunächst allerdings das ungerechte menschliche Gerichtsurteil; sodann aber ist zu beachten, daß doch hier zugleich eine Hindeutung gegeben ist auf den ganzen vorher verkündigten, geheimnisvoll rechtlichen Ratschluß der Übertragung von uns auf ihn, insofern bei der medice vermittelten Heilung wirklich ein Richten der Sünde mit hereinspielt. (Siehe Jes. 1, 27; 49, 24 u. 25.) Dies gerechte Gericht Gottes, dieser göttliche Urteilsspruch über den Unschuldig-Schuldigen stellt sich dar im Spruche der argen Richter, welcher nur deshalb durch Erfolg ratifiziert wird. So nun von dem „Gericht" zurücksehend auf das erste Wort עצר bekommen wir auch dafür neuen Aufschluß: Es ist nicht bloß Bedrängnis von außen, sondern auch Angst der dies Gericht anerkennenden Seele von innen, und vom Aushelfen daraus redet auch Ebr. 5, 7.

Das לקח bedeutet also hier das erlösende, helfende Eingreifen Gottes, der seinen Knecht aus Bedrängnis und Qual zu sich entrückte, hinwegnahm. Die Erhöhung zu Gott wird hier als entrückende, recht-

fertigende, dem Leiden im Tode ein Ziel setzende Erlösung vorgedeutet: Der Vater nimmt (vor der natürlichen Zeit, darum gebeten) den Geist vom Kreuze weg zu sich, nicht der Tod, oder der Todesfürst und nicht die Menschen. Es ist hier mitten im Schmerz über die Martern des schuldlosen Knechts eine tröstliche Vorbedeutung gegeben in dem Blick auf die Erlösung.

Schwierig und viel umstritten ist der nun folgende Satz, den Luther übersetzte: „wer will aber seines Lebens Länge ausreden." Oben ist er übersetzt: „und sein Geschlecht — wer bedenkt es?" Alles kommt vor allem darauf an, welchen Sinn hier das Wort דור hat, das die LXX mit γεννεά übersetzten. Lebensdauer und Lebenslänge kann es nicht bedeuten.

Das Wort kann hier im dreifachen Sinn gedeutet werden:

1. Als Subjekt zu dem verbum mit der Bedeutung: γεννεά = generatio, Zeitgenossen, wer seiner Zeitgenossen bedenkt, erwägt, versteht seines Todes Bedeutung, Frucht, die dahinter liegende Rettung? Dazu paßt dann, daß gerade nachher dieselben Zeitgenossen als die Lebenden genannt werden.

2. Als Objekt zu dem verbum mit der Bedeutung: Zelt oder Wohnung, Wohnort (Ps. 49, 20 = Wohnung ihrer Väter im Totenreich): Sinn „und den Ort seines Bleibens oder seiner Entrückung — wer kennt oder bedenkt ihn." So ließe sich das Wort mit dem: „Weggenommen" in Verbindung bringen: Er ist weggenommen, aber wer bedenkt es wohin?

Man sagt bloß „aus dem Lande der Lebendigen hinweg" — aber seine Wohnung ist nun im Himmel, bei seinem Gott! — wer aber bedenkt das?

3. Endlich bedeutet das Wort דור auch öfters so viel als „Nachkommenschaft"; und in diesem Sinn ist das γεννεά der LXX ohne Zweifel gemeint. Es wäre also hier ein Vorblick auf das, was in V. 10 noch deutlicher ausgesprochen ist.

Stier hält als ersten Hauptsinn an der ersten Bedeutung fest, nimmt aber an, daß gerade in diesem Kapitel die Wahl der Wörter absichtlich so getroffen ist, um mehrfachen prophetischen Doppelsinn zu ergeben, wobei jeder neu erkannte Sinn wieder eine neue wichtige Wahrheit andeutet. Der hier eintretende Vorblick in die Erlösung aus dem Leiden paßt ganz in die prophetische Rede, die von dem alles begleitenden Bewußtsein des Sieges und der Tendenz zur Erhöhung ja schon von 52, 13 her durchdrungen ist.

Man verstehe nur, wie des Zukünftigen Sterben hier geschildert wird: wie er durch die geduldig erlittene Marter zur nicht verstandenen Wegnahme (Rettung, Erhebung in neue Lebensfortdauer) gelangt — und man wird weder das לֻקָּח, noch hernach (V. 9) das die Unschuld bezeugende Grab bei dem Reichen, noch in der Mitte den geheimen Untersinn, die positive Wahrheit hinter der Verneinung und Verkennung unpassend oder vorgreifend finden.

Für alles nun, was nach der bisherigen Entwicklung die erste Hälfte von V. 8 bis zum Athnach sagt, folgt in der zweiten Hälfte die Begründung, wenn wir sie verstehen: „Denn er stirbt so, daß es zur Sühnung und zum Heil gereicht für dieselbe Missethat, die es ihm anthut."

נִגְזַר abgeschnitten, ausgeschlossen, weggerissen, — es ist Gottes, durch Menschenhand ausgeführter Ratschluß. מִפֶּשַׁע sing., der eine große Abfall, der hier zur summarischen, höchsten und letzten Verwerfung Gottes in seinem Knechte sich steigert und darin sich offenbart, ist hier die causa efficiens (bewirkende Ursache) seines Leidens. עַמִּי „meines Volks" hier sehr auffallend; wer ist hier das redende subj.? Gott oder der Prophet. Für das erstere scheint עַבְדִּי („mein Knecht") in V. 11 zu sprechen; dort tritt also der Herr redend ein. Dagegen steht vorher in V. 10 der Herr noch zweimal in der dritten Person; die Schlußrede Gottes fällt also erst mit V. 11 wieder ein. Daher liegt es näher, den Propheten als das redende Subjekt von עַמִּי (mein Volk) zu fassen. Es ist der weissagende Prophet, der hier es beklagt, daß sein Volk, Israel, es ist, das diesen Frevel der Verwerfung begeht. Gerade „mein Volk" das des Propheten und Zeugen, das Volk Gottes, ist es von den Sündern allen, durch und um dessen Sünde willen der Heilige leidet und stirbt!

Die zwei letzten Worte נֶגַע לָמוֹ sind abermals eine rechte crux interpretum (Kreuz der Ausleger).*) Schon die alten Übersetzungen der LXX und Vulg. nehmen das letzte Wort לָמוֹ (lamo) für ein suff. sing. Jene übersetzen in ihrer Not: ἤχθη εἰς θάνατον, Vulg.: percussi eum. Und so haben viele übersetzt als ob לוֹ (lo) statt לָמוֹ (lamo) stünde. Das ἤχθη εἰς θανατον der LXX beruht auf einer Konjektur, welche לַמּוֹת (la moth=zum Tode) setzte. Es ist durchaus gegen die Etymologie, das bestrittene Wort als Singularform zu betrachten, es ist und bleibt eine Pluralform und muß heißen: für sie. Jetzt aber, wenn das zugestanden wird, auf wen ist das Wort zu beziehen? Im dogmatischen Interesse, das diese ganze Weissagung nur vom Volk Israel als kollektivischem Knechte des Herrn verstehen will, und nichts wissen will von der Beziehung auf Christum, hat man eben diese Pluralform auf den עֶבֶד (Knecht) bezogen und daraus die kollektive Bedeutung des Knechts gefolgert. — Daß aber der Knecht kein Kollektivum, sondern eine Einzelperson ist, wissen wir noch gewisser als daß dieses lamo keine

*) Es ist fast nicht möglich, solchen, die der hebräischen Sprache nicht kundig sind, auch nur annähernd einen Begriff zu geben davon, welche Schwierigkeit die richtige Übersetzung gerade dieses Kapitels bietet. Die zum Teil doppelsinnigen, zum Teil altertümlich-ungewöhnlichen Worte und Wortformen, der rhetorische Wechsel der Personen, das verschiedene subjektive Interesse teils des jüdischen Unglaubens an Christum, teils rationalistischen Strebens christlicher Interpreten, die Weissagung zu entleeren, teils der voreingenommenen Dogmatik, die hier ihre dicta probantia (Beweisstellen) zu finden sucht, das alles trifft hier zusammen und hilft mit dazu, eine vorurteilsfreie Entzifferung der geheimnisvollen, schwierigen Worte des Propheten zu erschweren. Unsere Arbeit kann sich nicht darauf einlassen, den Kampf der verschiedenen Exegeten um die einzelnen Worte und Wortformen darzustellen. Das muß dem, der dafür sich interessiert, überlassen bleiben, sich darüber in ausführlichen Komentaren belehren zu lassen. Wir haben lediglich das praktische Interesse der im Amt stehenden Geistlichen im Auge, die für die Passionszeit mit der Perle der Weissagungen sich beschäftigen und doch sich nicht hindurchwinden wollen oder können durch alle die Kämpfe der streitenden Theologen. Wir folgen dabei, wie oben gesagt, dem bewährten Führer Stier, der selbst eine hebräische Grammatik und eine revidierte Bibel herausgegeben hat und der sonst von voreingenommener Dogmatik sich frei zu machen suchte und doch so entschieden bibelgläubig ist wie irgend ein Theologe unserer Zeit.

Singular-, sondern eine Pluralform ist. Wie ist nun auszulegen, wenn lamo nicht auf den leidenden Knecht, sondern auf die das Leiden verursachenden Sünder zu beziehen ist? Man schlägt vor: Das wird (aber) ihnen (dem Volke nämlich) zur Strafe gereichen, zur Plage ausschlagen! So namentlich Cocc.: daß hier Christi Verwerfung als Ursache des Untergangs der Juden bezeichnet sei. Allein der Vordersatz מִפֶּשַׁע עַמִּי (mippescha ammi, von der Missethat meines Volks) erfordert einen anderen Nachsatz als Schluß. Auch ist im ganzen Kapitel von Heil und Frieden aus Christi Leiden die Rede, nicht von rächender Strafe. Andere lassen das נֶגַע (nega) — wie es sein soll, dem Knechte Gottes gelten, und ergänzen zu dem lamo ein אֲשֶׁר (ascher): „Plage, welche ihnen gebührt hätte." Stier dazu: „Wir gestehen, auch diese Ellipse nicht bloß hart und undeutlich zu finden, sondern das Zurechnen und Stellvertreten so lange zu perhorrescieren, bis klarerer Text es beweise!" Wie nun?

Das Wort נֶגַע (nega) sieht zurück auf נָגוּעַ (nagua) in V. 4 dort: ein „Geplagter", hier ein abstraktes Nomen für das Konkretum. Und zwar ist dieses nega hier die zusammenfassende und gleichklingende Form zu pescha und ist um des Gleichklangs willen wohl so gewählt: Unser pescha (Missethat) verursacht oder wird sein nega (Plage), er ist ganz Plage. Und lamo für sie, wie in V. 5 das לָנוּ (lanu für uns) am Schluß. „Durch die Missethat meines Volks wird er ganz zur Plage für sie," d. h. für dasselbe Volk, durch dessen Missethat er stirbt. So wendet Gottes Rat das böse Thun zum heilsamen Erfolge für die Sünder.

V. 9. Und man gab bei Gottlosen sein Begräbnis, und bei dem Reichen — nach seinem Sterben: weil nicht Frevel er gethan hat und kein Trug in seinem Munde. Dieser Vers bietet neue sprachliche Schwierigkeiten, schon gleich das erste Wort: וַיִּתֵּן (wa jithen „und er gab"). Das Wort kann mancherlei heißen: machen, übergeben, erlauben, allenfalls auch bestimmen (doch letzteres nicht streng zu beweisen). Aber wer ist Subjekt des Wortes: „er gab"? Es wurden auch hier viele künstliche Auswege gesucht, die wir übergehen. Der einfachste Ausweg ist statt „er" „man" zu übersetzen. Aber neue Schwierigkeit entsteht durch das אֶת־רְשָׁעִים (eth-reschaim den Gottlosen). Es fragt sich, ist das der accus. zu dem praed. jithen? So wollten manche verstehen: Christus habe unsre Sünden in sein Grab gelegt, sie mitbegraben! — Allein das bringt Ungehöriges hier herein. Es bleibt nach allen Versuchen nur das Unpersönliche „man" und dann ist das eth für cum („mit") zu fassen, so daß es dann heißt: „man gab mit Gottlosen" der weissagend schauende Bericht von dem, was mit dem Knechte des Herrn geschehen soll — nach der Absicht der Menschen — heißt: er wird mit den Gottlosen (den zum Tode verdammten Mitgehängten) begraben! Dem Gerichteten will man auch ein schimpfliches Grab geben mit den Übelthätern, die mit ihm abgethan wurden. Ob es nun wirklich dazu kommt, muß das Folgende lehren, im Lichte der Erfüllung gelesen.

Wir sind aber noch nicht aus der Exegetennot draußen; denn das במתיו (bamathaw) ist neues Streitobjekt bezüglich seiner Ableitung und Bedeutung. Man will es von במה (bamah, Grabhügel) ableiten und als Parallele zu קברו (qibro, sein Grab, Begräbnis) fassen, und nimmt dann auch עשיר (aschir-Reicher) für gleichbedeutend mit Gottloser.

Am einfachsten löst sich der schwierige Satz auf, wenn wir ihn als Gegensatz zur ersten Vershälfte fassen: man gab, wollte geben — sein Grab bei Gottlosen — aber, der Erfolg zeigt ein anderes: bei einem Reichen war er in seinem Tode! Oder wenn man will: bei einem Reichen war sein Grabhügel! Zu bedauern ist die beim Nachsatz das Richtige fühlende Übersetzung Luthers, die für die Erfüllung umgekehrt werden muß, also nicht: er ist begraben, sondern man wollte ihn begraben, — aber mit oder bei einem Reichen war er in (oder nach) seinem Tode (im Todeszustand). Die thatsächliche Erfüllung, nach welcher Christus sein Grab bei dem reichen, aber frommen Manne, Joseph von Arimathia, bekam, giebt dem einfältigen Glauben das beste Licht zum richtigen Verständnis der durch die Verkehrtheit des Unglaubens getrübten und verworrenen Stelle, und widerlegt zugleich die verkehrten Deutungen. Der Schluß des Verses giebt dann die Begründung, warum es solche Wendung mit dem Knechte nehmen mußte, das על (al) nicht: wiewohl, sondern weil, darum daß. Und zwar paßt es auf beide Vershälften; zuerst: sie wollten ihn schimpflich begraben — ironisch (klagend wie bei Hiob): weil er unschuldig war! oder auch: weil er nicht mit ihnen sündigen wollte; sodann: es mußte dennoch anders kommen, weil er in Wahrheit ohne Sünde war. Das unerwartet gefügte Begräbnis Christi, das anhob, ihn dem Schimpf zu entnehmen (und das לקח — luqach zu zeigen begann V. 8), war neben den vielen unverhinderlichen Unschuldszeugnissen, welche die Passionsgeschichte bringt, offiziell das größte, zuletzt schon der nächste Übergang in die verherrlichende Auferstehung. Denn weil Pilatus um des Gekreuzigten Unschuld wußte, dieselbe mit wieder aufwachendem Gewissen bezeugen wollte, gab er die Erlaubnis zur Ausnahme, den Feinden Jesu zum Trotz. Weder böse That, noch böses, sündiges Wort — das die zwei Seiten aller Sünden — ist bei ihm erfunden. Zugleich Steigerung zur Vollkommenheit.

V. 10. „Und der Herr hat Wohlgefallen an seinem Zerschlagen, er macht (ihm) die Schmerzen; wenn das Schuldopfer gebracht hat seine Seele, soll Samen er schauen, lange leben, und das Wohlgefallen des Herrn durch seine Hand glücklich fortgehen."

Von jetzt ab nicht mehr die Schilderung des ganzen Ganges durch die Niedrigkeit, welcher mit Schmachtod, aber schon eingreifend ehrenvollem Grabe schloß —, es tritt vielmehr an die Stelle fortführend ein prophetischer Aufschluß über den ganzen gnädigen Heils- und Erlösungsplan Gottes (חפץ יהוה) in diesem seinem Knechte: wie er durch Auferstehung zur Erhöhung führend offenbar wird!

Ausdrücklich genannt war Grab und wirklicher Tod, jedoch die Auferstehung wird mehr andeutend umschrieben — freilich sehr hell und entscheidend, indem nun Jehovah mächtig dreinsehend nach zuvor versehenem Rat als die oberste causa efficiens (bewirkende Ursache) hervortritt. Dieser ganze nun sich entfaltende Aufschluß ist wie herausgenommen aus dem oben V. 5 schon hingestellten „Wiedergeburtsleiden" (s. o.). Das ist nun ein neuer Aufschluß von Gott durch des Propheten Mund auf die — in Gedanken — sich dazwischen schiebende Frage: Warum wollte Gott ihn leiden lassen? Auf diese implicite hinzutretende Frage verweist der Prophet auf den göttlichen Ratschluß der Erlösung, das zerschlagende Leiden Christi wird hier zum Sünd- und Schuldopfer (אָשָׁם ascham), das in dem göttlichen Liebeswillen von Ewigkeit her schon beschlossen war. Bei dem דכאו dako (—seinem Zerschlagen) denke man zuvor noch einmal hinzu: durch die Sünder, durch ihre oder unsere Sünden —, dann erst folgt stärker החלי hecheli (=er macht (ihm) Schmerzen). Jehovah selbst hat ihn wund oder krank gemacht, ihm die Leiden und Schmerzen bereitet. Suppliere in Gedanken: Ja man kann im Sinne des göttlichen Ratschlusses sagen: Der Herr hat's gethan! Die beiden Worte stehen unverbunden emphatisch nebeneinander, und so muß auch die Übersetzung diesen Nachdruck ohne Verbindung hervorheben.

Rhetorisch ist V. 10 noch als Rede des Propheten zu betrachten, der hier den göttlichen Ratschluß enthüllt und mit V. 10b diesen Ratschluß wie ein bedingendes Dekret hinstellt. Erst im 11. V. geht die Diktion auch in direkte Rede Gottes über, die dann bestätigend einfällt und fortführt. Doch ist in dem אם־תשים אשם נפשו (im thasim ascham naphscho = wenn hingelegt hat das Schuldopfer seine Seele) nicht bloß die Verkündigung eines göttlichen Dekrets enthalten, sondern zugleich die Bestimmung des Sohnes für die freiwillige Opferung. Das verb תשים (thasim, hingelegt hat) wird hier als 3. pers. fem. gefaßt, wie die Übersetzung zeigt, und dazu ist נפשו (naphscho, seine Seele) als subj. und nomin. zu fassen; אשם (ascham, Schuldopfer) ist das object. Da aber das verb ein doppeltes obj. fordert, so ist dabei zu denken, daß eben seine Seele selbst das Schuldopfer ist, d. h. er ist Priester und Opfer zugleich, sacrificator und sacrificium in einem. Diese Einheit von beiden ist hier kurz zusammengefaßt: Eben das sich selbst in den Tod gebende Leben ist in sich selbst schon das Opfer, das zu bringen war. Und in der noch zweimaligen Wiederholung von נפשו (naphscho, seine Seele) in V. 11 und 12 ist zugleich hervorgehoben, daß eben das menschlich-persönliche, natürliche Seelenleben, die ψυχή gerade das Subjekt und Objekt, das Gebiet sozusagen seines Leidens, Kämpfens, Arbeitens, Opferns und Sterbens ist, wohin Matth. 20, 28 und 26, 38 u. 41 in seinem tieferen Verständnisse gehört.

אשם (ascham) ist stehender Ausdruck für Schuldopfer im Gegensatz zum Sündopfer. Über den Unterschied dieser beiden Opfer möchte zu sagen sein, daß beim Schuldopfer der Begriff der Er-

stattung, Ergänzung, — Schadenersatz —, Abfindung hereinspielt. Hier wäre an die Sühne des Rechts- und Treubruches der Menschheit Gott gegenüber zu denken, an das Erstatten der höheren ethischen Schuld, die freiwillige, völlige Heiligung seiner selbst an Gott, wodurch die geschändete Ehre des heiligen Gottes wieder geheiligt und hergestellt wurde. Indem er persönlich einging in unser Schuldbewußtsein, hat er, der einzig Heilige, sich faktisch mit als Sünder bekannt für seine Brüder, hat für sie die Sünde widerrufen als ein Majestätsverbrechen wider Gott und hat freiwillig eben das Leiden erduldet, das als Strafe auf dieses Verbrechen gesetzt war.

יראה זרע (jireh sera, er wird [seine Lust oder mit Lust] Samen sehen); der alttestamentliche Ausdruck für „Fortleben in Kindern", hier aber sehr bedeutungsvoll. Der Knecht des Herrn, der zum Anfang als zarter Schößling (V. 2) und Wurzelsproß bezeichnet war, bringt jetzt eine reiche, volle Nachkommenschaft. Es ist hier dasselbe, was in V. 8 Nebenbedeutung von דורו (doro, sein Geschlecht) war. Ein großes, ihm zugehöriges Geschlecht von gerecht und selig Gewordenen; der Begriff ist hier ethisch zu fassen und bezeichnet das durch gemeinsames Prinzip Zusammengeschlossene. Es ist der „Same" der uralten Verheißung an die Erzväter. Das alles aber nicht bloß eine Nachkommenschaft durch Zurechnung, sondern *sein eigenes Leben setzt und pflanzt* in ihnen sich fort, wie gleich das nachfolgende Wort sagt: יאריך ימים (ja arich jamim): er wird seine (Lebens-) Tage verlängern. Oet.: „Weil er sein Leben zum Schuldopfer gegeben, so sind alle diejenigen sein Same, in welchen er sein Leben fortsetzen kann" (siehe Joh. 12, 24; 14, 19). Es ist also hier die Rede vom Wiederaufleben aus dem Tod und von dem gerade aus dem Tode und durch den Tod ihm geborenen Samen, einer reichen Lebenssaat, die aus seinem Tode sprießt. — Zum Schluß noch einmal ein Ausblick auf den „*Erlösungsratschluß*" (wie wir חפץ chaphez hier wieder fassen), jetzt ist's ein Blick *vorwärts* in die glücklich ausführende Vollendung dieses Rats (siehe Ebr. 7, 24 u. 25; 10, 19 ff.).

V. 11. Aus der Arbeit seiner Seele wird er schauen, daran er satt werde; durch sein Erkennen macht gerecht der Gerechte, mein Knecht für die vielen, und ihre Sünden — er trägt sie (hinweg)!

מעמל me amal, aus der Arbeit (seiner Seele). Hier ist wieder emphatisch die *Zeitfolge* und *Kausalfolge* zusammengefaßt in dem מן (min, von oder aus). Wenn er selbst aus dem Leiden entrückt, befreit ist, schaut er die *Frucht* seiner Leiden, den *Lohn* seiner Arbeit, die er als *Knecht* Jehovahs verrichtet hat. Er wird den Gegenstand seiner Lust und Freude schauen, und das ist, daß er nun ein Volk gewinnt, das er selig machen kann. Das vollständige Genughaben und Sattwerden für die doch unendlich verlangende Liebe sagt hier etwas unausdenklich Großes. War V. 10 Todessaat und Lebensernte der Gegensatz, so ist in V. 11 Knechtsarbeit und Lohn; V. 12 Kampf und Siegesbeute der je sich entsprechende Gegensatz. בדעתו bedatho, durch

sein Erkennen, ist obj. pass. zu fassen. Wie sonst vom Erkennen Gottes geredet wird, so jetzt vom Erkennen des Knechtes, in welchem Gott selbst ist und wirkt. Daher ist das Wort aufzulösen: „Dadurch, daß wir ihn erkennen", nämlich als den Heiland, dadurch ist für ihn die Möglichkeit gegeben, daß er gerecht machen kann. Das entspricht seiner vermittelnden Stellung zwischen Gott und uns (siehe Joh. 17, 3). Es ist hier aber ein Verhältnis der Gegenseitigkeit (1 Kor. 8, 3; Gal. 4, 9), eine Erfahrungsgemeinschaft, wie sie schon 5 Mos. 34, 10; Hos. 2, 20 angedeutet ist; daher so viel als: „von ihm liebend erkannt, ihm vermählt, eingepflanzt." Den Knecht des Herrn für das erkennen, was er ist, das ist die Gerechtigkeit, die er uns Menschen giebt, indem er uns in seine Gemeinschaft versetzt.

Es ist also auch hier nicht von bloßer Gerechtsprechung im juridischen Sinne die Rede, sondern es liegt zugleich die Einpflanzung mit zu Grund; obgleich **für uns** das Gerechtwerden durch das gläubige Ergreifen initiativer Gerechtsprechung bedingt bleibt. Durch das צדיק (zadic, der Gerechte) voran wird hervorgehoben, daß dieser Knecht der absolut Gerechte ist, durch den allein das Gerechtmachen erfolgen kann.

לרבים (larrabim, für die vielen): er ist nicht nur Knecht des Herrn, sondern auch Knecht für die vielen, welche durch ihn zur Gerechtigkeit gelangen (Matth. 20, 28). Diese „Vielen" sind nicht mehr die πάντες V. 6, denn der Erfolg geht nur auf die vielen, denen es in Wahrheit zu gute kommt.

יסבל (jisbol, trägt er) als fut., bezieht sich auf den Stand der Erhöhung, in welchem er die Kraft und Frucht seiner Leiden fortwährend geltend macht. Das ἐφάπαξ gebrachte Opfer (Ebr. 7, 27; 9, 28 pp.) behält seine Gültigkeit, solange noch solche da sind, an welchen das „Gerechtmachen" noch nicht vollendet ist.

V. 12. „Darum will ich ihm zuteilen die vielen, und die Starken soll er sich zuteilen als Beute, dafür daß er ausgoß in den Tod seine Seele und zu Missethätern sich zählen ließ — also daß er die Sünde vieler wegnimmt und für die Übelthäter ins Mittel tritt."

Oet.: „Hier wird uns der ganze Christus als die einige Ursach der weitaussehendsten Folgen gleichsam auf einmal präsentiert." Die zuvor Feindlichen werden als erkämpfte Siegesbeute so gewonnen, daß sie nun Freunde werden; das ist der neue Gesichtspunkt, der hier auftritt; die Summierung des Ganzen. Dieser Knecht ist auch der wahre Josua (Kap. 52, 12), er wird aber nicht feindlichen Kananitern und Königen den Fuß nur auf den Nacken thun (Jos. 10, 24), sondern er wird die zum Lieben gewonnenen und umgewandelten Menschen, seine bisherigen Feinde, als Teil und Beute bekommen.

ברבים bar-rabim, Anteil, bestehend **in vielen**. Auch hier treten die vielen den „allen" im Kapitel, besonders V. 6, bedeutsam gegenüber; es sind die Seinigen im engeren Sinn, die sein Teil und Erbe werden. Vor ihm beugen sich Starke, Mächtige, Machthaber (siehe 52, 15, Könige), die er als Beute bekommt; man verstehe nicht bloß

Herrscher im natürlichen Sinn, sondern auch Herrscher im Reich des Geistes, starke Geister; auch an hartnäckige Missethäter, Helden in Bosheit und Widerstand wider die Gnade ist zu denken (siehe Saulus — Paulus).

תחת אשר thachath ascher, an die Stelle dafür, daß er ausgoß seine Seele in den Tod, zum vergütenden, überschwenglich lohnenden Austausch und Wechsel für seine Selbstopferung. Es ist hier an das freie aktive Ausgießen seines Blutes, an das aktive Sterben Jesu zu denken. Ebenso hat er frei es sich gefallen lassen, unter die Missethäter gerechnet zu werden; das niph. ist ein niph. tolerativum = er ließ sich unter sie rechnen; wie er ja Luk. 23, 32 als der dritte zu den zweien gezählt wird. Er selbst citiert Luk. 22, 37 mit hohem Ernste dies Wort als allgemein Umfassendes für das letzte seiner Leiden und schließt so die Reihe der neutestamentlichen Citate aus diesem Kapitel schon voraus.

Der neue Satz nach dem Athnach, die zwei letzten Glieder des Verses, sind nicht mehr als abhängig zu betrachten von dem „dafür daß" im Anfang des Verses. Die Übersetzung in der Vergangenheit ist hier zu verwerfen. Es ist vielmehr ein hinausschauender Ausblick in das ewig fortwirkende Hohepriestertum und Mittleramt Jesu Christi. Es heißt hier wieder beschränkend: die Sünden vieler, — nicht einfach „ihre Sünden"; und diese vielen sind nicht dieselben Missethäter, unter die er gezählt war, vielmehr zeigt die Erfüllung in den zweien zur Rechten und Linken die zwei Klassen aller: Gerettete und Verlorene. נשׂא nassa heißt hier vorherrschend „wegnehmen", während es V. 4 hieß: auf sich nehmen. Der Artikel bei dem zweiten פשׁעים (poscheim, Gottlosen, Übelthäter) scheidet die geretteten vielen sonderlich als gleiche Missethäter dennoch aus.

יפגיע (japhgia, intercediert er = tritt er ins Mittel) macht den schönsten und höchsten Abschluß des ganzen herrlichen Kapitels. — Es ist hier nicht zu denken an die am Kreuz einmal geschehene Fürbitte für seine Feinde; überhaupt nicht bloß an das Beten für die Übelthäter, sondern das neutestamentliche ἐντυγχάνειν (Röm. 8, 27 u. 34; Ebr. 7, 25, dem Sinne nach gehört auch 1 Joh. 2, 1 f. hierher), das einmal im Fleisch geschehene, vollbrachte Vermitteln, sich ins Mittel stellen, setzt sich nun fort in seiner Kraft und Wirkung, droben im Himmel bei Gott und unten auf Erden an den Herzen der Sünder.

Dies ist der erhabene und würdige Abschluß eines Weissagungskapitels, das keine Parallele hat im ganzen Bibelbuch.

Der Raum verbietet es uns, auch hier noch entsprechende Dispositionen anzufügen wie bei dem ersten Teil. Die Einteilung und Bearbeitung für die Predigt müssen wir deshalb dem einzelnen überlassen, der von dieser Exegese für die Passionszeit Gebrauch machen will.

Hs.

Setze du dein ganzes Vertrauen auf Gott. Er sei deine Furcht und deine Liebe. Er wird für dich stehen und antworten; er wird alles wohl machen, wie es für dich am besten ist.

Ein übel angebrachter Protest.

„Kirchen=Blatt“ No. 1 der luth. Jowa=Synode fühlt sich veranlaßt, gegen meine Darstellung der historischen Entwicklung der Union in Jahrgang 49 des „Friedensboten“ zu protestieren, sogar laut zu protestieren. Von dem lauten Protest war allerdings nichts zu hören, es war eben ein papierener Protest. Das nimmt der Sache von vornherein viel von ihrer Gefährlichkeit, und wenn man sich dann daran erinnert, daß schon das bloße Wort Union für gewisse Leute der bewußte rote Lappen ist, auf den sie, von dunklem Thatendrang beseelt, pflichtschuldig reagieren, so kann man sich vollends beruhigen, weiter als bis zum Koller geht's nicht. Also viel Geschrei und wenig Wolle.

Die Thatsache steht einmal fest: Das „Kirchen=Blatt“ protestiert. Also auch hier sehen wir den Fortschritt mit seiner Liebe zur Abwechselung. In seiner Nummer vom 22. Oktober 1898 hatte es unsrer Gemeinde in New Salem, N. D., eine praktische Illustration davon gegeben, wie man in Jowa das 8. Gebot (nach luth. Zählung) auslegt. Jetzt, also noch keine drei Monate später, wird protestiert und damit der Beweis geliefert, daß man dort bestimmte Wahrheiten der Geschichte nicht hören mag. Herr Deindörfer bekennt freimütig, daß ihn „manche der schiefen und verkehrten Darstellungen der Kämpfe jener treuen Lutheraner gewurmt hätten.“ Ich hatte nämlich in No. 5 von der toten Orthodoxie des 17. Jahrhunderts geredet und das „wurmte“ ihn so, daß er gleich das 16. Jahrhundert als von mir dazugerechnet hinstellt und nun den großen Trumpf ausspielt, die „tote“ Orthodoxie habe so viele köstliche Erbauungsbücher und die besten Kirchenlieder entstehen lassen, also sei doch viel wahres Glaubensleben vorhanden gewesen. Daß man dem Gegner so schlau ein anderes Jahrhundert mitunterschiebt, gehört wohl so zur Kampfesweise der modernen orthodoxen Lutheraner. Seit wann redet man denn von einer toten Orthodoxie des 16. Jahrhunderts? Daß die tote lutherische Orthodoxie, für die man sich in Jowa aus naheliegenden Gründen so sehr ins Geschirr wirft, mit verantwortlich zu halten ist für die unsäglichen Greuel des dreißigjährigen Krieges und daß sie schuld daran trägt, daß ganze Länderstrecken wieder dem Papismus zurückfielen, wurmt Herrn D. offenbar wenig. Schade, daß jene schöne Zeit unwiderbringlich dahin ist, da man mit ganz andern Mittelchen laut protestieren konnte, als mit einer Spalte in einem Kirchenblatt. Jetzt muß man sich mit dem Haarspalten genügen lassen.

Herr D. giebt uns aber noch weitere Proben seiner Geschichtsauffassung und seiner Kampfesweise. Er thut sich viel auf seine kirchengeschichtlichen Kenntnisse zu gut und versucht, mich als kirchengeschichtlichen Charlatan vor seinen Lesern hinzustellen. Er meint, „eine ausführliche Verteidigung jener treuen Bekenner lutherischen Glaubens gegenüber solchen erbärmlichen Schmähungen würde solchen nicht schwer fallen, die mit der Kirchengeschichte bekannt sind.“ Herr D. hat

die ausführliche Verteidigung seiner von mir „geschmähten" Brüder in Preußen nicht unternommen, weil es ihm an Raum gebricht, da müssen wir's ihm also aufs Wort glauben, daß er die Kenntnisse dazu besitzt. Er giebt uns aber einige Proben davon, doch sind dieselben derart, daß uns das Glauben sehr schwer wird. Ich hatte aus sehr guten Gründen von jenen Breslauern (Scheibel, Huschke und Anhang) als von Neu-lutheranern geredet — und das beständig — Herr Deindörfer aber nimmt sich die Freiheit, seine Leser glauben zu machen, ich hätte jene Leute Altlutheraner genannt. Einem Unierten gegenüber ist so ein kleiner Kunstgriff und -kniff wohl erlaubt. Herrn D. sind jene Breslauer Vertreter des alten orthodoxen Luthertums. Das zeigt uns, wie er mit den Lehren seiner Kirche und mit der Geschichte des Neuluthertums vertraut ist. Letztere gehört keineswegs zu den ruhmreichen Epochen der lutherischen Kirche. Gerade von Breslau aus ist schweres Unheil und der Fluch der chronischen Separation über die bis dahin einige lutherische Kirche ausgegangen. Die Führer jener Bewegung haben es meisterhaft verstanden, über ihr Thun und Treiben Berichte in die Welt ausgehen zu lassen, die der Unwahrheit bedeutend näher kamen, als der Wahrheit. Was ihnen ungünstig gewesen, verschwiegen sie klüglich, während sie andrerseits da, wo es sich um den Gegner handelte, furchtbar übertrieben — eine Diplomatie, die man auch jetzt noch in gewissen Kreisen nachzuahmen sucht. So brachten sie es fertig, daß die Wahrheit betreffs ihres Treibens Jahrzehnte lang verborgen blieb und man sie weit und breit für Märtyrer des echten alten lutherischen Glaubens hielt — wie das die Unwissenheit mancherorts noch jetzt thut, wobei man dann zugleich treffliche Gelegenheit hat, über den „rohen Polizeistaat Preußen" loszuziehen. Es ist aber eine Eigenschaft der Wahrheit, daß sie nicht auf die Dauer unterdrückt werden kann. Ein redlicher Mann, der lange Zeit die Legendenbildungen von Kellner und Genossen für die lautere Wahrheit hielt und ganz in ihrem Sinne seine „Sechs Bücher Preußischer Kirchengeschichte" schrieb, begann aus verschiedenen Ursachen allmählich die Lauterkeit und Aufrichtigkeit jener „Märtyrer" zu bezweifeln, bis er nach unendlicher Mühe einen klaren Blick in die ganze Geschichte gewann. Es wurde ihm zum erstenmale gestattet, die königlichen Archive in Berlin zu erforschen, also Quellenstudium zu treiben. Auf Grund der vorliegenden Kabinett-Ordres, Akten und Dokumente und des ganzen Materials der neulutherischen Schriften konnte er nun den ganzen Gang der Union und des Neuluthertums von Anfang an verfolgen. In welchen Abgrund von Unredlichkeit und Unlauterkeit schaute er da hinein und welch ganz anderes Angesicht hatten da die neulutherischen „Helden"! Mit herzbeweglichen Worten nahm er nun alles zurück, was er auf Grund der Angaben von Kellner, Nagel rc. in dem vorerwähnten Werke über die Neulutheraner und das Verhalten der preußischen Regierung ihnen gegenüber berichtet hatte, weil es vielfach gänzlich unbegründet war.

Dieser Mann war der vor einigen Jahren verstorbene Missionsdirektor Wangemann, der mit seinem im Lutherjahre 1883 herausgegebenen dreibändigen Werke "UNA SANCTA" sich das größte Verdienst um die evangelische Kirche erworben hat. Wangemann ist nun der klassische Zeuge für die Unionsgeschichte und die Geschichte des Neuluthertums. Er ist niemals der Union beigetreten, obwohl ihm das großen äußeren Gewinn eingebracht hätte. Die in Preußen übliche referierende Spendeformel beim heiligen Abendmahl und überhaupt seine Abendmahlslehre hielt ihn davor zurück. Er war Lutheraner durch und durch, aber war viel zu sehr mit den symbolischen Schriften seiner Kirche vertraut, als daß er nicht die Berechtigung einer Union der lutherischen mit der reformierten Kirche wenigstens innerhalb bestimmter Grenzen und ohne organische Vereinigung anerkannt hätte. Seinen Unionsbegriff stützt er auf Artikel 7 der Augustana und die Verwandtschaft der beiden evangelischen Kirchen miteinander. In Buch sechs giebt er auch noch besondere Gründe an, welche die Anbahnung einer Union der beiden Kirchen nahelegen.

Was ich nun über die Union in Preußen und über die Neulutheraner geschrieben, stützt sich im wesentlichen auf das genannte Werk Wangemanns, wie ich das damals erklärte. Wenn Herr Deindörfer nun gegen die Schmach, die ich seinen lutherischen Brüdern in Preußen zugefügt haben soll, meint laut protestieren zu müssen, so protestiert er eigentlich gar nicht gegen mich, sondern gegen geschichtlich erwiesene Thatsachen. Sein Protest wird ihm da nicht mehr helfen, als wenn er ihn gegen den Aufgang der Sonne gerichtet hätte. Wir glauben's ihm gerne, daß diese Wahrheiten ihm furchtbar unangenehm sind, rauben sie doch seinen Brüdern den Nimbus des Märtyrertums. Aber warum will er mich dafür verantwortlich halten? Ich bin daran gerade so unschuldig, wie an dem Streit der Jowaer und Ohioer mit Missouri.

Ebenso bin ich ganz unschuldig daran, daß Herr Deindörfer gar nicht zu wissen scheint, welch tiefgreifender Unterschied zwischen der alten lutherischen Kirche und dem Neuluthertum besteht. Auch das wieder ist sehr leicht begreiflich. Nein, die Neulutheraner waren nicht und sind nicht „was ihre Väter waren", sondern sie waren und sind bezüglich der Lehre von der Person Christi, der Kirche, des heiligen Abendmahls und des Kirchenregiments nach den symbolischen Büchern der lutherischen Kirche Irrlehrer. Sie stellten neue, falsche Lehren auf, gerade wie das auch viele unsrer „orthodoxen" Lutheraner in Amerika gethan haben, ohne zu merken, wieviel sie von den Breslauern übernommen haben und in welchem Widerspruch sie mit den Bekenntnissen ihrer Kirche stehen. Bei allem Horror vor einer Union ihrer alleinseligmachenden Kirche mit der alleinverdammlichen reformierten haben sie doch thatsächlich viel von reformierter Lehre und Praxis aufgenommen. Es herrscht da aber solche heillose Verwirrung, daß man vielfach gar nicht mehr weiß, was genuine lutherische Lehre ist. Das Geschrei und Gethue von der „reinen Lehre" kann überhaupt nur der Ignoranz imponieren.

Es lohnt sich nicht, auf die weiteren Ausführungen Herrn Deindörfers einzugehen, denn eine Verständigung mit ihm ist von vornherein aussichtslos. Nur einen Punkt will ich berühren. Wenn er behauptet, „die Annahme der preußischen Agende habe die Zustimmung zur Union bedeutet", so ist das eine grobe Entstellung der Wahrheit. Von der Wahrheit meiner Behauptung wird er sich bald überzeugen können, wenn er sich die Mühe nehmen will, die Geschichte der Union einmal gründlich zu studieren.

Wie man in Jowa Unionsgeschichte macht und die Lehre der evangelischen (unierten) Kirche nach allen Regeln der Sophistik und Rabulistik verdreht und entstellt, das hat vor etwa einem halben Jahre der Jowaer Georg Fritschel in seiner Schmäh- und Lästerschrift: „Lutherisch oder Uniert?" sattsam bewiesen, doch ist dieses Meisterstück von Calumnie von Prof. Becker in No. 6 der „Theologischen Zeitschrift" (1898) so glänzend beleuchtet worden, daß ich wenig hinzuzufügen habe. Das Pamphlet des Herrn F., der so frisch, fromm und frech die Union verlästert, ist auch von mir angeschaut worden, doch habe ich nirgends gefunden, daß er die Katechismus-Erklärung des Inspektors D. Irion anführt. Und doch schrieb vor anderthalb Jahren der Redakteur des „Lutherischen Gemeindeblattes für Texas" — das Blatt ist ja Herrn D. genau bekannt — in einer Rezension dieses Buches: „Wer in Zukunft über die Evangelische Synode urteilt, ohne dieses Buch gelesen zu haben, wird mit vollem Rechte von dieser als Ignorant und zum Urteilen impotent bezeichnet werden können."

Damit ist für mich diese mir aufgedrungene Sache endgültig erledigt. Daß ich sie an dieser Stelle zum Austrag bringe, hat seine guten Gründe. Der Protest des „Kirchen-Blattes" ist ein Protest gegen die historische Wahrheit.

Die Schriftleitung des „Friedensboten".

Pädagogisches.

Referat über „die Seelsorge in der Schule".

Von Seminaroberlehrer a. D. Bochterle.

Seelsorge ist nicht gleichbedeutend mit Erziehung überhaupt. Man kann sich eine gute, ja feine Erziehung im gewöhnlichen Verstand denken, die gar nichts mit Seelsorge gemein hat. Die christliche Erziehung allerdings schließt die Seelsorge ein. Seelsorge ist die Bemühung dazu Berufener um die Seele, d. h. um den unsterblichen Teil Unmündiger und Unvollendeter mit der Absicht, diese Seele ihren Zielen, nämlich der Gemeinschaft mit Gott und der ewigen Seligkeit, zuzuführen. Demgemäß kommt die Seelsorge nicht nur den Geistlichen, sondern auch den Lehrern, Eltern, gewissermaßen allen Gereifteren gegenüber den Ungereiften zu.

Da sich die Seelsorge mit dem Objekt ihrer Arbeit wie mit den Zielen derselben in das Gebiet des Übersinnlichen begiebt, so hört sie

auf, wo man das Dasein einer jenseitigen Welt leugnet, und sie tritt zurück, wo man jene Welt gering schätzt oder es mit ihren Anforderungen leicht nimmt. Wir haben ausgedehnte Gesellschaftskreise, wo die Seele nur als Potenz physischer Kraft angesehen wird. Da giebt es in den unteren Schichten des Volkes nur Leibessorge, in den oberen zwar geistige Arbeit, aber nur mit diesseitiger Richtung. In anderen Kreisen läßt man zwar eine übersinnliche Welt stehen, aber die sinnliche hat den Vorrang; die Seelsorge ist damit nur Nebensache. In noch andern Kreisen endlich faßt man die Ansprüche der andern Welt auf, so daß sie rein geschäftsmäßig erledigt werden können, ohne daß eine erzieherische Arbeit nötig wäre, die für jene Welt ausbildete.

Es erhellt daraus, warum man, wenn man je noch Beziehungen zur Kirche hat, im Geistlichen häufig nur den Prediger und Lehrer, höchst selten noch den Beichtvater sucht, ebenso, warum mancher Pfarrer, dessen ganze Thätigkeit ja Seelsorge sein soll, dessen persönliche Bemühung um den einzelnen man aber Seelsorge im engern Sinne nennt, diese letztere Arbeit überhaupt fallen läßt. Selbst wenn er sich an Werken der Innern Mission beteiligt, hat dies mit der Seelsorge oft nichts zu thun. In der Schule aber verschlingt die Ausbildung zum Kampf ums Dasein die früher geübte Seelsorge, und es droht selbst bei frommen Lehrern ihre gänzliche Absetzung vom Arbeitsplan. Es dürfte deshalb an der Zeit sein, sich zu besinnen, was noch von ihr gerettet werden könnte.

Wenn von Seelsorge in der Schule die Rede ist, so muß vor allem eine irrtümliche Auffassung berichtigt werden. Manche, die noch eine Seelsorge in der Schule gelten lassen, wollen dieselbe doch auf gewisse Thätigkeiten beschränkt wissen. Es ist das wohl dasselbe, wie manche ihre religiösen Übungen in Gottesdiensten und Stunden, andere ihre Leibespflege in vier Wochen Aufenthalt im Luftkurort abmachen. Man muß das als eine völlige Verkennung der Gesetze der Entwicklung des physischen und psychischen Lebens bezeichnen. Die Leibes- und Seelensorge hat freilich ihre Höhepunkte, aber sie setzt doch nie völlig aus.

Ein solcher Höhepunkt der Seelsorge in der Schule ist das Schulgebet. Es sinkt zur wertlosen Formalität herab, wenn es ganz den Schülern überlassen wird. Es ist aber auch ziemlich segenslos, wenn der Lehrer nur aus dem Buche liest. Ebensowenig übrigens wird er das freie Gebet zur festen Regel machen, nicht nur, weil es sich dabei leicht stereotypiert, sondern auch, weil es wie eine Arznei, die man anhaltend braucht, seine Wirkung einbüßt. Die Vorbereitung auf das Schulgebet dürfte am besten in einem eigenen reichen Gebetsleben bestehen, in welchem auch der Schule und der Schüler gedacht wird. Thatsache ist, daß das Schulgebet eines frommen Lehrers schon so tiefe Eindrücke gemacht hat, daß die Erinnerung daran den Faden bildete, der einen Verirrten schließlich vom Verderben zurückzog.

Ein zweiter Höhepunkt der Seelsorge liegt im Betrieb der religiösen Fächer. Die Meinung, daß hiebei die Fülle des Stoffes und die

Menge der aufgewendeten Zeit ausschlaggebend seien, wird widerlegt durch die Erfahrungen am heutigen Geschlechte. Wer den Geist Jesu und der alten Zeugen hat, dem wird es gelingen, auch neben den bei der heutigen Prüfungsweise vielleicht gar zu weit ausgedehnten Denk- und Gedächtnisübungen immer noch Herz und Gewissen der Schüler zu treffen. In letzter Instanz hängt die seelsorgerliche Einwirkung im Bibelunterricht doch davon ab, wie groß dem Lehrer selber sein Gott und Heiland geworden ist.

Was die andern Fächer betrifft, so glaubte man früher, denselben sämtlich einen religiösen Charakter geben, oder doch durch religiöse Zuspitzung sie für die christliche Schule annehmbar machen zu müssen. Die Stoffe fürs Rechtschreiben waren religiöse Abhandlungen. Die Themata für Aufsätze waren aus der biblischen Geschichte oder aus dem christlichen Leben genommen. Man trieb biblische Geographie, biblische Naturlehre und biblische Naturgeschichte. Sogar die Rechnungen suchte man biblisch einzukleiden. Davon ist man gründlich zurückgekommen und sucht vielmehr weltlichen Stoffen einen christlichen Geist zu unterlegen. Bei der Weltkunde ist es ja gar nicht schwer, ungesucht alles an den Herrn aller Dinge zu ketten und auf den Herrn der Erde und ihrer Entwicklung hinzuweisen. In den übrigen Fächern aber können Lehrton des Meisters und Haltung der Schüler beweisen, daß man auch die gemeinsten Dinge zur Ehre Gottes thun kann.

Hinsichtlich der Schulzucht, dem dritten Höhepunkt der Seelsorge in der Schule, ist eine auffallende Differenz zwischen den Prüfungserfolgen und den Schulerfolgen. Über dieselben Leute, deren Klasse in der Prüfung in Schulzucht das Zeugnis „gut" oder noch mehr gegeben worden war, wird bald nach dem Schulaustritt geklagt, daß ihre Unbotmäßigkeit, Roheit und ihr Leichtsinn über alles Maß gehen. Das legt doch nahe, zu glauben, daß die Schulzucht nur mehr Schulregierung war; daß sie nur in polizeilicher Art die Ausbrüche des Bösen zu unterdrücken, das Böse selbst aber nicht zu bekämpfen wußte; und daß sie in der Pflege des Guten zum mindesten keinen Erfolg hatte. Ein magerer Acker wird es auch bei vielem Fleiß nicht zu einer guten Ernte bringen, wenn man nichts weiter versteht, als das Unkraut abzuhacken. Es muß eine Kraftquelle erschlossen werden, die den Weizen so fördert, daß er das abgehackte Unkraut nicht wieder aufkommen läßt. Diese Kraftquelle ist Gott und sein Wort, und es ist Aufgabe der Schulzucht, den Anschluß an diese Kraftquelle in jedem einzelnen Fall herzustellen.

In Bezug auf die Ausdehnung der erzieherischen Thätigkeit des Lehrers über die Grenzen der Schulzeit und der Schulwände hinaus ist eine andere gewaltige Differenz vorhanden, nämlich die zwischen einst und jetzt. Beinahe könnte man annehmen, daß diese Differenz eingetreten sei mit der Umwandlung des Titels Schulmeister in Schullehrer. Früher war der Schulmeister neben dem Pfarrer das sittliche Gewissen der Gemeinde. Der Kirchenbesuch der Schüler stand unter seiner Kontrolle. Daß die Jugend nachts nicht auf den Straßen um-

herschwärmte, dafür wußte er zu sorgen. Was in Feld und Wald Unziemliches vorkam, nahm er zu Ohren und zu Herzen und versäumte nicht die Rüge. Der moderne Schullehrer schließt mit der Abwicklung des Stundenplans seine erzieherische Arbeit ab. Eine rechtliche Unterlage für die erzieherische Thätigkeit außerhalb der Schulzeit dürfte es freilich nicht wohl geben, weder nach Recht noch nach Pflicht derselben. Sie läßt sich sogar kaum aus sittlichen, mehr nur aus christlichen Forderungen begründen.

Dazu findet diese Thätigkeit selten Dank, giebt vielmehr nicht selten Anlaß zu verdrießlichen Auseinandersetzungen. Nur bei weiser Behandlung wird man wirklichen Gewinn sehen. Aber wer den Herrn Jesum lieb hat, wird es gleichwohl nicht fertig bringen, sich um seine Schafe nur in bezahlten Stunden, sonst aber nicht zu bekümmern.

Wenn besondere Vorkommnisse das sonst so einförmig verlaufende Leben in den zur Volksschule gehörigen Kreisen durchbrechen, Vorkommnisse wie Feuersbrunst, Hagelschlag, Seuchen, Unglücksfälle, die in aller Mund sind, so wird der christliche Lehrer die Gelegenheit wahrnehmen, den Gedanken der Kinder darüber die rechte Richtung zu geben. Es genügen dazu meist ein paar Worte. An die Erkrankung oder den Tod eines Schülers denkt man im Schulgebet; anderes flicht man in die biblische Geschichte ein; manches bespricht man in direkter Weise. Salbungsvoller Reden bedarf es dabei nicht; Seitenhiebe auf Personen oder Gesellschaftskreise wird man vermeiden.

Manche hängen in ihren Vorstellungen den Fortbestand einer Seelsorge in der Schule ganz an die Erhaltung der geistlichen Schulaufsicht als den einzigen festen Punkt im Wandel der Verhältnisse und Anschauungen. Nun ist ja gar keine Frage, daß die Reformationsschule mehr Garantien bietet für den christlichen Charakter der Schule und für die Seelsorge in derselben als die Zukunftsschule. Aber es dürfte noch sicherer sein, die Garantien überhaupt nicht an diese oder jene Form der Aufsicht, kurz nicht an Kräfte, die außerhalb der Schule stehen, zu ketten. Die beste Gewähr für den christlichen Charakter der Schule und die Seelsorge darin kann nur bieten ein Lehrerstand, dessen Glieder sich haben erziehen lassen zu Seelsorgern; erziehen lassen nicht durch das Seminar, denn dieses hat dazu nicht die Mittel, sondern erziehen lassen durch die Führungen Gottes, durch seinen Geist und sein Wort.

Wer den Reichsgeschäften Gottes denkend nachgeht, wird finden, daß sofort ein neuer Faktor wirksam eingreift, wenn ein alter in seinem Dienste versagt. Daß das, was man Evangelisation nennt, immer weitere Ausdehnung und Anerkennung findet und tiefere Wurzel schlägt, beweist zweierlei: erstens, daß einzelne alte Einrichtungen nicht mehr tadellos funktionieren; zweitens, daß Gott sein Rettungswerk noch energischer betrieben wissen will. Es ist eine Ehre für die Lehrer, daß Gott sie in den Werken der Inneren Mission vor andern brauchen kann. Und sie werden nicht säumen, so manches, das sie un-

ter dem Druck der Verhältnisse in der Schule nicht mehr bieten können, in freiwilligen Sonntagschulen, Jünglingsvereinen, Gemeinschaften u. dgl. zur Ehre Gottes zu verwerten.

Schließlich noch die Hauptfrage unserer Zeit: was wird mir dafür? Man kann darauf die köstliche Antwort geben: zunächst nichts. Wenn du fleißig rechnest, zeichnest, Geographie treibst, daneben auch die biblische Geschichte tüchtig einpaukst, so bekommst du gute Prüfungsnoten und deine Laufbahn ist gesichert. Was du aber an Seelsorge thust, das wird nicht einmal bemerkt; es gehört zu den Imponderabilien und trägt dir nicht einmal eine höhere Dezimalstelle im Zeugnis ein. Jedoch jede Münze hat zwei Seiten. Wo du für die Ehre Gottes arbeitest, da hat die Arbeit schon ihren Lohn in sich. Daneben aber ist noch ein Gnadenlohn klar verheißen. Vor 45 Jahren sah ich in einem Lehrerzimmer ein Transparent: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz." Das gefiel mir nicht, denn im Seminar hatte man uns gesagt, das beziehe sich gar nicht auf Schullehrer. Ich begriff auch wohl — denn was sollte ein Seminarist nicht verstehen —, daß man fürs Singen und Turnen, fürs Rechtschreiben und Lesen nicht solche hohe Auszeichnung vor anderen erhalten könne. Heute aber merken wir alle wohl, daß es die Seelsorger unter den Lehrern mit angehe. Und wenn man auch nicht lohnsüchtig sagen will:

„Um einen ewgen Kranz
Mein armes Leben ganz,"

so macht es doch dem Herzen Mut, daß der Herr den Knechten einen Gnadenlohn in Aussicht stellt. Und so greifen wir denn wie manches andere auch die Seelsorge in der Schule gehorsam an im Sinne von Hiller:

„Hat man kein Verdienst davon,
Giebt die Gnade dennoch Lohn."

Aus der Besprechung seien folgende Gedanken angeführt:

Zu These I. — Gehört die Seelsorge in die Schule? Viele sagen: nein! Allerdings die moderne Welt braucht und will keine; auch diejenigen, welche die Simultanschule auf ihr Programm geschrieben haben, wollen von Seelsorge nichts wissen. Anders steht natürlich ein christlicher Lehrer. Er betrachtet sich als Stellvertreter der Eltern, und zwar nicht nur der Eltern, wie sie sind, sondern wie sie sein sollen. Da ist es seine Aufgabe, die Kinder nicht nur als Wesen anzusehen, deren Kopf er mit allem möglichen Wissensstoff vollpfropfen soll, sondern als Menschen, die nach Gottes Ebenbild geschaffen sind und für sein Reich erzogen werden sollen. In unserer Zeit wird das so leicht vergessen oder wenigstens in den Hintergrund gedrängt, und es giebt Lehrer, von denen gesagt werden kann: Er lehrte dies, er lehrte das, der armen Seel er ganz vergaß. Und doch sollte es eines Lehrers vornehmste Sorge sein, seine Kinder in der Furcht des Herrn zu erziehen. Es steht geschrieben: Sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft dafür geben sollen. Das ist ein sehr ernstes Wort. Wir wollen es uns immer wieder sagen: wir müssen Rechenschaft geben von unse-

rer Arbeit, von unserer Treue in der Fürbitte, in der Ermahnung zur Gottesfurcht und in der Warnung vor dem Bösen. Warum haben die höheren Stände vielfach so wenig religiösen Sinn? Weil sie in ihrer Schulzeit äußerst dürftig mit Gottes Wort bekannt gemacht werden.

Zu These II. — Jedermann weiß, wie wichtig es beim Singen ist, daß der Ton richtig angegeben wird. Gerade so wichtig ist es, daß das Schulgebet rechter Art ist; denn das Schulgebet ist die Angabe des Tons für die ganze Schularbeit. Gott ist gegenwärtig, das sollte uns die Stimmung zum Schulgebet geben. Ein gutes Schulgebet muß so kurz als möglich sein, aber auch natürlich und wahr. Benutzt man zum Beten lange Zeit immer das gleiche Gebet, so wird es zu einer Leier. Wir haben so viele reiche Schätze, aus denen wir passenden Stoff genug zu Schulgebeten entnehmen können. Verwenden wir doch auch mehr den Memorierstoff, damit die Schüler merken, daß ihre Sprüche und Lieder nicht ein unnützer Ballast sind, sondern im täglichen Leben verwendet werden können. Wir hätten im Schulleben gewiß einen Segen davon zu verspüren. Künstliche, einstudierte Gebete bringen keinen Segen. Wichtig ist, daß der Lehrer nicht seine persönlichen Verstimmungen ins Schulgebet hineintrage; dazu ist es viel zu ernst, und wenn er es nicht als eine so ernste und heilige Sache behandelt, so liefert er einen Beitrag zur religiösen Gleichgültigkeit unserer Kinder, unseres ganzen Volks. Der Lehrer soll in der Schule so beten, daß auch die Kinder das Beten lernen. Dazu ist nötig, daß er auch bisweilen persönlich wird, damit die Kinder sehen, daß sie mit Gott reden dürfen wie mit Vater und Mutter, daß sie ihm alles sagen können. Von segensreicher Wirkung ist es auch, wenn der Lehrer als Seelsorger in der Schule in gewissen Fällen mit einzelnen Schülern allein betet. Ein begabter, sonst stets fleißiger Knabe lernte z. B. längere Zeit seine Aufgaben nicht mehr. Der Lehrer redete endlich ernst mit ihm und drohte ihm mit strenger Strafe. Da sagte ihm der Knabe unter Thränen: Ich möchte lernen, aber ich kann nicht. Der Lehrer betete nun herzlich mit ihm, und von der Stunde an war der Bann gebrochen; der Knabe war wieder der alte fleißige Schüler.

Es verträgt sich nicht mit der Würde des Gebets, daß es der Lehrer ganz den Kindern überläßt; er steht auch als Priester in seiner Schule. — Es sollte sich bei uns von selbst verstehen, daß auch beim Beginn der Fortbildungsschule gebetet wird, wenn auch keine Vorschriften hierüber gegeben sind.

Der Schulgesang sollte nicht an die Stelle des Schulgebets gesetzt werden. Er kann das Gebet vorbereiten. Dazu ist aber nötig, daß er nicht als Gesangsübung behandelt wird.

Zu These III. — Es wird gegenwärtig viel von Reduzierung des religiösen Stoffs gesprochen. Sollte es so weit kommen, so wäre das ein Gericht dafür, daß man seither die biblischen Geschichten, namentlich die des Alten Testaments, nicht im rechten Sinn und Geist behandelt hat. Man kann bei der Behandlung des biblischen Stoffs auf zwei Abwege geraten: der eine ist der, daß man es nur darauf anlegt,

ihn fürs Examen einzutrichten, der andere der, daß man die Religionsstunde als bloße Erbauungsstunde ansieht. Das alte Wort gilt auch hier: Maß zu halten ist gut. Wir können im Religionsunterricht die mechanische Einübung nicht entbehren; das Einüben entheiligt den Stoff nicht und schwächt den Eindruck nicht ab. Die Hauptsache aber muß immer das sein, daß wir den Kindern die Wahrheit recht eindrücklich machen. — Hüten wir uns beim Religionsunterricht auch vor aller methodischen Künstelei. Wenn man z. B. eine Geschichte schon beim Vorerzählen in Abschnitte zerlegt, so wird sie nie den Eindruck machen, den sie als Ganzes hervorbringen könnte. — Neben den stofflichen Aufgaben sollte man den Schülern manchmal auch sittliche Aufgaben stellen, z. B. wer besucht gern die kranke H.? Wer giebt gern etwas für diesen oder jenen guten Zweck? Doch muß man hierin sehr vorsichtig sein, weil die Kinder dabei leicht zur Unwahrhaftigkeit verleitet werden können.

Eine andere Ansicht.

(Von P. Ed. Schweizer.)

Aus der „Deutschen Schulpraxis“ ist ein Aufsatz über „Jakob und Esau“ im „Magazin“ veröffentlicht worden, worin die Beurteilung, welche dem Patriarchen widerfährt, in hohem Grad oberflächlich und ungerecht ist. Die unleugbaren Fehler des Erzvaters finden sich auch bei den andern Vätern; selbst, in geringerem Maße, bei Abraham. Diese Fehler gehen sämtlich aus dem Kleinglauben hervor. Denn wenn es an Gottvertrauen gebricht, so verfällt man auf kluge und unkluge Selbsthilfe. So war es bei mir, und ich denke bei vielen andern nicht minder; auch heutzutage noch, da man doch etwas Genaueres weiß von Gottes Macht und Vorsehung, als zu Jakobs Zeiten. Haben nun etliche durch „Weißwaschen“ des Erzvaters gefehlt, so macht es jener Aufsatz im Magazin durch „Anschwärzen“ viel ärger. Auf Seite 62 wird Jakob zum gemeinen Schuft und Schwindler herabgesetzt;*) und bildet sich der pietätlose, eitle Artikelschreiber noch ein, das Ansehen der Schrift zu retten, durch Herabsetzung ihrer sehr wenig verstandenen Helden. Denn bei allen Schwächen genießt Jakob in der Schrift ein hohes Ansehen. Auch unser Herr Jesus Christus läßt ihn mit dem großen Abraham und mit Isaak im Himmelreich sitzen und wir werden uns glücklich preisen, wenn wir einst bei ihnen sein dürfen. Es hätte, meines Erachtens, die übelsten Folgen, wenn in der Schule die Männer der Schrift beurteilt und verurteilt würden, wie Jakob in besagtem Aufsatz.

Daß Jakob in 25. 27 ein „frommer Mann“ heißt, will freilich nicht viel sagen. Wir verstehen unter Frömmigkeit: Das Bewußtsein und Gefühl (nicht eins ohne das andere) der Abhängigkeit von und der Verpflichtung gegen Gott; also Ehrfurcht, Vertrauen und Liebe. Das Wort „fromm“ in 25. 27 heißt nach Dr. Cassels Wörterbuch: „einfältig, unschuldig, redlich.“ Demnach war Jakob ein wirklich frommer Mann. Am Gewinn des Erstgeburtsrechts lag ihm so viel, weil damit der Gottesbund verknüpft war, die dem Abraham und Isaak gegebenen Verheißungen. Dafür hatte Esau nicht das geringste Verständnis, und war durchaus nicht geeignet „an die Spitze einer solchen Entwickelung zu treten“ (Hengstenberg). Auf die übrigen, geringeren Rechte der Erstgeburt erhob Jakob nie einen Anspruch. Bei seiner

*) Doch nicht in solch unparlamentarischen Ausdrücken. Red.

Rückkehr fand und ließ er seinen Bruder im Besitze des väterlichen Vermögens. Was Seite 64 im Magazin dagegen gesagt wird, ist haltloses Gerede. Und wenn es dort heißt: „Die wahre Gotteserkenntnis auf die nachfolgenden Geschlechter fortzupflanzen, hierin liegt seine Bedeutung," so ist zu bemerken: Es handelte sich aber nicht um die Erkenntnis Gottes allein, nicht einmal in erster Linie, sondern um den Bund mit ihm. So ist es noch heutzutage. Was hilft es: Gott kennen ohne Frieden mit ihm? Dem Jakob **gebührte** der Bund und der Hauptsegen. Das hätte Isaak wissen sollen. Nicht nur die Charaktereigentümlichkeiten der Söhne, sondern auch der göttliche, schon vor der Geburt der Knaben empfangene Wink, hätten ihn darauf führen sollen. Gott hat sich niemals dem Esau, sondern dem Jakob geoffenbart. Esau war verworfen und Jakob der Erwählte. Dieser Umstand hätte den Aufsatzschreiber abhalten sollen, so respektlos vom Erzvater zu schreiben. Wie es geworden wäre, wenn Jakob, ohne mit List und Trug den Segen zu gewinnen, abgewartet hätte, wissen wir nicht. Das aber wissen wir, daß Gott der menschlichen Nachhilfe nicht bedarf. Wohl verwertet er auch die bösen Fakta der Menschen und macht gut, was sie böse gemeint und gemacht. Aber nie ist ein Böses notwendig zum Guten, zur Realisierung der göttlichen Ratschlüsse. Jakob wäre unter allen Umständen der Träger des Bundes, der Stammvater des Volkes Gottes geworden. Was von der Vergeltung etc. gesagt ist, das ist richtig. Jakob mußte, wie alle unlautern frommen Leute, durch die Schule der Trübsal hindurch. Es ist aber doch etwas Rechtes aus ihm geworden. Die Trübsale haben ihn geläutert. Die edelsten Christen haben in seinen Worten: „Ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit" u. s. w. den genauesten Ausdruck ihrer Gefühle und Gedanken gefunden. — Und den Mann, den die Engelheere begleiten, den Gott in Schutz nimmt gegen seinen grimmigen Bruder und den falschen Laban und gesprochen: „Hüte dich, daß du mit Jakob nicht anders redest, denn freundlich!" den wagt man in den Schmutz zu drücken und den Schulbuben zur Verachtung preiszugeben!

Bemerkung der Redaktion. Nicht der Mann wird verurteilt, sondern seine That. Nicht der Mann wird „in den Schmutz gedrückt und den Schulbuben zur Verachtung preisgegeben", sondern seine That wird als das hingestellt, was sie ist. Gott haßt nicht den Sünder, sondern die Sünde. Die irdischen Folgen, Strafen, der Sünde muß der Mensch noch tragen, auch wenn ihm die Sünden vergeben sind. „Nach Sorge, Furcht und mancher Not, kommt endlich noch zuletzt der Tod." — Gott vergiebt uns unsere Sünden, aber die Folgen müssen wir tragen. Selbst Moses und Aaron mußten die Folgen ihres scheinbar kleinen Ungehorsams tragen. Sie durften nicht ins gelobte Land kommen.

Kirchliche Rundschau.

Der Pastor der „Broadway Tabernacle"-Kirche in New York, Ch. E. Jefferson, hat ein Buch über die Mängel der modernen Predigt geschrieben. Zuviel davon sei gleich der Predigt der Schriftgelehrten. Kleriker seien zahlreich, aber Propheten gäbe es wenige.

Gerade aber hier liege der Schaden. Nur ein Prophet könne gegenwärtig wirklich etwas ausrichten. Es habe eine Zeit gegeben, in der es auch ein Gelehrter gekonnt habe. Das sei gewesen, so lange es den Zuhörern an Büchern

und Zeitungen gemangelt habe. Aber diese Zeiten seien vorbei. Damals habe man eine Rede, deren Inhalt sich aus der Kenntnis der Litteratur oder der Tagesereignisse aufbauen ließ, gerne gehört, aber jetzt sei das nicht mehr der Fall. Feine Musik und ausgesuchte Abhandlungen hätten zu einer Zeit, wo Lektures und Konzerte noch rar gewesen seien, eine Zugkraft gehabt, die ihnen jetzt abgehe. Zudem sei die feinste litterarische Arbeit, die gegenwärtig auf den amerikanischen Kanzeln sich zeige, meistens hoffnungslos an diesem unschlachtigen und halsstarrigen Geschlecht verloren.

Auch der Eifer für alle möglichen kirchlichen, politischen und sozialen Reformen, der sich auf vielen Kanzeln zeige, sei vielfach verlorene Mühe und Kraft. Gerade darin liege ein Beweis der unvergleichlichen Größe Christi, daß er dem römischen Reiche gegenübergestanden sei und es niemals angegriffen habe. Indem er die Herzen des Volkes ergriffen habe, habe er das römische Reich zu Fall gebracht.

Leute, die zur Kirche gingen, kämen nicht in der Absicht, litterarische und spekulative Erörterungen, die sie in ihrer Tageslitteratur massenhaft und oft in vorzüglicher Beschaffenheit vorfänden, am Sonntag noch einmal von der Kanzel zu hören, ebensowenig als sie dazu kämen, das in den Zeitungen abgedroschene Stroh der Tagesneuigkeiten noch einmal dreschen zu hören, und wenn eine Predigt sich nicht von jeder andern Art von Reden unterscheide, so werde sie niemand hören wollen. Das Gewissen müsse erregt werden. Es bleibe dem schlechten Kanzelredner nur der schwierige Beruf eines Propheten.

Das letztere ist aber — wird man sagen müssen — ein sehr bedenklicher, ja geradezu gefährlicher Rat, denn die Prophetie ist niemals ein Lebensberuf im gewöhnlichen Sinne des Wortes gewesen, und wird es auch nicht sein. Zum tüchtigen Pastor kann sich einer, dem es an der nötigen Begabung nicht mangelt und der es an Gewissenhaftigkeit und Hingabe an seinen Lebensberuf nicht fehlen läßt, ausbilden. Dabei muß im Auge behalten werden, daß das Predigen, wenn es auch der wichtigste Teil der Thätigkeit des Pastors ist, doch nur ein Teil derselben ist, und daß der glänzendste Kanzelredner nicht immer der beste Leiter einer Gemeinde ist, und daß auch manche Gemeinde unter einem Pastor, der kein glänzender Redner ist, äußerlich und innerlich weiter vorankommt als da, wo sie von ihrem Pastor nichts anderes erhält, als glänzende Reden.

Der Hinweis auf den Prophetenberuf mag für manchen geradezu eine Versuchung dazu sein, den Propheten zu *spielen*, indem er den rauhen Mantel (Sach. 13, 4) einer schroff geltend gemachten Autorität umhängt, die bei ihm schließlich doch nur auf einem äußerlich übertragenen Amte ruht. An dem „So spricht der Herr" hat es zu den Zeiten eines Jeremias nicht gefehlt, und doch war es eine Zeit des schlimmsten Verfalls.

Die christlichen Gemeinden bedürfen zu ihrem Gedeihen nicht solcher Leute, die sich in übermenschliche Autorität hüllen und im Prophetenstil reden können, sondern solcher Leute, von denen das Wort Christi von den Schriftgelehrten zum Himmelreich gelehrt (Matth. 13, 52) gilt. Wenn diese gewissenhaft ihre Arbeit thun, dann werden sie immer ihren Zuhörern etwas zu sagen haben, das sie nicht erst aus den Tageszeitungen oder sonstwo zusammenzustoppeln brauchen, sondern das aus dem Wesen und Geiste des Christentums hervorgegangen ist und sich darum auch als ein Wort der Wahrheit erweisen wird, das zwar zu seiner Zeit geredet ist, aber seinen Wert nicht darin hat, daß die Hörer den Zeitgeschmack empfinden, sondern darin, daß ihnen die Ewigkeit ans Herz und ins Herz bringt.

Die allgemeine Anerkennung, welche sich irgendwelche Form des Christentums erringt, ist niemals ohne Gefahren für ihren inneren Gehalt gewesen. Das liegt freilich daran, daß einerseits alle diese Formen des christlichen Lebens ihre Zeit haben, oder mit andern Worten, daß sie nur die Hüllen und Schalen sind, in welchen das Wesen des Christentums immer wieder von neuem als lebenskräftiges Samenkorn ausreift; andererseits aber daran — und das ist das Bedenklichere und Gefährlichere — daß die innere Kraft in demselben Maße abnimmt, als die Träger einer solchen besonderen Form christlicher Thätigkeit der Versuchung erliegen, sich um Anerkennung bei denen zu bewerben, denen ein Verständnis des Wesens des Christentums vielleicht nicht ganz abgeht, aber doch mehr oder weniger fremd ist.

Dieser Gefahr ist auch die Innere Mission in dem Sinn, wie sie in Deutschland gefaßt wird, nicht entgangen. In einer Versammlung des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins in Berlin soll Herr v. d. Goltz darauf hingewiesen haben, daß man bei Neuernennungen mehr auf den guten Willen zur Mitarbeit sehen solle. Das sei bisher nicht geschehen, man habe viel „Gewaltige, viel Edle" in alle die Vorstände berufen, ohne zu bedenken, was Paulus einst von solchen geschrieben habe. Auch Superintendent Fürer klagte auf der Berliner Pastoralkonferenz: „Die Vereine für Innere Mission haben sich in demselben Maße verflacht, in dem sie entwickelt und ausgebaut wurden. Bei der Wahl der Vorstandsmitglieder wird mehr auf Stand und Reichtum gesehen als nach dem Glauben. In dem Maße, in dem sich die Innere Mission der Welt beliebt und unentbehrlich macht, hat sie sich dem Christenvolke im großen und ganzen mehr und mehr entfremdet. Die Frommen eignen sich allerdings nicht immer zu Komiteegliedern."

An diesen Äußerungen ist gewiß manches Wahre, aber auch ebenso sicher viel Unrichtiges. Wenn sich Fromme nicht immer zu Komiteegliedern eignen, so liegt das nicht an ihrer Frömmigkeit, sondern daran, daß ihnen gerade für diese Art der Arbeit die Anlage fehlt. Wenn aber Fromme sich nicht immer zu Komiteegliedern für die Arbeit der Innern Mission eignen, so eignen sich Nichtfromme niemals dafür. Nimmt man sie doch aus andern Rücksichten, so setzt man an die Stelle von Leuten, welche wohl ein Herz, aber keine genügende Begabung für eine solche Arbeit haben soche, die weder Herz noch Sinn dafür haben und darum diese Thätigkeit in solche Bahnen lenken, die in der Richtung ihres Sinnes liegen. Die Anerkennung, welche die Innere Mission findet, ist für dieselbe allerdings bedenklich, wenn sie nicht auf dem richtigen Wege gesucht wurde. Wenn sie erlangt wird durch Bezeugung und Bewährung der Wahrheit und Kraft des Christentums im Leben und Wirken der Christen im Dienste des Reiches Gottes, dann schadet sie durchaus nicht, dann ist sie vielmehr ein Schritt dazu, daß die Welt voll wird von der Herrlichkeit Gottes. Das kann freilich nur erreicht werden auf dem Wege der Selbstverleugnung und Selbstaufopferung in der Nachfolge Christi. Da geht es freilich weder allzuschnell, noch allzuleicht, noch in sehr großen Massen.

Wenn dann noch gesagt wird, die Innere Mission suche sich bei der Welt beliebt und unentbehrlich zu machen, so kann man nur sagen, daß es nur darauf ankommt, in welcher Weise und mit welchen Mitteln es versucht wird. Die Innere Mission hat doch oder soll wenigstens keinen andern Zweck haben als diejenigen, welche entweder in Gefahr sind, dem Christentum entfremdet zu werden oder ihm bereits entfremdet sind, wieder zu demselben zurückzuführen. Wenn sie diesen Zweck wirklich verfolgt, so wird sie sich der Welt viel mehr unentbehrlich machen, als wenn sie Dinge betreibt, welche die Welt selbst

besorgen kann. Allerdings wird es auf dem ersteren Wege nur langsam und mühsam gehen. Schlägt man den zweiten Weg ein, so scheint es rascher zu gehen.

Der römische Bischof hat sich ja dadurch der Welt unentbehrlich zu machen gewußt, daß er in die leergelassene Stelle des römischen Pontifex maximus eintrat und mit dem Titel desselben auch die Besorgung der Geschäfte des Pontificalkollegiums übernahm. Heutzutage sind sie ihm durch die Kultusministerien auch der katholischen Völker zum größten Teil wieder abgenommen worden. Hätte er sich es zur Aufgabe gemacht, wirkliches, wahres Christentum in der Welt auszubreiten und seine Gläubigen zu Menschen heranzubilden, die den in Phil. 4, 8 genannten Tugenden nachstreben, dann wäre er der Welt unentbehrlich. Die Welt hat nichts so nötig, als lebenskräftiges Christentum, das den Menschen nicht bloß belehrt oder nur in religiöse Stimmung versetzt, oder ihm gar nur einen kirchlichen Zeitvertreib bietet, sondern ihm eine Geisteskraft mitteilt und ihn zu einem Charakter ausbildet, der der Arbeit und den Kämpfen des Lebens gewachsen ist, der sich von den Strömungen der Zeitirrtümer nicht mitreißen läßt, und der in der Erkenntnis des Wortes Christi: „Der Acker ist die Welt“ in der Welt selbst seine Lebenskraft erweist.

Sucht die Innere Mission ein solches Christentum zu verbreiten, dann macht sie sich der Welt allerdings unentbehrlich; freilich in einem etwas anderem Sinn als in dem worüber geklagt wird.

Die Besprechungen der Jerusalemsfahrt des deutschen Kaisers in den kirchlichen und weltlichen Blättern scheinen nun bald aufhören zu wollen. Namentlich wird man von russischer und englischer Seite nicht müde, immer wieder auf den dunklen Schattenfleck hinzuweisen, den die Hinmordung der Armenier in dem Bilde der Freundschaft zwischen dem deutschen Kaiser und dem Sultan bildet. Soweit dieser Hinweis sich auf Gründe der Humanität stützt, wird man nichts dagegen einwenden können. Anders dagegen ist es, soweit politische Motive — und das geschieht in den meisten Fällen — hereinspielen, nämlich Eifersucht gegenüber den wirklichen oder vermeintlichen politischen Vorteilen, welche diese Orientfahrt hat oder haben könnte, und Heuchelei gegenüber dem Verhalten der eigenen Regierungen. Denn weder England noch Rußland haben irgend etwas gethan, um den Armeniern beizustehen, obwohl England den Schutz der Christen unter türkischer Herrschaft vertragsmäßig übernommen hatte, und Rußland in der Lage war, etwaigen Drohungen der Türkei gegenüber durch die That Nachdruck zu geben, d. h. wenn England nicht eifersüchtig gewesen wäre. Man hat also russischer- und englischerseits wirklich auch nicht den geringsten Grund, sich in dieser Hinsicht zu ereifern. Etwas anderes ist es, wenn die orientalischen, unter der politischen Oberhoheit des Sultans stehenden Christen die Befürchtung ausgesprochen haben, der Sultan werde durch die Freundschaft des deutschen Kaisers zu neuen Christenmorden in seinem Reiche ermutigt werden. Ob das richtig ist oder nicht, kann deswegen niemand sagen, weil kein Mensch weiß, ob überhaupt in Beziehung auf diese Angelegenheit etwas zwischen der deutschen Regierung und der türkischen verhandelt worden ist.

Den stärksten Beschützer hat die Türkei an der Börse. Seitdem die Türkei Staatsschulden hat, die nicht bloß in unbezahltem Sold, unbezahlten Gehältern und unbezahlten Rechnungen des Sultans bestehen, sondern auch solche, deren Urkunden als Staatspapiere an der Börse einen Kurs haben, und für deren Zinsen die Staatseinnahmen zum größten Teil verpfändet sind, ist die

Türkei in den Kreis der „zivilisierten" Staaten eingetreten und sie muß erhalten werden, damit die Besitzer der türkischen Papiere ihr Geld und namentlich ihre hohen Zinsen nicht verlieren. Darum haben die Großmächte die Türkei gewähren lassen, weil sie einerseits eifersüchtig aufeinander waren und die Türkei durch die Großmacht der Börse beschützt wurde.

Am unzufriedensten war die Kirche, d. h. die Kurie und ihre älteste Tochter, d. h. die Franzosen. Die letzteren deshalb, weil der deutsche Kaiser erklärte, die deutschen Katholiken im Orient unter seinen Schutz nehmen zu wollen, anstatt sie dem Schutze Frankreichs zu überlassen. Das bedeutet für die Franzosen eine Minderung ihres Ansehens im Orient, das ohnehin lange nicht mehr so groß ist, als vor etwa vierzig Jahren. Da sich aber ein stichhaltiger Einwand gegen das Recht des deutschen Kaisers, allen Reichsangehörigen seinen Schutz zuzuwenden, nicht finden läßt, so muß jetzt der lateinische Patriarch in Jerusalem herhalten, der dem Kaiser bei seiner Anwesenheit in Jerusalem sehr entgegenkommend sich bewies — sicher nicht ohne Einverständnis mit dem Vatikan — und den Roten Adlerorden erster Klasse erhielt. Nun gilt er den Franzosen als ein Werkzeug Deutschlands und muß so schnell als möglich beseitigt werden. Der französische Gesandte am Vatikan soll auch dieses Verlangen gestellt haben, dem sich aber der Präfekt der Propaganda widersetzt haben soll. Denn der Patriarch von Jerusalem ist eben Werkzeug des Vatikans, und wenn er dem deutschen Kaiser die Honneurs machte, so ist das nicht im Interesse Deutschlands, sondern in dem der Kurie geschehen und die Kurie will den deutschen Kaiser nicht vor den Kopf stoßen, denn sie fährt bei dem gegenwärtigen Kulturfrieden viel besser als bei dem Kulturkampfe.

Auch der französische Kardinal Langenieux soll auf die Beseitigung des Patriarchen hinarbeiten, obwohl er vom Papste den Auftrag haben soll, in dieser Angelegenheit zu einer friedlichen Verständigung mitzuwirken zwischen dem Staatssekretär des Papstes, Rampolla, der natürlich sofort auf die Wünsche des französischen Gesandten eingehen würde, und dem Präfekten der Propaganda, Kardinal Ledochowski, der das begreiflicherweise — und vielleicht im Einverständnis mit dem Papste — nicht will. Der Papst will keine Entscheidung treffen, bis die beiden Kardinäle sich geeinigt haben, denn er möchte weder bei den Franzosen noch bei der deutschen Regierung anstoßen.

Einstweilen können sich die ersteren noch trösten. Leo XIII. hat eine lateinische Ode verfaßt, die mit einem Hinweis auf die Liebe Christi zu den Franzosen beginnt. Die Ode wurde zu einem Oratorium verarbeitet, das im Dom zu Rheims aufgeführt wurde. Der großartigen Aufführung (120 Musiker und 200 Sänger) stand aber der Umstand im Wege, daß nach römischem Herkommen Frauen in einem Kirchenchor nicht singen dürfen. Der Kardinalerzbischof von Rheims gestattete aber, in diesem Falle eine Ausnahme zu chen.

In den verschiedenen Entwicklungsphasen des religiösen Lebens tritt dasselbe ald nach seiner kirchlichen, bald nach seiner individuellen Seite in den Vordergrund. Es liegt das in der Natur der Sache und es hat ein solcher Wechsel darum nicht immer die Bedeutung, die ihm von den Leuten zugeschrieben wird, welche nur die eine Seite der Sache erkennen und anerkennen wollen. Gegenwärtig tritt die kirchliche Seite des Christentums wieder mehr und mehr in den Vordergrund. Das kommt einerseits den Kirchengemeinschaften zu gute, bei welchen die Kirche allein die Inhaberin des Christentums sein will und der einzelne nur durch ihre Vermittelung am Christentum teilhaben soll, andererseits werden auch solche Gemeinschaften von diesem Strome mitge-

zogen, die nur ein solches Christentum als wahr gelten lassen wollten, das nicht bloß im einzelnen lebendig ist, sondern auch in einem jeden sich in einer individuellen Form darstellt. Sofern diese Gemeinschaften selbständige Kirchen gebildet haben, wie der Methodismus und Baptismus, wird diese Hervorhebung der kirchlichen Seite des Christentums für sie geradezu zu einer Notwendigkeit, der man sich mehr oder weniger stillschweigend fügt, oder höchstens gelegentlich einmal darüber klagt, daß der alte Methodismus und Baptismus 2c. zu verschwinden in Gefahr sei, daß die Bekehrungen nicht mehr dasselbe seien wie früher. Man führt Katechismusunterricht ein mit einem feierlichen kirchlichen Abschluß und nimmt dann diese Katechumenen als Probeglieder in die Kirche auf.

Man überläßt es auch nicht völlig der Individualität des Predigers, wie er die Gottesdienste innerhalb der Schranken der allgemeinen kirchlichen Ordnung gestalten will, sondern führt rituelle Formen und Formeln ein, und tröstet sich über die Abnahme des individuellen Hervortretens des Christentums mit dem Hinblick auf die Ausbreitung der Kirche, worunter man eben vor allen Dingen die eigene Kirchengemeinschaft versteht.

Anders liegt die Sache da, wo diese Kreise keine besondere Kirche gebildet haben, sondern nur innerhalb einer Kirche für sich organisierte Gemeinschaften mit einem besonderen Arbeitsfeld bildeten, das von der Kirche brach gelassen worden war; oder gar nur als besondere Richtungen innerhalb der Kirche zum Vorschein kommen. Hier werden sie entweder „verkirchlicht", oder sie treten zurück, oder werden auch in geschickter Weise durch missionierende Thätigkeit anderer Denominationen benutzt, um sie vollends von der einen Kirche loszulösen und in den Formen einer andern Kirche wieder „kirchlich" zu machen.

Ein solcher Individualismus ist auch die Richtung, die man in England als „Evangelismus" bezeichnet. Auch hier soll er im Abnehmen begriffen sein. So wird wenigstens im „Contemporary Review" von einem Mr. Heath behauptet. Als theologische Richtung verschwinde der Evangelismus. Das Revivaltum nehme ab, und zwar in allen Denominationen, und die darauf gegründeten Einrichtungen seien im Rückgang begriffen. Der Evangelismus wird nun eben wegen dieses seines Niedergangs angeklagt; er sei engherzig und kalt; er habe sich zu einer Art von Geringschätzung des göttlichen Wortes verhärtet, der den Gedanken eines allgemeinen göttlichen Heilsplans, einer Einheit des Menschengeschlechtes in Christo und einer gegenseitigen Verantwortlichkeit nicht fassen könne, sondern in dem Evangelium nur den Ratschluß eines individuellen Heils erblicke. Er verstehe die Zeit nicht mehr, in der er lebe, er habe kein Verständnis mehr für das Walten Gottes in der Geschichte, wenigstens nicht in der Geschichte seit der Reformationszeit, und so sei es die Schuld des Evangelismus, wenn auch die Kirche zurückginge. Es mag sein, daß der Evangelismus seine Zeit nicht immer versteht, aber Mr. Heath versteht sicher auch den Evangelismus nicht ganz, denn er macht eine berechtigte Seite des christlichen Lebens zu einer unberechtigten, um die andere zur alleinberechtigten stempeln zu können. Außerdem könnte das Christentum nach seiner kirchlichen Seite sich gar nicht wieder neu und lebenskräftig erweisen, wenn ihm der Evangelismus nicht vorgearbeitet und die Bahn gebrochen hätte.

Das individuelle Christentum ist gleichsam der Kern, um den sich im Laufe der Entwicklung die kirchliche Schale bildet, in der er ausreift und fähig wird, sich wieder als neues, lebenskräftiges Samenkorn zu erweisen. Es ist freilich richtig, daß der Kern nicht zur vollen Entwicklung und zur Ausreifung gelan-

gen kann ohne die Schale, aber es wäre doch etwas beschränkt, dem Kern den Vorwurf zu machen, daß er die Schuld daran trage, daß die Schale nicht solid, sondern hohl sei, weil man von Zeit zu Zeit Schalen findet, in denen der Kern fehlt, weil er während der Bildung der Schale abgestorben ist. Jede neue Entwicklung geht aber immer wieder vom Keim und vom Kern aus, dem die Schale nur als schützende Hülle gedient hat. Das hat aber auch seine Zeit und das bloße Erhalten der Schale in ihrer Form über die Zeit der Entwicklungsfähigkeit des Kernes hinaus zwingt diesen zum Absterben und die Schale erscheint dann als die Hauptsache, ja als das einzige, weil eben sonst nichts mehr da ist.

Der englische Kirchenkongreß, welcher Ende September v. J. in Bradford tagte, war zwar eine imposante Darstellung der anglikanischen Kirche in ihrer Stellung im Staate und auch den Volksmassen gegenüber, aber er konnte den Riß, der durch diesen Bau geht, weder heilen noch verdecken. Es mag sein, daß vielleicht das Band des Staatskirchentums die Anglikaner Großbritanniens so lange zusammenhält, bis die Kämpfe der heutigen Parteien ausgefochten sind; aber sicher erwarten läßt sich das nicht, eher vielleicht das Gegenteil. Immerhin ist es für die anglikanische Kirche von Vorteil, daß ihre so verschiedenen Parteien auf dem Kirchenkongreß einander begegnen, und wenn es auch an Zusammenstößen der Meinungen nicht fehlt, so sind diese eher dazu angethan, die Gegensätze abzustumpfen oder auch abzuschleifen, anstatt sie zu verschärfen. Es mag sein, daß keine der Parteien mit den Ergebnissen der Kirchenkongresse zufrieden ist oder war, aber so lange sie immer noch Wert darauf legen, auf demselben vertreten zu sein, wird eine äußere Spaltung der Staatskirche Englands trotz ihrer inneren Zerklüftung nicht eintreten. Zudem kann weder die eine noch die andere Partei sich darüber beklagen, daß ihr keine Berücksichtigung zu teil geworden ist; darüber aber, daß auch die andere Partei berücksichtigt worden ist, darf man nicht allzulaut klagen, weil man leicht dadurch der Beschuldigung sich aussetzt, daß es einem an Sinn für Recht und Billigkeit mangle. So muß man sich eben so gut als man kann vertragen, und wenn es der eine oder andere nicht mehr mag, so steht ihm ja der Weg nach Rom oder zum Dissentertum jederzeit offen.

Die Politik der Bischöfe, beide Seiten zusammenzuhalten, trat in dem Kongreß deutlich genug zu Tage. Die Eröffnungspredigt hielt — wie die Chronik der christlichen Welt berichtet — der Erzbischof von York über Phil. 3, 15. Er besprach hauptsächlich die in neuster Zeit wieder stark in den Vordergrund gerückte ritualistische Frage. Während er einerseits ungesetzliche, mit den Worten und dem Geiste des Common Prayer Book unvereinbare Zeremonien verwarf, die sich einige übereifrige Geistliche erlaubten, verteidigte er „das Wiederaufleben eines hilfreichen Symbolismus“, um den Gottesdienst anschaulicher und eindrucksvoller zu gestalten. Von der unter der Leitung des Mr. Kensit zu einem öffentlichen Skandal gewordnen „protestantischen“ Agitation gegen die Ritualisten sprach er als einem demagogischen Wahlmanöver. Eine gewisse Mannigfaltigkeit des Rituals sei der Starrheit und Unveränderlichkeit vorzuziehen. Nicht durch Parlamentsgesetz, sondern durch die Bischöfe und vielleicht durch eine zu berufende Sachverständigenkonferenz, eine Art Kongregation der Riten, seien die Schwierigkeiten zu lösen. Die zum Frieden mahnende Predigt wird am meisten die Hochkirchlichen befriedigt haben; die Church Times nennt sie auch „durchaus katholisch“. Die darin ausgesprochenen Ansichten dürften von dem anglikanischen Episkopat in seiner Mehrzahl geteilt werden.

Die Eröffnungsansprache des Präsidenten, vor dreitausend Personen gehalten, soll eine oratorische Leistung ersten Ranges gewesen sein. Sie zeichnete in großen Zügen ein Bild der Gegenwart mit ihren Nöten und ihren Vorzügen, besprach die Lage der Kirche, ihre Aufgabe und Aussichten. Der Standpunkt des Sprechers zeigte sich deutlich. „Wir können uns selbst und die Welt nicht zufriedenstellen mit einem ‚Evangelium der Begriffe', wie Maurice es nannte. Dogmen sind für die Kirche eine wissenschaftliche Notwendigkeit, aber sie sind nicht die Speise der Seele. Das ist Christus allein. . . .

Wir sind zu sehr den Schriftgelehrten ähnlich gewesen, weil wir uns auf menschliche Autoritäten und große Namen der Vergangenheit verlassen haben. Zufrieden mit dem, was Ambrosius oder Augustin oder Luther oder Cranmer oder Simeon, oder Pusey gelehrt haben, haben wir ganz vergessen, welch gewaltiger Strom von Kraft und Weisheit von dem Geiste des lebendigen Christus in das Herz jedes Zeitalters strömen kann. Sollte es nicht möglich sein, daß es uns in dieser unsrer Zeit mehr zum Bewußtsein kommt, wieviel Menschliches sich in unsre Verteidigung der Wahrheit mischt, und daß wir gerade durch die Verlegenheiten, in denen wir uns jetzt befinden, dazu geführt werden, eine einfachere Glaubensform zu suchen und darin unsre brüderliche Einheit zu finden? Alles deutet darauf hin: die Kritik, indem sie nutzlose Anwüchse entfernt, zeigt uns klarer die Majestät der Person Christi, eine Majestät, die für sich selbst spricht. Die Nöte der Zeit, die soziale, wirtschaftliche und internationale Frage können nach der Überzeugung vieler ihre Lösung nur finden in einem bessern Verständnis Christi und seiner Botschaft."

Aufsehen und Widerspruch hat der Schluß dieser Rede namentlich auf hochkirchlicher Seite erregt. Er lautete: „Die Religion der Zukunft wird weder protestantisch noch katholisch sein, sondern einfach christlich. Die Dogmen, die die Kirchen trennen, werden fallen, wie die Blätter im Herbste, vor den frischen Winden Gottes. Viele Ansichten, die freilich nach Gottes Vorsehung ihre Rolle in der Klärung der menschlichen Gedanken gespielt haben, werden der Vergessenheit anheimfallen. Vielen wird es nicht leid sein, das Alte schwinden zu sehen, weil sie dann einen bessern und größern Glauben besitzen werden; sie werden nicht meinen, ‚daß Gottes Welt in Stücke geht, wenn wir etwas mehr oder weniger Pergament zerreißen'. Gottes Kirche wird ihre Stärke wiedergewinnen. Sie wird sich mit einem einfachern Bekenntnis begnügen, weil sie Christus begriffen haben wird. Sie wird weder Trient noch Westminster, weder Lambeth noch den Vatikan zu ihrer Leitung mehr nötig haben. Sie wird sich mit einfachern Gedanken und einem reinern Glauben zufrieden geben. Sie wird sich zufrieden geben mit dem: Es ist e i n Herr, e i n Glaube, e i n e Taufe, e i n Gott und Vater aller. Sie wird zurückkehren zu dem historischen Glaubensbekenntnis ihrer Jugend, das zu bekennen ich euch auffordere." Die Versammlung sprach darauf das Apostolikum. Die Rede hat natürlich die Hochkirchler wenig befriedigt, und die Church Times nimmt großes Ärgernis daran, daß der Bischof seine wunderbare Rednergabe dazu mißbraucht, einen nebelhaften, unpersönlichen, eingebildeten Christus an die Stelle des fleischgewordnen Gottessohnes zu setzen, des Gottessohnes, der in der Kirche, seinem Leibe, wohnt und die Wirkung seiner Fleischwerdung durch die Sakramente in seiner Kirche fortsetzt. Überhaupt findet die Church Times, daß den „antikatholischen Mächten" auf dem Kongreß zu großer Spielraum gegeben worden sei, und führt das auf den Einfluß des Bischofs von Ripon zurück.

Aus den Verhandlungen selbst greifen wir nur die Hauptpunkte des auf der Church Times fußenden Berichtes der Chronik der christl. Welt heraus: Das Thema: „Die gegenseitigen Beziehungen zwischen Geistlichkeit und Laienschaft" hatte eine große Zuhörerschar angezogen, besonders deshalb, weil man das Erscheinen des Mr. Kensit, des protestantischen Vorkämpfers gegen die Ritualisten, erwartete. Dr. Jessopp hielt zunächst einen geschichtlichen Vortrag über die Stellung der Laien in den ersten vier Jahrhunderten. Seine Ausführungen wurden von dem Erzbischof von Canterbury nachher bekämpft, der das frühere Auftreten des Episkopats und der Scheidung zwischen Laien und Geistlichen behauptete, ja sich bis zu der Behauptung verstieg, er sei überzeugt, schon die Apostel und Ältesten hätten eine besondre Amtstracht getragen. Anerkannt wurde aber auch von ihm, daß den Laien in der Einzelgemeinde größere Rechte einzuräumen seien durch Bildung eines Gemeindekirchenrats (parish council). Ein andrer Redner hatte diese Anerkennung der Laienrechte sogar als die vielleicht dringendste Reform bezeichnet. Selbst Lord Halifax, der Laienführer der Ritualisten, widersprach dem nicht, verlangte nur, daß nur getauften und kommunizierenden Kirchengliedern der Eintritt in die parish councils offen stehen dürfe. Gegen Schluß der Besprechung kam Kensit zu Wort. Dieser Londoner Buchhändler, der seit Monaten seinen protestantischen Eifer in der Störung ritualistischer Gottesdienste bethätigt und in England eine eigene Art von Berühmtheit erlangt hat, erregte den Unwillen der Mehrzahl der Zuhörer durch scharfe Angriffe auf die Bischöfe: sie seien es, die die Laien ihrer Rechte beraubten, sie brächen ihr Gelübde, alle falsche und dem Worte Gottes nicht entsprechende Lehre zu bekämpfen, indem sie römisch gesinnte Kandidaten ordinierten. Der späten Stunde halber wurde die Debatte abgebrochen.

„Die Kirche und die Nation" war das Thema des dritten Tages. Am Vormittag wurde das Verhältnis der Kirche zur äußern Politik diskutiert. Der Nachmittag gehörte sozialen Fragen. Charakteristisch für die Stellung der anglikanischen Kirche war es, daß das Recht und die Pflicht der Geistlichen, sich auch um das materielle Wohl der Arbeiter zu kümmern, stark hervorgehoben wurde. Der Dean von Ely sprach über gesundheitsgefährliche Betriebe. Der Dean von Durham hielt einen Vortrag über Produktivgenossenschaften. Die alte Nationalökonomie habe zur Vergötterung des Kapitals geführt; die in der Neuzeit (seit 1844) aufgekommenen Genossenschaften, die jetzt in England schon über anderthalb Millionen Arbeiter in ihren Reihen zählten, seien auch von kirchlichem und christlichem Standpunkt aus mit Freuden zu begrüßen, weil durch sie eine bessere Benutzung des Kapitals stattfände, das aufhöre, „der große Knecht einiger und der abscheuliche Sklavenvogt anderer" zu sein. Die Kirche habe keine Ursache, sich vor einer unabhängigen, auf sich selbst vertrauenden, gebildeten Arbeiterschaft zu fürchten, die sich auf ein höheres Niveau erhoben habe und bestrebt sei, ihre Brüder aus den Tiefen der Hoffnungslosigkeit zu retten, in die ein gerühmtes industrielles System sie geworfen habe. — Ähnliche Töne schlugen die übrigen Redner an. In England scheint niemand der Kirche das Recht der Mitarbeit an der sozialen Frage zu bestreiten.

Die am Abend stattgefundene Arbeiterversammlung war so stark besucht, daß noch eine zweite Versammlung improvisiert werden mußte. Der Erzbischof von Canterbury hielt die Hauptansprache, in der er ökonomische Mißstände zugab und die Pflicht, sie abzustellen, betonte, aber auch die Arbeiter kräftig an ihre moralischen Pflichten, besonders Weib und Kind gegenüber,

mahnte. Der Bischof von Hereford meinte, die Zeit der Abschaffung von Streiks und Aussperrungen sei gekommen. Er verwies auf Neuseeland, wo Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern durch Schiedsgerichte entschieden würden.

Der interessanteste unter den Vorträgen, die über „die Ruhelosigkeit unserer Zeit" gehalten wurden, war der des Bischofs von Manchester. Materialismus und Agnostizismus seien die Hauptquellen dieser Ruhelosigkeit, beide aber könnten das nach Gewißheit dürstende menschliche Herz nicht auf die Dauer befriedigen. Gewißheit aber könne man weder finden durch das Zurückgehen auf den unfehlbaren Papst, noch durch ein unfehlbares Buch. Die religiöse Wahrheit, die allein Ruhe schafft, bringe nur Christus und die mystische Verbindung mit ihm. „Bekenntnis und Bibel geben nur gebrochene Lichter der Person Christi, die Kirche ist nur ein unvollkommenes Organ seines Lebens. Alle Formen und Mittel sind nutzlos, die nicht die Seele über sich selbst erheben und sie einführen in die mystische nnd wirkliche Verbindung mit dem lebendigen Christus, die alle Grenzen unseres irdischen Lebens überschreitet." Diese Verbindung aber ist eine moralisch vermittelte nach Joh. 7, 15. — Ein Laienredner warnte die Geistlichen vor der Vielgeschäftigkeit, die sie selbst der Gefahr aussetze, von der Unruhe der Zeit angesteckt zu werden; das wurde auch von dem Bischof von Ripon in seinem Schlußworte betont. — Die Diskussion schweifte teilweise weit vom Thema ab. Ein Reverend Ring sprach seine Sehnsucht nach einer bestimmteren Stellungnahme der Kirche z. B. in moralischen Fragen aus, so in der Frage der Ehescheidung und der Wiederverheiratung Geschiedener. Die Kirche sei zu definitiven Entscheidungen berechtigt. Denn wenn auch kein einzelner Bischof infallibel sei, so spräche die lebendige Kirche Christi die unfehlbare Stimme Gottes. Derselbe Redner wies auf Privatbeichte und Privatabsolution hin als auf das Mittel, den Frieden Christi zu finden. Nach seiner Überzeugung sei die Privatbeichte in der anglikanischen Kirche zwar kein Zwang, aber eine Verpflichtung. Dem widersprach der Bischof von Ripon ganz energisch. Die Grenze zwischen Zwang und Verpflichtung sei zu unklar, und gegen den Zwang der Ohrenbeichte hätten sich vor fünfzig Jahren die Traktarianer selbst ausgesprochen.

Nebenher gingen noch verschiedene Sonderversammlungen, u. a. auch eine Versammlung „Vereinigter Christen", in der sich zum Entsetzen der Church Times die Deans von Canterbury und Ripon mit Vertretern der Wesleyaner, Baptisten und Kongregationalisten zusammenfanden. Sehr zahlreich besucht war aber vor allem eine Versammlung der English Church Union (hochkirchlich). Lord Halifax stellte hier folgende vier für seine Partei charakteristische Forderungen auf: Reservation der geweihten Abendmahlselemente, Anerkennung der (liturgischen) Gebete für die gläubig Entschlafenen, Verbot der Wiederverheiratung Geschiedener und besonders der Mitwirkung der Kirche dabei, Freiheit der Kirche von weltlichem Gericht und von der Kontrolle des Parlaments in Sachen der Lehre und der Disziplin.

Korrekturen.

Der Satz und Druck der ersten Nummer unseres Magazins fiel in die Zeit des Umzugs des Redakteurs, und hat derselbe von No. 1 nichts gesehen, bis die fertiggedruckte Nummer ihm zukam. Der Bruder, welcher freundschaftlich die Korrektur für ihn besorgte, zog auch erst um und mußte in seine Arbeit sich einleben. Die geehrten Einsender und Leser wollen daher freundlich die

leider stehen gebliebenen Druckfehler entschuldigen. Die wichtigsten davon wollen wir hiermit berichtigen.

Seite 14, 3. Zeile v. unten, sollte nach Wissenschaft ein Absatz folgen und ein II. oben drüber gesetzt sein, sonst erwartet der aufmerksame Leser nach dem I., S. 11, eine Fortsetzung, die nicht beabsichtigt ist.

Man lese Seite 29, Zeile 23: Sektenbildung, nicht Seitenbildung.

Man lese Seite 31, Zeile 25: dem, statt dann.

Man lese Seite 32, Zeile 27: weit, statt mit.

Man lese Seite 36, Zeile 26: völlig, statt willig.

S. 36, Z. 19, nach dem Worte Hälfte ist einzufügen: dieser Darstellung.

Seite 40, Zeile 14 von unten ist leider ein ganzer Satz ausgelassen, wodurch der Sinn wesentlich entstellt ist. Es muß dort nach der Frage: „zu nichte machen lassen?" eingefügt werden, als weitere Frage: „Kann er, der sein erstes allmächtiges: Es werde Licht! gesprochen, diesem nicht ein zweites, gleich allmächtiges folgen lassen?"

Man lese ferner Seite 53, Zeile 2 von oben: wem, statt wenn; ebendort, Zeile 26: den, statt dem; ebendort, Zeile 27: denn, statt den; ebendort, Zeile 12 von unten: Messias, statt Wissens.

Man lese Seite 61, Zeile 12 von unten: Erzvater, statt Erzritter.

Man lese Seite 68, Zeile 10 von oben: abhielt, statt abhält.

Man lese Seite 79, Zeile 6 von unten: disestablishment.

Geringere Fehler übergehen wir, ihre Korrektur dem Kundigen überlassend.

Fragekasten.

No. 2. Ist es zu billigen, daß ein Pastor mit früheren Gemeindegliedern in brieflichem Verkehr steht, ohne Wissen seines Nachfolgers?

No. 3. Woraus zieht der Pastor den meisten Nutzen, wenn er die mit Mühe erworbene Kenntnis der alten Sprachen weiterfördert, oder wenn er dasselbe Maß von Zeit verwendet zum Gebrauch der modernen (theologischen?) Hilfsmittel und anderer Litteratur, um nach allen Seiten auf dem laufenden zu bleiben?

No. 4. Warum läßt unsere evangelische Kirche resp. Synode einen Nicht-konfirmierten nicht zum Mahle des Herrn zu?

No. 5. Was ist von der Leichenverbrennung zu halten, und wie hat sich die Kirche ihr gegenüber zu stellen?

No. 6. Ein kompetenter Arzt könnte etwa die Güte haben, folgende Frage zu beantworten: Welche äußeren Merkmale bei Kranken lassen auf deren baldigen Tod schließen?

N. B.—Wir möchten die lieben Brüder herzlich bitten, uns Antworten auf sämtliche Nummern der Fragen einsenden zu wollen. Auch No. 1 steht noch aus.

Eingesandte Fragen können selbstverständlich nur dann berücksichtigt werden, wenn sie nachweisbar aus unserem Subskribentenkreis kommen und also auch mit vollem Namen und Adresse versehen sind.

Bemerkungen.—Den Brüdern, welche dem Redakteur anläßlich der ersten Nummer Segenswünsche und freudige Begrüßung zusandten, entbietet derselbe herzlichen Dank und knüpft daran die Bitte: Helft alle mit, daß unser Blatt segensreichen Erfolg habe mit des Herrn Hilfe.

Die General-Synode hat beschlossen, daß eine Abteilung für Kirchlich-Synodales im „Magazin" eingeführt werden soll. Was unter dieser Rubrik erscheinen soll, das sind wohl hauptsächlich Nachrichten über wichtige Vorgänge in der Synode. Solche Nachrichten kann aber die Redaktion des „Magazins" nicht fabrizieren, sondern sie müssen dem Redakteur zuerst selbst zugesandt werden, sei es in Gestalt von Gemeindeboten oder als Spezialberichte, die dann etwa in Kürze zusammengefaßt werden können. Doch dürften wohl biologische Notizen über das Leben bedeutender Theologen an dieser Stelle am besten ihren Ort finden. Nur muß dann die Überschrift der Abteilung heißen: Kirchliches und Synodales. Und letzteres muß wegfallen, wenn davon nichts zur Verfügung steht.

❊ Magazin ❊

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 1. Band. St. Louis, Mo. Mai 1899.

Wie haben wir evangelische Christen die heilige Schrift anzusehen?

Ein Versuch, mit besonderer Berücksichtigung des Alten Testamentes, von Pastor K. Kißling.

(Schluß.)

Da sich nun der kritische Streit der letzten Jahrzehnte hauptsächlich um den Pentateuch drehte, so sei mir gestattet, auch besonders hierauf Rücksicht zu nehmen. Nachdem man von der mosaischen Autorschaft des Pentateuchs zurückgekommen war, ließ eine sorgfältige Prüfung der betreffenden Schriften erkennen, daß die sogenannten fünf Bücher Mose überhaupt nicht das Werk eines Mannes, kein Werk aus einem Guß, sondern aus verschiedenen älteren Urkunden zusammengesetzt seien. Diese Entdeckung stützte sich zunächst hauptsächlich und mit Recht auf den deutlich geschiedenen Gebrauch der verschiedenen Gottesnamen. Man suchte die verschiedenen Quellen, aus denen das ganze Werk zusammengearbeitet ist, zu scheiden und auseinanderzuhalten; man unterschied die Jahvestellen und die Elohimstellen. Die Abschnitte, die sich da nicht unterbringen ließen, schrieb man einem dritten Verfasser zu, und endlich betrachtete man das Deuteronomium, auf Grund seines andersartigen Stiles, wiederum als die Arbeit eines anderen Geistes. So hatte man also nun für das eine zusammenhängende Werk vier Verfasser, nebst einem abschließenden Redaktor, der die verschiedenen Quellen zusammenarbeitete, zu einem Ganzen verwob. Das ist wohl die Ansicht der meisten, auch positiven Theologen der Gegenwart. Bis hierher wäre die Sache ganz recht gewesen, aber nun machten sich die Gelehrten, die ihren Ruhm dareinsetzten, den größten Scharfsinn in der Quellenscheidung zu entwickeln, daran, eine wahre Ameisenarbeit zu vollbringen. Nicht nur proponierten sie für verschiedene Abschnitte und Kapitel verschiedene Verfasser, sondern sie zerstückelten den Pentateuch derart, daß oft ein einziger Vers aus zwei, drei Quellen stammen sollte, indem sie dieses Wort diesem und die beiden nächsten einem andern Autor zuschrieben!! Und dieses ganze ehrwürdige Werk sieht unter der Arbeit dieser Gelehrten aus wie ein Paradiesvogel, dessen Federn aus=

gerupft wurden und zerstreut umherliegen. Sie haben im Pentateuch in Wahrheit keinen Stein auf dem andern gelassen. Kurz, wer sich ein wenig mit dieser Kritik befaßt, der sieht sich bald zu dem Geständnis gedrängt: „Mir wird von alledem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum." So weit war die Sache noch verhältnismäßig unschuldig und harmlos, man konnte sie als sprachliche und scharfsinnige Übungen der gelehrten Herren betrachten, etwa wie ein Knabe, der im Spiel zum Zeitvertreib eine Blume zerpflückt. Gelehrsamkeit und Kleinlichkeitskrämerei liegen sehr vielfach hart nebeneinander. Aber gleich einem Strom, der lange ruhig und gefahrlos zwischen seinen Ufern dahinfließt, plötzlich von schweren Regengüssen geschwollen, seine Dämme bricht und, aller Menschenkraft und Menschenkunst spottend, neue Bahnen sucht und weithin Verderben trägt, so hat auch die Kritik die schützenden Ufer überflutet, welche dem ganzen bisherigen Offenbarungsglauben den Untergang zu bringen drohen. Man begnügte sich nämlich nicht mehr mit einfacher Scheidung der vorliegenden Quellenschriften, sondern man begann auch nach dem Alter dieser Quellenschriften zu forschen. Und hier beginnt die Pentateuchkritik sehr ernst zu werden. Aus dem harmlosen Spiel wird bittrer Ernst. Von vornherein ist es schon ein sehr gewagtes Unternehmen, bei Schriften, die so viele Jahrtausende hinter uns zurückliegen, die aus einer Zeit stammen, deren Sprache und Geschichte noch so wenig aufgehellt sind, wo Irrtümer so nahe liegen, die mutmaßliche Abfassungszeit zu bestimmen. Es liegt auf der Hand, daß bei solchen Untersuchungen Vorurteile, subjektive Meinungen und Anschauungen eine große Rolle spielen. Daher sehen wir auch, und das kann uns einigermaßen zum Trost gereichen, unter den Gelehrten über diese Punkte die größten Differenzen obwalten. Und eine vollkommene Einigung wird wohl auch niemals erzielt werden. Denn das Resultat bei dem hier der Lösung harrenden Probleme hängt wohl zum größten Teil von der Voraussetzung ab, mit der der betreffende Kritiker an sie herantritt. Denn eine voraussetzungslose Wissenschaft giebt es nicht. Und es findet hier wohl auch manchmal das Wort seine Anwendung: Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben. Nur kurz seien hier die Hauptresultate dieser negativen Kritik angeführt. Während man bis jetzt den sogenannten Priesterkodex, d. h. das mosaische Gesetz, wie es in den Büchern Exodus, Leviticus und Numeri enthalten ist, und wie es den Unterbau der ganzen israelitischen Geschichte bildet, für die älteste Quellenschrift oder doch für eine der ältesten hielt, während man überhaupt der Ansicht war, daß der Pentateuch vor dem Exil vollendet gewesen sei, so läßt die neuste Schule nur gelten, daß in alter Zeit nur das Bundesbuch, d. h. Exodus 20, 22—23, 10, also ohne den Dekalog, existiert habe, dann folgen einige geschichtliche Partien, die man mit dem Namen „der zweite Elohist" und „Jahvist" bezeichnet, später, wenige Jahre vor der babylonischen Gefangenschaft unter der Regierung des Josias, das Deuteronomium und zu allerletzt, lange nach dem Exil,

erst der Priestercodex, d. h. das eigentliche Gesetz, nebst einer Anzahl der in der Genesis enthaltenen Erzählungen, wie z. B. der Schöpfungsbericht und eine ziemliche Anzahl der Patriarchengeschichten. Wellhausen u. a. lassen den Pentateuch im Jahr 444 v. Chr. vollendet sein. Man bezeichnet, wie oben angedeutet, diese Aufstellungen mit dem Namen: Negative Kritik. Und warum? Was wird denn dadurch negiert? Nichts Geringeres als der Offenbarungscharakter der in Rede stehenden Schriften. Nicht Offenbarung, nicht providentielle Leitung, sondern natürlich-menschliche Entwicklung ist der Charakter der Geschichte des Volkes Israel. Die Auffassung dieser negativen Kritik verdrängt den göttlichen Faktor aus der Geschichte Israels. Wir haben bis jetzt die Israeliten als das von Gott auserwählte Bundesvolk angesehen, wir haben ihre ganze Geschichte unter den Gesichtspunkt der göttlichen Leitung und Führung gestellt, wir haben in Mose den Gesetzgeber verehrt, der dem Volk Gesetz und Recht, Opfer und Feste, Priester und Heiligtum gab. Nach Wellhausen ist die Auffassung der Sachlage eine Täuschung. Die Schicksale der Israeliten sind völlig derselben Art gewesen, wie diejenigen der übrigen semitischen Stämme und erst durch eine viel spätere Anschauungsweise sei der religiöse Charakter der israelitischen Geschichte in dieselbe eingetragen worden. „Um eine solche Behauptung wagen zu dürfen,“ — ich citiere Lehrmann a. a. O. p. 39 — „war man allerdings zu einer radikalen Umwälzung alles dessen genötigt, was man bisher hinsichtlich der Reihenfolge der alttestamentlichen Litteratur und Entwicklungsstufen als feststehend ansah. Hielt man das erste Kapitel des ersten Buches Mose bisher für eins der ältesten Stücke des alttestamentlichen Schrifttums, so wurde jetzt eben diese Schöpfungsgeschichte der jüngsten Zeit, etwa der Zeit Esras zugeschrieben; war man der Überzeugung gewesen, daß die Propheten das Gesetz vorausgesetzt hätten, so wurde nun angenommen, daß das Gesetz eine spätere Entwicklungsstufe darstelle als die Propheten; Joel, nach bisheriger Anschauung einer der ältesten Propheten, muß einer der jüngsten werden, sämtliche Psalmen Davids mußten diesem königlichen Sänger abgesprochen und zum Teil sogar in die Zeit der Makkabäer, also aus dem elften in das zweite Jahrhundert v. Chr. verlegt werden.“ Man sieht, wer die hier dargelegte Anschauung zu der seinigen machen will, der muß gründlich umlernen, der kann getrost seine ersten Schuljahre, die seine religiöse und sittliche Charakterbildung beeinflußten, zu den verlorenen und verfehlten rechnen. Wir sehen auch, daß diese sogenannte Pentateuchkritik, deren Einführung sogar in die höheren Schulen selbst von bedeutenden, im praktischen Amt und einflußreicher Stellung stehenden Theologen bereits stark und nachdrücklich befürwortet worden ist, nicht nur für das Werk, das ihm den Namen gegeben, sondern für den ganzen alttestamentlichen Kanon, ja man kann wohl sagen, für unsern ganzen auf beiden Testamenten ruhenden Glauben von grundstürzender Bedeutung ist. Kurz, das ganze Alte Testament wird geradezu auf den Kopf gestellt. Und zwar nicht bloß

äußerlich, indem die verschiedenen Bücher und Kapitel des Alten Testamentes durcheinander geschüttelt werden, wie die Bilder in einem Kaleidoskop, sondern auch inhaltlich, indem nach dieser Geschichtsanschauung, wie aus dem bisherigen sattsam erhellt, das Gesetz nicht göttliche Offenbarung sein kann, sondern lediglich Menschenwerk ist. Und noch mißlicher wird die Sache dadurch, daß es sich dabei um eine offenbare Täuschung handelt. Nach der Graf v. Wellhausenschen Hypothese muß notwendig der bei weitem größte Teil des Gesetzes nicht von Mose, sondern von Priestern in weit späterer Zeit, und auch nicht auf Grund einer wirklich auf Mose zurückgehenden Tradition, sondern selbständig und doch unter Moses Namen, ja als von Gott durch Mose gegeben, in der Meinung, in Moses Sinn und Geist zu reden, abgefaßt und publiziert worden sein. Die Entstehung des Gesetzes wird also zum größten Teil auf eine pia fraus, auf einen frommen Betrug zurückgeführt. *) Und Wellhausen geniert sich durchaus nicht, das deutlich auszusprechen. Er redet an verschiedenen Stellen seiner Werke von „Fiktion". Er gebraucht Redewendungen wie die: „Es ist dem Verfasser wirklich gelungen, seine wahre Abfassungszeit zu verschleiern", „die unglaubliche Nüchternheit ist dennoch Phantasie" ꝛc.

Was sagen wir dazu? Nun, bange machen gilt nicht. Es wird nichts so heiß gegessen als es gekocht wird. Zur Stütze für das hohe Altertum der im Pentateuch erzählten geschichtlichen Partien kann ich unter anderem auf die Enträtselung der ägyptischen Hieroglyphen und auf die Entzifferung der babylonisch-assyrischen Keilschriften hinweisen, die in geradezu überraschender Weise die Hauptgeschichten des Alten Testamentes bis ins einzelste hinein, bis auf die Namen, bestätigen. Sagt doch selbst der Assyriologe Hommel: „Der, dem die moderne Kultur und ihre falsche Aufklärung noch nicht den letzten Rest des Glaubens an ein göttliches Walten genommen hat, und der also auch in dem Geschicke Israels eine besondere Führung Gottes und in seiner Geschichte eine einzigartige Geschichte erkennt, wird es freudig begrüßen, wie nun plötzlich ein ganz neues Licht auf viele Partien derselben fällt und fast jedes Blatt der Bibel Ergänzung, Erweiterung, Bestätigung empfängt." Und solange wir sehen, wie die einzelnen Forscher selber so uneins untereinander sind, und, um ihre Behauptungen zu stützen, zu den wenig ehrenhaften Mitteln von Fälschungen, Textentstellungen ꝛc. greifen müssen, so lange brauchen wir nichts für das Wort der Schrift zu fürchten. Und es fehlt nicht an Anzeichen, daß diese extremste negative Kritik teilweise wenigstens sich zum Rückzug anschickt. Es erfüllt sich an der Bibel und ihren Kritikern immer aufs neue, was uns von Jesus und seinen Gegnern erzählt wird: „Da hoben sie Steine auf, daß sie auf ihn würfen. Aber er ging mitten durch sie hinweg." Ich denke da an eine Unterredung, die ich vor längerer Zeit in Baltimore mit einem Juden hatte. Wir sprachen über die Dreieinigkeit, die er aufs heftigste leugnete. Als ich ihm sagte, es heiße schon Genesis 1:

*) Fr. Roos: „Die biblische Kritik und der Religionsunterricht in höheren Lehranstalten" in: Neue kirchliche Zeitschrift von Holzhausen. I. Jahrgang, 4. Heft, Seite 263.

נעשׂה ארם בצלמנו כרמותנו: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, da gab er mir zur Antwort: Das ist ein Druckfehler. Natürlich! Man braucht nur die ganze Bibel in Bausch und Bogen für einen Druckfehler zu erklären, dann ist die Kritik sehr leicht. Ob das wissenschaftlich ist, das ist eine andere Frage.

Aber fragen wir zum Schluß: Wenn von allen Seiten die Sturmleitern an das ehrwürdige Gebäude der heiligen Schrift gelegt werden, was bleibt uns denn dann von der Schrift? Wir haben gesehen, daß die wörtliche und buchstäbliche Inspiration sich nicht verträgt weder mit der Ehre der Schrift noch mit der Würde der heiligen Schriftsteller. Dem gegenüber halten wir die wahre Inspiration fest, daß die Schrift unter der Leitung, Bewahrung und Vorsehung Gottes nach und nach entstanden ist, aber ohne die menschliche Individualität der Verfasser aufzuheben, daher wohl auch Irrtümer, Mängel und Ungenauigkeiten mitunterlaufen mögen. Die heilige Schrift hat nicht nur eine göttliche, sondern auch eine menschliche Seite. Davon überzeugt uns jeder Blick in unsere Bibel. Die heiligen Menschen Gottes haben geredet und geschrieben, getrieben durch den heiligen Geist, aber sie haben so geschrieben, daß man jeden sogleich an seiner Schreibweise, an seinem Stil, an seinem Ideenkreise, an seiner Sprache erkennt. Darin liegt die Berechtigung der Kritik. Wer mit der Schrift und mit der Eigenart der biblischen Schriftsteller in rechter Weise vertraut ist, der muß, wenn er einen Spruch hört, der ihm augenblicklich nicht näher bekannt ist, in den meisten Fällen angeben können, ob dieser oder jener biblische Verfasser diesen Spruch geschrieben haben kann, ob ein Jesaias oder Jeremias, ein Paulus oder Johannes oder Jakobus sich so auszudrücken pflegt. Aber welches ist der Maßstab, an welchem wir das Göttliche und das Menschliche der Schrift messen? *δος μοι ποῦ στῶ.* Einen solchen Archimedesstandpunkt brauchen auch wir bei unserm Urteil über die Schrift. Wir haben diesen Standpunkt aus dem Neuen Testament. Da aber auch die neutestamentlichen Schriften gegenwärtig viel angefochten werden, so halten wir uns an die Schriften, deren Echtheit selbst von den schärfsten Kritikern noch nicht angetastet worden ist. Die neutestamentlichen Schriften, die allgemein als echt anerkannt werden, sind außer den Reden Jesu in den drei Synoptikern, die selbst ein Strauß mit wenig Ausnahmen anerkennt, ganz besonders die vier großen Briefe des Apostels Paulus: der Römer-, die zwei Korinther- und der Galaterbrief. Aber schon in diesen von allen Sachverständigen unangefochtenen Schriften ist das Wort von unserer Erlösung, das Wort vom Kreuz, das Wort vom Heil in Christo klar und deutlich voll und ganz enthalten. Und diese Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist, das ist der Standpunkt, von dem aus wir die Schrift verstehen können, die Schrift beurteilen müssen, und wir sagen: Insoweit die Schrift in mittelbarer oder unmittelbarer Beziehung zu dem Heil, das in Christo Jesu der ganzen Welt bereitet ist, steht, insoweit ist sie ewiges, unvergängliches Gotteswort. Was damit nichts zu thun hat,

gehört der menschlichen Seite der Schrift an. Der Hamburger Pastor Götze hätte seiner Zeit kein so großes Geschrei zu machen brauchen über den Satz Lessings: „Die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion gehört.“ Denn jeder Christ sollte endlich so billig sein und zugeben, daß in der Schrift nicht wenige Dinge stehen, die absolut nichts mit den Grundwahrheiten unseres Glaubens zu thun haben und von denen kein vernünftiger Mensch sagen kann, daß sie zur Seligkeit notwendig seien. Ich erinnere beispielsweise nur an die Geschlechtsregister, an die Lagerstätten der Kinder Israel auf dem Zug durch die Wüste, an die Kriegszüge vieler Könige, an den Mantel, den Paulus zu Troas ließ, an den Wein, den Timotheus um seines schwachen Magens willen trinken sollte und vieles andere. Es soll damit nicht behauptet werden, daß derartige Stellen wertlos und nutzlos sind, nein, als Teile der Geschichte der Offenbarung haben sie ihren Wert und ihre Bedeutung. Nur darauf soll hingewiesen werden, daß man solche Dinge, wie etwa die Geschlechtsregister, auch ohne besondere Inspiration wissen kann, und daß sie wohl für den gelehrten Schriftforscher, nicht aber in gleicher Weise für den schlichten, erbauungsuchenden Christen von Wert und Nutzen sind. — Klingt es nicht fast wie Lästerung, wenn jemand behaupten wollte, die Geschichte von Josuas Sonnenstillstand oder von Bileams redender Eselin habe für uns den gleichen Wert und die gleiche Bedeutung wie die Leidensgeschichte Jesu? Nun, wer das zugiebt, der macht schon einen großen Unterschied in der Bibel und kann nicht alles, was darin steht, für gleichwertiges, gleichbedeutungsvolles Gotteswort halten. Ich bin völlig überzeugt, daß kein Mensch selig oder verdammt wird, weil er an Bileams Eselin oder an Simsons wasserspendenden Eselskinnbacken glaubt oder nicht glaubt. Denn es steht nicht geschrieben: Glaube an Bileams Eselin, ebensowenig als es heißt: glaube an die Schrift, sondern: Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig. Und der Herr sagt: „Wer an den Sohn glaubt — nichts weiter —, der hat das ewige Leben. An diesem Maßstab müssen ganze Bücher der Schrift gemessen werden. Es giebt ganze Bücher des Alten Testamentes, welche sicherlich nicht einem religiösen Interesse, sondern rein äußerlichen, menschlichen Gründen ihre Aufnahme in den Kanon verdanken. Zu diesen rechne ich das Buch Esther, in welchem nicht ein einziges Mal der Name Gottes vorkommt, und welches sicherlich keinen andern Zweck hat, als die Entstehung des jüdischen Purimfestes zu erklären, sowie das Hohelied und das Buch Hiob. Ich bin ein besonderer Verehrer dieser letztgenannten Schriften, namentlich des Hiob, und ich glaube, daß es schwerlich ein anderes litterarisches Produkt geben wird, das dem Hohenlied an zarter, inniger Lyrik, und dem Hiob an Erhabenheit, Kraft und Schönheit der Poesie gleichkommt. Aber wir haben diese Schriften hier im Zusammenhang der göttlichen Offenbarung zu betrachten und nach dem Anteil zu fragen, den der heilige Geist an ihrer Entstehung gehabt hat. Und da wird man denn doch sagen müssen: Wer das Hohelied, beson-

ders im Grundtext, vorurteilsfrei liest, wird schwerlich etwas anderes darin finden, als die Verherrlichung bräutlicher und ehelicher Liebe auf sehr realistischer, geschlechtlicher Grundlage. Wenn alles das wahr ist, was man schon in dieses Buch hineingeheimnist und darin gefunden hat, von Christus und seiner Gemeinde, so wird man Geß Recht geben müssen, wenn er meint, daß dann Salomo, oder wer sonst immer der Verfasser gewesen sein mag, in das Heilsgeheimnis Gottes tiefere Einblicke hatte, nicht nur als Elias, der ihm nach einem halben Jahrhundert, sondern auch als Joel, der nach einem Jahrhundert, ferner als Amos und Hosea, welche nach reichlich zwei Jahrhunderten ihm folgten. Ein wunderbar inspiriertes Buch wäre dann dies Lied! Und das Buch Hiob behandelt wohl eins der größten Probleme der Menschheit, das Rätsel des Leidens des Gerechten, ohne eine entscheidende Antwort darauf zu wissen. Und schon die hochpoetische Form dieses gewaltigen Dramas zeugt mehr von menschlicher Kunst als von einer wörtlichen Eingebung des heiligen Geistes. Denn wenn auch dem Buch ein geschichtlicher Kern zu Grunde liegt, so läßt sich doch schwerlich annehmen, daß der schwerheimgesuchte Dulder und seine Freunde in solchen schwungvollen, erhabenen, poetischen Versen miteinander gesprochen haben. Sehr positive Theologen scheiden noch andere Schriften aus, wie z. B. der verstorbene Grau in Königsberg den Prediger Salomo, wegen seines pessimistischen, oft nahe nihilistischen Lehrgehaltes.*) Und vollends Geß, der schon der größte Schrifttheologe unserer Zeit genannt worden ist, der selbst die Theologie als eine schwachmütige brandmarkt, die sich durch irgend etwas von der Straße der Propheten, Christi und der Apostel abtreiben lasse! In seinem letzten, erst nach seinem Tode im Druck vollendeten anregenden Werk: „Die Inspiration der Helden der Bibel und der Schriften der Bibel“ übt er nach dem johanneischen Grundsatz: „Ihr habt die Salbung

*). Wenn Adolf Zahn in seiner scharfen, wehethuenden Weise in seinen: „Ernsten Blikken“ etc. schreibt: „Ich sage ganz offen, wer den Prediger Salomo nicht für inspiriert hält, der weiß nicht, was *heiliger* Geist ist,“ so wäre man fast geneigt, den Satz in sein Gegenteil zu verkehren. Zahn stellt folgenden Kanon auf: „Für das Alte Testament halte man an folgenden unumstößlichen Sätzen fest: 1. Es waltet im Alten Testament *derselbe Geist* der Gnade und Wahrheit wie im Neuen Testament. *Mose* und die Propheten waren voll des Geistes Christi. 2. Es ist im Alten Testament bei den Frommen *dieselbe* Wiedergeburt wie im Neuen Testament: wahrhaftiges Bekenntnis der Sünde und wahrhaftiger Glaube der Gnade. — — 5. Es ist ganz *dasselbe* Evangelium im Alten wie im Neuen Testament und die Gläubigen des Alten Testamentes sind durch die Gnade Jesu Christi gerecht geworden etc.“ Das sind doch zum Teil recht gewagte Behauptungen, die hier als unumstößlich hingestellt werden. Vom Geist Jesu Christi und von der Wiedergeburt durch diesen Geist ist erst im Neuen Testament die Rede. Die obigen Behauptungen sind mehr als nur im Ausdruck verfehlt. Erst nach der Erhöhung des Heilandes gab es eine Inspiration durch den Geist Jesu Christi, vgl. Joh. 7, 39; Joh. 16, 12—14. Und das Evangelium im Alten Testament ist so gewiß nicht *dasselbe* wie im Neuen Testament, so gewiß als die Verheißung nicht die Erfüllung und das Futurum nicht das Praesens ist. Der Unterschied liegt in den Worten der Schrift: „Über dir *wird aufgehen* der Herr und seine Herrlichkeit *erscheinen* über dir.“ Jes. 60, 2 und: „Es *ist erschienen* die heilsame Gnade Gottes allen Menschen.“ Titus 2, 11. Die selige Zukunft im alten ist selige Gegenwart im neuen Bund geworden.

Wie will Zahn mit Matth. 11, 11 sich abfinden? Oder weiß er es besser als der Herr, daß zwischen den Frommen und der Frömmigkeit des alten und des neuen Bundes kein Unterschied obwaltet?

von dem, der heilig ist, und wisset alles", eine ziemlich weitgehende Kritik an dem biblischen Kanon. Als wirklich inspiriert läßt er nur gelten, was ausdrücklich sich als solches kundgiebt und was absolut auf keine andere Weise erklärt werden kann, und am Schluß seines Werkes spricht er von einem nachbiblischen Gotteswort, das dem kanonischen wenigstens gleichwertig, wenn nicht überwertig ist, wenn er sagt: „Für die Herzen schlichter Leute mögen Predigten Luthers, Lieder von Gerhardt sogar wirksamer sein als Bibelworte, weil faßlicher. — Tersteegen kann die Gewissen so mächtig wie der Dichter von Ps. 139 vor das flammende Gottesauge rufen. — — — Das müßten seltsame Christen sein, denen Friedrich von Logaus Sinnsprüche nicht mehr geistliche Kraft darböten als viele der salomonischen Sprüche; Gottfried Arnolds: ‚so führst du doch recht selig, Herr, die Deinen,‘ nicht mehr Kraft als manche der Psalmen." Ich bescheide mich und lasse das dahingestellt sein. Ich wollte nur eine Anregung zum Nachdenken und Prüfen geben und versuchen, unser Urteil über die Schrift auf den rechten Grund zurückzuführen. Der Christ steht dem Wort Gottes gegenüber frei und doch gebunden! Gebunden an den einen Grund, der gelegt ist und außer welchem kein anderer gelegt werden kann, gebunden an die Herrlichkeit der Gnade und Wahrheit in Christo Jesu, aber frei dem Buchstaben gegenüber, der mit diesem Allerheiligsten unseres Christenglaubens in keiner Verbindung steht! Wie unser Heiland selber in Knechtsgestalt und Armut über die Erde wandelte, so trägt auch das Wort, das auf ihn hinweist und von ihm zeugt, diese Armut und Knechtsgestalt, diese Signatur des Reiches Gottes auf Erden, an sich. Und ich schließe mit den Worten Luthers, wenn er von dem Worte Gottes sagt: „In diesem Buch findest du die Windeln und Krippe, darin Christus liegt, dahin auch der Engel die Hirten weist; es sind wohl schlechte und geringe Windeln, aber teuer ist der Schatz, Christus, so darinnen liegt."

Die Protestantisch-bischöfliche Kirche in den Vereinigten Staaten von Amerika.

(The Protestant Episcopal Church in the United States of America.)

Von Prof. A. Mücke.

(Schluß.)

Während der nächsten drei Jahrzehnte wuchs die Kirche nur langsam an Zahl der Geistlichen und Gemeinden. Besondere ungünstige Umstände machen das auch leicht erklärlich. So segensreich auch die Früchte der amerikanischen Revolution in politischer und später indirekt auch in religiöser Hinsicht waren, so übte sie doch zunächst, wie jede Revolution, auf alle Kirchen einen sehr nachteiligen Einfluß aus. Und dieser traf die Episkopalkirche um so schmerzlicher, da die Meinung von ihrem Zusammenhange oder gar von einem verräterischen Einverständnisse mit dem auch später wieder feindlich auftretenden England noch

weit verbreitet war. Seit dem Anfang der französischen Revolution folgte in Europa Krieg auf Krieg, dem Millionen als Opfer fielen. Handel und Verkehr mit Amerika war gehemmt, oft ganz unterbrochen. Die Amerikaner fürchteten sich in jener Zeit des allgemeinen Wirrwarrs vor dem Eindringen ausländischer Sitten und Einrichtungen und passierten im Jahre 1798 das Gesetz, das allerdings nicht lange in Kraft blieb, wonach jeder Ausländer erst nach vierzehnjährigem Aufenthalt das Bürgerrecht erhielt. Unter solchen Umständen mußte die Einwanderung bedeutend abnehmen. Noch in den Jahren 1820—1825 ist die Zahl sämtlicher Einwanderer jährlich niemals bis auf zehntausend gestiegen. In den vorhergehenden Jahrzehnten werden nicht viel mehr als die Hälfte jährlich nach Amerika übergesiedelt sein. Dazu kommt, daß die Episkopalkirche in ihrem Heimatlande und fast der gesamte europäische Protestantismus gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in schrecklicher Ausdehnung der Aufklärung anheimgefallen waren. Der Rationalismus hatte mit dem Glauben an die göttliche Offenbarung auch allen Missionseifer getötet. Das Interesse und die Fürsorge der Mutterkirche, niemals groß, verloren sich fast gänzlich. Gaben an Geld und Geschenke an guten Büchern, die früher von der „Ausbreitungsgesellschaft" zugesandt zu werden pflegten, der Zufluß frommer und gründlich gebildeter Geistlichen,— das alles hörte so gut wie ganz auf. Zudem hatte die Kirche mit den aufklärerischen Ideen, mit dem Materialismus, mit den Sekten, ganz besonders mit dem Methodismus zu ringen.

Im Jahre 1766 hatte ein deutscher Zimmermann, Philipp Emburg, gewöhnlich Philip Embury genannt, die erste kleine Methodistengemeinschaft in der Stadt New York gegründet und zwei Jahre später die erste Kirche gebaut. Als eine berechtigte und Tausenden zum Segen gereichende Reaktion gegen den Tod in der Staatskirche Englands war der Methodismus aufgetreten. Seine Gründer, John Wesley, der geborne Organisator, und George Whitefield, der geistesgewaltige Erweckungsprediger, waren Priester der anglikanischen Kirche. Als solche hatten sie, der erstere allerdings nur ganz vorübergehend in Georgia, der letztere aber lange Zeit hindurch in fast allen Kolonien, in Amerika gewirkt. Eine Trennung von der bischöflichen Kirche lag nicht in der Absicht Wesleys. Die Methodistenhäuflein befanden sich innerhalb derselben und gebrauchten das Book of Common Prayer in ihren Gottesdiensten. Nachdem aber John Wesley im Jahre 1784 Thomas Coke als "superintendent" nach Amerika gesandt, und die erste General-Konferenz, die sogenannte „Weihnachts-Konferenz", zu Baltimore Francis Asbury zum zweiten "superintendent" gewählt hatte, war die endgültige Loslösung von der anglikanischen Kirche geschehen. Die Methodist Episcopal Church zog nun viele Tausende von Anhängern der Episkopalkirche schon damals an sich und noch mehr in der Folgezeit. Ihr Wachstum ist geradezu erstaunlich. In einem Zeitraum von sechsunddreißig Jahren, d. h. von 1784—1820, stieg die Anzahl der

Prediger von 88 bis auf 900—1000, die der Kirchenglieder von 15,000 bis auf 273,858. Aber freilich, die Episkopalkirche hatte keinen Thomas Coke und Francis Asbury! Zwei Bischöfe haben sich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts um die Episkopalkirche verdient gemacht: William White von Pennsylvania († 1836) und John Henry Hobart von New York († 1830). White gehört zu jener Trias der ersten Bischöfe und hat vierzig Jahre lang als präsidierender Bischof die Kirche geleitet. Hobart, tiefdurchdrungen von der Überzeugung, daß nur ein gründlich geschulter Klerus nachhaltig zum Segen der Kirche arbeiten könne, strengte alles an, um die General-Konvention von der Notwendigkeit der Errichtung eines Predigerseminars zu überzeugen. Das „General Theological Seminary" in New York ist das Resultat jener Bemühungen. Dieses Institut, im Jahre 1817 gegründet, ist demnach die älteste Pflanzstätte für die Geistlichkeit der Episkopalkirche. Es gehört der gesamten Kirche; ihre sämtlichen Bischöfe bilden das Direktorium. Gegenwärtig zählt das Seminar 14 Professoren und etwa 160 Studenten. Bis jetzt sind 1,410 Geistliche dort ausgebildet worden.*)

Waren nun auch die äußerlichen Fortschritte nicht so bedeutend wie die der Methodisten, Baptisten, Kongregationalisten und Presbyterianer, so hatten sich doch die neunzehn Diöcesen bis zum Jahre 1835 bereits bis zum Mississippi vorgeschoben. Jenseits desselben waren bis dahin Christ Church Cathedral in St. Louis, gegründet 1819, nebst einigen kleinen Missionsstationen die einzigen Zeugen missionarischer Wirksamkeit. Die Diöcese Missouri wurde erst 1840 organisiert, und alle andern in den nächsten Jahrzehnten.

Tief aufgeregt und in heftige innere Kämpfe hineingerissen wurde die Kirche durch den Traktarianismus oder Puseyismus, jene seit 1833 neu aufgekommene hochkirchliche Richtung in der englischen Staatskirche. Die in der Mutterkirche hochgehenden Wogen schlugen nach der neuen Welt herüber, die Bewegung in England zitterte in Amerika nach. Die in der Episkopalkirche unversöhnten Gegensätze von Katholizismus und Protestantismus traten wieder einmal mit Macht hervor. Die eine Hand nach Rom, die andere nach Genf ausstreckend, werden allezeit zwei Parteien, eine katholisch-kirchliche und eine evangelisch-protestantische in ihrer Mitte sein. Die Universität Cambridge, schon im siebzehnten Jahrhundert der Mittelpunkt für den Puritanismus, wurde im ersten Viertel unsers Jahrhunderts die Pflanzstätte der evangelischen Partei, auch Low-Church-Party genannt. Ihre Losung war der Geist des Evangeliums gegenüber dem toten Buchstaben, das persönliche Christentum gegenüber dem äußerlichen Kirchentum, Eifer in guten Werken gegenüber der thatenlosen Orthodoxie. Es bildeten sich Gesellschaften für Ausbreitung der Bibel über die ganze Erde, für in-

*) Neben diesem offiziellen Hauptseminar giebt es noch eine ganze Anzahl kleinerer, die unter der Aufsicht der einzelnen Diöcesen stehen: Virginia Theological Seminary, Berkeley Divinity School, Divinity School in Philadelphia, Episcopal Theological School in Cambridge, Mass., Western Theological Seminary in Chicago — im ganzen sechzehn.

nere und auswärtige Mission und dergleichen. Unter dem Panier des Glaubens, der in der Liebe thätig ist, waren alle willkommen, denen es Ernst war mit ihrem Glauben, wenn sie auch den Dissenters angehörten. Die Schranken, welche Staatskirchliche und andere Kirchengemeinschaften bisher getrennt hatten, fielen immer mehr. Es war nur natürlich, daß bei der überwiegend praktischen Richtung das Dogma in den Hintergrund zurücktrat; das persönliche Christentum stand in erster Linie, das kirchliche Bekenntnis in letzter. Und wenn nun überhaupt kirchlicher Liberalismus seinen Gegensatz, strengen Konfessionalismus hervorruft, so konnte auch hier der Rückschlag nicht ausbleiben, um so weniger, als auch auf dem kirchlich-politischen Gebiete ein Liberalismus auftrat, der die bisherigen Vorrechte der Staatskirche zu beschränken begann.

Die Reaktion kam, und zwar von Oxford aus. Hier hatte einst die Laudsche Schule geblüht, die in der fernen Vergangenheit, mit der Märtyrerkrone geschmückt, nur um so ehrwürdiger dastand gegenüber der kirchlich-liberalen und verflachenden Richtung der Gegenwart. Die Rückkehr zum Laudschen Kirchentum erschien als die einzige Rettung. Die Häupter dieser hochkirchlichen Partei, High-Church-Party, waren Froude, Keble, Palmer, Rose und Perceval. Die Professoren John Henry Newman und Edward Bouverie Pusey überragten jedoch alle die anderen. Ihr litterarisches Organ bildeten die "Tracts for the Times", daher die Verfasser derselben und ihre Anhänger Traktarianer genannt wurden. In den vom Jahre 1833—41 erschienenen neunzig Abhandlungen, aber auch in zahlreichen Predigten, in Zeitungen, sowie in theologischen Schriften, in Erzählungen und Gedichten entwickelte und verbreitete die neue Oxforder Schule ihre Ansichten über die apostolische Succession, die katholische Kirche, den Episkopat, das heilige Abendmahl, über Liturgisches, Feier der Heiligentage, Fasten, Gehorsam der Laien gegen die Kirche, Gebet für die Toten und ähnliche Gegenstände. „Es ist der Ruhm der englischen Kirche, daß sie den ‚Mittelweg', die Via Media eingeschlagen hat zwischen den sogenannten Reformatoren und den Romanisten." Man sah aber mit Recht in diesem „Mittelweg" nur die alte Römerstraße. Der neunzigste Traktat Newmans „über gewisse Punkte in den 39 Artikeln" öffnete der evangelischen Partei vollends die Augen über die Tendenz der Traktarianer. Hatte doch Newman mit echt jesuitischer Sophistik nachgewiesen, daß die 39 Artikel eine Aus- und Umdeutung zuließen, auf Grund deren man sie auch dann noch unterschreiben könne, wenn man in Beziehung auf kirchliche Lehre und Praxis bereits wesentlich auf römisch-katholischem Standpunkte stehe. Da erklärten sich denn doch der Bischof von Oxford und die höchstgestellten Männer der Universität und die meisten Prälaten der englischen Kirche gegen den Traktarianismus wenigstens in der jüngsten Entwicklungsform.

Es ist bekannt, wie Newman 1845 zur römischen Kirche übertrat. Er handelte darin nur konsequent. Sein Übertritt war das Signal für

die Schar, die an der Grenze Roms mit Ungeduld auf das Wort des Führers gewartet hatte. Bis zum Schluß des Jahres 1846 waren nicht weniger als 150 Geistliche und angesehene Laien katholisch geworden. Das war jedoch nur der Vortrab des großen Römerzuges, aber stark genug, um auf römischer Seite die größte Freude und die kühnsten Erwartungen, bei den Protestanten aber die entschiedenste Entrüstung und die bangsten Befürchtungen zu erregen. Der Puseyismus hat seitdem noch gar manchen an die Kirche von Rom ausgeliefert, wie den späteren Kardinal und Primas der römischen Kirche in England, den eifrigen Ultramontanen und Unfehlbarkeitsverteidiger, Henry Edward Manning. Der Ritualismus rechnet 7000 Geistliche zu seinen Anhängern, von denen 4236, darunter 30 Bischöfe, Mitglieder der "English Church Union" sind, einer Verbindung, die seit 1860 bestrebt ist, auch die Konsequenzen des Puseyismus für Kultus und christliches Leben geltend zu machen.

Als die soeben gezeichnete Bewegung die Vereinigten Staaten erreichte, fand sie sofort Anklang; aber an Widerspruch fehlte es auch nicht. Die hochkirchliche Richtung war von Anfang an auch hier vertreten gewesen. Die Bischöfe Seabury († 1796) und Hobart († 1830) waren ihre energischen Verfechter. Und es fehlte ihnen nicht an gelehrigen Schülern. Bereits im Jahre 1843 erdreistete sich ein gewisser Arthur Carey bei seiner Ordination in New York, zu sagen, daß die Reformation ein Unheil für die Kirche gewesen sei. Übertritte von Laien und Geistlichen zum Romanismus blieben nicht aus. Am meisten Aufsehen machte die Konversion des Bischofs der Diöcese von Nord-Carolina, Dr. Ives, der schon in New York vorläufig — für den Fall, daß er auf der Seereise sterben sollte, — sich mit der römischen Kirche versöhnte, dann aber in Rom förmlich übertrat und am 26. Dez. 1852 vom Papste Pius IX. in seiner Privatkapelle im Vatikan konfirmiert wurde. Es war das erste Mal, daß ein Bischof übertrat, und diese offizielle Stellung gab der Bekehrung mehr Gewicht und Einfluß, als die persönliche Tüchtigkeit des Bekehrten selbst. Da zeigte sich nun freilich die sehr feige und unedle, ja gemeine Gewohnheit der Puseyiten, alle Konvertiten aus ihrem eigenen Schoße, selbst diejenigen, die sie früher bis in den Himmel erhoben, wie Dr. Newman, entweder für verrückt zu erklären oder den Schritt aus unreinen weltlichen Motiven abzuleiten. In Wirklichkeit ist ein solcher Übertritt in den meisten Fällen nichts anders als die letzte logische und gewissenhafte Konsequenz der puseyitischen Grundsätze, von welchen aus die Reformation, zumal die des tyrannischen Wüstlings Heinrich VIII. und der Päpstin Elisabeth, sich nie und nimmer rechtfertigen läßt. Damals gefielen sich die hochkirchlichen Kirchenblätter so recht in dem verächtlichen Geschäft, mit römisch-katholischen Argumenten alle nicht bischöflichen Protestanten, und mit protestantischen Waffen die römischen Katholiken zu verketzern. Es bildeten sich innerhalb der hiesigen Episkopalkirche im Laufe der Zeit drei Parteien, die hochkirchliche, die niederkirchliche und die anglo-

katholische. Alle Generalkonventionen in den vierziger und fünfziger Jahren sind voll von diesen Gegensätzen und von der Parteileidenschaft, die dabei zu Tage trat. Und doch hätte man auf Wichtigeres sein Augenmerk richten dürfen. Es ist nämlich die Zeit der skandalösen Prozesse, denen eine Anzahl gerade der hochkirchlich gesinnten Bischöfe unterworfen wurde. Der Bischof Smith von Kentucky wurde wegen Lüge angeklagt, und 198 einzelne Fälle wurden gegen ihn vorgebracht. Der Bischof Onderdonk von Pennsylvania wurde wegen Trunksucht und Völlerei vor das Gericht der Bischöfe gezogen und suspendiert, aber auch bald wieder in sein Amt eingesetzt. Sein Bruder, Bischof von New York, ward wegen Lascivität ein für allemal seines Amtes entsetzt, und der Bischof Doane von New Jersey nur auf sein Sündenbekenntnis hin in seinem Amte belassen. Daß diese Vorgänge, in die Öffentlichkeit gezerrt, der puseyitischen Partei nicht bloß, sondern auch der ganzen Kirche schadeten, liegt klar zu Tage. Bei solchen Gelegenheiten hörte man das Losungswort: "No Popery!" Im ganzen aber darf man sagen, daß auch der Puseyismus damals würdige Vertreter hatte; sonst wäre ein förmlicher Bruch nicht ausgeblieben.

Während des Bürgerkrieges (1861—65) fand in dieser Kirche keine Trennung statt, wie wir solche bei einigen andern Kirchen, bei den Methodisten bereits 1845, bei den Baptisten zu derselben Zeit und bei den Presbyterianern 1858 und später noch 1861 eintreten sehen. In der Episkopalkirche war das Sklavenhalten niemals als Sünde bezeichnet worden. Man hatte sich dermaßen an die Verhältnisse gewöhnt, daß man sogar für die Sklaverei eintrat. Wenn auch die Übelstände dieser Institution vor aller Augen lagen, so meinte man doch auf Abschaffung derselben nicht hoffen zu dürfen. Bei der Generalkonvention in New York im Jahre 1862 wurden die Bischöfe des Südens samt den Deputierten aus den Geistlichen und aus dem Laienstande täglich aufgerufen, ihre Abwesenheit aber stillschweigend übergangen. Als man nach dem Friedensschluß im Oktober 1865 in Philadelphia wieder vom Norden und Süden her zusammentrat, nahmen die Südlichen ohne weiteres wieder ihre Sitze ein. Nur eine Schwierigkeit erhob sich. Das Haus der Bischöfe beantragte einen Danksagungsgottesdienst für die Herstellung des Friedens und die Wiederaufrichtung der Nationalregierung über das ganze Land. Der Bischof von Nord-Carolina protestierte, indem er behauptete, nicht mitdanken zu können. Nur nach vielen heftigen Reden, über welche die Tagespresse nicht zum Lobe der Kirche in den Sezessionsstaaten berichtete, erlangte man Einigkeit, indem man Gott dankte „für den Frieden im Lande und die Einheit der Kirche".

Freilich eine kleine Sezession entstand dann doch durch den Austritt des Bischofs George David Cummins von Kentucky und die damit zusammenhängende Gründung der „Reformierten Episkopalkirche" im Jahre 1873. Und auch dazu wäre es nicht gekommen, hätte sich nicht die vom Ritualismus beherrschte Presse der Kirche so fanatisch verhalten gegenüber der Thatsache, daß Cummins gelegentlich der sechsten Ver-

sammlung der evangelischen Allianz zu New York im Oktober 1873 in einer Presbyterianerkirche mit Gliedern anderer Denominationen das Abendmahl gefeiert hatte. Ohnehin der evangelischen Partei angehörend, und im Zwiespalt mit den puseyitisch gesinnten Amtsgenossen, sagte er sich von einer Kirche los, welche die Bruderschaft der Gläubigen aufhebt. Man sieht aus diesem Vorgange, daß die puseyitisch-ritualistische Strömung, die romanisierende Richtung, weite Kreise ergriffen hat und beherrscht. Die meisten Bischöfe lassen es sich sehr angelegen sein, römische Ceremonien einzuführen. Und wenn man die Mischung des Weins beim Abendmahle, den Weihrauch, die Meßgewänder, Altarlichter, ungesäuertes Brot beim Abendmahle, an einigen Orten sogar die Ohrenbeichte, die Verehrung und Anbetung des heiligen Sakraments, Prozessionen und anderes dergleichen in den Episkopalkirchen unseres Landes findet, so fragt man unwillkürlich: „Wie weit ist es da noch bis nach Rom?"

Bruderschaften: Society of Mission Priests of S. John the Evangelist, gegründet in England 1865 und hier errichtet in Boston 1872; Order of the Holy Cross, gegründet 1881 in Westminster, Md.; Order of Brothers of Nazareth, gegründet 1886 in Verbank, Dutcheß Co., N. Y.; Order of the Good Shepherd, gegründet 1895 in Scranton, Pa. — erinnern doch sehr stark an das römisch-katholische Mönchtum. Der Unterschied der einundzwanzig Schwesterschaften: Sisterhood of S. Mary, New York City, gegründet 1865; Sisters of the Annunciation B. V. M., Sisterhood of the Holy Communion, beide in New York u. s. w., von den römischen Nonnen ist für das Volk wenigstens kein sonderlicher. Die drei übernommenen Gelübde sind allerdings nicht auf Lebenszeit bindend.

So braucht man sich nicht zu verwundern, daß auf der General-Konvention vom Jahre 1895 in Minneapolis der Antrag gestellt wurde, das „Protestantisch" aus dem Namen der Kirche zu streichen und dafür „Amerikanische Kirche" oder „Heilige katholische Kirche" zu setzen. Die Konvention sollte dann auch nicht mehr diesen Namen tragen, sondern „Synode" heißen. Als das „Zukunftsband zwischen Katholizismus und Protestantismus" könnte ich die Protestantisch-bischöfliche Kirche nicht bezeichnen. Einige ihrer Glieder nicht bloß, sondern ganze Versammlungen haben sich mit dem Gedanken beschäftigt, alle Kirchen zu vereinigen unter dem „historischen Episkopat". Solche Hoffnungen haben vorläufig keine Aussicht auf Erfüllung.

Die Arbeit in der Innern Mission ist eine vielfältige und ausgedehnte. Seit dem Jahre 1840 ist der ganze Süden und Westen in Angriff genommen worden. Die Diöcese von Texas wurde 1849, die von Iowa 1854, die von Kansas 1859, die von Nebraska 1868, die von Arkansas 1871 organisiert. Der Staat California umfaßt drei Diöcesen, von denen die letzte im Jahre 1895 in Süd-California errichtet wurde mit dem Bischofssitze in Los Angeles. In allen Staaten und Territorien ist die Kirche vertreten; aber im Osten liegt die Hauptstärke.

Der Staat New York umfaßt allein 731 Gemeinden mit 127,218 Kommunikanten. Der Kommunikantenzahl nach gerechnet, würde das fast der vierte Teil der ganzen Kirche sein. Die älteste Kirche in der Stadt New York ist die Trinity Church, gegründet 1693. Sie ist wohl die reichste Kirche der Welt.

Seit langer Zeit beteiligt sich die Episkopalkirche am Werke der auswärtigen Mission und zwar am längsten und auch am erfolgreichsten in Japan, China und Westafrika. Außerdem sind Missionsanfänge in Griechenland, Mexiko, Cuba, Brasilien und Haiti. Es giebt jetzt in der Episkopalkirche mit Einschluß der auswärtigen Stationen 77 Diöcesen und Missionsdistrikte, 85 Bischöfe, 4,874 Geistliche und 685,343 Kommunikanten.

II. Verfassung der Kirche.

In zwei außerordentlich wichtigen Punkten unterscheidet sich die amerikanische Episkopalkirche von ihrer Mutter, der Staatskirche von England; und diese Unterscheidung bedeutet einen entschiedenen Vorzug. Allerdings hatte Heinrich VIII. der Hierarchie in seinem Lande den römischen Kopf abgeschlagen; aber sein eigenes Tyrannenhaupt gab der Kirche keine größere Freiheit. Ein fürstliches Papsttum trat an die Stelle des römischen. Krone und Parlament regierten die Kirche. Bei der gänzlichen Trennung des Staates von der Kirche in den Vereinigten Staaten fällt jede Beaufsichtigung und Bevormundung von seiten des Staates weg. Die Kirche hat volle Freiheit und das nicht hoch genug zu schätzende Recht der Selbstbestimmung und Selbstregierung. Wohl steht die Protestantisch-bischöfliche Kirche in inniger Beziehung und regem Verkehr mit der anglikanischen Kirche, wie sie das seit einigen Jahrzehnten in der Beteiligung an den „Pananglikanischen Konferenzen" zeigt, aber eine gesetzliche Verbindung existiert nicht. — Sodann aber hat die hiesige Episkopalkirche im Gegensatz zu der anglikanischen eine Repräsentation der Gemeinde, des Laienelements. Dieser Umstand bringt sie den republikanischen Anschauungen der Amerikaner näher und bewahrt sie vor den Übergriffen und Nachteilen einer herrschsüchtigen Hierarchie.

Im übrigen ist das Episkopalsystem, das die anglikanische Kirche aus der römisch-katholischen herübergenommen hat, im wesentlichen beibehalten worden. Einen Primas der Kirche und Erzbischöfe kennt man aber nicht. Die Geistlichkeit gliedert sich in Bischöfe, Priester und Diakonen. Für die einzelnen Grade dieser Stufenleiter bestehen besondere Weihen. Die Weihe des Bischofs heißt Konsekration, diejenige des Priesters und des Diakonen Ordination. Großes Gewicht wird auf den rechtmäßigen Vollzug dieser Weihen gelegt, da keiner ein geistliches Amt verwalten darf, der dasselbe nicht auf die angeblich ununterbrochene successio apostolica der Bischöfe zurückführen kann. Es wird daher nur die Ordination der Katholiken, der Griechen, der Brüdergemeinde und der Altkatholiken als gültig anerkannt; anderwärts Ordinierte müssen, um in der Kirche funktionieren zu können, noch ein-

mal ordiniert werden. Der Bischof wird von der Diöcesankonvention gewählt, seine Konsekration erfolgt durch drei Bischöfe. Die dem Bischof zukommenden kirchlichen Handlungen sind besonders: Die Konfirmation und die Ordination der Priester und der Diakonen. In jeder Gemeinde der Diöcese soll er wenigstens einmal in drei Jahren eine Kirchenvisitation halten. Die Diakonenweihe berechtigt fast zu allen kirchlichen Verrichtungen mit Ausnahme der selbständigen Austeilung des heiligen Abendmahls. Die Priesterweihe findet in der Regel ein Jahr nach der Weihe zum Diakonat statt.

Die gesamte Kirche ist in Diöcesen eingeteilt. Die Bezeichnungen derselben entsprechen den Namen der Staaten. In einzelnen Fällen sind innerhalb eines Staates mehrere Diöcesen; einige werden auch nach größeren Städten benannt. Alle drei Jahre tritt die Generalkonvention zusammen. Sie besteht aus zwei Häusern, 1) aus dem Hause der Bischöfe und 2) aus dem Hause der Abgeordneten. Die letzteren werden von den Diöcesankonventionen gewählt. Jede Diöcese, ohne Rücksicht auf die Anzahl der Geistlichen und Kommunikanten, ist zu acht Abgeordneten berechtigt, nämlich zu vier Geistlichen und zu vier Laien. Die Zusammenstimmung beider Häuser ist erforderlich, um einem Beschlusse Gesetzeskraft zu geben. Die Generalkonventionen haben seit der ersten im Jahre 1785 fast alle in den größeren Städten des Ostens stattgefunden, darunter allein in Philadelphia siebzehnmal und in New York zwölfmal. Die letzte wurde im Oktober des vergangenen Jahres in der Bundeshauptstadt Washington abgehalten. Die Zahl der Teilnehmer betrug gegen sechshundert. Jede Diöcese versammelt sich jährlich zur Diöcesankonvention. Sie besteht aus dem Klerus und den Repräsentanten der Parochien. Der Diöcesanbischof funktioniert als Präses. Hier werden die speziellen Angelegenheiten der Diöcese verhandelt. An der Spitze jeder Parochie steht der Rektor. Die Kirchenvorsteher (church wardens), gewöhnlich zwei, repräsentieren die Parochie und sind die Verwalter des Kirchenvermögens. Sie haben für alles zum Gottesdienst Nötige zu sorgen, die Kirche u. s. w. im Stande zu halten und die milden Gaben zu sammeln.

III. Lehre der Kirche.

Die Symbole der Protestantisch-bischöflichen Kirche sind: das Symbolum Apostolicum, das Symbolum Nicaenum und die XXXIX Religionsartikel der Kirche von England mit geringer Veränderung. Das Symbolum Athanasianum ist ausgeschlossen. Wenn das apostolische Glaubensbekenntnis bekannt wird, kann jede Kirche anstatt der Worte: „niedergefahren zur Hölle“ die Worte: „gefahren zum Ort der abgeschiedenen Geister“ brauchen, welche im Glaubensbekenntnis als Worte des nämlichen Sinnes betrachtet werden. Das nicänische Glaubensbekenntnis wird oft anstatt des Apostolikums gebraucht; für Weihnachten, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten und das Trinitatisfest ist es vorgeschrieben.

Die 39 Religionsartikel zeigen eine fast gänzliche Abhängigkeit von der Calvinischen Lehrauffassung und sind durchaus protestantisch. Die Grundlage für dieselben war gegeben in den von Cranmer und Ridley 1551—52 verfaßten, im Jahre darauf mit Eduard VI. Sanktion herausgegebenen 42 Artikeln, welche nach dem Tode der blutigen Maria unter der Königin Elisabeth zu den 39 Glaubensartikeln umgearbeitet und von der anglikanischen Kirche auf einer Synode zu London im Jahre 1562 förmlich angenommen und bestätigt wurden. Neun Jahre später wurden sie vom Parlamente für das Grundgesetz der englischen Kirche erklärt. Sie handeln 1) von dem dreieinigen Gott in den Artikeln I—V; 2) von den Glaubensquellen: VI. Allgenugsamkeit der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments, wobei die Bücher des alttestamentlichen Kanons und die Apokryphen (als nützlich für das Leben, aber nicht als maßgebend für die Lehre) aufgezählt werden. Scriptura sacra continet omnia quae ad salutem sunt necessaria. Damit ist das formale Prinzip der Reformation ausgesprochen. VII. Übereinstimmung des Alten und Neuen Testaments. VIII. Gültigkeit des apostolischen und nicänischen Glaubensbekenntnisses, denn sie können durch die zuverlässigsten Zeugnisse der Schrift bewiesen werden. 3) Sünde und Erlösung: IX. Erbsünde, X. freier Wille, durch die Erbsünde zum Guten unfähig, XI. Rechtfertigung allein durch den Glauben. Tantum propter meritum Domini ac Servatoris nostri Jesu Christi per fidem, non propter opera et merita nostra, justi coram Deo reputamur. Quare sola fide nos justificari doctrina est saluberrima ac consolationis plenissima. (Materialprinzip des Protestantismus; vergl. Confessio Augustana art. IV. de justificatione). XII. Gute Werke als Früchte des Glaubens, aber verdienstlos (Conf. Aug. art. XX. de fide et bonis operibus). XIII. Werke vor der Rechtfertigung weder gottgefällig noch die Gnade vorbereitend, XIV. opera supererogationis (überpflichtige Werke) der Schrift zuwider, XV. Christus allein sündlos, XVI. Sünde nach der Taufe möglich, aber nicht unverzeihlich, außer der Sünde wider den heiligen Geist, XVII. Prädestination und Erwählung. Dieser Artikel lehrt die praedestinatio ad vitam (Vorherbestimmung zum Leben). Die reprobatio, die härteste Seite des Prädestinatianismus, ist ganz übergangen. „Prädestination, sagt Calvin Institutio III, 21, 5., nennen wir den ewigen Ratschluß Gottes (aeternum Dei decretum), durch welchen er bei sich selbst beschlossen hat, was er aus jedem Menschen wolle werden lassen. So sind die einen zum ewigen Heil, die andern zur ewigen Verdammnis verordnet." So lehren einige andere reformierte Symbole, wie besonders die aus dem Jahre 1648 stammende, noch jetzt bei den meisten Presbyterianern in Geltung stehende Westminster Confession of Faith. Dort heißt es Kap. III § 3: „Nach dem Ratschluß Gottes sind einige Menschen und Engel zur Offenbarung seiner Herrlichkeit zum ewigen Leben vorherbestimmt (predestinated) und andere zum ewigen Tode vorher verordnet (fore-ordained)." Ebenso hart lauten die Ausdrücke

in der 13. Frage des großen Katechismus. Diese Schroffheiten der Prädestinationslehre sind hier abgethan; hingewiesen wird nur auf die Verdammnis der Fleischlichgesinnten. Artikel XVIII. handelt von der allein durch den Namen Christi zu erlangenden ewigen Seligkeit. 4) Von der Kirche handeln die Artikel XIX—XXIV. „Die sichtbare Kirche Christi ist eine Versammlung gläubiger Menschen, in welcher das reine Wort Gottes gepredigt wird und die Sakramente in allem, was wesentlich zu ihnen gehört, nach der Einsetzung Christi gehörig verwaltet werden." 5) Von den Sakramenten: XXV. Die von Christo eingesetzten Sakramente sind nicht etwa bloß Merkmale oder Zeichen des Bekenntnisses der Christen, sondern vielmehr gewisse und sichere Beweise und kräftige Zeichen der Gnade und des Wohlwollens Gottes gegen uns, durch welche er unsichtbar in uns wirkt und unsern Glauben an ihn nicht nur belebt, sondern auch stärkt und befestigt. — Zwei Sakramente sind von Christo, unserm Herrn, im Evangelium verordnet, nämlich: die Taufe und das Abendmahl des Herrn. Die fünf übrigen Sakramente: confirmatio, poenitentia, ordo, matrimonium et extrema unctio sind nicht für evangelische Sakramente zu halten. Unwürdigkeit der die Sakramente verwaltenden Geistlichen hindert nicht die Wirkung derselben. XXVII. Die Taufe ist nicht nur ein Zeichen des Bekenntnisses und ein Merkmal, wodurch sich Christen von andern, die nicht getauft sind, unterscheiden, sondern sie ist auch ein Zeichen der Wiedergeburt oder der neuen Geburt, wodurch diejenigen, welche die Taufe gehörig empfangen, wie durch ein Werkzeug der Kirche einverleibt werden, die Verheißung von der Vergebung der Sünde und von unserer Annahme zu Kindern Gottes durch den heiligen Geist sichtbar bezeichnet und versiegelt werden, der Glaube gestärkt und die Gnade durch die Kraft des Gebetes zu Gott vermehrt wird. — Die Taufe der Kinder ist durchaus in der Kirche beizubehalten, weil sie mit der Einsetzung Christi am besten übereinstimmt. XXVIII. Das heilige Abendmahl ist ein Sakrament der Erlösung durch Christi Tod, wobei Christi Leib nur auf eine himmlische und geistige Weise gegeben, empfangen und genossen wird. Die Transsubstantiation wird verworfen. XXIX. handelt von den Gottlosen, die beim Empfange des Abendmahls nicht den Leib Christi genießen, sondern vielmehr zu ihrer Verdammnis das Zeichen oder Sakrament einer so großen Sache essen und trinken. XXX. Der Kelch des Herrn darf den Laien nicht verweigert werden. XXXI. Das Opfer Christi, einmal dargebracht, ist die vollkommene Erlösung, Versöhnung und Genugthuung für alle Sünden der ganzen Welt. Die Meßopfer sind gotteslästerliche Erdichtungen und gefährliche Betrügereien. 6) Besondere Satzungen: XXXII—XXXIX. Diese acht letzten Artikel sind von geringerer Bedeutung für die Lehre. XXXII. Bischöfen, Priestern und Diakonen ist es durch kein Gesetz Gottes geboten, das Gelübde des ehelosen Standes zu thun oder sich der Ehe zu enthalten. Darum steht es ihnen ebensowohl wie allen andern Christen frei, sich nach ihrem eigenen Gutdünken zu verehelichen, wenn sie dies der Gottseligkeit förderlicher achten.

Es entsteht nun die Frage, welche bindende Kraft die Kirche diesen 39 Artikeln thatsächlich beilegt. McConnell in seiner History of the American Episcopal Church, pag. 276, urteilt: „Jeder entscheidet für sich selbst über die bindende Kraft der Artikel. Sie sind ein Teil des Gedankens aus dem sechzehnten Jahrhundert herübergebracht ins neunzehnte Jahrhundert. Sie haben niemals einen wahrnehmbaren Einfluß auf das Leben und den Glauben dieser Kirche ausgeübt. Wie alle gleichzeitigen Bekenntnisse, so haben auch sie aufgehört verständlich zu sein. Die nächste Revision des Prayer-Book wird die Artikel nicht mehr enthalten." Seit der Revolution ist der Klerus auch nicht darauf verpflichtet worden. Statt dessen unterzeichnen die Geistlichen eine allgemeine Erklärung, daß sie „glauben, die heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments ist das Wort Gottes und enthält alles, was zur Seligkeit notwendig ist".

Die Protestantisch-bischöfliche Kirche ist eine der liberalsten und tolerantesten in den Vereinigten Staaten. Sie verträgt es, wenn innerhalb ihres Gebietes Geistliche sich befinden, die sich offenbar vom Romanismus nur dadurch unterscheiden, daß sie die Jurisdiktion des Papstes, seine Unfehlbarkeit und den Mariendienst abweisen. Andererseits können Leute dazu gehören, die von den Presbyterianern nur darin abweichen, daß sie den Episkopat und das Prayer-Book anerkennen. Den Hochkirchlichen sind die gut protestantischen Artikel bei ihrem Liebäugeln mit Rom und ihren Unionsbemühungen im Wege. Die Niederkirchlichen wollen solche ins einzelne gehenden Lehrbestimmungen nicht. Neben die 39 Glaubensartikel tritt das Prayer-Book als Bekenntnisschrift. In ihm sieht die Kirche viel mehr ein Corpus Divinitatis, als in den polemisierenden oder vermittelnden Artikeln, insofern es positiver und entschiedener das Bekenntnis darlegt.

Ein Evangelium aus dem zweiten Jahrhundert.

Eingesandt von P. G. Brändli.

Wenn wir den Wert und die Bedeutung unserer kanonischen Evangelien recht ermessen wollen, so dürfen wir nur einen Blick thun auf die apokryphe Evangelien-Litteratur des zweiten und dritten Jahrhunderts. Eine unbegrenzte Wundersucht, sowie dogmatische Befangenheit zeichnet diese Produkte menschlicher Erfindung in sehr hohem Grade aus. Wir finden darin einen gewaltigen Kontrast gegenüber der, besonders bei Wundererzählungen, so zurückhaltenden, zarten, sinnigen und keuschen Art der echten Evangelienschriften. Hier behauptet jedes Wunder im Rahmen seiner Erzählung seinen bestimmten Platz und steht da als ein Zeugnis für die Gotteskraft und Menschenliebe des Erlösers. Dort finden wir Wunder auf Wunder gehäuft, und bis ins Unnatürliche und Abenteuerliche gesteigert, ohne Zweck und Plan. Jesus erscheint nicht mehr als der Heiland der Welt, der sein Volk erlösen will von allen seinen Sünden, sondern als ein Gaukler, der sich

mit seiner Wundermacht zur Schau stellt, und sogar seine Freude daran hat, wenn es ihm gelingt, den Menschen um ihn her Schrecken und Grauen einzuflößen.

Diese Eigenart der apokryphen Evangelien tritt zwar nicht immer gleich stark hervor. Da, wo sie sich an neutestamentliche Erzählungen anlehnen, müssen sie sich diesen doch mehr oder weniger anpassen; sie können also ihre Tendenz mehr nur andeuten als aussprechen. Wo sie sich dagegen in reinen Erfindungen ergehen, da kommt die verirrte Phantasie der Pseudo-Evangelisten erst zu ihrer vollen Geltung. So finden wir z. B. im Protevangelium des Jakobus, dessen Entstehung in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts fällt, eine mit wunderlichen Episoden ausgeschmückte Geschichte der Maria, von ihrer durch Engelsmund vorherverkündeten Geburt, bis zur Geburt Jesu in einer Höhle bei Bethlehem. Zweck dieses, im Stil der katholischen Wunderlegenden abgefaßten Machwerks ist die Erweisung der unversehrten Jungfrauschaft der Maria. — Mehr noch als das Protevangelium des Jakobus fesselt unsere Aufmerksamkeit das sogenannte Thomas-Evangelium, das mit dem eben erwähnten Protevangelium ungefähr gleichen Alters ist. Es enthält nämlich eine Kindheitsgeschichte Jesu von seinem fünften bis zwölften Jahr. Schon um seines Inhaltes willen verdient es unsere Beachtung in höherem Grad als irgend eine andere von den auf uns gekommenen apokryphen Evangelien-Schriften. Diese sind nämlich meist ziemlich harmlose oder plumpe Versuche, entweder Schriftwahrheiten nach eigener Willkür weiter auszuführen, wie das bereits genannte Protevangelium, oder evangelische Erzählungen in legendenhafter Weise auszuschmücken, wie etwa das Nikodemus-Evangelium (erster Teil, Kap. 1—16). Unser Thomas-Evangelium dagegen ist unverkennbar in der Absicht geschrieben, einer Irrlehre, dem sogenannten Doketismus, in der christlichen Kirche Eingang zu verschaffen. Und es zeugt von der Vorsicht, mit welcher der Verfasser zu Werke ging, daß er für sein Evangelium einen Stoff wählte, der nicht aus der heiligen Schrift entnommen ist, *) da sich auf diese Weise der Betrug leichter verbergen konnte hinter einem gewissen Schein von Wahrheit.

Für das hohe Alter des Thomas-Evangeliums haben wir gewichtige Zeugen. Origenes (185—254) kannte dasselbe. Er sagt nämlich Homil. 1. zu Lukas, nach seinem alten Übersetzer: „Scio evangelium quod appellatur secundum Thomam.“ — Aber schon Irenäus (um 120—202) nimmt unverkennbar auf dasselbe Bezug adv. Haer. I. 20. Dort erzählt er nämlich die Geschichte, wie der Lehrer sich bemüht, dem Jesuskind das Lesen beizubringen, fast mit den Worten des auf uns gekommenen Thomas-Evangeliums. — Auch der Verfasser der Philosophumena, ein Zeitgenosse des Origenes,

*) Anmerkung: Eine Ausnahme macht hiervon nur der Schluß, Kap. XIX (Tischendorf. Seite 148 und 149), wo die Geschichte vom 12jährigen Jesus im Tempel, mit Zugrundelegung von Luk. 2, 41—52, erzählt ist.

wahrscheinlich Hippolytus, citiert einmal einige orakelhafte Aussprüche Jesu und sagt von ihnen, daß sie in dem „κατὰ Θωμᾶν“ überschriebenen Evangelium überliefert seien. Zwar finden sich die betreffenden Sprüche in den auf uns gekommenen Fragmenten des Thomas-Evangeliums nicht. Das kann aber in Anbetracht ihrer großen Lückenhaftigkeit nicht auffallen. — Von etwas späteren Zeugen sei Euseb genannt, der in seiner Kirchengeschichte (III, 25) das Thomas-Evangelium erwähnt mit andern Schriften, die unter Apostel-Namen von Häretikern verfaßt worden sind.—Endlich gedenken wir noch des Cyrill von Jerusalem († 386). Dieser zählt das Thomas-Evangelium zweimal (Katech. IV u. VI) den Schriften der Manichäer zu. Er behauptet nämlich, unter dem Namen des Apostels Thomas habe sich als Verfasser des gleichnamigen Evangeliums einer der drei Schüler Manis verborgen, der ebenfalls Thomas hieß. Diese Behauptung des Cyrill hatte aber einen weittragenden Irrtum zur Folge; denn verschiedene alte Geschichtschreiber, wie z. B. Leontius von Byzanz (im siebenten Jahrhundert), und Petrus Sikulus (im neunten Jahrhundert) schreiben dem Cyrill nach, daß das Thomas-Evangelium manichäischen Ursprungs sei. Das widerstreitet aber sowohl dem Zeugnis des Irenäus, wie auch dem der Philosophumena. Irenäus schreibt es nämlich (adv. Haer. I, 20) den Markosiern zu, einer gnostischen Sekte, deren Entstehen in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts fällt, und die sich nach einem hellenischen Gnostiker Namens Markus nannte. (Irenäus, adv. Haer. I, 13—21). Soweit die historischen Zeugnisse reichen, trieben nur diese das geheimnisvolle Zahlen- und Buchstabenspiel, von dem uns im Thomas-Evangelium ein Beispiel erhalten ist. Die Philosophumena aber sagen ausdrücklich, daß das Thomas-Evangelium unter den Naassenern oder Ophiten, einer gnostischen Sekte, deren Entstehen in den Anfang des zweiten Jahrhunderts gesetzt werden muß, im Gebrauch war. Diese Zeugnisse genügen, die Annahme Cyrills zu widerlegen, da der Manichäismus erst gegen Ende des dritten Jahrhunderts sein Erscheinen machte, also zu einer Zeit, wo das Thomas-Evangelium schon längst vorhanden war.

Eine andere Frage ist die, ob wir in den uns erhaltenen Fragmenten Bruchstücke des ursprünglichen Thomas-Evangeliums vor uns haben. Dies könnte darum zweifelhaft erscheinen, weil die Zeugnisse des Irenäus, Origenes u. a. das Buch bezeichnen als „Evangelium des Thomas“, während in den uns erhaltenen Handschriften sich andere Titel finden; z. B.: „Kindheitsgeschichte des Herrn“ u.s.w., oder: „Erzählung von der Kindheit und den Großthaten des Herrn“. Aber doch lesen wir auch, fast vermittelnd: „Schriftwerk des heiligen Apostels Thomas über das Kindesleben des Herrn“.—Es kann also wohl kaum aus dieser Verschiedenheit der Titel auf eine Verschiedenheit des Inhaltes geschlossen werden. Die Bezeichnung „Evangelium“ bei den Alten rührt wohl daher, daß die Häretiker es so zu nennen pflegten, nicht aber von einer Aufschrift des Buches durch den Verfasser selbst.

Ferner ist zu bedenken: je mehr die kanonischen Evangelien an Ansehen gewannen, um so weniger konnte es den klösterlichen Bücherschreibern angemessen erscheinen, ein solches Machwerk mit dem ehrwürdigen Namen „Evangelium" auszuzeichnen. Es kann uns das durchaus nicht wundern, sobald wir den Inhalt dieser abenteuerlichen „Kindheitsgeschichte des Herrn" überschauen.

Unserem Überblick legen wir am besten die längere griechische Rezension A (bei Tischendorf, Evangelia Apocrypha, 1. Aufl., Seite 134—149) zu Grunde, da sie im wesentlichen alles enthält, was die kürzere griechische B, und die oft etwas ausführlichere lateinische Bearbeitung (a. a. O., Seite 150—170) bieten. Nur enthält die letztere eine mit allerlei merkwürdigen Zuthaten gespickte Erzählung von der Flucht nach Ägypten (Kap. I—III), die in den andern beiden Texten fehlt. Um größere Vollständigkeit zu erzielen, müssen wir hier und da B und den lateinischen Text zur Ergänzung beiziehen.

I. In der Einleitung wendet sich der Apostel Thomas, ein Zugehöriger des Volkes Israel, an alle Brüder aus den Heiden, um ihnen sein Vorhaben anzukündigen, daß er erzählen wolle „die Großthaten, welche unser Herr Jesus Christus als Kind vollbrachte, da er in menschlicher Gestalt in der Stadt Nazareth lebte". (B I).

II. Als der Jesusknabe fünf Jahre alt war, spielte er einst auf einem Steg, der über einen Bach führte, welcher infolge eines Platzregens angeschwollen war (B II). Er sammelte das Wasser in Löcher und machte es zugleich rein, „und durch ein Wort allein richtete er solches aus". Dann bildete er aus Schlamm zwölf kleine Vögel. Weil er solches am Sabbathtag that, wurde er bei seinem Vater Joseph als Sabbathschänder verklagt. Dieser wollte ihn zurechtweisen. „Warum thust du am Sabbath, was sich nicht ziemt zu thun?" Statt einer Antwort auf diese Frage klopft Jesus in die Hände und ruft seinen Schlammvögelein zu: „Auf, flieget davon und gedenket mein im Leben" (B II). Die so angerufenen erhoben sich, flogen davon mit großem Geschrei zum Lobe Gottes, des Allmächtigen (Lat. IV).

III. Der Sohn des Schriftgelehrten Annas stand mit Joseph dabei, und sprengte das Wasser, das Jesus gesammelt hatte, mit einem Weidenast umher. Darüber „ergrimmete" Jesus und sprach zu ihm: „Ungerechter, Gottloser und Thor, was haben dir die Löcher und das Wasser gethan? Siehe, nun sollst auch du verdorren wie ein Baum, und nimmermehr haben Laub, Wurzel oder Frucht!" Sogleich verdorrete jener Knabe völlig. Jesus aber entwich in das Haus des Joseph, während die Eltern ihren verdorreten Sohn wegtrugen, seine Jugend beklagten und zu Joseph sandten mit dem Vorwurf, er habe ein Kind, dem es von nöten wäre im Segnen unterrichtet zu werden, statt daß es fluche (Lat. IV fin.).

IV. Als Jesus etwas später wieder durch den Ort ging, riß ihn ein anderes Kind im Vorbeigehen an der Schulter. (Nach B IV warf

es mit einem Stein nach ihm und traf damit seine Schulter.) Erzürnt sprach Jesus: „Du sollst deinen Weg nicht weiter gehen!“ Sogleich fiel es nieder und starb. Und etliche, welche dieses Ereignis sahen, sprachen: „Woher ist dieses Kind geboren, daß jedes seiner Worte vollendete That ist?“ Und die Eltern des Getöteten gingen zu Joseph, haderten mit ihm und sprachen: „Mit einem solchen Kind kannst du nicht mit uns an einem Ort wohnen, es sei denn, daß du es segnen lehrest statt fluchen; es tötet ja unsere Kinder.“

V. Joseph nahm hierauf das Kindlein Jesus besonders, um es zum besseren zu ermahnen, indem er insbesondere darauf hinwies, daß Jesus mit seinem Thun, unter dem andere leiden müssen, sich und den Seinen Haß und Verfolgung zuziehe. Jesus antwortete ihm: „Ich weiß, daß diese deine Worte nicht dein sind; gleichwohl will ich schweigen um deinetwillen, jene aber sollen ihre Strafe empfangen.“ — Und alsobald erblindeten seine Ankläger. Diese That aber vermehrte Furcht und Entsetzen bei denen, die davon hörten. Und sie sagten von ihm: „Jedes seiner Worte, es sei gut oder böse, wird That.“ Joseph aber stand auf und nahm Jesus etwas unsanft beim Ohr. Dieser aber ergrimmete und sprach zu ihm: „Dir genügt es zu suchen ohne zu finden — du weißt ja nicht einmal, wer ich bin; wüßtest du es, so würdest du mir kein Leid anthun. Und gleichwie ich mit dir lebe, so bin ich vor dir gewesen.“ (Lat. V.)

VI. Ein Lehrer, Namens Zachäus, der dies mit angehört hatte, verwunderte sich solcher Rede aus Kindermund. Nach einigen Tagen kam er zu Joseph mit der Bitte, er möchte ihm das Kind übergeben, damit er es lesen lehre, und mit den Buchstaben ihm allerlei Wissens- und Beherzigenswertes beibringe. Sein Wunsch wurde ihm gewährt. Aber als er nun dem Kinde Jesus alle Buchstaben von A bis Z mit vielen anschaulichen Vergleichen aufgezählt hatte, sah dieses seinen Lehrer an und sprach zu ihm: „Der du das A nicht kennst nach seinem Wesen, wie willst du andern das B lehren? Du Heuchler, unterrichte uns zuerst, wenn du kannst, über das A, so wollen wir dir glauben, was du vom B sagst.“ Sodann fing er an seinen Lehrer auszufragen über den ersten Buchstaben, aber er konnte ihm nicht antworten. Hierauf entwickelte Jesus in dunklen Rätselworten, und im vollen Bewußtsein seiner Überlegenheit, die Grundzüge des A. *)

VII. Der Lehrer Zachäus verwunderte sich über die Maßen. Insbesondere aber entsetzte er sich darüber, daß infolge dieses mißglückten Unterrichts-Versuches sein Ruf als Lehrer dahin sei. Auch versetzte ihn der durchbohrende Blick des Kindes in große Unruhe. So bricht er endlich in die Worte aus: „Dieses Kindlein ist nicht ein Erdensohn; es kann selbst Feuer bezwingen; vielleicht ist es vor der Weltschöpfung

* Anmerkung: Infolge der großen Textverderbnis an dieser Stelle ist es zweifelhaft, ob hier das althebräische Aleph א, wie Tischendorf meint, beschrieben sein soll, oder wie andere annehmen, der erste Buchstabe des armenischen Alphabetes (ω). Nur das läßt sich trotz aller Textkorruption erkennen, daß die Worte des Jesusknaben auf jener pythagoräisch-kabbalistischen Zahlenmystik fußen, deren sich die Markosier bedienten.

gezeugt. Welcher Leib hat es getragen, welche Brust hat es gesäuget? Ich weiß es nicht! Ich wollte einen Schüler und fand einen Lehrer. Dieses Kind ist etwas Großes, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, ob Gott oder Engel!"

VIII. Als hierauf die anwesenden Juden den verzagten Zachäus aufmuntern wollten, da fing Jesus an laut zu lachen und sprach: „Nun soll das deine Frucht tragen, und sehen sollen, die blinden Herzens sind. Ich bin von oben her sie zu verfluchen und für den Himmel zu berufen, wie mir aufgetragen hat, der mich um euretwillen sandte." Dieses Wort bewirkte, daß alsobald alle geheilt wurden, die Jesus früher verflucht hatte. Von da an wagte niemand mehr ihn zu erzürnen, um nicht infolge seines Fluches „ein Krüppel" (ἀνάπηρος) zu werden.

IX. Eines Tages fiel einer der Spielkameraden Jesu von dem Dache eines Hauses und starb. Die Eltern des Kindes beschuldigten Jesum, er habe ihn heruntergeworfen. Jesus bezeugte seine Unschuld, aber sie glaubten ihm nicht. „Da sprang Jesus vom Dach herunter,*) und stellte sich neben den Leichnam des Knaben, schrie mit lauter Stimme und sprach: „Zeno — so hieß er nämlich — steh auf und bezeuge mir: warf ich dich hinab?" Sogleich richtete sich der Tote auf und antwortete: „Nein, Herr, nicht hinabgeworfen hast du mich, sondern aufgerichtet." — Und die es sahen, entsetzten sich. Die Eltern aber lobten Gott über dem Zeichen, das geschehen war und beteten Jesum an.

X. Etliche Tage später verletzte ein Jüngling beim Holzspalten mit der Axt einen Fuß dermaßen, daß er an Verblutung starb. Es entstand ein Getümmel, das auch den Jesusknaben herbeilockte. „Mit Gewalt" (βιασάμενος) bahnte sich Jesus einen Weg durch die Menge, ergriff den verletzten Fuß des Jünglings, der durch diese Berührung alsbald heil wurde. Dann sprach er zum Jüngling: „Stehe auf, spalte dein Holz und gedenke mein." — Die umstehende Menge betete ihn an sprach: „Wahrhaftig wohnt Gottes Geist in diesem Kinde."

XI. Als Jesus sechs Jahre alt war, sandte ihn seine Mutter einmal mit einem Krug zum Brunnen. Im Gedränge jedoch zerbrach der Krug. Kurz entschlossen nahm das Kind sein Oberkleid, füllte es mit Wasser und brachte es seiner Mutter. Als diese das Zeichen sah, küßte sie Jesum und behielt die geheimnisvollen Dinge für sich, die sie ihn thun sah.

XII. Einstmals zur Saatzeit ging das Kind mit seinem Vater hinaus Getreide zu säen auf ihren Acker. Und während Joseph den Samen ausstreute, säte auch das Jesuskind ein Saatkorn. Und nach der Ernte beim Dreschen machte es 100,000 Haufen von je vierzig Scheffeln, rief alle Armen herbei und schenkte ihnen das Getreide. Damals war er neun Jahre alt.

*) Anmerkung: καταπηδάω mit ἀπό c. gen., das in beiden griechischen Texten gebraucht ist, kann keine andere Bedeutung haben als: „mit einem Sprung von etwas herabsetzen; wenngleich der lateinische Text die Stelle wiedergiebt: „Jesus autem descendens de domo illa." Offenbar war dem lateinischen Bearbeiter des Thomas-Evangeliums das griechische κατεπήδησεν zu ungeheuerlich, darum setzte er dafür descendere statt desilire.

XIII. Ein andermal begab es sich, daß Joseph, der ein Zimmermann war, einem Reichen ein Ruhebett machen sollte. Als er im Walde das nötige Holz dazu schnitt, geriet ihm aus Versehen eins der beiden Mittelstücke zu kurz. Betrübt wollte er ein anderes Stück suchen, als Jesus dazukam (B XI.) und ihn aufforderte, beide Stücke aufeinanderzulegen und festzuhalten. Dann ergriff er das Stück, das zu kurz war, und brachte es durch Ziehen in die richtige Länge. Da Joseph das sahe, verwunderte er sich, umarmte und küßte ihn, indem er sprach: „Glückselig bin ich, daß Gott mir dieses Kind geschenkt hat."

XIV. Joseph erkannte die große Begabung des Kindes von Tag zu Tag deutlicher. Aber auch immer stärker drängte sich ihm der Gedanke auf, daß es nun altershalber die höchste Zeit sei, mit dem Unterricht desselben anzufangen, damit er des Lesens nicht unkundig bleibe. Und er brachte Jesum zu einem anderen Lehrer; der versprach das Kind zuerst im Griechischen und sodann im Hebräischen zu unterrichten. Dieser Lehrer wußte um die mit Jesus früher gemachten Erfahrungen und fürchtete sich vor ihm. Gleichwohl schrieb er das Alphabet auf und übte es stundenlang mit ihm ein. Jesus aber sprach zu ihm: „Wenn du wirklich ein Lehrer bist und dich so wohl auf die Schrift verstehst, so sage mir die Bedeutung des A, und ich werde dir die des B sagen." Der Lehrer aber, aufs heftigste erbittert, versetzte ihm eine Ohrfeige. Sobald aber das Kind den Schmerz fühlte, verfluchte es seinen Lehrer, der sogleich ohnmächtig zur Erde fiel auf sein Angesicht. Jesus aber kehrte in das Haus Josephs zurück. Dieser aber befahl seiner Mutter, ihn nicht mehr aus dem Haus zu lassen, weil er die umbringe, die ihn zum Zorn reizen.

XV. Etwas später versuchte es Joseph noch mit einem dritten Lehrer, der ein vertrauter Freund von ihm war. Dieser bat ihn nämlich selber, ihm das Kind zu überlassen. Die Bitte wurde gewährt. Der Lehrer aber nahm es mit Furcht und großem Zagen; Jesus dagegen folgte ihm vergnügt. „Dreist" (θρασύς) trat er in die Schule, nahm ein Buch vom Lesepult und that seinen Mund auf ohne im Buch zu lesen. Er redete durch den heiligen Geist und lehrte die Umstehenden das Gesetz. Bald sammelte sich eine große Menge und verwunderte sich über die Lieblichkeit seiner Lehre und über die Klarheit seiner Worte. Denn er war ein Kindlein, da er solches redete. Als Joseph davon hörte, fürchtete er, der Lehrer möchte eine Thorheit begehen, und eilte nach der Schule. Der Lehrer empfing ihn mit den Worten: „Du sollst wissen, Bruder, daß ich das Kind aufnahm als Schüler, es ist aber vieler Gnade und Weisheit voll. — Übrigens sei so gut und nimm es in dein Haus zurück." Jesus freute sich dieser Worte und antwortete mit lachendem Mund: „Dieweil du recht geredet und gezeuget hast, so soll deinethalben jener Geschlagene heil werden." Sogleich geschah es, und Jesus ging mit Joseph heim.

XVI. Joseph schickte seinen Sohn Jakobus aus, Holz in Bündel zu binden und es nach Hause zu bringen. Das Jesuskind begleitete

ihn. Beim Zusammenraffen der Reiser biß eine Otter den Jakobus in die Hand. Sterbend lag er am Boden, da trat Jesus zu ihm, blies seine Wunde an, und alsbald wichen die Schmerzen, während das Tier entzwei barst. Jakobus aber war völlig hergestellt.

XVII. Hierauf starb in der Nachbarschaft ein Kind, und seine Mutter weinte sehr. Als Jesus von der großen Trauer und Bestürzung hörte, ging er eilend und fand das Kind tot. Und er berührte seine Brust und sprach: „Kindlein, ich sage dir, stirb nicht, sondern lebe und bleibe bei deiner Mutter." Und sogleich schlug es die Augen auf und lachte. Und er sprach zu dem Weibe: „Nimm es hin, gieb ihm Milch, und gedenke mein!" Und da die anwesende Menge solches sah, verwunderten sie sich und sprachen: „Wahrhaftig war dieses Kindlein Gott oder ein Engel Gottes, denn jedes seiner Worte ist vollendete That." — Und Jesus ging von dannen und spielte mit andern Kindern.

XVIII. Kurze Zeit danach, als ein Haus gebaut wurde und ein großes Getümmel entstand, machte sich auch Jesus auf und kam an den Ort. Und da er einen Menschen tot auf der Erde liegen sah, ergriff er ihn bei der Hand und sprach: „Mensch, ich sage dir, stehe auf, thue deine Arbeit!" Und alsobald stand er auf und fiel vor ihm nieder. Das Volk aber, das zuschaute, verwunderte sich und sprach: „Dies ist ein himmlisches Kind; denn viele Seelen hat es vom Tode errettet und wird sein Leben lang zu retten haben."

XIX. Als er aber zwölf Jahre alt war, gingen seine Eltern ihrer Gewohnheit gemäß nach Jerusalem zum Passahfest mit ihren Reisegefährten. Und nach dem Passah kehrten sie um und machten sich auf den Heimweg. *Und während sie umkehrten, ging das Jesuskind wieder nach Jerusalem.* Seine Eltern aber meinten, er sei bei den Reisegefährten. Als sie aber eine Tagereise gemacht hatten, suchten sie ihn unter den Verwandten, und da sie ihn nicht fanden, wurden sie bekümmert und kehrten wieder um nach der Stadt, ihn zu suchen. Und nach dreien Tagen fanden sie ihn im Heiligtum sitzen, mitten unter den Lehrern, und er hörte auf das Gesetz und fragte sie. Es lauschten aber alle und verwunderten sich, wie er, noch ein Kind, den Ältesten und Lehrern antwortete, *indem er den Sinn des Gesetzes und die Gleichnisse der Propheten erläuterte.* — Seine Mutter trat hinzu und sprach zu ihm: „Mein Kind, warum hast du uns das gethan? Siehe, mit Schmerzen haben wir dich gesucht!" Und Jesus sprach zu ihnen: „Was suchet ihr mich? Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?" Die Schriftgelehrten und Pharisäer aber sprachen: „Bist du die Mutter dieses Kindes?" Sie aber sprach: „Ich bin's." Und sie sprachen zu ihr: „Glückselig bist du unter den Weibern, denn Gott hat gesegnet die Frucht deines Leibes; denn von solcher Ehre und Tugend und Weisheit haben wir weder jemals gesehen noch gehört."

Jesus aber stand auf und folgte seiner Mutter und war seinen Eltern unterthan. Seine Mutter behielt alles, was geschehen war.

Jesus aber nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade. Ihm sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Wir sind am Ende unseres Ganges durchs Thomas-Evangelium angelangt. Und nun: Können wir uns in dieses Jesuskind finden? Ist das Bild, das wir schauten, imstande, uns zu begeistern? Ist überhaupt das, was das Thomas-Evangelium uns mitteilte, das Leben eines Kindes? Konnte das Erdenleben des menschgewordenen Gottessohnes in seinen Jugendjahren sich so gestaltet haben, wie es uns hier gezeigt wurde? — — Es lebt ein Etwas in unseren Herzen, das sich mit aller Macht auflehnt wider ein solches Zugeständnis, nämlich das Bild unseres Heilandes, wie es uns im Evangelium vor Augen gemalt wird; das Bild, an dem wir keine Spur entdecken von all den grellen Tönen, die das Thomas-Evangelium aufwendet, um uns ein Kindlein vorzuführen, das außer seiner leiblichen Erscheinungsform gar nichts Kindliches an sich hat. Hier haben wir sozusagen ein in schreienden Farben ausgeführtes Heiligenbildlein, das uns völlig kalt läßt — eine renommierende Lüge! Dort finden wir ein erhabenes Meisterwerk, das unsere Herzen mit Allgewalt nach oben zieht — die prunklose Wahrheit, die weiter nichts will, als daß wir durch sie den kennen und lieben lernen, der uns von Gott verordnet ist als Heiland und Seligmacher.

Trotz der lückenhaften Überlieferung läßt das Thomas-Evangelium immer noch deutlich genug die Absicht seiner abenteuerlichen Erfindungen durchblicken. Offenbar tritt es ein für den Doketismus, dessen Lehren wenigstens teilweise, schon von den Aposteln, insbesondere von Johannes (vgl. 1 Joh. 4, 2 u. 3; 2 Joh. 7), bekämpft worden sind. Die Häufung von Wunderthaten, die das Jesuskind schon von frühester Jugend an vollbracht haben soll, und insbesondere der Charakter dieser Wunder, kann nur dazu dienen, das übermenschliche Wesen dieses Kindleins hervorzuheben. Auch die Aussprüche, die Jesus thut, sowie die Aussprüche der Leute über ihn, sind nur dazu ersonnen, um zu zeigen, daß Jesus schon als Kindlein der menschlichen Natur geradezu ledig war, und daß er nur in menschlicher Gestalt, nicht aber als ein menschliches Wesen auf Erden wandelte.

Im Thomas-Evangelium sehen wir ein Kind, das zu seiner Belustigung im Spiel „durch ein einziges Wort“ Wunderdinge vollbringt (A II, B II). Wir hören dieses Kind im Alter von fünf Jahren vor seinem Lehrer in geheimnisvollen Rätselworten prahlen (A VI). Es scheint sich darauf viel zugute zu thun, daß es weiß „wann die Welt geschaffen wurde“ (B VI). Dem Joseph gegenüber läßt es sich aus: „Du weißt ja nicht einmal, wer ich bin — ich bin vor dir gewesen“ (Lat. V fin.). Es thut groß mit seinem Wissen und sagt seinem Lehrer geradezu: „Ihr redet, was ihr wisset, ich aber weiß mehr als ihr; denn ich bin vor der Weltzeit. Ich weiß, wann eure Ahnen gezeuget wurden und kenne die Dauer eures Lebens“ (B VI). Und an solche ruhm-

redigen Worte schließt es die Bemerkung: „Wenn ihr mein Kreuz sehen werdet, dann werdet ihr glauben, daß ich wahr rede!“—Was Wunder, wenn endlich der Lehrer, der gar keine Zeit findet, sich von seinem Staunen zu erholen, in die Worte ausbricht: „Dieses Kindlein ist kein Erdensohn!“—wenn er vermutet: „Vielleicht ist's vor der Weltschöpfung gezeuget“, und wenn er endlich sich besinnt, wie er es nennen soll: „ob Gott oder Engel“ (A VII). — Jesus selber bekennt ja auch: „Ich bin von oben her“ (A VIII); wie er auch der staunenden Menge das Zeugnis entlockt: „Wahrhaftig wohnt Gottes Geist in diesem Kinde“(A X), „Wahrhaftig war dieses Kindlein Gott oder ein Engel Gottes“(A XVII) und zuletzt: „Dies ist ein himmlisches Kind“ (A XIII).

Aus solchen Beispielen, deren Zahl sich aus den griechischen und lateinischen Texten leicht vermehren ließe, läßt sich die Tendenz des Thomas-Evangeliums ganz deutlich erkennen. Und seine Erzählung, welche uns den Sprung Jesu vom Dach eines Hauses überliefert (A IX; B VIII; Lat.VII), zeigt uns auch, welcher Klasse von Doketen der Verfasser angehörte, denn offenbar setzt er hier voraus, daß Jesus nur einen „Scheinleib“ gehabt habe. Darauf führt überdies die ganze Darstellungsweise dieses apokryphen Evangeliums. Überall sehen wir ein Wesen in Gestalt eines Kindes, aber diesem Wesen fehlt nicht nur das Kindliche, sondern überhaupt das Menschliche. Seine Einkleidung in eine menschliche Gestalt ist weiter nichts als täuschender Schein, das müssen ja alle die zu ihrem Entsetzen und Verderben erfahren, die in ihrer Kurzsichtigkeit es wagen, das Jesuskind als Kind zu behandeln oder als Mensch zu betrachten. Es ist also thatsächlich die Tendenz des Thomas-Evangeliums, jenen Doketismus zu verfechten, der da leugnete „daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen“ (1 Joh. 4, 3; 2 Joh. 6). Das haben schon Chrysostomus (Hom.XXI u. XXIII) und Euthymius Zigabenus (zu Joh. 2, 11) richtig erkannt, denn sie geben ohne Rückhalt zu, daß wenn das Kind Jesus wirklich solche Wunder gethan hätte, wie sie ihm zugeschrieben werden, man notwendig daraus folgern müßte, daß Jesus nicht ein wirklicher Mensch war, sondern nur in einem Scheinleib auf Erden gelebt habe.

Aber diese Grundanschauung, wie auch die Grundsätze des Thomas-Evangeliums lassen sich niemals in Einklang bringen mit dem Jesusbilde, das uns die kanonischen Evangelien überliefert haben. Denn es ist durchaus undenkbar, daß aus einem so prahlerischen und zornmütigen Kindlein, das für die kleinste Unbill sofort bereit war zu schrecklicher Rache, und das darum eine Geißel und ein Schrecken für seine Mitmenschen ward, später der Heiland und Erlöser geworden ist, dessen Ohr geöffnet war für das Seufzen der bedrängten Herzen; der überall helfend und heilend eingriff, Thränen trocknete, Schmerzen stillte und Wunden heilte; der alle Mühseligen und Beladenen zu sich rief und ihnen das Kommen leicht machte, indem er von sich zeugte: „Ich bin sanftmütig und von Herzen demütig.“

Oder sollten etwa die Evangelisten die Jugendgeschichte unseres Heilandes doch darum verschwiegen haben, weil sie darüber nichts besseres zu sagen wußten, als was uns das Thomas-Evangelium vom zwölfjährigen Jesus im Tempel erzählt. Den Eltern Jesu mag damals erst die wunderbar innige Gottverbundenheit ihres Sohnes in überwältigender Deutlichkeit entgegengetreten sein. Für Jesus selber enthielten die Worte: „Muß ich nicht sein" u. s. w. eine ganz selbstverständliche Äußerung des bei ihm schon längst erwachten Lebens in Gott.

Seine ganze Kindheit können wir uns von hier aus nicht anders denken, als verklärt durch das milde Licht einer kindlich unbefangenen Gottesliebe. Nicht ein fabelhaftes und rätselhaftes Wunderkind, sondern ein echtes Menschenkind, das sich von Kindheit an mit besonderem Zug hingezogen fühlte zu Gottes liebendem Vaterherzen — das muß Jesus gewesen sein, längst bevor er als zwölfjähriger Knabe im Tempel als selbstverständlich voraussetzte, was seine Eltern noch nicht fassen konnten (Luk. 2, 49. 50).

Nur aus dem Kinde, das uns gezeigt wird im wahren Evangelium, konnte der Mann erwachsen, der den liebearmen Menschen die Gottesliebe ins Herz zu gießen suchte; der unter allen Leiden, welche ihm bereitet wurden durch die Eigenliebe der Menschen, fest blieb in der Liebe zum Vater und zu den erlösungsbedürftigen Brüdern; der allen Versuchungen, seinem Kreuzesberuf untreu zu werden, fest entgegentrat mit der Überzeugung, welche er einst als Knabe im Tempel zum erstenmal ausgesprochen hatte mit den Worten: „Muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist?" — und der dann endlich, als sein heißes Tagewerk vollbracht war, sein Leben getrost dem übergab, dem er es jeden Tag aufs neue zum Opfer gebracht hatte.

So bietet uns die eine Geschichte aus der Kindheit Jesu alles, was uns darüber zu wissen not ist. Denn sie wirft ein helles Licht rückwärts auf das, was Jesus war, ehe er das erste Zeugnis von seiner Gotteszugehörigkeit ablegte. Aber auch, was Jesus später war, da er als der gute Hirte mit unermüdlicher Treue den verlorenen Schafen nachging und endlich sein Leben einsetzte zu ihrer Rettung, weil es so des Vaters Wille war, — im wunderbaren Lichte dieser einzigen und einzigartigen Erzählung vom Jesusknaben erscheint es uns nicht mehr als ein unfaßbares Wunder, sondern stellt sich uns dar als die lautere und schlichte Wahrheit.

Wenn hingegen das Wahrheit wäre, was uns das Thomas-Evangelium vom Jesuskind erzählt, dann ständen wir mit dem Jesuskind, das uns die kanonischen Evangelien vorhalten, vor einem dunklen und unlösbaren Rätsel. Daß aber jene, der Wahrheit geradezu hohnsprechenden Fabeln von der alten Kirche verworfen und aus dem Kanon der heiligen Schriften ausgeschlossen wurden, das soll uns ein Fingerzeig sein, wie treu Gottes Auge darüber gewacht hat, als durch seine berufenen menschlichen Werkzeuge das Buch der Bücher zubereitet wurde, welches für uns die Quelle aller Wahrheit ist.

Exegetisches und Homiletisches.

Eine exegetische Frage zu 1 Kor. 7, 21: *Δοῦλος ἐκλήθης, μή σοι μελέτω. ἀλλ' εἰ καὶ δύνασαι ἐλεύθερος γενέσθαι, μᾶλλον χρῆσαι.*

Daß die Auslegung einer Schriftstelle streitig sein kann, das kommt ja wohl oft genug vor, wie man etwa, um willkürlich ein Beispiel herauszugreifen, darüber hat verschiedener Meinung sein können, ob Röm. 3, 25 unter ἱλαστήριον ein Sühnopfer oder der Gnadenstuhl zu verstehen sei. Aber daß aus einer Stelle fast mit gleichem Rechte einander scheinbar geradezu widersprechende sittliche Ratschläge gefolgert werden können, das gehört zu den seltensten Ausnahmen, und die obige Stelle bietet hierfür fast ein merkwürdiges Unikum. Die erste Hälfte des Verses läßt keinen Zweifel zu: „Bist du als ein Sklave berufen, laß dich's nicht kümmern, nicht anfechten." Warum nicht? Antwort giebt der folgende Vers: „denn der im Herrn berufene Sklave ist ein Gefreiter des Herrn." Das irdische Verhältnis, der Freiheit oder der Knechtschaft, des Reichtums oder der Armut, der Gesundheit oder der Krankheit, ist gegenüber dem durch die Berufung gegründeten neuen Verhältnisse der Kindschaft und Herrlichkeit im Reiche Christi von so verschwindender Bedeutung, daß der Gradunterschied irdischen Glückes, wie er in der Zeitlichkeit besteht, ganz und gar keinen Unterschied im Seligkeitsgefühle, in der Verpflichtung zur Dankbarkeit für die unermeßbare und unaussprechliche Gabe der Gnade begründen kann, zumal, da ja das größere Maß des irdischen Glückes größere Verantwortlichkeit, größere Versuchung, größere Gefahr; durch Mißbrauch des Zeitlichen das Ewige zu verlieren, mit sich bringt, während umgekehrt die irdische Beschränkung, der Druck, die Trübsal durch Hilfe der Gnade ein Förderungsmittel zur Gewinnung und Bewahrung des Heiles sein kann.

Wer darum als ein Sklave berufen ist, wer sich in einer seinen Wünschen und Ansprüchen nicht entsprechenden Stellung befindet, der gräme sich nicht, als sei er von Gott weniger geliebt, der meine nicht, es sei *seine* Sache und *ihm* zur Sorge befohlen, daß er die Mißstände, die sein Leben bedrücken, beseitige, sondern er lasse das Gott befohlen sein, der schon alles recht machen wird.

Nun aber die zweite Hälfte, sie läßt zwei einander widersprechende Auffassungen zu, die sprachlich beide gleichberechtigt sind, so daß von der grammatikalischen Konstruktion aus sich die Sache nicht entscheiden läßt. Das ἀλλὰ zu Anfang kann den Gegensatz einleiten zu dem vorhergehenden negativen Hauptsatze „μὴ μελέτω", und dann ist es mit „sondern" zu übersetzen; es kann aber ἀλλὰ auch den Gegensatz einleiten zu dem vorangehenden *ganzen* Satze, einschließlich des positiven Nebensatzes: „wenn du als Sklave berufen bist", und dann ist es mit „*aber*" zu übersetzen. Ferner das „καὶ", „auch", kann verbunden werden mit dem vorausgehenden „εἰ", „wenn", zu „wenn auch" = obgleich; es kann

aber auch verbunden werden mit dem folgenden δύνασαι ἐλεύθερος γενέσθαι, „wenn du — auch frei werden kannst" (nämlich ebensogut als du Sklave bleiben kannst). Und so ergeben sich die entgegengesetzten Auffassungen als möglich:

1. Bist du als Sklave berufen, laß dich's nicht kümmern, sondern wenn du auch frei werden kannst, brauche des viel lieber (nämlich deines Berufs als Sklave und des in ihm sich darbietenden Anlasses, als ein Gefreieter Christi vor Gott zu wandeln).

2. Bist du als Sklave berufen, laß dich's nicht kümmern; aber wenn du ebensogut frei werden kannst, dann mache davon (von dieser Gelegenheit) viel lieber Gebrauch.

Was die exegetische Tradition betrifft, so ist zu beachten, daß die meisten älteren, griechischen Ausleger, Theodoret u. a. die erste Auslegung befolgen, Chrysostomus kennt allerdings schon die Meinung „vieler", welche das Wort von der Erlangung der Freiheit verstanden haben wollen, weist aber diese Meinung weit ab. Die meisten neueren nach Luther und Calvin dagegen teilen die von Chrysostomus verworfene Meinung. So Luther: „Kannst du aber frei werden." Unbedingt maßgebend kann ja die exegetische Tradition nicht sein, wenn auch wirklich, was hier nicht der Fall ist, eine unbedingte Majorität für eine der beiden Auffassungen vorhanden wäre; denn dem vorliegenden Wortlaute steht doch jeder Ausleger, der jüngste wie der älteste, mit gleicher Selbständigkeit gegenüber, und hat nicht nach Autoritäten, sondern nach inneren Gründen zu entscheiden.

Beide Auffassungen geben einen richtigen Sinn, wenn man nur willig ist, die selbstverständlichen Nebengedanken hinzuzudenken. Nehmen wir die erste Erklärung: „sondern, wenn du auch frei werden kannst, brauche deines Sklavenstandes vielmehr," so ist als selbstverständlich hinzuzudenken: „so lange wie Gottes Fügung dich in diesem Stande bleiben heißt." In deiner Berufung zum Christen liegt unbedingt keine Veranlassung, warum du durch eigene, eigenwillige Sorge danach trachten müssest, ein freier Herr zu werden, als widerspräche es deiner Würde als Christ, eines andern Menschen Sklave zu sein. Wohl heißt es V. 23: Werdet nicht der Menschen Knechte; das ist aber nicht so gemeint, als ob es ein unsittliches Verhältnis wäre, eines andern Knecht zu **sein**, sondern das ist unsittlich, wenn wir vergessen, daß wir, in welchem Stande wir auch stehen, um teuern Preis frei gekauft sind. Es ist daher selbstverständlich, daß bei dem Worte: „wenn du auch frei werden kannst," nur an solche Möglichkeiten gedacht ist, die durch Benutzung menschlicher List oder menschlichen Trotzes dargeboten sind. Wenn du auch könntest, wie Onesimus, deinem Herrn entlaufen, oder du könntest deinem christlichen Herrn, weil er dein Bruder in Christo geworden ist, eine Gewissenssache daraus machen: „du mußt mich freigeben," thue es nicht, sondern vielmehr brauche der in deinem Sklavenstande dir gebotenen Gelegenheit, Treue, Gehorsam, Selbstverleugnung zu üben, freue dich, daß du mit Christi leidest. Unbedingt nicht

kann dagegen der Apostel damit gemeint haben, daß ein christlicher Sklave in selbstgemachter Askese eine ihm von Gott dargebotene Gelegenheit, auf rechtmäßige Weise seine Freiheit zu gewinnen, zurückweisen müsse, als ob eine höhere christliche Vollkommenheit dadurch erreichbar wäre, daß man auf ein wertvolles Lebensgut, das man aus Gottes Hand mit Dankbarkeit entnehmen kann, Verzicht leistet, als ob es besonders fromm wäre, der göttlichen μελέτη, der Vorsehung, die aus einem Stande in den andern führen kann, zu widerstreben.

Weil dies unmöglich des Apostels Meinung gewesen sein kann, so ist auch die andere Auslegung: „kannst du aber auch (ebensogut) frei werden, so brauche des viel lieber," völlig berechtigt, wenn anders dabei nur an solche Möglichkeiten, die auf rechtmäßige Weise mit Bewahrung des guten Gewissens vor Gott ergriffen werden können, gedacht wird. Unbedingt läßt sich kein sittliches Motiv denken, das etwa den christlichen Sklaven hindern könnte, sich auf ehrliche Weise Geld zu sparen, um seinem Herrn den Kaufpreis für seine Freiheit zahlen zu können. Das Vorwärtskommen im Leben, das Verbessern seiner Zustände soll für niemand die Hauptsorge sein, aber die Resignation auf jeglichen Fortschritt, das blinde Verharrenwollen in hergebrachten Mißständen ist nicht nur wider den Geist des Christentums, wie ihn unsere nach Fortschritt verlangende Zeit auffaßt, sondern auch ganz entschieden gegen den Sinn Jesu und Pauli selbst.

So diametral entgegengesetzt sind also die beiden Ratschläge nicht, daß, wer den einen erteilet, den andern nicht geben könnte; sondern sie können sehr wohl als aus einer Grundanschauung erwachsen angesehen werden. Fragen wir, welche von beiden Auffassungen, wir wollen nicht sagen, dem gemeinen Menschenverstande, sondern dem natürlich-menschlichen Gefühle am meisten entspreche, so werden wir sagen müssen, die zweite. Auch in Rücksicht auf den Satzbau ist es einfacher, aus dem näher stehenden Verbum „frei werden" das Substantivum „Freiheit" zu ergänzen, als aus dem ferner stehenden „als Sklaven berufen", das Substantiv „Sklaverei" ergänzen zu müssen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die durch die lutherische Bibelübersetzung sanktionierte Auslegung: „kannst du aber frei werden, so brauche des viel lieber," im allgemeinen den Vorzug erhalten hat; es liegt so nahe, anzunehmen, daß Paulus dem streng klingenden Worte: „Bist du als Sklave berufen, laß dich's nicht kümmern," eine selbstverständliche Beschränkung zur Seite gestellt habe.

Indes ist dies natürliche Gefühl, dem folgend man diese Auslegung bevorzugt hat, kein Beweis, daß dieser Gedankengang auch dem Paulus am nächsten gelegen habe; vielmehr muß der Zusammenhang entscheiden, und nach diesem neigt sich das Zünglein der Wage auf die andere Seite; wenn die Worte von Paulus herrühren, so muß er wohl gemeint haben: „s o n d e r n, wenn du auch frei werden kannst, wende es viel mehr an (nämlich deine Lage, daß du als Sklave berufen bist). Der ganze Abschnitt, dem unser Vers angehört, steht unter der Herr-

schaft des Hauptgedankens: V. 24. „Ein jeglicher, worinnen er berufen ist, darinnen bleibe er vor Gott.“ Die übrigen sittlichen Ratschläge gehen mit dem hier in Rede stehenden parallel: „Wer beschnitten ist, ziehe keine Vorhaut, wer an ein Weib gebunden ist, suche nicht los zu werden, wer vom Weibe los ist, suche kein Weib.“ V. 22 mit seinem „denn“ giebt den Grund an für das V. 21 geforderte Verhalten; diese Begründung kann aber nur dann sich auf den ganzen 21. Vers beziehen, wenn dessen zweite Hälfte als eine Verstärkung des Gedankens der ersten Hälfte zu fassen ist: faßt man dagegen die zweite Hälfte als eine modifizierende Beschränkung der ersten, so könnte das „denn“ in V. 22 sich nur unmittelbar an die erste Hälfte anschließen. Der ganze Gedanke, der in der lutherischen Übersetzung sich ausspricht: „kannst du aber frei werden, so brauche des viel lieber“, würde im Gesamtzusammenhange des Abschnitts nur die Bedeutung einer Parenthese haben.

Man möchte fast versucht sein, die ganze zweite Vershälfte aus dem ursprünglichen Texte des paulinischen Briefes zu streichen und sie für eine sehr frühe Glosse zu halten, die, man könnte ja annehmen, mit des Apostels nachträglicher Zustimmung, von einer nicht unberufenen Hand eingefügt worden sei. Entbehrt werden könnte der Satz ganz wohl, ohne daß etwas Wesentliches entfernt würde. „Bist du als Knecht berufen, laß dich's nicht kümmern, denn wer im Herrn ein berufener Knecht ist, ist ein Gefreiter des Herrn,“ das giebt einen vollständig genügenden Zusammenhang. Undenkbar wäre es aber nicht, daß diese Mahnung den Korinthern etwas schroff erschienen, daß sie eine Konsequenz hineingelegt, die doch ihrer Meinung nach Paulus unmöglich ziehen könne. Wie der Beschnittene beschnitten, der Unbeschnittene unbeschnitten bleiben soll, also soll denn auch der Sklave unbedingt Sklave bleiben? Als Paulus ihnen geschrieben, sie sollten keine Gemeinschaft haben mit den Hurern, da haben sie ihn gefragt, wie er das meine; sollten sie sich über den Sinn der vorliegenden Vorschrift: „Wer als Sklave berufen ist, mache sich keine Gedanken darüber,“ nicht befragt haben? Undenkbar wäre es keineswegs, daß jemand, der im Besitze des Briefes war, sei's mit des Apostels ausdrücklicher Zustimmung, sei's im guten Glauben, nichts unpaulinisches damit zu schreiben, die jedenfalls in der Gemeinde geltende Praxis als Glosse daneben gesetzt hätte: „aber wenn du kannst auch frei werden, so mache davon lieber Gebrauch.“

Gegen diese Auskunft ist nur das eine Bedenken, daß man erwarten sollte, ein Glossator, der einen als mißverständlich angesehenen Satz gegen ein Mißverständnis schützen wollte, würde selbst beflissen gewesen sein, in seiner Glosse jedes Mißverständnis auszuschließen und würde darum ausdrücklich hinzugesetzt haben: „τῇ ἐλευθερίᾳ, der mache lieber von der Freiheit Gebrauch.“ So wie die Worte dastehen, entsprechen sie ganz der Schreibweise des Apostels selbst, der, von seinen hohen Gedanken erfüllt, gar nicht daran denkt, daß man aus

seinen Worten Konsequenzen ziehen könne, die sich der Sache nach von selbst verbieten. Wir glauben also den Sinn des Apostels getroffen zu haben, wenn wir übersetzen: „Bist du als Sklave berufen, laß dich's nicht kümmern, sondern wenn du auch frei werden kannst, wende vielmehr deinen Sklavenstand an." Vgl. 1 Tim. 6, 2. Und das ist denn doch auch schließlich die schönste Regel, die sich auf alle Lebensverhältnisse anpassen läßt: Leidest du unter irgendwelchen Mißverhältnissen deines Lebens, leide dich! halte aus, benutze die dir in deiner Lage gegebenen Möglichkeiten, kraft der dich über allen irdischen Druck innerlich erhebenden Gnade, παρὰ θεῷ, vor Gott, zu stehen und zu wandeln. Wenn man, und nicht mit Unrecht, darauf hingewiesen hat, daß dem Apostel und der ersten Gemeinde der Hinblick auf die bald hereinbrechende Parusie des Herrn den Gedanken besonders nahe gelegt habe, die Mißverhältnisse dieses Lebens als ein so wie so bald schwindendes Moment anzusehen, so daß die Sorge um dieselben gar nicht in Betracht kommen könnte im Vergleich zu der großen Sorge, würdig zu bestehen in der Zukunft des Herrn, so ist doch die veränderte Stellung, in der wir zur Auffassung der Parusie stehen, kein Grund für uns, daß wir sollten und dürften anders wie die Apostel gesinnt sein in der Beurteilung und Benutzung unserer irdischen Lebensverhältnisse. Die gläubigen Vermutungen betreffs des Weltausganges, die der Apostel selbst als solche erkennt und bezeichnet, haben ihre Zurechtstellung erfahren müssen; die gläubigen Gewißheiten sind geblieben; „der Herr ist nahe," das ist auch für uns noch in unverminderter Geltung. Darum in allen Mißverhältnissen des Lebens muß es heißen: Μὴ μελέτω, θεὸς μελήσει, sorge dich nicht, der Herr wird's versehen.

E. Otto.

Kirchengeschichtliches.

Zum 100jährigen Geburtstage von Richard Rothe.

Am 28. Januar dieses Jahres waren 100 Jahre seit der Geburt des ansehnlichen Theologen Richard Rothe verflossen. Derselbe ist an genanntem Tage im Jahr 1799 in Posen geboren, auf den Schulen von Breslau und Stettin vorgebildet und wurde in Heidelberg durch Daub und Hegel in die Gedankenwelt der spekulativen Philosophie, wie sie damals in Deutschland herrschte, eingeführt. Seit 1819 studierte er in Berlin, wo neben Schleiermacher besonders die milde und innige Frömmigkeit Aug. Neanders auf ihn Einfluß gewann. 1820—22 war er Mitglied des Wittenberger Predigerseminars. Von 1823 an war er Prediger der preußischen Gesandtschaft in Rom, wo der Umgang mit tüchtigen Staatsmännern und Künstlern seinen Blick sehr erweiterte, so daß er alles Menschliche zu verstehen und liebevoll zu würdigen suchte. Nachdem er nochmals am Seminar zu Wittenberg von 1828 an teils als Professor, teils als Direktor gewirkt hatte, ging er 1837 als Professor der Theologie nach Heidelberg, wo er eine umfassende

Thätigkeit entfaltete als Universitätslehrer und als Direktor des Predigerseminars. Seine Wirksamkeit in Heidelberg wurde durch eine fünfjährige Thätigkeit in Bonn als Professor und Universitätsprediger unterbrochen, von 1849 bis 1854, dann nahm er von neuem seinen bleibenden Aufenthalt in Heidelberg, wo er am 20. August 1867 starb.

Zur Charakteristik des so hoch geehrten Mannes noch kurz folgendes: Er ist seiner persönlichen Grundstimmung nach Pietist und seiner wissenschaftlichen Richtung nach spekulativer Philosoph. Jene verband ihn z. B. durch innige Freundschaftsbande mit dem frommen, schriftgläubigen Theologen Rud. Stier. Seine spekulative Richtung aber führte ihn leider zum Teil auf Abwege, die jener Freundschaft einen gewaltigen Stoß zu geben drohten. Tief ergriffen von der Persönlichkeit des Heilandes und in einem innigen Leben des Gebets mit dem Frieden erfüllt, den nur Christus zu geben vermag, war Rothe gleichgültig gegen dogmatische Streitigkeiten und kirchliche Parteiung, geneigt zur — leider nur zu weit gehenden — Vermittlung der Gegensätze. Seine Milde und die Weitherzigkeit seiner wissenschaftlichen Anschauung brachten ihn leider in zu enge Verbindung mit den in trostlosem, unfruchtbarem Rationalismus wurzelnden Männern des Protestantenvereins, die nur in der Negation einig sind und nichts Positives zum Heil des Christentums produzieren können. Und doch war er selbst ein überzeugter Supranaturalist und das Wunder war ihm als ein unmittelbarer Eingriff Gottes in den natürlichen Gang der Dinge vertraut und selbstverständlich. Er hat die Geburt und das Werk des Erlösers, seine Auferstehung und Himmelfahrt mit einfältigem Glauben als das große Gnaden- und Offenbarungswunder aufgenommen und erläutert. Die Kühnheit seiner philosophischen Konstruktionen war für ihn kein Hindernis kindlich gläubiger Frömmigkeit. Und andererseits war die Frömmigkeit ihm kein Hindernis in seinem Streben, das, was als Gegenstand seines Glaubens sein Herz und sein Gefühl beherrschte, sich auch im erkennenden Verstande völlig anzueignen und die ihn beseelende Wahrheit auch im Geiste erkennend zu durchdringen. Und man darf wohl sagen: Wo der Glaube lebendig bleibt und den ganzen Menschen erfüllt, da wird immer wieder das Bestreben erwachen, den Glaubensinhalt auch im denkenden Erfassen sich anzueignen. Es ist nicht ein Zeichen der Kraft, sondern eher der Schwäche, wenn man darauf ausdrücklich verzichtet. So hat auch Rothe versucht, die Geheimnisse des Glaubens dem Beweise zugänglich zu machen und den höchsten Gedankenflug gewagt, um in einem großen inneren Zusammenhange die erfahrene Kraft des seligmachenden Glaubens durch eine wohlbefestigte Kette von begrifflichen Bestimmungen zu erfassen und darzulegen.

Sein bedeutendstes Werk ist die „Theologische Ethik“, in fünf Bänden erschienen, in welchem er freilich, wohl unter dem Einfluß der Hegelschen Philosophie, zu dem Irrtum sich verleiten ließ, daß Kirche und Kultus dazu bestimmt seien, allmählich im Staat und Kulturleben

aufzugehen, ein Irrtum, den weniger fromme Geister als Rothe begierig aufgreifen mögen, um außerhalb dem Schatten der christlichen Kirche ein vermeintlich christliches Leben zu führen.

Hat nun aber auch Rothe sich nicht in allen Punkten frei erhalten vom Irrtum, so soll das uns sein Bild nicht trüben. Wer unter uns darf sich der Unfehlbarkeit rühmen? Oder welchem Theologen dürfte dieser Ruhm werden? Das Andenken des frommen Jüngers, der viele zum Glauben geführt hat, wird in der evangelischen Kirche im Segen fortleben. Gott der Herr wolle seiner Kirche viele solche Männer geben, die mit gründlichem, wissenschaftlichem Ernste ein frommes Herz und einen innigen Glauben verbinden; sie sind rechte Bauleute und Stützen. (Nach: Ev.-kirchl. Anzeiger.)

Zum Gedächtnis des Theologen Friedrich August Gotttreu Tholuck.

Von P. J. Jans.

Tholuck, einer der bedeutendsten Theologen des 19. Jahrhunderts, ist am 30. März 1799 in Breslau als Sohn eines Goldschmiedes geboren. Im Elternhause herrschte tote Kirchlichkeit. Die ungebildete Stiefmutter und der rohe Vater schüchterten den Knaben so ein, daß er im Elternhause doch einsam und allein stand. Ein ungesunder Lesehunger (der 12- bis 14jährige Knabe hatte 2000—3000 Romane und Schauspiele aus der Leihbibliothek verschlungen) machte ihn zum Phantasten, der nur in seinen Geschichten lebte. Zum Goldschmiedehandwerk bestimmt, stellt sich der Zwölfjährige so ungeschickt an, daß man ihn seinen Büchern künftig ganz überläßt. Für Sprachen zeigte er schon frühzeitig eine außerordentliche Begabung, bis zum 16. Lebensjahre hatte er sich 19 fremde Sprachen angeeignet. Freilich hat das bunte Vielerlei, mit dem der Knabe sich beschäftigte, die Anerkennung seiner Lehrer nicht gefunden, denn nur zu oft versäumte er darüber seine Schularbeiten. Obwohl Tholuck sehr religiös war, stand er doch dem Christentum völlig fern. Die indischen und persischen Religionsstifter interessierten den in arabischen und persischen Liedern Schwelgenden viel mehr als Christus. Oft quälten den Knaben und Jüngling Selbstmordgedanken, namentlich wenn der nach Liebe und Freundschaft seiner Kameraden so heiß sich Sehnende sich zurückgesetzt glaubte. Kaum glaublich scheint es, wie Tholuck, dieser Virtuose der Freundschaft, um Freundschaft und Liebe warb und fast bettelte. In Breslau und Berlin studierte er anfänglich Philosophie (1816), dann aber durch v. Diez, den bedeutenden Orientalisten und dabei so innig gläubigen Christen, für das Christentum gewonnen, geht er zur theologischen Fakultät über und wird namentlich durch Baron v. Kottwitz zu lebendigem Glauben erweckt. Neanders Freundschaft ermutigte den schwächlichen Jüngling, sich in Berlin zu habilitieren (1820), Schleiermacher war ihm stets wenig geneigt, aber auch ihm selbst unsympathisch. 1823 schrieb er sein erstes, Aufsehen erregendes Werk:

Die Lehre von der Sünde und vom Versöhner, oder die wahre Weihe des Zweiflers. „So war lange nicht von des Menschen Elend und des großen Gottes Barmherzigkeit geredet worden, wie dieser Jüngling redete. Was Wunder, wenn der in die Tiefe geworfene Stein immer weitere Kreise in Bewegung setzte und seine Wellen bis über den Ozean hinüber in die neue Welt schlug" (Witte, Tholucks Leben, Bd. 1). Die nächste große Arbeit war der Kommentar zum Römerbriefe (1824). Ferd. Chr. Baur bezeugte, daß mit diesem Tholuckschen Kommentare eine neue Epoche in der Interpretation des Römerbriefes begonnen habe. Trotz seiner Jugend stand er schon damals auf der Höhe der ganzen modernen Wissenschaft und kirchlichen Theologie. Und auch den historisch-kritischen Apparat, der im Kampfe gegen die positive Bibeldeutung aufgefahren wurde, wußte er zu würdigen. Eine schroff abweisende, hinter das Bollwerk strikter Verbalinspiration sich flüchtende Behandlung wissenschaftlicher Widersacher lag ihm völlig fern. Philologische und grammatische Akribie war nicht seine Sache, aber für das eigentlich Linguistische war Tholuck Meister, und durch die Feinfühligkeit für den Sprachgeist der Bibel bekam seine Auslegung oft etwas Divinatorisches. Nachdem Tholuck am 4. März 1826 rite zum Dr. theol. promoviert worden, wurde er als ordentlicher Professor nach Halle an der Saale berufen. Halle war damals der Herd des wissenschaftlichen Rationalismus, dort lehrten Gesenius und Wegscheider. Vergebens wehrte man sich gegen die Anstellung Tholucks. 50 Jahre durfte er in Halle lehren und wie viele seiner Hörer müssen mit E. Frommel sagen: Eins blieb mir und sei dir unvergessen: Der Anstoß zur bleibenden Bewegung meines Lebens — das perpetuum mobile, das du mir ins Herz gesenkt! Tholuck war nicht nur ein Gelehrter, der eine staunenswerte Gelehrsamkeit mit sich herumschleppte, er war ein treuer Freund und Beichtvater für viele Hunderte seiner Hörer. Weitherzig in seiner ganzen Theologie, kannte er doch keinen andern Zweck, als zu Jesu zu führen. Auch er hatte seine Schranken. Manche Jünglingsnaturen waren ihm tief unsympathisch, zumal die blasierten, die fertigen, die stumpfen und trägen. Ihnen gegenüber riß seine sonst kaum zu ermüdende Geduld sehr schnell. Überhaupt hat Tholuck vielen wohl eine tiefe Anregung gegeben, aber für den Konfessionalismus hatte er wenig Sympathie. Er war von Herzen uniert und was Brömel von seiner Predigtweise sagt, um ihn zu verurteilen, nehmen wir als ein Lob für den Mann, der über alle Korrektheit der Lehre das für den Herrn brennende Herz stellte. Brömel urteilt (Homiletische Charakterbilder, 2. Bd., 1869, S. 158—186): „Tholuck regt überall an, aber er führt es nirgends hinaus. Er hält es mit Luther und Calvin, ja mit der ganzen sichtbaren Kirche, weil sie alle das apostolische Glaubensbekenntnis haben. — Tholucks Ideal ist die unierte Kirche! Wir irren nicht, wenn wir sagen: in Tholuck hat die unierte Kirche ihren glänzendsten und treuesten Vertreter, den feurigen Mann ihrer Jugend gefunden," eben darum urteilt Brömel: „es

stünde kläglich um die Kirche der Reformation, wenn sie nichts andres wäre, als das, was Tholuck aus ihr macht." Tholuck, der nie über Homiletik gelesen hat, war einer der bedeutendsten Prediger seiner Zeit. Freilich an der Form seiner Predigt wäre manches zu tadeln, da er sich erst zu dem Thema den Text sucht. Der Text kommt auch oft nicht zu seinem Rechte und öfters nahm er zwei oder gar drei Texte für seine Predigten. Seine Predigten waren für seine akadamische Gemeinde bestimmt, auf sie nimmt er stets Rücksicht. „Wollen wir unsere Gebildeten," sagt er selbst, „der Kanzel näher bringen, so werden wir nicht vermeiden können, auf die Gebiete, in denen ihr Leben wurzelt, hinüberzuweisen." „Der Mensch stieg allezeit mit auf die Kanzel," sagt sein Biograph Witte von Tholuck. „Und was für ein Mensch! Einer, der alle Höhen und Tiefen des Menschenherzens durchmessen hatte, der von allen Zweifeln des Trotzes und der Verzagtheit herumgeschüttelt und von satanischen Mächten oft bis an den Rand der tiefen Todesnacht gedrängt worden war. Dazu ein Mensch von der lebendigsten, feurigsten Phantasie, durch und durch ein Künstler, der in wunderbarer Geschmeidigkeit des Geistes in jede fremde Individualität sich einsinnen und einfühlen konnte — und endlich dieser Mensch bis in die letzte Fiber seines Wesens eingetaucht in die Liebe Christi, brennend im Eifer, dem Herrn Seelen zu gewinnen." Auch als Missionsmann hat er Bedeutung. Für Judenmission hat er schon in Berlin gearbeitet und den „Freund Israels" mit wertvollen Beiträgen unterstützt. Der erste, der von ihm für den Herrn Jesum gewonnen wurde, war ein jüdischer Offizier, dem er lebenslang in herzlichster Liebe zugethan war. Der Heidenmission half er durch Unterricht, den er den Zöglingen Jänickes erteilte, und vor allem ist Missionsinspektor Wallmann durch ihn erweckt. Der Inneren Mission brachte er von Anfang an ein reges Interesse entgegen. Von Anfang an gehörte er mit zu dem Zentral-Ausschusse für Innere Mission. Das Werk seines Lebens: „Die Geschichte des Rationalismus" ist unvollendet geblieben. Aber die Vorgeschichte des Rationalismus ist noch heute für alle, die die Kirchengeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts studieren wollen, von größter Bedeutung. Ist es auch wahr (was Kritiker an diesem und allen Werken Tholucks auszusetzen haben), daß er sich ins Detail verliert und das Lesen durch die Überfülle von Citaten erschwert, so findet man doch wohl noch mehr als „wunderbaren Spürsinn die Schwächen der orthodoxen Alten zu notieren" (A. Zahn, Geschichte der evang. Kirche im 19. Jahrhundert, 3. Aufl.), man sieht wie der Rationalismus die notwendige Folge des Orthodoxismus war. Nachdem Tholuck 1871 noch 83 Zuhörer hatte, ging die Zahl rapide herunter. Am 10. Juni 1875 wollte er seine letzte Vorlesung halten, fand aber leere Bänke. „Ich habe nun meine Pflicht gethan; Gott will es nicht mehr habeu," sagte er beim Nachhausekommen. Langsam nahmen die Geisteskräfte ab, am 10. Juni 1877 entschlief er sanft und selig. „Tholuck ist tot!" Wie ein gemeinsamer Schmerz ging die

Kunde durch die Häuser der alten Stadt Halle. „Wie wenn ein König seinen Einzug hielte," sagt Armin Stein (Nitzschmann). „Vom Trauerhause bis zum Gottesacker stand alles schwarz von Menschen. Es war aber auch so etwas Ähnliches wie ein Königseinzug, dieses feierliche Begräbnis: es war der Einzug eines Großen in Israel in das Jerusalem, das droben ist." Sein Biograph Witte urteilt: „Ein Mann der Schule ist Tholuck nie gewesen, eine Schule hat er nie gründen wollen. Systematisches, das Ganze kunstvoll umfassendes Denken, der Aufbau eines großartigen Lehrorganismus ist nie seine Sache gewesen. — ‚Einer ist's, an dem wir hangen,' dies durchdrang mächtig und überwindend sein ganzes reiches, arbeitsvolles Leben; das hat ihm die unermeßliche Beute an Menschenseelen eingetragen — und seine Werke folgen ihm nach."

Antworten zum Fragekasten.

No. 1. — Was ist zu halten von der Rede: Ein Pastor in Amerika muß sehen, wie er sich verbessere?

Einige Antworten waren auf diese Frage eingelaufen, ehe No. 2 gedruckt war. Es wurde aber versäumt, die Notiz in No. 2 noch bei der Korrektur zurückzuziehen. So liefen infolgedessen noch eine ganze Anzahl Antworten ein. Alle zusammen geben im Manuskript ca. 30 Seiten. Dieselben können natürlich nicht in extenso abgedruckt werden.

Die Frage wurde infolge der reichlich eingelaufenen Antworten so recht von allen Seiten beleuchtet. Die meisten Antworten haben die Frage so verstanden, wie sie wohl ursprünglich gemeint war: Verbessern, nämlich in *finanzieller Hinsicht*.

Die Berechtigung dazu, daß ein Pastor sucht, seine finanzielle Lage zu verbessern, wird teils abgeleitet aus der Thatsache, daß manche Pastoren *mit Schulden* ins Amt treten müssen und kleines Einkommen haben; teils damit, daß heranwachsende Kinder höhere Ansprüche machen an die Kasse der Eltern und bessere Schulung empfangen sollen. — Letzteren Grund weist dagegen ein Korrespondent entschieden zurück. Freilich: *eine vom Herrn angewiesene Stelle* aus diesem Grund zu verlassen ist ganz gewiß verwerflich, wenn nicht der Herr selbst einen anderen Weg zeigt und die innere Erlaubnis giebt, mit freudigem Gewissen einen Wechsel zu vollziehen. Es wird eben alles darauf ankommen, welche Mittel und Wege man anwendet, um das wünschenswerte Ziel zu erreichen. Führt der Herr, so kann der Knecht getrost folgen. Will aber der Knecht sich selber führen und nach eigenem Gutdünken seinen Weg einrichten, dann geht es gewiß verkehrt. Ein Gesetz läßt sich ja freilich nicht aufstellen, wie in jedem einzelnen Falle der Pastor zu handeln habe, wenn es sich um Stellenwechsel handelt. Aber einige allgemeine Grundzüge, welche bei dieser überaus wichtigen Frage in Betracht kommen, dürften hier wohl am Platz sein; und darin stimmen die eingelaufenen Antworten zusammen:

1. Es ist eine allgemeine und wohlbegründete Klage, daß der Einfluß der christlichen Kirche auf die Masse des Volks ein sehr geringer ist. Man sinnt auch auf Mittel zur Besserung und Abhilfe; verfällt dabei auf allerlei Dinge, die helfen sollen. Selten aber wird erkannt, daß der Hauptfehler liegt auf seiten der Männer, welche die Hauptvertreter der christlichen Kirche sind. Es fehlt der prophetische Zeugengeist, welcher die ersten Boten Christi und zur Zeit der Reformation die Glaubenshelden beseelte. Wir singen wohl: Wach auf, du Geist der ersten Zeugen; — Nehmen sie uns den Leib —, Löwen laßt euch wiederfinden—. Aber wer bedenkt es, daß er selbst berufen sei, als ein treuer Zeuge Jesu in Wandel und Wort sich zu erzeigen? Werden nicht unsere Lieder zur frommen Phrase, wenn bei uns so wenig von dem selbstverleugnungsvollen Zeugenmut und Zeugengeist der echten Bekenner Jesu zu spüren ist?

2. Obige Frage wird verschieden beantwortet werden, je nachdem der Pastor seinen Standpunkt nimmt.

a. Vom Standpunkt des natürlichen Rechts eines Weltbürgers wird kein billig denkender Mensch etwas Unrechtes und Arges darin finden können, wenn ein Pastor seine materielle Lage zu verbessern sucht (denn das ist der Kern der obigen Frage). Namentlich dann nicht, wenn er, obgleich ledig, doch nur ein kärgliches Einkommen hat. Und hat er Familie, und gar große Familie, und kleines Einkommen, so wird ein rechtlich denkender Mensch erst recht kein Unrecht darin finden können, wenn der Pastor sucht, eine bessere Stelle zu bekommen, wo er erstens besser für die Seinen sorgen, zweitens auch, wo möglich, für Tage der Not, des Leidens, des Alters einen Zehrpfennig zurücklegen kann. Der Pastor darf und muß vom Evangelium sich nähren; und er darf billig erwarten, daß die Gemeindeglieder, die sehr oft in behäbigen Umständen sind, ihn nicht so kärglich halten, daß er nur kümmerlich sich und die Seinen nähren, kleiden und erziehen kann. Es ist unbedingt eine Schande für eine Gemeinde, die es besser könnte, wenn es ärmlich und kümmerlich im Pfarrhause zugeht und der ganze Hausstand den Stempel der Armut und des Zurückgekommenseins trägt. Und das darf man dem mammonssüchtigen und weltseligen Geschlecht unserer Tage getrost auf den Kopf sagen. Haggai 1, 2. 4 ff. dürfte doch gewiß mutatis mutandis auch auf die Pfarrfamilie angewandt werden. Die Leute sammeln Kapitalien, kaufen Ländereien, sie bauen schöne Häuser, richten prächtig sich ein darin. Der Pastor aber soll sein Lebtag von der Hand in den Mund leben, soll mit einer armseligen Bude, Pfarrhaus genannt, sich begnügen, soll keine höheren Ansprüche ans Leben machen. Das ist der Sinn vieler Gemeindeglieder, die immer fürchten, der Pastor bekommt zu viel. Denen, die so denken und handeln in der Gemeinde, darf man getrost sagen, daß ihr Sinn ein Zeichen sei, wie gering sie das Wort Gottes schätzen und wie kalt sie ihrem Gott gegenüberstehen.

b. Aber nicht wahr — der Standpunkt des natürlichen Rechts eines Weltbürgers ist doch schließlich nicht der Standpunkt, auf welchem ein Diener und Zeuge Jesu Christi steht oder stehen sollte? Es ist ja wahr, wir werden im Leben sehr oft in Verhältnisse hineingestellt, in welchen es dem natürlichen Menschen durchaus nicht gefallen will; in Verhältnisse, die wir gern ändern möchten, aber — nicht ändern können. Da wird Entsagung, Demütigung, Selbstverleugnung von uns gefordert, da sind wir genötigt, Glauben, praktischen Glauben an Matth. 6, 25 ff. zu üben; da sollen wir praktisch lernen, das Joch Christi zu tragen, das eben auch in einem solch entsagungsreichen Demütigungs- und Leidensweg bestand, wo er mit Geduld, Glauben und Selbsthingabe bis zum Tod sich in die Wege schicken und ergeben mußte, die sein Gott ihn gehen hieß. Da muß es nun offenbar werden, ob der betreffende Pastor den immanenten Weltstandpunkt einnimmt und seine Ansprüche nach Weltart zu befriedigen sucht unter allen Umständen. Oder ob er es lernt in der Schule seines Gottes, den transcendenten Glaubensstandpunkt der echten Propheten und Zeugen Jesu zu erklimmen, von welchem Zinzendorf sang:

Die Zeugen Jesu, die vordem
Auch Glaubenshelden waren,
Hat man in Armut wandeln sehn,
In Trübsal und Gefahren.
Die, der'n die Welt nicht würdig war,
Sie sind im Elend gangen,
Den Fürsten über Gottes Schar
Hat man ans Kreuz gehangen!

Auf diesem Standpunkt lernt man es, auf alle eigene Führung zu verzichten und sich lediglich seinem Gotte zur Verfügung stellen. Auf diesem Standpunkt sieht und trachtet man nicht mehr danach, sich zu verbessern unter allen Umständen, auf erlaubtem, gesetzmäßigem oder auf unordentlichem Wege. Ist es denn nicht überaus betrübend und geradezu skandalös, wenn um eine erledigte $1000 = Stelle in .... sich 52 Bewerber einstellten, während eine armselig bezahlte Missionsstelle aus Mangel an Bewerbern lange Zeit unbesetzt bleiben mußte? Ist das nicht ein Zeichen, daß selten jemand es als den „Willen des Herrn" erkennt, eine arme Gemeinde anzunehmen, wo er sich einschränken muß. Aber mit großer Freude erkennt man es als „Gottes Willen", wenn man eine Gemeinde finden kann, wo man einige hundert Dollars mehr bekommen kann! — Ein Diener Christi muß sich in der That angeekelt fühlen von der Hetzjagd, die oft um bessere Stellen geführt wird und wird sich hüten, sich in diesen trüben Strom zu mischen, der nach solchen Stellen sich hinzieht. Das ist ein unwürdiges Schauspiel, wodurch der Stand der Pastoren und damit zugleich die christliche Kirche in ihrer Wertschätzung sehr verliert in den Augen der scharf beobachtenden Welt.

3. Wir können und dürfen nun freilich über keinen Bruder den Stab brechen, der durch seine Familienverhältnisse sich genötigt sieht, nach einer Stelle mit besserem Einkommen sich umzusehen. Nur daß er dabei sich vor allem als Diener Jesu Christi betrachte, daß er von ihm, dem Erzhirten, die Versetzung erwarte, erflehe und — in Geduld erharre; daß er es unter seiner Würde halte, krumme Wege zu gehen, unter seiner Würde halte, Race zu laufen mit solchen, die ohne Not und Zwang nur eben der besseren Stelle nachlaufen und stets auf der Lauer und dem Sprung sind, wo etwas Besseres sich aufthut. Alles menschliche Machen, Trachten und Zwingen ist in solchen Dingen vom Übel. Der echte Glaubensstandpunkt ist davon felsenfest überzeugt: Was dir Gott beschert, Bleibt dir unverwehrt, Aber alles Selbstvollbringen, Führet nur zu schnöden Dingen. Schließlich sind hier Stellen zu beherzigen wie 4 Mos. 9, 15—23; Joh. 21, 18; Ps. 32, 8. Wer danach sein Leben richtet, wird wissen, was er von obiger Rede zu halten hat.

4. Wir können jedoch diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne uns zu fragen: Ist's denn ganz und gar unmöglich, der unwürdigen Jagd nach den besseren Stellen ein Ende zu machen? Es ist unleugbar, daß diese Jagd sich auf Zustände in der **freien** Kirche Amerikas gründen, die auf gesetzlichem Wege nicht zu beseitigen sind. Die Gemeinden haben das freie Wahlrecht; und sie fragen bei der Besetzung weniger danach, ob der betreffende Mann Amtserfahrung und Weisheit hat, um auch eine schwierige Stelle zu versehen. So kommen junge Leute mit kleiner Familie oft in die besten Stellen und alte, mit großer Familie, werden neben hinaus gedrängt und müssen ihr Brot mit Sorgen essen. Das hat nun drei Übelstände im Gefolge, die der Kirche nicht zum Ruhm gereichen: 1) Die schon gerügte Race-Jagd nach den besseren Stellen. 2) Die stetig sich mehrenden Ansprüche an die Invaliden- und Witwen- und Waisenkassen, und das chronisch werdende Defizit dieser Kassen. 3) Die Unfähigkeit der Pastoren, für die Verpflegungskosten ihrer Söhne in den synodalen Anstalten aufzukommen.

In Kirchen mit episkopaler Verfassung läßt sich dem Übelstand einigermaßen entgegenarbeiten, sofern die Stellenbesetzung in den Händen der Behörden liegt. In den Staatskirchen Deutschlands ist in der Weise geholfen, daß der Staat Besoldungsklassen nach dem Dienstalter eingerichtet hat, und daß Pastoren, wenn sie Stellen inne haben, die mehr einbringen, als ihnen der Klasse nach zukommt, doch nicht mehr bekommen. Der Überschuß kommt anderen zu gut, deren Stelle weniger einbringt, als wozu sie der Klasse nach Anspruch haben. So findet eine gerechtere Ausgleichung statt. Auf gesetzlichem Zwangswege können wir eine solche Ausgleichung nun allerdings nicht zustande bringen; das darf auch gar nicht versucht werden, denn: Röm. 4, 15.

Aber was das Gesetz nicht vermag, sollte das dem freien Liebesgeiste Jesu Christi unmöglich sein? Sollte dieser Geist

heutzutage nicht mehr die Kraft haben, sage 600—800 Prediger des Evangeliums so zu erfüllen und zu begeistern, daß sie unter sich einen freien, heiligen Bund machen: Wir verpflichten uns, zur Tilgung der Schmach, die auf dem Stand der Prediger und der Kirche Christi liegt durch die unwürdige Geldsucht, nach besten Kräften uns zu verbünden und eine Ausgleichungsbehörde zu berufen, deren Pflicht es sein soll, von allen, die diesem Bund freiwillig beitreten, die nötige Information einzuziehen und solche zu dem Zweck zu bearbeiten, daß Alters- und Bedürfnisklassen eingerichtet werden können, wodurch der Überfluß der einen dem Mangel der anderen zu gut kommen kann nach dem Vorbild der echten Christen des ersten Jahrhunderts (Ap.-Gesch. 2, 44—47; 4, 34 u. 35; 2 Kor. 8, 7—15). Die ersten Christen nannten sich untereinander nicht bloß Brüder, sie fühlten sich auch als Bruderbund. Einer trug des andern Last; um der Armut zu steuern, legte sich oft die ganze Gemeinde ein Fasten auf. — Unser Christentum besteht zuviel nur in frommen Redensarten, es fehlt ihm der praktische Lebensernst, der die Selbstverleugnung und Bruderliebe nicht bloß andern predigt (1 Kor. 9, 27), sondern selbst übt. Ist's da zu verwundern, wenn das Wort so wenig Frucht schafft? — Wir können keine Vorschläge machen, halten aber dafür, daß es der Mühe wert wäre, darüber nachzudenken, auf welchem praktisch erreichbaren Wege ein Minimum und ein Maximum an Gehalt, den Bedürfnissen entsprechend, von der Kirche garantiert werden könnte, dann dürfte auch der Kassennot und der Inneren Mission geholfen sein.

No. 2.—Ist es zu billigen, daß ein Pastor mit früheren Gemeindegliedern in brieflichem Verkehr steht, ohne Wissen seines Nachfolgers?

Wenn ein Pastor zehn und mehr Jahre an einer Gemeinde steht, so entwickelt sich zwischen ihm und manchen Familien derselben ein so freundschaftliches Verhältnis, daß es unnatürlich wäre, wenn mit seinem Weggang aller und jeder Verkehr abgebrochen werden müßte. Er wird doch jedenfalls noch dürfen melden, wie er am neuen Platze angekommen und wie er aufgenommen worden. Auch wird er nochmals dürfen danken für die Hilfe, die ihm beim Umzug geleistet worden, und für alle zuvor empfangenen besonderen Liebesbeweise. Und wenn sich dann in den nächsten Jahren was Besonderes ereignet in seiner Familie, so wird er das doch auch noch dürfen melden, oder wenn ihm zu Ohren kommt, daß seine alten Freunde durch Krankheit oder sonstiges Unglück schwer heimgesucht worden, oder ihnen ein groß Glück zu teil geworden sei, so wird er ihnen ja doch wohl seine Freude oder seine Teilnahme mit ein paar Zeilen bezeugen dürfen, ohne den Nachfolger davon in Kenntnis setzen zu müssen. Will er ein Übriges thun, so mag er immerhin seine Teilnahme durch den Nachfolger den Betreffenden aussprechen lassen. Weiterer Verkehr sollte vermieden werden, nötigen aber Umstände und Verhältnisse zu mehr, so sollte es nicht ohne Vorwissen des Nachfolgers geschehen.

Also im abstrakten Sinne ist gegen eine solche Korrespondenz nichts zu sagen. Aber in concreto bedarf es unendlich viel Weisheit und ein vom heiligen Geist geheiligtes Gewissen dazu.

Item: Wenn du Briefe von deinen früheren Gemeindegliedern erhältst und sie loben dich ins Gesicht, so demütige dich und denke, ich muß doch noch ein eitler Mensch sein, daß ich den Leuten den Eindruck mache, als ob solches plumpes Lob mir eine Gefälligkeit wäre.

Item: Sei kein altes Weib, das nach Neuigkeiten aus der alten Gemeinde sucht, wie die Katze die Maus.

Item: Wenn du nur ein großer Mann sein kannst, wenn ein anderer erst klein gemacht wird, so bist du sehr klein.

Item: Werde nie zum Ratgeber in Gemeindeangelegenheiten in früheren Gemeinden, sonst verpfuschst du dort mehr als du gut machst.

Item: Wer bist du, der du einen fremden Knecht richtest? er steht und fällt seinem Herrn. Kehr zuerst vor deiner Thür, dann hast du keine Zeit zum Kehren vor der Thür anderer.

Wir sind aber alle nicht nur Vorgänger, sondern auch Nachfolger. Und da giebt es auch einige Items.

Item: Verachte nicht, was deine Vorgänger gethan haben und beklage dich nicht über das, was sie nicht gethan haben. Wer eine fertige Farm vor sich hat, weiß nicht, wie sie aussah, als sie noch Busch war.

Item: Ehe du neuern willst, sage dir das Wort des Propheten vor: „Verderbe es nicht, denn es ist ein Segen darin."

Item: Werde nicht ärgerlich, wenn jemand deinen Vorgänger lobt, sondern laß dich dadurch zur Treue antreiben. Dann wirst du Ruhm an dir selber haben und nicht an einem andern.

Item: Wenn du im Glauben stehst und im Dienst deines Herrn, so wirst du erfahren: „Wer ist's, der euch schaden könnte, wenn ihr dem Guten nachkommt." Schließlich schadet dann auch die Korrespondenz eines Vorgängers nicht.

Item: Thue deine volle Pflicht in deiner jetzigen Gemeinde, dann hast du keine Zeit, deinem Nachfolger zu schaden und brauchst keine Korrespondenz deines Vorgängers zu fürchten.

No. 3. — Woraus zieht der Pastor den meisten Nutzen, wenn er die mit Mühe erworbene Kenntnis der alten Sprachen weiterfördert, oder wenn er dasselbe Maß von Zeit verwendet zum Gebrauch der modernen (theologischen?) Hilfsmittel und anderer Litteratur, um nach allen Seiten auf dem Laufenden zu bleiben?

Das letzte ist ein sehr dehnbarer Begriff, in seiner vollen Bedeutung wohl eine Unmöglichkeit. Non multa, sed multum: In der Beschränkung zeigt sich der Meister. Auch die beschränkte Zeit, wenn sie überhaupt da ist, läßt sich derart teilen, daß man das eine thun kann ohne das andere zu lassen. Für das griechische Neue Testament giebt es ja das vorzügliche Wörterbuch von Cremer, welches das Studium

bedeutend erleichtert und in den Text vertieft. Auch andere erleichternde lexikalische und Übersetzungs-Hilfsmittel giebt es doch fürs Alte und Neue Testament. Wer so viel von den alten Sprachen erworben, wie in unseren Synodalanstalten zu erwerben Gelegenheit ist, der sollte um jeden Preis das Gewonnene zu erhalten suchen, und das um so mehr, als wir in der Zeit rabiatester Textkritik stehen. Behalte was du hast, und fahre in der gewohnten, wenn auch mühevollen Weise, mit den Sprachexercitien fort, der Erfolg wird alle Mühe lohnen. Der andere Weg ist der leichtere, aber auch der weniger erfolgreiche. Leider ist der amerikanische Pastor in Stadt und Land so sehr mit Arbeit aller Art überhäuft, daß er frühe aufstehen muß, wenn er weiter kommen will.

Ein anderer schreibt: Das eine thun und das andere nicht lassen. Man kann in der Theologie nicht „nach allen Seiten auf dem Laufenden bleiben", wenn man die Kenntnis der alten Sprachen nicht weiterfördert. Die ganze theologische Terminologie (s. selbst diese Ausdrücke) ist den alten Sprachen entlehnt, und die moderne, wissenschaftliche Litteratur thut uns den Gefallen nicht, uns auch eine moderne Terminologie zu schaffen, um uns die Mühe des Lernens der alten Sprachen zu ersparen. Wer sich hie und da für die alten Sprachen (wobei er ja nicht immer notwendig Grammatik treiben muß, er kann einen Klassiker oder dogmatisches Werk, irgend einen Hutterus redivivus nehmen) eine Stunde nimmt, wird bald finden, daß ihm dieses das Studium moderner Hilfsmittel und Litteratur so viel leichter macht, daß er die Stunde nicht verloren, sondern für das Studium gewonnen hat.

No. 4. — Warum läßt unsere evangelische Kirche resp. Synode einen Nichtkonfirmierten nicht zum Mahle des Herrn zu?

Diese Frage ist wohl nicht richtig gestellt. Die Synode hat eigentlich noch niemals einen Beschluß darüber gefaßt. Die Frage ist darum eine offene. Ich hatte in meiner ersten Gemeinde eine Reihe Glieder von einer deutsch-presbyterianischen Gemeinde und wandte mich damals an die dazumal größte theologische Autorität der Synode, an Prof. Irion, sen. Er antwortete mir, wenn Leute Glieder einer anderen anerkannten Denomination gewesen seien, so soll ich sie zum Abendmahl zulassen. Das Abendmahl ist das Zeichen der engeren Kirchengemeinschaft (damit will ja nicht ein erschöpfender Begriff des Abendmahls gegeben sein) und die Konfirmation ist die bei uns gebräuchliche Aufnahme in diese Kirchengemeinschaft. Wie wir nun die Taufe anderer Denominationen anerkennen, so können wir auch ihre Aufnahme in die Kirche durch Unterredung mit den Ältesten im Experience Room bei den Presbyterianern, durch Probegliedschaft 2c. bei den Methodisten anerkennen. Die Presbyterianer erkennen auch unsere Konfirmation an, indem sie Glieder von uns by letters aufnehmen. Wer aber vorher noch nirgend Glied gewesen ist, der

muß sich überall dem Aufnahme-Modus der betreffenden Kirche fügen, und bei uns der Konfirmation, wenn wir nicht zu einem Haufen herabsinken wollen, bei dem alles Platz hat, was anderswo sich in keine Ordnung fügen will. Sobald aber das Ansehen der Konfirmation leiden sollte, und gar in der Gemeinde aufgewachsene Leute sich nicht konfirmieren lassen wollten, weil sie ja doch zum Abendmahl gehen können, dann ist es eo ipso geboten zu verlangen, daß sie sich konfirmieren lassen. Auf die Konfirmation selbst einzugehen und sie zu verteidigen, ist hier nicht der Platz. Hoffentlich giebt es keinen evangelischen Pastor, der ihre Wichtigkeit verkennt.

Eine andere Antwort auf No. 4. — Unsere Synode hält mit Recht fest an der Kindertaufe. Dieser muß aber selbstverständlich die Unterweisung im Worte Gottes folgen, damit das Kind mit Bewußtsein und eigener Überzeugung glauben und christlich leben lernt. In der Natur der Sache liegt das nachherige öffentliche Bekennen dieses Glaubens und die öffentliche Übernahme der Pflichten desselben, wie solches bei der Konfirmation geschieht. Nur solch öffentlichem Bekenntnis und öffentlicher Verpflichtung kann dann die öffentliche Darreichung des heiligen Mahles folgen. Würde die Synode anfangen, auch Nichtkonfirmierten das heilige Mahl zu reichen, so würde sie die beste Einrichtung der ev. Kirche schädigen und damit die Kirche selbst untergraben.

No. 5. — Was ist von der Leichenverbrennung zu halten, wie hat sich die evangelische Kirche dazu zu stellen?

Die Kirche ist am besten still dazu. Wenn sich hier und da ein Crank verbrennen lassen will, so macht man es am besten wie Jakobi sagt, man muß nicht gleich die Bundeslade halten wollen, wenn ein paar Kühe nebenaus treten. Die Geschichte hat sich bereits überlebt ohne Bannflüche der Kirche. So lange Präsidenten, Gouverneure, Senatoren und Kongreßmitglieder und andere große Männer sich gerne mit allem Pomp bestatten lassen, und die Narrheit, den Erben das halbe Vermögen wegzunehmen, um einen gewaltigen Stein sich aufs Grab setzen zu lassen, noch so viel Anklang findet, so kommt die andere Narrheit nicht in die Höhe. Unser Auferstehungsglaube wird durch das Verbrennen nicht berührt. Es sind nicht nur Tausende von Märtyrern verbrannt worden, sondern die Verwesung in der Erde ist ja auch ein Verbrennungsprozeß. Der Gott, der die Welt aus dem Nichts hervorgehen hieß, der wird auch das bißchen Stoff, das als Kern zum Auferstehungsleib gehört, schon zu finden wissen.

Sollen wir bei einer Leichenverbrennung eine Leichenrede halten? In einer nahezu vierzigjährigen Amtszeit hat mich noch niemand darum gefragt und ich habe auch in dieser Zeit von keinem anderen Amtsbruder gehört, der darum gefragt wurde. Die Frage ist nicht, bei welcher Gelegenheit wir reden, sondern was wir reden. Es ist mancher Pfarrer bei gewöhnlichen Beerdigungen nicht weniger bloße Figur, als bei den Feuerbestattungen. Die meisten, die sich durch Feuer bestatten

lassen wollen, sind antikirchlich und wollen keinen Pfarrer. Würde einer zu mir kommen, so würde ich es gerade machen, wie ich es bei einer andern Gelegenheit machte, ich sagte: Wohlan, ich will kommen, aber ich lasse mir nicht vorschreiben, was ich reden soll, und nachher hatte ich Ruhe. Wer aber bei anderer Gelegenheit aus der Leichenrede eine Lügenrede macht, da macht's keinen Unterschied, ob er bei einem Begräbnis oder beim Feuer lügt.

Eine andere Antwort zu No. 5. — Wenn die Leichenverbrennung zum Schutze der Lebenden notwendig ist, so ist gegen dieselbe nichts einzuwenden. So lange aber diese Notwendigkeit nicht erwiesen ist, werden gläubige Christen das durch Christum geheiligte Grab dem Verbrennungsofen vorziehen. Der Gottesacker ist uns nach 1 Kor. 15 ein Saatfeld der Auferstehung und das Totenkämmerlein eine Ruhestätte der Entschlafenen. Das Verbrennen erinnert unser sinnend Gemüt mehr an Vernichtung als an eine Aussaat und an ein Betten zur Ruhe. Unser christliches Gefühl sträubt sich gegen die nur Vernichtung verkündende Bestattungsweise der Leichenverbrennung. Im Interesse der Kriminaljustiz mag der Staat wohl noch gegen dieselbe protestieren, denn ist der Leichnam einmal verbrannt, so läßt sich an ihm eine Leichenschau nicht mehr vornehmen.— Die Kirche hat bis jetzt wenig Veranlassung, sich an der Feuerbestattung zu beteiligen, denn diejenigen, welche diese Bestattungsweise dem Begräbnis vorziehen, begehren selten eine christliche Einsegnung. Wird aber der Geistliche doch begehrt, so mag derselbe getrost im Hause einen Leichengottesdienst abhalten, zumal, wenn der Verstorbene nicht aus Unglauben, sondern aus anderen Gründen bestimmt hat, daß man seinen Leichnam verbrenne. Am Verbrennungsofen hat aber der Geistliche keinerlei Ritus zu vollziehen, solange die Notwendigkeit dieser Bestattungsweise nicht erwiesen ist.

No. 6. — Welche Merkmale bei Kranken lassen auf deren baldigen Tod schließen?

Ja, so freundlich ist der Herr Tod nicht, daß er jedesmal so ganz bestimmte Merkmale vorausschickt. Da reibt sich eine Arterie durch und das Blut strömt nicht mehr in die gewohnten Kanäle, dort unterbindet sich ein Nerv und das Herz kann nicht mehr schlagen, oder die Lungen halten mit ihrem Blasewerk inne, und vorbei ist's. Doch giebt es für einzelne Fälle bestimmte Merkmale, die den Tod sicher bedeuten, aber die eben nicht immer eintreffen. Wenn z. B. alte Leute, die immer gesund waren, auf einmal die sogenannten Kirchhofsblumen, violette Flecke, im Gesicht bekommen, so ist das, auch wenn sie noch herumgehen, ein Zeichen, daß das Herz so schwach geworden ist, daß es nicht mehr imstande ist, das ausgesandte Blut wieder zurückzuziehen, und der Tod erfolgt meist in einigen Tagen. Aussetzen des Pulses ist ein Vorzeichen des Todes, aber kein untrügliches. Ich habe einen alten Mann Jahre

lang behandelt, dem bei jedem Unwohlsein, der Puls nach drei Schlägen einen Schlag aussetzte, und doch nach der Besserung auch der Puls wieder regelmäßiger wurde, daß er nur nach 18 Schlägen aussetzte. Sicherer ist schon die Doppelschlägigkeit des Pulses, daß nach jedem Schlage noch ein leiser Schlag nachzittert. Das Aussetzen des Atems und oberflächliches Atmen, das Rippen und Unterleib nicht mehr hebt, ist ein anderes Zeichen. Das sicherste Zeichen ist das hypokratische Gesicht, das sich aber leider nicht beschreiben läßt in allen seinen Zügen, das oft einige Tage vorher schon eintritt. Es besteht in einem vollen Nachlaß der Muskulatur des Gesichtes. Wer Gelegenheit hatte einen Sterbenden zu sehen und beobachtet genau, vergißt dieses Gesicht nicht so leicht wieder. Aber das ist Sache der Erfahrung, die einzelnen Linien sind kaum zu beschreiben. Im übrigen bleibt es bei dem Worte des Herrn: Wachet, denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde der Herr kommen wird.

Ein Arzt giebt nach längerer Auseinandersetzung in einem Buche noch eine kurze Antwort, die wir hier abdrucken: Fortwährendes Liegen in einer bestimmten Lage, nicht liegen können, sind schlimme Zeichen. Sich herumwerfen nach Ruhen im letzten Stadium akuter Krankheit ist meist ein Zeichen des Todes, besonders wenn begleitet vom Versuch die Bettdecken abzuwerfen und erfolgloser Bemühung sich zu erheben. Im vorgeschrittenen Stadium a l l e r Krankheiten kündet eine plötzliche und weitgehende Änderung der Physiognomie die nahende Auflösung in weniger denn drei Tagen an. Flockenlesen, Erstarrung der Beine, epileptische Zuckungen sind Todeszeichen im vorgeschrittenen Stadium von Fiebern. Plötzliches Weichen von Schmerz bei Entzündungen mit großer Veränderung der Gesichtszüge kündet nahen Tod. Plötzliches Eintreten von Heißhunger ist der Vorbote eines raschen Todes, besonders in Lungenfieber. Wenn die Zahl der Atemzüge so hoch als 50 ist, folgt gewöhnlich der Tod bald. Rasseln im Hals und schnarchendes Atmen (bei Gehirnkrankheiten), unregelmäßiger, zeitweise aufhörender Pulsschlag, plötzlicher Schauer und Ruhe des Körpers, Blutflüsse in den Lungen und Eingeweiden (gewöhnlich), in den Harnwerkzeugen (beinahe immer), bedeutende Schwäche zu Anfang der Krankheit sind Symptome nahenden Todes.

Die N a m e n der A n t w o r t g e b e r wollen wir absichtlich ganz verschweigen, damit jeder persönlichen Verstimmung und Mißdeutung so viel wie möglich vorgebeugt wird, und die Fragen möglichst objektiv behandelt werden.

Ein w a h r e r L i e b h a b e r J e s u (und der Wahrheit) und ein recht inniger Mensch ist frei (wird befreit!) von allen unordentlichen Neigungen, und kann sich daher ungehindert zu Gott wenden, ja, er kann sich über sich selbst erheben im Geiste und eine heilbringende Ruhe genießen.

Pädagogisches.

Schulfeste im Altertum und Mittelalter.

(Aus dem Encyklopädischen Handbuch der Pädagogik von Reim.)

Solange es Schüler giebt, wird das Bedürfnis nach Ruhepunkten in der angestrengten Lernarbeit sich einstellen, mögen die Lernenden nun in öffentlichen Schulen oder privat unterrichtet werden. Auch der Geist verlangt eben eine Zeit der Erholung, und neben dem Verstand will auch das Gemüt Nahrung empfangen. Daher ist es nicht zu verwundern, daß schon aus dem grauen Altertum Andeutungen und Berichte über das Vorhandensein von Veranstaltungen auf uns gekommen sind, welche den modernen Schulfesten gleich oder wenigstens sehr ähnlich sind.

1. Das Altertum. a) Voran ist der Griechen zu gedenken und unter diesen wieder der Athener, welche die Kultur ihres Volkes auf eine solche Höhe gebracht haben, daß die Nachwelt bis auf diesen Tag noch staunend vor Meisterwerken griechischer Litteratur und Plastik steht und sich nicht besinnt, an ihnen zu lernen. Ein Volk, welches das menschliche Können zu solcher Vollkommenheit zu entwickeln verstanden hat, konnte auch in erzieherischer Richtung nicht an den natürlichen Forderungen vorüberkommen. Übrigens hielten sich die Griechen von einseitiger Betonung der Verstandesbildung fern, indem sie auch der Entwickelung des Körpers große Aufmerksamkeit zuwendeten. Unter diesen Umständen drängte sich eine Art Schülerfeste von selbst auf. In Athen und bei den jonischen Griechen überhaupt gab es zahlreiche festliche Anlässe, welche die wünschenswerte Abwechselung in den Ernst der Lernarbeit brachten. Für das Knabenalter bestanden die Museien und Hermäen als Schulfeste, während die Volksfeste der Apaturien und der Anthesterien wenigstens sehr häufig auch der lernenden Jugend zugute kamen. Bei den Museien zeigten die Knaben, nachdem sie den Schutzgottheiten der jugendlichen Geistesbildung, den Musen oder dem Apollo oder der Pallas Athene oder allen zugleich, ein Opfer dargebracht hatten, wie weit sie in der musischen Ausbildung bereits gekommen waren. Sie sangen Lieder und Hymnen und recitierten wohl auch kürzere Gedichte, sowie Stellen aus Homer und anderen Schriftstellern ihres Volkes.

Die Hermäen wurden in den Hermäen und Palästren begangen und hatten ihren Namen von dem Gotte Hermes, welcher neben anderen Obliegenheiten auch die Obsorge für Gymnastik hatte. Er war der Gott der Gymnastik, und deshalb galt er auch als Patron der Palästren und Gymnasien, die wohl mit seinem Bilde geziert waren. An den Hermäen wurde zunächst dem Gott Hermes ein Opfer dargebracht, woran sich eine Produktion der geschmückten Knaben in allerlei Spielen wie Würfelspiel und körperlichen Fertigkeiten schloß, welche sie in den Ringschulen und Gymnasien gelernt hatten. Natürlich waren dabei

auch Erwachsene als Zuschauer versammelt, was Plato (Lysias 206) ausdrücklich mitteilt.

Aber auch die Apaturien gestalteten sich zeitweise zu einer Art von Jugendfesten und waren darum für die Erziehung der griechischen Knaben nicht ohne Belang. In der Zeit von Oktober auf November wurde dieses drei Tage währende Fest aus dem Anlasse begangen, daß die Bürger ihre im abgelaufenen Jahre geborenen Kinder in die Phratrien einschreiben und aufnehmen ließen. Am dritten Tage, als am Termin der Einschreibung, zogen die Väter auch ihre bereits die Schule besuchenden Söhne zur Festlichkeit bei. Diese mußten Proben ihrer Fortschritte geben, wobei namentlich Stücke aus den in der Schule gelesenen Schriftstellern vorgetragen und denen, die sich auszeichneten, Preise erteilt wurden. Zweifelsohne nahmen die Schüler auch an dem Opferschmause teil.

Die Anthesterien waren das dritte der in Attika zu Ehren des Dionysus begangenen Feste und wurden alljährlich innerhalb drei Tagen in der Zeit von Februar auf März gefeiert. An einem dieser Tage begingen die Lehrer und Schüler festlich den Eintritt in die Ferien, und die Schüler zahlten das schuldige Honorar.

Doch nicht bloß für das Knabenalter gab es Schulfeste, sondern auch die Epheben, welche im Alter von 18—20 Jahren standen und ihre musisch-gymnastische Ausbildung in stetem Hinblick auf die Bedürfnisse des Mannesalters zum Abschluß brachten, waren an einer großen Zahl von Festlichkeiten beteiligt, wenn auch viele derselben mehr Volks- als Schülerfeste zu nennen sind. Die Epheben nahmen jedenfalls auch noch an den Freuden der Hermäen teil; außerdem aber fiel ihnen ein bestimmter Anteil an der Veranstaltung der meisten öffentlichen Feste zu. So unternahmen sie am Fest der Artemis Agrotera den Festzug nach Agrai. Bei den Eleusinien machten sie die große Prozession mit, bändigten zu Eleusis die Opferstiere und führten sie vor und beteiligten sich auch an den Wettspielen. Ähnlich war es bei den Proerosien, Epitaphien, Oschophorien, den großen Dionysien, den Peiräen, Galaxien und Diogenen. Gelegentlich der Ajasfeier auf Salamis und der Artemisfeier in Munychia unternahmen sie Wasserfahrten, am Panathenäenfest bildeten sie einen Teil des Festzuges, nahmen teil an den Wettkämpfen, der Regatta und dem Festschmause. Von besonderer Bedeutung war das Ephebenfest in Marathon; zielte doch die Ephebenerziehung auf die Heranbildung vortrefflicher Staatsbürger ab, und wo sollte man leuchtendere Vorbilder der Vaterlandsliebe finden als gerade in den Helden von Marathon?

Als ein Beweis dafür, daß die Jugend bei den Griechen auch zur Feier aktueller politischer Ereignisse herbeigezogen wurde, kann die Überlieferung gelten, daß der berühmte Tragiker Sophokles im Alter von siebzehn Jahren unter denjenigen athenischen Jünglingen gewesen sei, welche den Siegesreigen und Festgesang nach dem Seesieg bei Salamis aufführten.

b) Der Römer bedeutendstes Schulfest waren die Quinquatrien, welche alljährlich vom 19. bis 24. März zu Ehren der Göttin Minerva begangen wurden. Minerva, die griechische Pallas Athene, war die Beschützerin aller Gewerbe und Künste und infolgedessen der Walker, Schuster, Ärzte, Bildhauer, Dichter, Musiker und Lehrer; dann war sie Vorsteherin und Lehrerin aller weiblichen Arbeiten. An dem Hauptfeste der Minerva, Quinquatrus oder Quinquatrien, nahmen daher besonders Künstler und Handwerker, sowie auch die Schuljugend teil, die an diesen Tagen Ferien hatte und ihren Lehrern das Schulgeld (minerval) zahlte. Mit Bezug auf dieses Fest ruft Ovid im Festkalender der Schuljugend zu: „Betet nun zu Pallas, ihr Knaben und zarten Mädchen; wer sich die Pallas geneigt macht, wird gelehrt sein.“ In welcher Weise aber das Fest, abgesehen von der Teilnahme am Opfer, seitens der Jugend begangen worden, ist leider nicht bekannt.

Auch an dem Volksfeste der Saturnalien, welches im Dezember nach Beendigung der Ernte zu Ehren des Gottes Saturnus (Kronos) mehrere Tage lang nicht selten in ausgelassener Lust gefeiert wurde, nahmen die Schulkinder teil. Eine besondere Freude mag endlich der männlichen römischen Jugend die Übung im Rudern bereitet haben.

Diese Verhältnisse änderten sich natürlich vollständig, als die antike heidnische Welt dem Ansturm der Germanen und des Christentums erlag.

2. Das Mittelalter. Mit dem Niedergange des heidnischen römischen Weltreichs trat das germanische Volk der Franken als vornehmstes staatsgestaltendes Element hervor, und im Frankenreiche fand schon zu Chlodwigs Zeit das römische Christentum Eingang, welches sich unter Karl dem Großen auch die hartnäckigen Sachsen unterwarf. Mehr und mehr wurden fast alle Lebensverhältnisse mit christlichem Geiste versetzt, während von den germanischen Völkern, auch nachdem längst das Taufwasser ihre Nacken benetzt hatte, manche Sitten und Gebräuche mit unverwüstlicher Zähigkeit festgehalten wurden. Daß auch das Schulwesen gleich aller Kultur unter dem Einflusse des Christentums bezw. der Kirche und ihrer Organe stand, ist daher ebensowenig zu verwundern, als das Hereinragen alter Anschauungen auch in dieses Gebiet. So erklärt sich wohl am besten die Entstehung des merkwürdigsten und vielleicht ältesten Schulfestes des christlichen Mittelalters, des Gregoriusfestes.

a) Das Gregoriusfest. Der Name deutet unzweifelhaft auf einen Papst, zu dessen Ehren dieses Fest ins Leben gerufen worden ist. Unwillkürlich denkt man dabei an Gregor I., den Großen (590—604), welcher eine Sängerschule in Rom gegründet und mit großer Energie geleitet hat und deshalb als der Patron des Schulwesens galt. Ob aber das Fest durch Gregor III. (731—741) oder Gregor IV. (827—844) eingeführt worden ist, läßt sich kaum feststellen. Als Festtag galt im früheren Mittelalter der 12. März, der Todestag Gregors des Großen. Die Beweggründe zur Einführung des Gregoriusfestes sind nicht

bekannt, aber es lassen sich mancherlei Vermutungen aufstellen, welche mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen können. Man hat das Fest mit dem römischen Schulfest der Quinquatrien, aber auch mit dem Frühlingsfest der alten Deutschen in Zusammenhang gebracht, dann aber diese Annahmen wieder verworfen. Immerhin ist bekannt, daß die Kirche da, wo sie die heidnischen Sitten und Gebräuche nicht ausrotten konnte, diese zu christianisieren suchte. Was wäre also Auffallendes daran, wenn im vorliegenden Falle das altgermanische Frühlingsfest oder das römische Minervenfest oder beide zusammen ins christliche Gregoriusfest übergeführt worden wären? Doch genug der Vermutungen! Das Gregoriusfest war schon sehr früh vorhanden und bildete den feierlichen Beginn des Schuljahres. An diesem Tage wurden nach dem Festgottesdienst von den älteren Schülern und den Lehrern in festlichem Zuge die „neuen Schülerlein" in den Häusern abgeholt und zur Schule gebracht, wo ihnen dann Brezel und anderes Backwerk gegeben wurde. So erzählt Johannes Butzbach, Zeitgenosse des Abts Trithemius und Prior zu Laach, in seinem Wanderbüchlein: „Als ich ins sechste Jahr kam (1484), ließ die Muhme mich die Schule zu Miltenberg am Main besuchen, damit ich lesen und schreiben lernte. Zuerst machte sie mir Freude an der Schule, indem sie mich mit Brezeln beschenkte; es war nämlich gerade Fastenzeit, und zwar das Fest des heiligen Herrn Gregorius, und an diesem Tage wurden nach alter Sitte die Kinder zum erstenmale der Schule übergeben. So that sie mir anfangs schön, nach dem Worte des Horatius (Sat. I, 1, 25): „Den Knaben geben freundliche Lehrer erst Brezel, damit sie willig lernen die Anfangsgründe des Wissens." Dieses Schulfest hat sich auch nach der Reformation noch Jahrhunderte lang erhalten.

b) Noch mehr machte im Mittelalter das Fest des Knabenbischofs von sich reden, welches aber in späterer Zeit mit dem Gregoriusfest in eine fast unlösbare Verbindung trat. Der Haupttag dieses Festes war der Unschuldigenkindleintag in der Weihnachtszeit. Es herrschte an Domstiftern, Mönchsklöstern und sogar in Frauenklöstern der Brauch, am Feste der unschuldigen Kinder, dem eigentlichen Ehrentage der Jugend, gewissermaßen die Rollen zwischen Lehrern und Schülern zu wechseln und die Schüler die Herren spielen zu lassen. Genaueres ist von dem Schulfeste bekannt, welches 911 im Kloster St. Gallen gefeiert wurde, als König Konrad I. anwesend war. Schon am Sonntage vor St. Katharina (25. Nov.) erwählten die Schüler der Klosterschule aus ihrer Mitte denjenigen, welchen sie für den fleißigsten und sittsamsten hielten, zum Schulabt. Dieser erkor sich dann zwei Mitschüler zu Hofkaplänen, bestieg mit ihnen einen erhöhten Sitz und ließ sich von den übrigen Schülern huldigen. Am 13. des Christmonats wurde er unter religiösem Gesang in die Kirche geleitet, wo man die Huldigung wiederholte. Das eigentliche Ehrenfest begann mit der zweiten Vesper des Johannestages, wo mit Ausnahme der den Priestern ausschließlich zustehenden Funktionen der ganze Gottesdienst unter Leitung der Kna-

den stand. Die Stelle des Abtes nahm an diesem Tage der Schülerabt ein. Als er in die Kirche eintrat, führte man ihn an einen geschmückten Betstuhl, beim Chorgesange hatte er zu singen, was sonst dem Abt zukam. Dann machte er die Prozession mit. Am Unschuldigenkindertag selbst stand der ganze Chorgesang unter Leitung der Knaben, der Schülerabt hielt eine gereimte Predigt und erteilte sogar den Segen.

Am Vorabend sangen die Schüler:

„Sieh, o Vater und Gott, es singt dir der Chor dieser Kleinen,
Der da mit Lob zum voraus feiert den kommenden Tag,
Wo eine Kinderschar einem seligen Tode sich weiht,
Und, mit der Palme gekrönt, zog in das himmlische Reich."

Am Festtage selbst wurde u. a. bei der Prozession gesungen:

„O flehet für uns Knaben hier,
Die euch ein frommes Loblied weihen,
Damit dereinst auf ewig wir
Mit euch lobsingend uns erfreuen!"

Nach der zweiten Vesper des Hauptfesttages wurden dem Abt die Abzeichen seiner Würde abgenommen, um fürs nächste Jahr zurückgelegt zu werden.

Kaiser Konrad wunderte sich, daß alles so würdig und ordnungsgemäß verlief. An dem Festtage herrschten aber die Schüler nicht bloß in der Kirche, sondern auch im Refektorium, wo sie die Vorlesung bei Tische besorgten, und in der Schule, wo sie das Recht in Anspruch nahmen, jeden Eintretenden so lange festzuhalten, bis er versprach, sich mit irgend einer Spende loszukaufen. Als einmal Bischof Salomo von Konstanz am Tage des Schulabtes an der St. Gallener Schule vorüberging und nachsah, wie sich die Knaben verhielten, umringten sie ihn und führten ihn auf den Katheder. Da rief er: „Weil ich auf dem Hochsitze des Lehrers sitze, will ich auch von seinem Rechte Gebrauch machen. Die Kutten herunter!" Die Knaben gehorchten, baten aber, sich von den Schlägen loskaufen zu dürfen, wie dies auch der Lehrer manchmal gestatte. Als er aber zögerte, sprachen ihn die Kleinen lateinisch an und drohten ihm mit Berufung an den König, wenn er ihnen ihr altes Recht verkümmere. Einer rief: „Was haben wir dir gethan, daß du so übel an uns handelst? Wir appellieren an den König, da wir nach unserm Rechte gehandelt."

Bischof Salomo war erfreut über die Leistungen der Knaben im Latein, küßte sie, ließ sie ihre Kutten wieder anziehen und versprach ihnen, sich loszukaufen, was er auch redlich erfüllte.

Dieses Knabenschulfest wurde auch in Mainz und nicht minder in Frankreich, so in Tours und Nantes, endlich auch in England gefeiert. Wie lustig es bei solchen Festen zuging, zeigt folgendes Lied:

"Frowe (freue dich), turba scolastica,
las clingen die susse musica
ad praesulis honorem,
mit springen und singen in jubilo,
pellens cordis merorem.

Hab orlub (Urlaub), ars grammatica,
Donatus et rhetorica,
nymant sal mehr studieren,
nam sensus ledunt frigora,
man mus biwilen firen (bisweilen feiern)."

Aber nicht überall verlief das Knabenbischofs- oder Schülerabtfest in so sittsamer Weise. Ausschreitungen grober Art, die in der Kirche wie bei den Umzügen auf den Straßen, besonders infolge Beteiligung von Erwachsenen, vorkamen, führten bald zur Einschränkung und schließlich zur Abschaffung dieses Festes. Nach Gemeiners Regensburger Chronik (I, 357) brachen die als Kinderepiskopat organisierten Klosterschüler in der Fastnacht 1249 bewaffnet von Regensburg gegen die benachbarte Abtei Prüfening auf, wo ihnen schon früher durch Abt Wernher der Eintritt verwehrt worden. Als sie abermals Widerstand fanden, erbrachen sie die Thore, mißhandelten das Gesinde und trieben das Vieh aus den Klosterställen fort. Der Abt wandte sich an den päpstlichen Stuhl um Abhilfe.

Infolge solcher Vorkommnisse bestimmte ein Provinzialkonzil zu Salzburg im Jahre 1374, daß das Kinderbischofsspiel aufgehoben sein sollte, nur Kindern unter sechzehn Jahren sollte es noch gestattet sein. Das Konzil zu Basel verbot es endlich im Jahre 1432 gänzlich. In Eichstätt wurde das Bischofsspiel durch Bischof Reimboto unter Strafe des Bannes verboten. In Braunschweig, wo das Fest bereits 1227 herkömmlich war, behielt sich der Stadtrat einen Einfluß auf die Wahl des Knabenbischofs vor und später beschloß das Kapitel von St. Blasien die Aufhebung des Festes, welche auch durch Papst Gregor XII. am 13. Dezember 1407 bestätigt wurde. Der Dekan und das Kapitel des Stiftes von St. Blasien hatten nämlich dem Papst die eingerissenen Mißbräuche nachdrücklich und eingehend geschildert: Die Stiftsschüler wählten alljährlich am Vorabend des Nikolausfestes einen aus ihrer Mitte und nannten ihn Bischof; vor dessen Wahl aber verkleideten sie einen nach Art eines Bruders Liederlich, und dieser pflegte am Feste des genannten Heiligen in der Kirche bei Absingung der Vesper in Gegenwart einer großen Menge von Geistlichen und Laien allerhand Unfug und Possen zu verüben. Der zum Bischof gewählte Schüler selbst aber zog an festlichen Tagen, angethan mit dem Bischofsornat, in Begleitung vieler anderer Schüler in Prozession einher, spendete nach Art eines Bischofs dem Volke den Segen und that vieles Ähnliche, was zwar nicht unanständig, aber eine Beeinträchtigung des Gottesdienstes war. Zudem erhielten der Pseudobischof und seine Genossen nach dem Herkommen von jedem neuen Kanoniker eine bestimmte Summe Geldes, welche sie am Johannes- und Unschuldigenkindertag während der Weihnachtszeit verschmausten. In Mainz und Bingen wurde indes das Fest noch nach 1483 gefeiert.

c) Virgatum. Neben dem Gregorius- und Knabenbischofsfest spielt im Mittelalter und darüber hinaus das Virgatumfest unter

den Schulfeierlichkeiten eine Rolle. Der Ursprung dieses Festes ist in tiefes Dunkel gehüllt; weder weiß man die Zeit, noch die Art der Entstehung. Der Priester Andreas von Regensburg weiß vom Jahre 1426 zu berichten, daß am dritten Tage der Fronleichnamsoktave die Schüler der alten Kapelle Virgatum gegangen und zwei derselben beim Baden im Regenflusse in einen Strudel gekommen und ertrunken seien. Aus dem Mittelalter nun sind keine weiteren Aufschlüsse zu finden: allein im Jahre 1565 veröffentlichte ein Tübinger Professor Engelhardt in einem Buche "Poeseos aliquot piae exercitationes" u. a. folgendes Gedicht, welches die Schüler zu Eppingen in der Pfalz, wo er ehedem Schulmeister gewesen, „etwan gesungen, wann sie mit Ruten in die Stadt einzogen, im Ton, der das Elend bawen will:"

Ihr Väter und ihr Mütterlein,
Nun sehend, wie wir gehn herein,
Mit Birkenholz beladen,
Welches uns wohl dienen kann
Zu Nutz und nit zu Schaden.

Euer Will und Gottes Gebot
Uns dazu getrieben hot,
Daß wir jetzt unsre Rute
Über unserm eigenen Leib
Tragen mit leichtem Mute.

Der heilig Vater Abraham
Von Gott ein solch Gebot vernahm:
„Nimm hin dein liebes Kinde
Und opfer's auf an jenem Ort,
Thu ihm das Holz aufbinden!"

Da zog der Isaak fein daher,
Als wenn er gleich ein Schüler wär;
Vor Gott wollt er sich bücken
Und trug zugleich, als wie wir jetzt,
Das Holz auf seinem Rücken.

Wiewohl's dem Vater war sehr hart,
Daß er sollt auf derselben Fahrt,
Sein lieben Sohn hinrichten,
Zum Opfer auch verbrennen gar,
Weigert er sich mit nichten.

Denn Gott's Befehl, der lag ihm an,
Welcher dann auch itzt jedermann
Soll treiben und hart dringen,
Daß sie lassen das Kind
Unter der Rute singen.

In Mose und dem Salomon
Auch in dem Paulo find't man stohn,
Wie man die Kind soll ziehen.
Dem kumm ein jeder treulich nach,
Der Gottes Zorne will entfliehen.

Zugleich wie Gott gefallen hätt,
Daß Abraham sein Willen thät,
Werd er Gehorsam finden:
So wird er noch Gefallen han
An Vätern und an Kinden.

Das helf uns der Herr Jesu Christ,
Der aller Kinder Vater ist!
Zu ihm heißt er sie bringen;
Dem sollen wir auch allezeit
Zu Lob und Preise singen!

Auf Grund dieses Gedichtes hat Fechter in seiner Geschichte des Baseler Schulwesens die Hypothese aufgestellt, es seien die Schulkinder ausgezogen zum Holen der Ruten, womit sie im Laufe des Jahres für ihre Vergehungen gezüchtigt wurden. Diese Anschauung findet auch eine Stütze in dem Umstande, daß im Mittelalter die Rute beim Schulunterricht eine außerordentlich große Bedeutung hatte. Dies zeigen Holzschnitte, welche das Innere der Schulen des 15. Jahrhunderts vergegenwärtigen und den Lehrer, mit Rute oder Baculus auf dem Katheder sitzend, darstellen; dies zeigen auch Schulsiegel, auf welchen der Lehrer die Rute über den vor ihm knienden Sünder schwingt. Walther von der Vogelweide ferner klagt:

"Die veter habent ir kint erzogen,
dar ane sie bêde sint betrogen:
sie brechent dicke salomônes lêre.

Der sprichet, swer den besemen spar,
daz der den sun versume gar:
des sint sie ungebachen und ân êre."

Der schwäbische Dichter Marner sagt:

"Liebem kind ist guet ein ris:
swer âne vorhte wohset,
der muz sunder êre werden gris."

Und Acricola, der Humanist, dichtet den Schulhexameter:

Non amat hic puerum, qui raro castigat illum.

Allein trotzdem erscheint es fraglich, ob dem genannten Gedichte diese Bedeutung zukommt, und ob die Virgatumzüge in der That den Zwecken der Schulzucht dienten. Mir erscheint dies höchst unwahrscheinlich; vielmehr dürfte das Gedicht symbolisch aufzufassen sein in der Art, daß die Kinder sich auch beim Genusse der Freiheit und des Spieles noch der Schulzucht erinnern sollten, ähnlich wie heutzutage auch oft am freudebringenden Weihnachtsbaume die mit buntem Band verzierte Rute hängt. Nur so erscheint auch die Stelle verständlich, daß die Eltern auf Gottes Geheiß ihre Kinder unter der Rute singen lassen sollen. Auch der Vergleich mit Isaaks Opferung ist nur bei symbolischer Auffassung des ganzen passend, da ja bekanntlich nach der biblischen Erzählung von Gott das Opfer des Vaters nicht angenommen wurde und somit von dem beigetragenen Holze nichts zu leiden hatte. So war die Festrute, insofern sie die Aufgehobenheit der Schulzucht veranschaulichte, ein Zeichen der Freude, insofern aber die Erinnerung an ihre disziplinäre Bedeutung blieb („das Birkenholz, das uns wohl dienen kann zu Nutz und nicht zu Schaden"), wurde sie eine ernste Mahnerin zur Mäßigkeit im Genusse der Freiheit und hielt von Ausschreitungen ab. Mit dieser Auffassung stimmt auch das Loskaufen vom Rutenküssen und von dem in Schwaben und Franken üblich gewesenen Kinderaustreiben überein. Man konnte sich nämlich teils durch geistige Leistungen und teils durch eine Geldabgabe der Strafe entledigen. Außerdem ist das Rutenfest, wo es in der nachmittelalterlichen Zeit vorkommt, wie in Landsberg, in Ravensburg, Augsburg u. s. f., ausschließlich ein Fest der Freude. Welche Mengen von Ruten müßten auch die Magister des Mittelalters verbraucht haben, wenn sie alljährlich ihre ganze Schule Bündel solcher Strafwerkzeuge hätten nach Hause schleppen lassen? Wie ist aber dann wohl die Herkunft des Festes zu denken? In Wasserburg und Salzburg hat sich das Fest unter dem Namen „Grün" lange erhalten; dieser Name scheint auf das Hinausziehen ins Freie, ins Grüne, zu deuten, so daß es sich wohl hier wie beim Virgatumgehen des Mittelalters um nichts anderes als einen Frühlingsausflug in Feld und Flur gehandelt hat, wobei man Birkenreiser und andere Zweige als Zeichen des Lenzes abgepflückt und

mit sich getragen hat. Vielleicht aber ist dabei ausgangs des Mittelalters deshalb die disziplinäre Bedeutung der Rute besonders betont worden, weil vorher bei dem Knabenbischofsfest so zahlreiche Ausschreitungen vorgekommen waren, daß man an Einschränkung und Aufhebung desselben gehen mußte.

d) Doch kannte das Mittelalter noch manches andere Fest der Schuljugend, so: Fastnacht, St. Andreas, St. Nikolaus. Von historisch-lokalem Interesse ist das Naumburger Kirschenfest. Die Kinder zogen nach der Überlieferung unter Führung ihres Lehrers den Husiten unter Prokop entgegen, als dieselben das Städtchen bedrohten, und baten um Schonung der Stadt, welche auch gewährt wurde. Prokop soll die Kinder mit Kirschen regaliert haben. Dies geschah am 28. Juli 1432. Zur Erinnerung an dieses Ereignis wurde nun Jahrhunderte lang ein eigenes Jugendfest zu Naumburg begangen, das Kirschenfest.

Vergegenwärtigt man sich die große Zahl dieser Feste, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier des Guten zu viel geschehen sei; allein es wurden kaum an jeder Schule alle dieser Feste allgemeinen Charakters alljährlich gefeiert. Man darf wohl annehmen, daß nur das eine oder andere jedes Jahr in einer und derselben Schule begangen worden, und daß dabei oft Elemente verschiedener Feste zugleich Verwendung fanden. So erklärt sich die Thatsache, daß Gregorius- und Knabenbischofsfest häufig ineinander verschmolzen sind, obwohl sie nach Entstehung und Wesen weit von einander verschieden waren.

Geldwert der Kinderzeit.

Die Geringschätzung der Schule und der Arbeit des Lehrers beruht ohne Zweifel zu großem Teile mit darauf, daß man die Wichtigkeit der Kinderzeit für das spätere Leben unterschätzt. Wer freilich überlegt, daß die Kinderjahre als geistige Saatzeit, zur Ernte des reiferen Alters die unerläßliche Vorarbeit thun müssen, bedarf keiner weiteren Darlegung und auch keines anderen Spornes, für die Erziehung seiner Kinder die beste Sorge zu tragen. Auf manche Geister macht es jedoch einen weit gewaltigeren Eindruck, wenn man ihnen etwas derartiges in Dollars und Cents vorrechnen kann; die Sache wird dadurch so konkret, daß wir die Wahrheit, sozusagen, mit Händen greifen können. Deshalb wollen wir hier die Berechnung eines Herrn W. H. Cole wiedergeben, die im School Journal veröffentlicht worden ist. Mag er auch wegen der Schwierigkeit seiner Aufgabe nicht ganz fehlerlos kalkulieren, so hat seine Darstellung doch gewiß das Verdienst, daß sie neue Gesichtspunkte eröffnet.

Um den Wert der Kinderzeit in Dollars und Cents auszudrücken, wollen wir so gut wie möglich berechnen erstens den Wert des Lebens einer ungebildeten Person, und zweitens den Wert des Lebens einer gebildeten Person; der Unterschied zwischen beiden muß den Wert der Erziehung (Bildung, education) darstellen. Dividiert man diese

Summe mit der Zahl der Jahre, in denen der Mensch sich den größten Teil seiner Kenntnisse aneignen muß, so erhält man wenigstens annähernd den Wert der Kinderzeit.

Nehmen wir an, daß körperliche Arbeit, die nur von Muskelkraft abhängt, jahraus, jahrein einen Tagelohn von $1.50 sichert, daß die Person mit zwanzig Jahren in das Alter des vollen Erwerbes tritt, daß sie diesen Erwerb vierzig Jahre lang fortsetzt und 300 Tage im Jahre Beschäftigung findet. 300×$1.50×40 ergiebt $18,000 als den Geldwert des Lebens eines ungebildeten (uneducated) Arbeiters.

Zu den gebildeten Arbeitern rechnen wir Maschinisten, Aufseher, Buchführer, alle Geschäftsleute und Professionisten. Von diesen beziehen manche ein fürstliches Gehalt, wie der Präsident der Vereinigten Staaten, Friedenskommissäre, die Präsidenten großer, reicher Körperschaften. Nehmen wir an, daß solche Arbeit im Durchschnitt $1,000 das Jahr einbringt und daß sie sich, wie im vorigen Falle, über vierzig Jahre erstreckt, so erhalten wir $40,000 als den Geldwert eines gebildeten (educated) Arbeiters.

Der Unterschied zwischen $18,000 und $40,000, also $22,000, muß in irgend einem Sinne den Wert der Jugenderziehung darstellen.

Zwölf Jahre lang bieten die meisten Staaten jedem Kinde Schulgelegenheit. Wenn jemals, so müssen junge Leute in diesem Zeitraum wenigstens den Grund zu ihrer Bildung legen, sich einen guten Geschmack aneignen und in Gewohnheit geistiger Arbeit gefestigt werden. Nimmt man diese zwölf Jahre als Erziehungsperiode an, teilt man $22,000 in zwölf, so ergiebt es sich, daß jedes Schuljahr für jedes Kind $1,833 wert ist.

Da der Schulunterricht durchschnittlich neun Monate im Jahre dauert, so hat jeder Schulmonat für jedes Kind einen Wert von $203. Rechnet man den Monat zu vier Wochen, so hat die Schulwoche für jedes Kind einen Wert von $50. Jeder der fünf Schultage in jeder Woche ist jedem Schulkinde also $10 wert, jede Schulstunde $2.

Man mag nun diese Zahlen durch allerhand Einschränkungen vermindern, wie man will — stets zeigt es sich, daß die Kinderzeit größeren Wert hat als die Zeit des Erwachsenen. Ja, der Unterschied wird um so auffallender, je höher man den Lebenswert eines Mannes in Dollars und Cents anschlägt.

Herr Cole hat diese Berechnung den Lehrern als Zuchtmittel angeboten. Er meint, wenn diese Berechnung an der Wandtafel ausgeführt würde, kämen die Schüler zu besserer Einsicht des Wertes ihrer Zeit und würden dies durch fleißigeren Schulbesuch und größere Pünktlichkeit beweisen. Aber auch auf die Erwachsenen muß die Rechnung Eindruck machen; der Lehrer wird sorgfältiger seine Unterrichtszeit auskaufen, die Eltern werden ihre Kinder besser schicken, wenn sie erkennen, daß jeder Schultag für das Kind $10 wert ist. Schnell verstreichen die Tage der Jugend — wohl dem, der sie nicht umsonst hingebracht hat!

Verschiedenes.

— Zwei Rezepte, die für einen Lehrer unter Umständen von großem Werte sein können, bringt das School Journal; wir geben sie wieder, obschon sie nicht neu sind. — Wer sich einen Hektographen machen will, um etwa für den Klassengebrauch oder Gesangverein mehrere Abzüge eines Schriftstücks oder Chorliedes herstellen zu können, nehme ein Pint Glycerin und vier Unzen Gelatin, löse das Gelatin in einem Pint kalten Wassers auf, gieße das Glycerin dazu und erhitze die Mischung unter beständigem Umrühren auf dem Ofen. Sobald sie anfängt zu kochen, gieße man sie in eine flache Blechpfanne, etwa 8 bei 12 Zoll groß, achte aber darauf, daß sich keine Blasen bilden. Zum Schreiben gebrauche man nur hektograph ink und sehe zu, daß jeder Strich metallischen Glanz habe. Am besten schreibt man mit einer stumpfen Feder. Das Schriftstück legt man mit der beschriebenen Seite auf den Hektographen, läßt es mehrere Minuten lang liegen, zieht es sorgfältig ab und hat dann alles bereit, um viele Abzüge zu machen. — Wer nach billigem Material für Modellierarbeiten sucht, kann den kostspieligen Thon durch Papiermasse ersetzen. Man zerreiße alte Zeitungen in kleine Fetzen und fülle damit einen gewöhnlichen Holzeimer etwas über die Hälfte an. Man gieße kochendes Wasser darauf, so daß das Papier bedeckt ist, und lasse es vier bis fünf Stunden lang stehen. Dann gieße man alles überflüssige Wasser ab und bearbeite die Papiermasse mit einem recht rauhen Stock, bis sie durchweg gleichmäßig ist. Dieser Stoff läßt sich zu Modellen aller Art verwenden und zeichnet sich durch seine Billigkeit aus. — Daran fügen wir als Zugabe noch folgende Notiz: Eine billige und dienstbare Wandtafel läßt sich auf folgende Weise herstellen: Auf die Flächen, die man benutzen will, befestige man zunächst einen Streifen extraschweren Canton Flannels mit der rauhen Seite nach unten. Auf diese Unterlage spanne man ein Stück des gewöhnlichen, steifen Zeuges, wie es zu Rollvorhängen gebraucht wird. Am besten eignet sich dazu dunkelgrüner oder dunkelbrauner Stoff. Damit ist die Tafel fertig, wenn man nicht noch das Geld dran wenden will, einen Rand von Moulding anzubringen.

— Zur Gesundheitspflege in der Schule. Dr. H. Z. Gill, Sekretär der staatlichen Gesundheitsbehörde von Kansas, schrieb der allgemeinen Lehrerversammlung jenes Staates einen Brief voll wertvoller Ratschläge. Wir übersetzen einiges, was das School Journal daraus mitteilt: Die drei vornehmsten Bedingungen zur körperlichen Entwicklung sind Luft (Ventilation), Wasser und Speise. In der Schule kommen einige andere Dinge in Betracht, z. B. Licht, Sitze, Heizung u. s. w. Die Ventilation sollte so beschaffen sein, daß reichlich frische Luft von solcher Wärme, in solcher Menge und in solcher Weise zugeführt wird, daß das Schulzimmer während der Unterrichtszeit eine angenehme Wärme von 65—72° F. hat . . . . Solche Nachlässigkeiten, wie daß man Fenster an der Seite öffnet, woher der Wind kommt, so daß der kalte Luftzug die Kinder unmittelbar trifft, sollten strengstens

gerügt werden. Viel, sogar tödliche Schädigung ist schon aus Unwissenheit oder Nachlässigkeit in diesen Dingen erwachsen . . . . Man sollte keine Wandtafel gebrauchen, die glatt und glänzend wird, so daß das Licht beim Gebrauch unangenehm in die Augen der Schüler zurückstrahlt. Auch sollte eine Wandtafel nicht zwischen zwei Fenster, die nahe beieinander stehen, angebracht werden. Ein Bulletin der Gesundheitsbehörde von Tennessee sagt: Die Farbe der Schulwandtafeln ist eine Sache von großer Wichtigkeit, ist aber merkwürdig vernachlässigt worden. Seit unvordenklichen Zeiten hat es selbst unter ungebildeten Leuten als ausgemachte Sache gegolten, daß Schwarz für die Augen die schlimmste Farbe ist; daher haben die Schneider es seit langer Zeit in der Gewohnheit, für die Anfertigung eines schwarzen Anzugs mehr zu fordern, als für einen von irgendwelcher anderen Farbe . . . . Schulwandtafeln sollten nicht schwarz sein. Die beste Farbe für solche Tafeln ist irgend eine Schattierung von Rahmfarbe (cream), eine glanzlose Fläche von weicher, angenehmer Farbe, in der das Weiß je nach dem Maße und der Art des vorhandenen Lichtes vorherrscht. Für den täglichen Gebrauch sollte die Kreide für derartige Tafeln eine klar himmelblaue Farbe haben; zu besonderen Zwecken dient eine gelblichrote oder dunkelgrüne Kreide. S.

— Gebete in öffentlichen Schulen. Hierüber hat Staatsanwalt Crow von Missouri folgendes Gutachten abgegeben: „Das Vaterunser zu beten offenbart gewiß den Grad der Ehrerbietung, der auf Anbetung (worship) hinausläuft. Wer die christliche Religion glaubt, kann die Bibel nicht fortlaufend lesen und nicht das Vaterunser hersagen ohne Dankgefühl und ohne das heilige Gefühl der Ehrfurcht, Ehrerbietung, Anbetung und Verehrung, Gott gegenüber, das das Wesen der Verehrung (worship) ausmacht. Da diese Einrichtung also eine Form des Gottesdienstes ist, so folgt daraus, daß eine Staatsschule zu einem Ort religiöser Übungen gemacht wird, wenn jene Einrichtung zu den Vorschriften und Veranstaltungen einer Schule gehört. Da nun unsere Konstitution sagt, daß niemand gezwungen werden kann, irgend ein gottesdienstliches Lokal zu errichten, zu erhalten oder zu besuchen, so ist zu bedenken, daß die Errichtung und Erhaltung der öffentlichen Schule eine unfreiwillige Steuer ist, die die Bürger nach Vorschrift des Gesetzes zahlen müssen. So werden sie gezwungen, ein gottesdienstliches Lokal zu bauen, zu unterstützen und zu unterhalten, wenn solche religiöse Übungen in einer öffentlichen Schule geduldet werden. (Nach School Journal) S.

— Gesundheitsregeln für den Lehrer, von Dr. Sir James Sawyer: 1. Acht Stunden Schlaf. 2. Auf der rechten Seite schlafen. 3. Schlafzimmerfenster nachts offen lassen. 4. Bettstelle nicht an der Wand. 5. Wenig und nur gut gares Fleisch essen. 6. Viel Fett genießen, um die Zellen zu nähren, welche die Krankheitskeime zerstören. 7. Geistige Getränke vermeiden, die jene Zellen zerstören. 8. Täglich Bewegung in frischer Luft. 9. Wo möglich auf dem Lande leben. 10. Acht haben auf Trinkwasser, Feuchtigkeit und Entwässerung (drainage). 11. Nicht ehrgeizig sein. 12. Ruhig Blut.

Kirchliche Rundschau.

Die Bemerkungen, welche der Rundschauschreiber bezüglich der Verwandlung des Predigerseminars der lutherischen Generalsynode in Chicago in ein deutsches Departement des Midland College in Atchison machte, sind von zwei Seiten her weiter besprochen worden. „Lehre und Wehre" sagt u. a.

„Hierzu möchten wir bemerken: Solange man den Anspruch erhebt, für deutsch redende Gemeinden Prediger ausbilden zu wollen, muß man auch dafür sorgen, daß die Kandidaten ein reines, fehlerfreies Deutsch sprechen. Es gereicht dem Predigtamt und dem Worte Gottes zur Unehre, wenn deutsch predigen wollende Pastoren das Deutsche nur radebrechen. Die Ungläubigen werden dadurch zum Spott gereizt und auch die Christen in der Erbauung fortwährend gestört. Es ist eine Unverschämtheit, einer deutschen Gemeinde einen Kandidaten zu präsentieren, der nicht ordentlich Deutsch kann. So wünschenswert, ja, relativ notwendig es ist, daß der deutsche Pastor nebenbei auch Englisch kann — in der Synodalkonferenz ist dies schon der Gemeindeschule wegen nötig, die die jungen Pastoren meistens zu versorgen haben —: so absolut notwendig ist dem Pastor, der deutsche Gemeinden bedienen will, die sichere Kenntnis der deutschen Sprache. Wir dürfen uns durch die Aussicht, daß alle unsere Gemeinden, wenn die Welt noch länger steht, voraussichtlich einmal englisch werden, nicht zur Vernachlässigung der Ausbildung in der deutschen Sprache verführen lassen. Innerhalb der Synodalkonferenz steht es gegenwärtig noch so, daß sicherlich 95 Prozent der Kandidaten an deutschen Gemeinden arbeiten werden. Für diese 95 Prozent ist also eine sichere Kenntnis der deutschen Sprache absolut notwendig."

Diese Bemerkungen sind streng sachlich gehalten und ihre Richtigkeit wird dadurch nicht gemindert, daß sie von einer Seite kommen, die in kirchlicher Hinsicht mit uns im Gegensatz steht.

Dagegen ist das, was J. L. N. im lutherischen Zionsboten sagt, persönlich sogar mit Nennung des Namens an die Adresse des „Prof. Becker" gerichtet. J. L. N. meint: „Vom hohen Roß herab redet im Dezemberheft der ‚Theol. Zeitschrift' Prof. Becker über unser deutsches Departement in Atchison. Es giebt Leute, die, wenn sie einmal etwas zu kritisieren haben, einen anständigen Ton nicht finden können. . . . . . Das sind dieselben Leute, die, wenn sie ihren Mund zum Verurteilen aufthun, es in ihrem Dünkel gar nicht der Mühe wert halten, sich erst genau zu informieren."

Was nun das „hohe Roß" betrifft, so mag das J. L. N von seinem Standpunkt aus so erscheinen, denn einem, der auch von einem minder hohen Reittier herabfällt, dem erscheint der Sitz im Sattel viel zu hoch. So lange einer aber fest im Sattel sitzt, ist er gerade an der richtigen Stelle, wenn es auch seinem Gegner gar nicht paßt. Wir sind schon viel zu oft den Lutheranern gegenüber im Felde gewesen, als daß wir es nicht der Mühe wert hielten, uns zu informieren, wenn wir etwas, das auf sie Bezug hat, sagen wollen. Wir haben nur auf die Thatsache hingewiesen, daß an Stelle des Seminars in Chicago das „deutsche Departement" in Atchison getreten ist. Ebenso haben wir darauf hingewiesen, daß in der Generalsynode das Deutsche in der Hoffnung baldigen Verschwindens noch geduldet wird. Darüber sind wir genauer informiert als J. L. N. denkt.

Dagegen wäre es für ihn sehr gut gewesen, wenn er sich über den „deitschen Prediger" genauer informiert hätte. Wenn einer sich selbst getroffen

fühlt, so hat das manchmal insofern seine Richtigkeit, als er seine schwache Seite vielleicht genauer kennt als andere. Wer dagegen einen andern getroffen fühlt, der thut gut, sich erst genauer darüber zu „informieren", ob das auch wirklich der Fall ist, sonst kann es ihm passieren, daß er sich gründlich täuscht. J. L. N. schreibt nämlich: „Wir wissen genau, wen der Schreiber im Auge hat. Aber erstens giebt's solche unter uns sehr wenige, und zweitens ist dieser Gedachte überhaupt auf keiner deutsch englischen Anstalt ausgebildet, sondern hat seinen Unterricht empfangen in der Studierstube eines englischen Pastors zu einer Zeit, als es in allen Synoden mit der Predigererziehungssache noch kümmerlich bestellt war. Dies Beispiel trifft also gar nicht." J. L. N. hätte vor allem nicht so taktlos sein sollen, einen seiner Amtsbrüder in den Verdacht zu bringen, daß er der bewußte „deitsche Prediger" sei und noch einige andere in den Verdacht, daß sie diesem „deitschen Prediger" an Leistungsfähigkeit gleichstünden. Erstlich weiß N. weder genau noch ungenau, sondern absolut nicht, wen wir im Auge hatten. Zweitens ist der von ihm Gedachte ein ganz anderer als der von uns Gehörte. Drittens hat derselbe nicht in der Studierstube eines englischen Pastors seinen Unterricht empfangen, sondern auf einer Lehranstalt. Viertens geschah dies nicht zu einer Zeit, als es mit der Predigererziehungssache noch kümmerlich bestellt war, sondern vor wenigen Jahren. Fünftens ist er weder Lutheraner noch gehört er der Generalsynode an. (Auch den Unierten nicht.) Sechstens trifft das Beispiel sehr gut, denn gleiche Ursachen haben in der Generalsynode so gut gleiche Wirkungen wie anderswo. Siebtens wollen wir nicht weiter auf J. L. N.'s Ausführungen über seine Ansichten eingehen betreffs derer, „die drüben ihre klassische Vorbildung erworben haben und in einem englisch-deutschen Seminar ihre theologische Ausbildung empfangen," sowie derer, von denen man „nicht viel" für die Deutschen, aber um so mehr für die teilweise englischen Gemeinden erwartet. Wir könnten auch für diese Fälle Beispiele anführen, über die wir uns selber durch eigene Beobachtung genau genug informiert haben, daß uns J. L. N. nicht aus dem Sattel heben könnte. Das würde ihm aber von seinem Standort aus noch höher vorkommen und er würde seinen nächsten „Aufsatz" „Vom hoh'n Olymp herab" beginnen.

Schöner wäre es freilich gewesen, wenn wir einfach mit den Worten eines in Deutschland erscheinenden Blattes gesagt hätten: „Auch in der ‚Generalsynode der evangelisch lutherischen Kirche in Nordamerika' ist ein deutsches Predigerseminar errichtet worden. Das Seminar wurde in der Stadt Atchison im Staate Kansas eröffnet u. s. w. Dieses Seminar soll dienen der Erhaltung der deutschen Sprache, der deutschen Sitte und des deutschen religiösen Sinnes in den deutsch-lutherischen Gemeinden Amerikas."

Die ganze Schönheit dieser Ansicht der Dinge beruht freilich nur auf ihrem Abstand von Wahrheit.

Ein eigentümliches Zugeständnis wird von der Allg. Ev.-luth. Kztg. gemacht. Dieselbe steht ja so ziemlich aller nicht lutherischen Theologie verneinend gegenüber, und ihr Leiter ist einer der ersten Bekämpfer Ritschls gewesen. Es ist daher durchaus kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß diese Äußerungen eine Anerkennung der sog. modernen Theologie sein sollen, wie denn auch in dem vorhergehenden Teil nur die orthodoxe Theologie als die allein richtige bezeichnet wird. Es wird aber auf einem schwachen Punkt derselben hingewiesen, wenn es heißt: „Auf der andern Seite ist der Vorwurf nicht unbegründet, daß man unter hervorragenden „positiven" Theologen keine Auswahl habe. Man redet zwar immer auf kirchlicher Seite von einem

„Vorrat", allein die Thatsachen sprechen dagegen. Ein Blick in die neueren Erscheinungen der theologischen Litteratur zeigt, wie wenig tüchtige Leistungen von dorther auf den Markt gebracht werden, vor allem von der jüngeren Generation. . . . . Wir halten unser Votum aufrecht: Es wird bei uns zu wenig und zu wenig gründlich gearbeitet. . . . . . .

Ein Haupthindernis, daß der Übelstand beseitigt werde, sehen wir in der Selbstgenügsamkeit der Kirchlichgesinnten. Der gute Wille muß bei ihnen oft die Gründlichkeit ersetzen. Wir sind erstaunt, mit welcher Leichtigkeit und Leichtherzigkeit man da die Aufstellungen der Gegner behandelt und abthut; mit welchem Stolz man die eigenen Elaborate als „wissenschaftliche Werke" oder wenigstens als „wissenschaftliche Studien" hinausgiebt und anpreist, die kaum mehr als phantasievolle Erbauungsbücher sind. Man schilt und wettert auf die „hochmütige Vernunft", die sich dem Glaubensgehorsam nicht beugen will, man verkündet mit vollem Brustton sein eigenes Bekenntnis, ohne sich die Mühe zu geben, den Gedankengängen und oft mühsamen Forschungen der Gegner nachzugehen und sich zu fragen, wie sie denn zu ihren Behauptungen gekommen sind. Denn nicht jede ihrer Behauptungen ist aus dem „Geist des Antichrists" geboren. Aber vielleicht sagen wir zu viel? Es fehlt doch nicht an Versuchen, die bei allem Überschwang des christlichen Pathos doch auch mit wissenschaftlichen Mitteln den Kampf führen, wie z. B. auf dem Gebiete des Alten Testaments? Eben dieses Gebiet zeigt die von uns beklagten Erscheinungen am deutlichsten. Man dispensiert sich vom ernsthaften Studium der jüngsten Gelehrtenarbeit und greift am liebsten nach den Waffen der Zeit vor vierzig und fünfzig Jahren zurück. Was damals beweiskräftig war, soll es noch heute sein. Als ob die Forscherarbeit seitdem stillgestanden wäre und nicht eine bedeutende Veränderung der Lage hervorgebracht hätte! Äußerlich erscheinen die Fragen nach Echtheit und Unechtheit dieselben; in Wirklichkeit sind so viele neue Gründe und Gesichtspunkte ins Feld geführt, daß man mit der alten Kampfesweise schlechterdings nicht mehr zurechtkommt. Wer sie dennoch versucht, mag auf Unerfahrene den Eindruck eines glaubensfesten und zugleich wissenschaftlich geschulten Mannes machen. Der kundige Gegner wird über ihn lächeln und etwa mit Befriedigung auf das hinweisen, was man auf positiver Seite als Wissenschaft auszugeben wage. . . . . . .

Auf dem Felde der Dogmatik liegt es ähnlich. Buch um Buch wird herausgegeben, aber bei näherem Zusehen ist es doch oft gar zu leichtes Gepäck. Das „Öl der Lampe" ist zu sehr gespart worden. . . . .

Oder lehrt uns nicht auch die Geschichte, daß Gottes vornehmste Werkzeuge nicht Menschen von oberflächlichem Wissen waren, sondern Männer, die auch von ihren Zeitgenossen das Zeugnis gelehrter, wissenschaftlicher Bildung hatten? . . . . . Mit der Reformation aber ist die Wissenschaft vollends mit dem Glauben in Bund getreten. Und der Bund der Wissenschaft mit dem Glauben und der Lehre der Kirche ist stets ein Ruhmestitel der evangelischen Kirche und Theologie gewesen, von dem Reformator Luther, der selbst Universitätsprofessor war, und dem Magister Germaniae Melanchthon gar nicht zu reden. Die Verfasser unserer Bekenntnisschriften waren Männer der Wissenschaft; der Vater des Pietismus Spener, der Waisenfreund A. H. Francke, der Bibelforscher Bengel, der gelehrte Joh. Arnd und was sollen wir sie alle aufzählen, die einen tiefgreifenden Einfluß auf ihre Zeit ausübten und noch die nachfolgenden Geschlechter mit den von ihnen ausgehenden Strömen des lebendigen Wassers tränkten, sie waren alle gründlich geschulte Theologen, die viel „Öl in der Lampe" gebrauchten, bis sie der Kirche das geworden

sind, was sie ihr vielfach heute noch sind. Immer hat Gott auf vergossenen Schweiß den meisten Segen gelegt. . . . Erbauliche Gedanken allein thun es nicht."

Wie der juristische und der theologische Begriff der Kirche auseinandergehen können, ist vor einiger Zeit in etwas sonderbarer Weise in einem Streitfall wegen Kirchensteuern zu Tage getreten.

Ein Dr. W., der in Hannover konfirmiert war, hatte sich seit seinem Aufenthalt in S. in Pommern an die freilutherische Gemeinde daselbst angeschlossen, auch seine kirchlichen Beiträge an diese entrichtet. Als in der dortigen landeskirchlichen Gemeinde Umlagen erhoben wurden, wurde auch er dazu herangezogen. Auf seinen Protest und seinen Hinweis, daß er als Glied der freikirchlichen Gemeinde von Kirchensteuern an die Landeskirche frei sei, wurde ihm erwidert, er sei nicht gerichtlich aus der Landeskirche ausgetreten; zugleich wurde die Steuer exekutorisch eingetrieben. Auf seine Beschwerde entschied die Kgl. Regierung wie folgt: „Ihren Rekurs gegen den Beschluß des Gemeindekirchenrats, betr. Ihre Heranziehung zu Kirchensteuern, vermag ich als begründet nicht anzuerkennen. Mitglieder der evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers werden, wenn sie ihren Wohnsitz im Gebiete der evangelischen Landeskirche Preußens nehmen, Mitglieder der letzteren. Die Annahme der Union seitens der St. Mariengemeinde bedeutet für dieselbe keine Änderung ihres ursprünglichen evangelisch-lutherischen Bekenntnisses. Die Religionsgemeinschaft der Altlutheraner, zu welcher Sie sich halten, steht außerhalb der Landeskirche, ein Übertritt zu derselben mit vermögensrechtlicher Wirkung kann daher nur in der in dem Gesetz vom 14. Mai 1873 vorgeschriebenen Form erfolgen (vgl. § 8 des Gesetzes). Solange diese Form nicht erfüllt ist, werden Sie mit Recht von Ihrer Wohnsitzgemeinde zu deren Lasten herangezogen."

Gegen diese Entscheidung erheben nun die lutherischen Blätter vom theologischen Standpunkte aus Protest. Denn die Landeskirche der alten preußischen Provinzen ist nicht lutherisch, also giebt es auch keine lutherischen Gemeinden, und wer ein Hannoveraner ist, gehört nur der lutherischen Kirche an. Freilich machen aber die Lutheraner in Hannover mindestens ebenso stark ihr Recht als Landeskirche geltend, wie sie auf ihrem Luthertum bestehen. Am Landeskirchentum hat aber der Jurist seine Handhabe. Wer nicht aus der Landeskirche förmlich ausgetreten, der kommt durch Übersiedlung in eine andere Provinz nicht aus ihr heraus, er kommt nur in die Landeskirche einer Provinz hinüber. Es ist leicht begreiflich, daß diese Juristenlogik keine Gnade bei den lutherischen Theologen findet.

Wenn gegenwärtig mancherlei Vermutungen durch die kirchliche und weltliche Presse gehen, die sich mit dem nächsten Papste beschäftigen, so ist das sehr begreiflich. Denn es erwartet kaum jemand, daß Leo XIII. „die Jahre Petri sehen" werde, wie das Pius IX. geschah, der freilich auch mit 44 Jahren schon den Stuhl Petri inne hatte. Leo XIII. ist freilich letztes Jahr schon zwanzig Jahre das Oberhaupt der römischen Kirche gewesen, aber er wird im Jahre 1900 auch neunzig Jahre alt werden, d. h. wenn er es erlebt. Daß sich unter diesen Umständen die Glieder des Kardinalskollegiums bereits darüber besonnen haben, für wen sie bei der nächsten Papstwahl stimmen wollen, ist sicher. Nicht ebenso sicher ist das, was über diese Dinge in den Zeitungen geschrieben wird, und man muß so diese Mitteilungen mit der nötigen Vorsicht aufnehmen. Ein italienischer Journalist, Giovanni Berthelet, berichtet, daß unter den zweiundzwanzig Kardinälen, die in Rom ihren Sitz haben, drei kirchenpolitische Richtungen vertreten seien. Die eine, deren Führer Rampolla ist,

wolle einfach die Fortsetzung der gegenwärtigen Politik. Diese besteht bekanntlich darin, daß man die Feindschaft gegen Italien und die Freundschaft gegen Frankreich offen zur Schau trägt, gegen Deutschland im geheimen arbeitet, so viel als man irgend kann, aber dabei für die äußere Bewahrung des Kulturfriedens möglichst hohe Belohnungen fordert, in Östreich es mit den Slaven gegen die deutschen Katholiken hält und in England und den Vereinigten Staaten so gut laviert, als man eben kann. Eine andere Gruppe der Kardinäle wünsche einen Papst, der sich darauf beschränken werde, geistliches Oberhaupt der Katholiken zu sein, ohne Politik zu treiben. Wenn das richtig ist, so hat es jedenfalls den Vorzug der Neuheit, denn bis jetzt hat niemand etwas von einer solchen Partei im heiligen Kollegium gehört. Eine dritte Partei bilde die Mitte zwischen beiden.

Da sich der Erzbischof Ferrari von Mailand durch sein Benehmen während der dortigen Revolte als Papstkandidat unmöglich gemacht habe, so müsse Rampolla samt den Intransigenten sich einen andern gefallen lassen. Dieser sei der Kardinalvikar Parrochi, der immerhin noch annehmbar für sie sei. Als weitere Kandidaten kämen in Betracht: Kardinal Serafino Vanutelli, der Gegner Rampollas, der Karmelitengeneral Göti, der nicht zu viel Politik wolle, und endlich der Patriarch von Venedig, der Aussicht auf die Stimmen der außerhalb Roms lebenden Kardinäle habe und sich möglicherweise mit dem Königreich Italien verständigen würde.

Von den Kardinälen, die 1878 bei der Wahl Leos XIII. mitwirkten, sind übrigens nur noch zwei am Leben; es sind in den letzten zwanzig Jahren 123 Kardinäle gestorben, fünf mehr als während der 32 Regierungsjahre Pius IX.

Bekanntlich ist dem Fürsten Bismarck von den Gegnern seiner Politik im Kulturkampf unaufhörlich der Vorwurf gemacht worden, daß er kein Verständnis für das Wesen der römischen Kirche habe, und man hat den geringen Erfolg des Kulturkampfes vielfach damit begründet, daß Bismarck hier einen Kampf mit einem Gegner geführt habe, den er nicht kannte. Namentlich sind die Vertreter des Luthertums in und außer der Union nicht müde geworden, immer wieder darauf hinzuweisen. Merkwürdig ist nun, wie Bismarck von seiten der Allg. Ev. Luth. Kztg. nach seinem Tode eine Anerkennung zu teil wird, die zu ihrer früheren Haltung nicht passen will. Es heißt nämlich dort:

„In seinen ‚Gedanken und Erinnerungen‘ hat Fürst Bismarck sich auch sehr eingehend über die Entstehung und die wahren Gründe des Kulturkampfes ausgesprochen. Die Veranlassung dazu, daß der Ultramontanismus gegen das Deutsche Reich mobil machte, gab nach der von dem Erzbischof Ledochowski vergeblich in Versailles nachgesuchten Intervention zu Gunsten des Kirchenstaates die Weigerung Bismarcks gegenüber dem Bischof Ketteler von Mainz, die später aufgehobenen preußischen Verfassungsartikel, die das Verhältnis der katholischen und evangelischen Kirche zum Staate betrafen, in die deutsche Reichsverfassung aufzunehmen. Diese Artikel hatten es der katholischen Kirche möglich gemacht, sich im preußischen Staate einer Unabhängigkeit und Freiheit zu bedienen, welche, mit der unveräußerlichen Staatshoheit unvereinbar, die staatliche Gewalt zu einem Werkzeug der Hierarchie machte und die Kirche zur Herrin des Staates erhob. Bismarck begleitet in seinen Erinnerungen die ablehnende Haltung gegen Ketteler mit folgenden, seine staatsmännische Überlegenheit ebenso wie die weltlichen Zwecke der katholischen Hierarchie trefflich kennzeichnenden Worten: „Für mich war die Richtung unserer Politik nicht durch ein konfessionelles Ziel bestimmt, sondern lediglich durch das Be-

streben, die auf dem Schlachtfelde gewonnene Einheit möglichst dauerhaft zu festigen. Ich bin in konfessioneller Beziehung jederzeit tolerant gewesen bis zu den Grenzen, welche das Zusammenleben verschiedener Bekenntnisse in demselben staatlichen Organismus den Ansprüchen eines jeden Sonderglaubens zieht. Die therapeutische Behandlung der katholischen Kirche in einem weltlichen Staate ist aber dadurch erschwert, daß die katholische Kirche, wenn sie ihren theoretischen Beruf voll erfüllen will, über das kirchliche Gebiet hinaus den Anspruch auf Beteiligung an weltlicher Herrschaft zu erheben hat, unter kirchlichen Formen eine politische Institution ist und auf ihre Mitarbeiter die eigene Überzeugung überträgt, daß ihre Freiheit in ihrer Herrschaft besteht, und daß die Kirche überall, wo sie nicht herrscht, berechtigt ist, über diokletianische Verfolgung zu klagen." Am Schluß dieser Auseinandersetzungen erhält die römische Kirche noch einmal das scharfe Urteil: „Bei jedem modus vivendi wird Rom eine evangelische Dynastie und eine evangelische Kirche als eine Ungerechtigkeit und Krankheit betrachten, deren Heilung die Aufgabe seiner Kirche sei. Ein ewiger Friede mit der römischen Kurie liegt nach den gegebenen Lebensbedingungen ebenso außerhalb der Möglichkeit, wie ein solcher zwischen Frankreich und dessen Nachbarn . . . Die römische Kurie ist eine unabhängige politische Macht, zu deren unabänderlichen Eigenschaften derselbe Trieb zum Umsichgreifen gehört, der unseren französischen Nachbarn innewohnt. Für den Protestantismus bleibt ihr das durch kein Konkordat zu beruhigende aggressive Streben des Proselytismus und der Herrschsucht; sie duldet keine Götter neben ihr."

Zunächst fällt auf, mit welcher Dreistigkeit sich der Bischof Ketteler von Mainz herzudrängt, um die deutsche Reichsverfassung nach römischen Anschauungen zu gestalten. Sein ganzes Verhalten erinnert lebhaft an die Schlußscene des vierten Aktes im zweiten Teil des Faust. Nur daß glücklicherweise der Bischof von Mainz nicht mehr wie im alten „Römischen Reiche deutscher Nation" Reichskanzler war, sonst wäre den Ultramontanen von vornherein viel mehr verschrieben worden, als sie bis jetzt im Kulturfrieden zu erlangen vermocht haben.

Es ist aber durchaus nichts davon verlautet, daß sich auch evangelische Generalsuperintendenten oder sonstige Würdenträger der evangelischen Kirche Preußens um die Aufnahme besonderer ihrer Kirche günstige Paragraphen in die Reichsverfassung bemüht hätten. Sehr wahrscheinlich würden manche derselben, wenn man sie um ihre Wünsche in dieser Hinsicht gefragt hätte, sich erst haben besinnen müssen, ob es für die evangelische Kirche überhaupt irgendwelche politischen Forderungen gäbe, außer den allgemeinen Grundsätzen der Gerechtigkeit und des Wohlwollens, welche die Kirche von dem Staate zu erwarten habe.

Die römischen Kirchenfürsten dagegen haben fortwährend bestimmte — und nach ihrer Angabe — bescheidene Wünsche in Bereitschaft und lauern unausgesetzt auf irgend welche politische Konjunkturen, um dieselben bei Fürsten und Völkern anzubringen und womöglich durchzusetzen. Gerade so geschieht es ja auch gegenwärtig hierzulande, wo man von seiten Roms eine staatliche Bevorzugung der römischen Kirche in den früher zu Spanien gehörenden Gebieten unter irgend welcher Form ins Werk zu setzen sucht.

Die Kölnische Volkszeitung hat die Frage nach dem Schutzrecht über die deutschen Katholiken im Orient wieder aufgerührt, indem sie ohne jede Bemerkung folgenden Bericht über eine Unterredung des französischen Bischofs Touchet mit dem Papste verbreitet. Derselbe soll nämlich geäußert haben: „Bezüg-

lich des französischen Schutzrechtes im Morgenlande und der Reise des deutschen Kaisers nach Jerusalem hat der heilige Vater mit einer Betonung, die ich nie vergessen werde, gesagt: ‚Wegen der großen Sympathie, die ich für Ihr Land empfinde, war ich sehr glücklich, aufs neue das Schutzrecht Frankreichs über die morgenländischen Christengemeinschaften feierlich bestätigt zu haben. Im Grunde ist es keine Gunst, die ich ihm erwiesen, sondern ein Recht, ein sicheres Recht, das ich anerkannt, verkündet habe. Ich muß beifügen, daß der deutsche Kaiser bei diesem Anlaß eine sehr würdige Haltung beobachtet hat. Sie kennen den Brief, den er während seiner Reise an mich gerichtet hat. Er hat die Lage sehr wohl begriffen. Er ist ein bedeutender Fürst, welcher die Pflichten kennt, welche ihm das Kaisertum auferlegt.'"

Der Nationalitätenkampf in Östreich zeigt seine Wirkungen auch auf kirchlichem Gebiet. Das ist kaum anders möglich, denn erstlich steht die römische Geistlichkeit auch unter den Deutschöstreichern der Mehrzahl nach auf seiten der Slaven (siehe Th. Ztschr. 1898, Seite 192), sodann aber ist die römische Kirche selbst wesentlich eine politische Einrichtung und eine politische Macht, die in derartigen Kämpfen nicht unthätig bleiben will. Es ist darum nur Erkenntnis der Wahrheit, wenn die Deutschöstreicher vielfach zu der Ansicht gelangen, daß sie auf keinen Erfolg in dem Kampfe um die Erhaltung ihrer Nationalität zu hoffen haben, wenn sie sich von vornherein dazu entschließen, der Herrschaft eines der Bundesgenossen ihrer Gegner sich zu unterwerfen, denn wenn sie einem ihrer verbündeten Gegner unterworfen bleiben, können sie sich von den übrigen nicht befreien. Es wird daher nicht nur sehr stark für eine Trennung von Rom agitiert, sondern es haben auch bereits eine Anzahl Übertritte stattgefunden und mehr stehen in Aussicht, wenn die Bewegung so weiter geht.

So berichtete der Deutsche Merkur 50 aus Böhmen: „Die deutsche Geistlichkeit von Reichenberg hat nachstehende Kundgebung beschlossen: ‚Der deutsche Klerus von Reichenberg mißbilligt entschieden, daß die religiösen, nationalen und wirtschaftlichen Interessen des deutschen Volkes in Östreich, besonders in Deutschböhmen, durch das Zusammengehen der ‚Katholischen Volkspartei' mit den Jungtschechen tief geschädigt werden, und beklagt aufs neue die bisherige Erfolglosigkeit der von dem gesamten deutsch-böhmischen Klerus gegen diese verfehlte politische Haltung wiederholt erhobnen Vorstellungen. Andrerseits spricht er dem Landtagsabgeordneten P. Ambros Opitz für sein bisheriges mannhaftes Eintreten für die christlich-deutsche Sache in Deutschböhmen das rückhaltlose Vertrauen aus und erklärt gegenüber allen Verdächtigungen und Anfeindungen, unentwegt und treu in diesen trüben Zeiten an der Seite seines bedrohten deutschen Volkes ausharren und für dessen schwer bedrohte Rechte allezeit eintreten zu wollen.' In Komotau fand am 23. Nov. eine Versammlung der deutschen Priester der deutschen Vikariate Brüx, Kaaden, Saaz, Töplitz, Jechnitz und Komotau statt, in der das tiefste Bedauern zum Ausdruck gebracht wurde, daß zum größten Schaden der katholischen Religion und des Deutschtums noch heute in der so schwer bedrängten Zeit für das deutsche Volk unsers Vaterlandes die ‚Katholische Volkspartei' mit den hussitischen Jungtschechen Hand in Hand geht."

Der Östr. Protestant 23 schreibt dazu u. a.: „Unlängst ist in den Zeitungen, voran in der wackern Ostdeutschen Rundschau, die gewiß alle evangelischen Kreise überraschende Nachricht zu lesen gewesen, daß sich die Deutschnationalen Wiens sowohl als auch in Graz zum Massenübertritt zum Altkatholizismus um Neujahr herum rüsten. Verwundert mußte man fragen, was denn eigent-

lich aus der im vorigen Jahre so deutlich zu Tage getretenen, darum so lebhaft besprochnen evangelischen Bewegung unter diesen Deutschen geworden ist, da sich nun die Unzufriedenheit mit dem Ultramontanismus zu Gunsten der Altkatholiken kehrt. Kein Wunder, antworten wir darauf, daß sich jetzt die Scharen, die dem immer wieder von neuem erhobnen Ruf ‚Los von Rom' folgen und einen vollständigen Bruch mit dem das Deutschtum verratenden und den Slawismus schützenden Katholizismus durch die That des Austrittes vollziehen wollen, dem Altkatholizismus zuwenden. Aus dem einfachen Grunde, weil die wenigen Altkatholiken ihnen brüderlich die Hand reichen, in deutschnationalen Zeitungen ihre vom echt deutschen Geiste durchwehten Predigten ankündigen, weil an ihrer Spitze der tüchtige altkatholische Prediger Wolf steht, der es in Reden und Versammlungen versteht, furchtlos der deutschen Gesinnung Ausdruck zu verleihen und zu erklären, daß für diejenigen, die im klerikalen Katholizismus nicht mehr zu verbleiben gesonnen sind, der Altkatholizismus eine sie befriedigende Religionsgemeinschaft bildet, in der sie ihren nationalen Sinn vollauf bethätigen können, ohne die Schmach slawischer und slawisch denkender Priester trotz deutscher Abstammung zu erleben. Daraus erklärt sich die den Altkatholiken bevorstehende Ernte und ihre bereits in Böhmen erreichten Erfolge, trotzdem sie nur einen ganz verschwindend kleinen Bruchteil der Bevölkerung ausmachen. Und was thun die evangelischen Kreise, die evangelischen Kirchenbehörden und die Würdenträger der weitaus zahlreicheren evangelischen Kirche Östreichs, was haben sie bisher dort, wo sich die Unzufriednen mit dem Gedanken umgetragen haben und ihn jetzt vielleicht noch erwägen, zum Protestantismus überzutreten, speziell in Wien gethan? So viel wie gar nichts. Das ist die beschämende Antwort.

„Giebt es denn nicht in Wien deutsch-evangelische Pfarrer, die in dieser Richtung kraft ihrer Begabung, Redegewandtheit und Geschichtskenntnisse viel thun könnten? Sind denn nicht in der Hauptstadt verschiedne evangelische Vereinigungen, Tischgesellschaften, Protestantenvereine, deren Aufgabe es wäre, in dieser bewegten Zeit Versammlungen abzuhalten, um den unzufriednen katholischen Kreisen, die einem Beitritt geneigt sind, das Wesen des Protestantismus zu erklären, sie auf den innigen Zusammenhang zwischen Deutschtum und der evangelischen Kirche hinzuweisen, ihnen offen zu sagen, daß die Reformation ein mächtiges Werk des aus den Banden Roms sich befreienden und nach Selbständigkeit ringenden deutschen Geistes war?

„Aber man hat das beschämende Gefühl, als ob wirklich diese zu solchem gewiß erlaubten Vorgehen berufnen Kreise Angst hätten, in diese immer unruhigere Bewegung klärend, sammelnd, aneifernd und fruchtbar einzugreifen, um nicht vielleicht als Vaterlandsverräter, Regierungsfeinde, Preußenheuchler, wie solche ganz grundlosen Anwürfe und Anklagen von verbohrten klerikalen Fanatikern gegen Evangelische fort und fort geschleudert werden, bezeichnet zu werden. Du lieber Gott, als ob die Protestanten nicht ebenso treue Patrioten wären, als ob man sich puncto Patriotismus etwas vergäbe, wenn man solche Bestrebungen unterstützt! Und gerade bei einem solchen ängstlich sich zurückhaltenden Benehmen, einer derartigen Angstmeierei und Unentschiedenheit trägt man Stoff in das Feuer des Hasses obiger zu Vorwürfen schnell bereiten Römlinge hinzu, so daß sie um so unverschämter gegen uns auftreten und um so frecher unsre, weil schwach geschützte Sache angreifen. Gerade auch wir Protestanten können uns dessen rühmen, daß wir kraft des Evangeliums treue Patrioten sind und bleiben wollen, daß wir uns nach dem Ausspruch Christi: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, halten. Und wenn

wir auch wollen, daß auch Gott gegeben werde, was Gottes ist, und dem Reiche Christi, von dem Luther singt, daß es uns bleiben muß, immer mehr Geltung verschafft werde, sind wir dann vielleicht schon Staatsverbrecher? Dann müßte es auch Christus gewesen sein, der gerade gegen die Tonangebenden seines Landes seine entschiedne Stimme erhob.

Darum weg mit solcher in Glaubenssachen und ihrer Vertretung zu verurteilenden lächerlichen Ängstlichkeit, weg mit byzantinischer Devotheit und mit Ordensschmerzen; die evangelische Sache soll von ihren Vertretern und Behörden auch nach dieser Richtung geschützt und gefördert werden, auf daß diese nicht zu Polizeiorganen der oft wechselnden Regierung herabsinken. Denn in der That, welch eine lendenlahme Haltung war es, die uns alle tief beschämen mußte, als vom evangelischen Oberkirchenrat kein Vertreter der evangelischen Kirche Östreichs nach Jerusalem zur dortigen Einweihung des evangelischen Gotteshauses geschickt wurde! Wie lächerlich und für uns ein elendes Armutszeugnis, wenn von einem Superintendenten erzählt wird, daß er förmlich das Kreuz schlägt und blaß wird, wenn vor ihn ein Deutschnationaler hintritt und erklärt, sich dem Protestantismus, der Kirche der Deutschen, anzuschließen! Ja er fürchtet, daß er nach oben anstoßen und sein Knopfloch leer ausgehen könnte. Sind das die Hirten jenes Meisters, der gesagt hat: Darum gehet hin und lehret alle Völker! Glaubt man auf diese Weise zur Ausbreitung der evangelischen Kirche einen Beitrag leisten zu wollen? Nein und nimmermehr; eher schmilzt und schrumpft diese auf Kosten Roms zusammen, wie solches der Ausweis aus einem Kronlande beweist, worüber nächstens geschrieben werden soll.

„Auch müssen wir uns darüber wundern und zugleich ärgern, daß die hierzu berufnen Organe sich darum gar nicht bekümmern, wenn von irgend einer Gegend berichtet wird, daß dort die Leute sich zum Übertritt zum Protestantismus anschicken. Da wäre die Beurlaubung und Entsendung hierzu geeigneter geistlicher Kräfte am Platze, die hinkämen, um aufzuklären und zu organisieren. Da aber solches nicht geschieht und ängstlich gemieden wird, kommt es regelmäßig dazu, daß die Sache (siehe Malborgeth und Nordböhmen) im Sande verläuft, daß es zarte Knospen sind, die zu keiner Frucht kommen, weil es an Gärtnern fehlt. Was thut nicht alles der Katholizismus, wenn er irgend den Boden für seine Gedanken günstig sieht und neue Ansätze zum Anhang für seine Lehren machen kann! Rom läßt, obwohl es auf dem Kontinent über Millionen seiner Anhänger verfügt, nichts unversucht, wenn es in evangelischen Gegenden Propaganda machen kann.

„Man glaube ja nicht, daß die derzeit Unzufriednen unter den Katholiken zu uns Zutrauen haben werden, wenn wir uns so ‚reserviert‘, so ablehnend und gar nicht entgegenkommend zeigen werden. Darum caveant consules! Heraus mit der Fahne des deutsch-evangelischen Bekenntnisses, mit dem Siegespanier, das slavische Furcht, rückgratlose Angstmeierei, falscher Begriff von Patriotismus zusammengerollt haben. Mit dem Mannesmut eines Luther und der Reformatoren in den Scharen der Wankenden eintreten, zu sagen, wes das Herz voll ist, und das Feld müssen wir behalten!“

Die K. Korr. 39 enthält eine Bitte des Zentralvorstandes des Evangelischen Bundes, die Verbreitung evangelischer Flugblätter und Flugschriften in Östreich durch Geldmittel zu fördern.

Auch der Köln. Ztg. wird aus Wien geschrieben: „Die Deutschöstreicher rüsten sich wieder zur parlamentarischen Abwehr der Slawisierung durch Obstruktion, und die Ganzradikalen, aber auch andre, die über die Haltung der

katholischen Volkspartei erzürnt sind, erheben dazu den Ruf: Los von Rom! Sie wollen Protestanten oder Altkatholiken werden, um ihrem Groll gegen die Unterstützung der Slawisierung durch die Römlinge möglichst wirksamen Ausdruck zu geben. Man darf die Bewegung nicht überschätzen, aber sie als Schreckschuß für die Ultramontanen auch nicht ganz unterschätzen. Bisher waren es zumeist die Frauen, die den thatsächlichen Übertritt verhinderten. Jetzt steht die unbeweibte und sehr radikale Hochschuljugend an der Spitze, und durch gleichzeitige korporative Übertritte sollen die Bedenken einzelner überwunden werden, wie denn unlängst schon eine kleine akademische Verbindung in Wien in corpore zum Protestantismus übertrat. Es zeigt sich jedoch von vornherein eine Spaltung, indem begabte altkatholische Agitatoren, wie die Geistlichen Nittel und Wolf, die schwankenden Scharen zum Altkatholizismus herüberzuziehen suchen, was ihnen auch in Steiermark bei einigen Familien gelungen ist. Im ganzen hat jedoch der Altkatholizismus seit fünfundzwanzig Jahren die Zahl seiner Anhänger in Östreich nicht vermehrt, und man traut ihm auch fernerhin nicht große Wirkungen zu. Lauter erschallt daher der Ruf der zweiten Partei: Wenn schon, dann gleich protestantisch! Ein protestantischer Pfarrer (Johanny) hat allerdings bei der Einweihung der neuen evangelischen Kirche im Wiener Vorort Währing sich berufen gefühlt, dem Losungswort: Los von Rom! von der Kanzel politisch entgegenzutreten. . . ."

Wie leicht die verschiedenen Motive ineinander übergehen, welche zur Trennung von Rom führen, hat sich in einer Volksversammlung, die im Anfang dieses Jahres in Wien stattfand, sehr deutlich gezeigt. Zunächst wurden nationale Gründe für den Austritt aus der römischen Kirche geltend gemacht. Bald aber trat ein Redner auf, der nicht bloß den Austritt aus der römischen, sondern den Übertritt zu der protestantischen Kirche forderte. Er selbst war bereits übergetreten. Ein Rechtsanwalt, Dr. Eisenkolb, machte aber auch ganz entschieden religiöse Motive geltend. Er selbst hat sich — wie er äußerte — seit seiner Schulzeit nicht um religiöse Fragen bekümmert. Er ist zum Übertritt zur evangelischen Kirche aus nationalen Gründen veranlaßt worden. Er versichert aber die Versammelten, daß, wenn sie diesen Schritt gethan haben werden, Gott dafür danken werden. Sittliche und religiöse Gründe — erklärte er — müssen uns aus der katholischen Kirche hinaus in die evangelische treiben. Wir können es nicht weiter mitansehen, wie uns die katholische Kirche unsere Kinder verdirbt, zu Heuchlern erzieht und ihr sittliches und nationales Empfinden ertötet. Warten wir nicht ab, bis zehntausend Unterschriften beieinander sind. [Es war vorgeschlagen worden, den Übertritt in Masse zu vollziehen, sobald man zehntausend Unterschriften dafür habe. Die Red.] Wir wollen der gesunden Bewegung keine Zügel anlegen. Sie schreitet gewaltig vor und ergreift immer weitere Kreise; sie ist allzu natürlich und berechtigt, ja notwendig, so daß sie nun und nimmermehr zum Stillstand gebracht werden kann, selbst wenn der Abgeordnete Schönerer sich von ihr abwenden und — Ministerpräsident werden sollte. Das größte Hindernis für unsere Bewegung liegt in dem mehr als lauen Verhalten des großen Teils der Evangelischen selbst, insonderheit der reichen Evangelischen, die meist einem seichten Liberalismus ergeben sind. Aber wir machen die Erfahrung, daß auch diese doch erwärmt werden, wenn sie sehen, wie ernst es uns ist. So ist ein früher eher abwehrender protestantischer Geistlicher jetzt ein warmer Freund unserer Bestrebungen. Glauben wir ja nicht, unsere Bauern für die Übertrittsbewegung gewinnen zu können, wenn wir die sittlich religiösen Gründe verschweigen.

Auch der K. K. Oberkirchenrat Augsburgischer Konfession und Helvetischer Konfession in Wien hat in Beziehung auf diese Bewegung folgenden Erlaß veröffentlicht: „Neueste Mitteilungen der Tagesblätter lassen es zweifellos erscheinen, daß die auf einen Massenaustritt aus der katholischen Kirche abzielenden Bestrebungen nicht auf religiöser Überzeugung beruhen. Da aber die bezügliche Bewegung vielfach auch mit eventuellen Eintritten in die evangelische Kirche in Verbindung gebracht wurde, hält sich der Oberkirchenrat verpflichtet, seiner Erwartung Ausdruck zu geben, daß die Amtsträger der evangelischen Kirche des Augsburgischen und Helvetischen Bekenntnisses den Grundsätzen unserer Kirche, sowie den kirchlichen Vorschriften entsprechend und dessen eingedenk, was die eigene Achtung vor unserer Kirche und deren eigenstes Interesse gebietet, wie bisher, jede Übertrittsanmeldung gewissenhaft prüfen und dort, wo der Übertritt nicht auf religiöser Überzeugung beruhen sollte, sich ablehnend verhalten werden. Das von den Generalsynoden einstimmig beschlossene Kirchengesetz, betreffend die Bestimmungen für die kirchliche Aufnahme von Personen, die zur evangelischen Kirche Augsburgischen bezw. Helvetischen Bekenntnisses übertreten, nach der der zuständige evangelische Seelsorger sich zu überzeugen hat, ob der Übertretende die Glaubenslehren der evangelischen Kirche, in die er aufgenommen werden will, genügend kennt, und von ihm die Abgabe einer Erklärung zu verlangen hat, daß er diese Glaubenslehren aus religiöser Überzeugung annimmt, ist unter allen Umständen zu beobachten."

Zunächst ist der Umstand auffällig, daß sich der Oberkirchenrat in Wien auf die Tageszeitungen beruft und sich mit Möglichkeiten beschäftigt, anstatt auf Thatsachen zu fußen. Die Vorschriften betreffs des Übertrittes sind ja von seiten der evangelischen Kirche so ängstlich gefaßt, daß sie eher im Interesse der katholischen Kirche als in dem der evangelischen stehen. Außerdem ist es, wie berichtet wird, manchem evangelischen Pastoren in Östreich höchst unangenehm, wenn sich Leute bei ihm melden, die zur evangelischen Kirche übertreten wollen, weil sie um jeden Preis als Leute gelten wollen, die der römisch gerichteten Regierungspolitik nicht entgegenarbeiten. Ob bei den Mitgliedern des Evangelischen Oberkirchenrats in Wien ähnliche Bedenken zu diesem Erlaß mitgewirkt haben mögen, ist eine Vermutung, die allerdings nicht sehr fernliegend ist.

Dazu kommt nun noch der Umstand, daß in dem Erlaß die Motive des Austritts aus der römischen und des Eintritts in die evangelische Kirche gar nicht unterschieden werden, obwohl sie sehr verschieden sein können. Daß die Beweggründe zum Austritt aus der römischen Kirche bei vielen, vielleicht den meisten, nationaler Natur sind, wird wohl richtig sein. Wer keine andere Beweggründe hat, wird dann aber nicht evangelisch werden, sondern konfessionslos bleiben. Wer dagegen bloß sich von der römischen Kirche freimachen, aber sein Christentum nicht aufgeben will, der wird suchen, in der evangelischen Kirche eine christliche Gemeinschaft zu finden. Das ist aber ein religiöser Beweggrund. Stößt man solche Leute zurück, so werden sie anderswo kirchliche Gemeinschaft suchen und das Vorgehen des evangelischen Oberkirchenrates wird dann Kirchengemeinschaften zu gute kommen, die außerhalb des Gebietes des deutschen Volkes entstanden sind und darum auch nicht einmal der Möglichkeit einer Verdächtigung ausgesetzt sind, daß jemand nur aus deutschnationalen Beweggründen sich ihnen anschließt.

Die römisch-katholischen Studenten der Theologie im Konvikt des Kollegiums Albertinum in Bonn haben dagegen remonstriert, daß man sie in ihren Studien zu großen Einschränkungen unterwirft. Eine derartige Klage nimmt sich gegenüber dem Umstand, daß sonst fast überall über Überbürdung geklagt wird, fast sonderbar aus; um so mehr als gelegentlich dieses Vorkommnisses darauf hingewiesen worden ist, daß an andern Orten dieselbe Beschränkung und dieselbe Unzufriedenheit ist. Der Bayrische Kurier schreibt: „Wir bemerken hiezu, daß die Theologiekandidaten der Münchner Universität sich ebenfalls schon wiederholt beschwerend an den Dekan der theologischen Fakultät gewandt haben über wissenschaftliche Verhältnisse bei der theologischen Fakultät, die hinter den Bonner Verhältnissen sind. Die Münchner Theologiekandidaten haben auf diesem Wege auch nichts ausgerichtet. . . . . Das Kultusministerium ist über die Sache sehr wohl unterrichtet, thut aber zur Abhilfe derselben bis jetzt nichts. Vielleicht nimmt man aus den Bonner Verhältnissen nun doch endlich Anlaß, in München einen Skandal zu verhüten, wozu die kommende Landtagssession immer noch Gelegenheit bietet. Ein anderes Blatt bemerkt hiezu, daß an den Lyzeen, deren es in Bayern sechs königliche und ein bischöflich eichstättisches mit zusammen 686 Schülern giebt und wo weitaus der größte Teil der künftigen katholischen Geistlichkeit seine Studien betreibt, die Zustände noch viel schlimmer seien. Nur käme es an diesen für sich bestehenden Anstalten kaum zum Bewußtsein, weil man anderes nicht kennt, während an den Universitäten die Theologen durch den Verkehr mit andern Studierenden zur Erkenntnis der Lage gebracht und mit Bedauern darüber erfüllt werden, daß ihnen mancher dargebotene Wissenszweig versperrt bleibe. Da man aber nicht wolle, daß die Theologiestudierenden zu dieser Erkenntnis kommen, so sei vielfach denselben der Universitätsbesuch geradezu verboten oder werde doch nur sehr ungern gesehen.

Auch die M. Allg. Ztg. hat an dieser Angelegenheit Anteil genommen. Sie veröffentlicht das Faksimile einer Zuschrift des Subregens des Freisinger Seminars, Nikolaus Asenbeck, mit all seinen Korrekturen und Nachlässigkeiten.

Dabei scheint es der M. A. Ztg. gelungen zu sein, sich wieder ähnliche Berichterstatter aus dem römischen Lager zu verschaffen wie zur Zeit des vatikanischen Konzils. Sie deutet wenigstens an, daß hochstehende katholische Theologen hinter ihr stehen, und sagt außerdem noch: „Im übrigen möge man doch nicht so thöricht sein, oder sich so thöricht stellen, zu glauben, daß wir ohne jede weitere Garantie den Feldzug eröffnet haben. Wir haben auf sehr festen Grund gebaut und gegebenenfalls werden wir Dutzende von Zeugen beibringen. Daß wir für eine gute Sache kämpfen, würden uns, wenn wir nicht selbst von dieser Überzeugung getragen wären, die Zuschriften beweisen, die uns aus ganz Deutschland, aus katholischen Geistlichen- und Laienkreisen zugehen. Es wird auch das Spionieren nichts helfen, aus welchen „hochangesehenen katholisch-theologischen Kreisen“ uns bisher Material zugegangen ist. Glücklicherweise giebt es überall noch solche Männer.“

Nachdem man die deutschen Professoren der katholischen Universität Freiburg (Schweiz) glücklich fortgequält hat (vgl. Theol. Ztschr., 1898, Seite 124—126), werden sie auch außerdem von dem Präfekten der römischen Studienkongregation, dem Kardinal Satolli, beschimpft, indem ein an den Rektor der Universität gerichtetes Schreiben veröffentlicht worden ist, in welchem sie einer „wüsten Agitation“ sowie der Lüge und Verleumdung beschuldigt werden. Dagegen wird den Polen und Franzosen, durch welche die Deutschen vertrieben wurden, „vermöge von S. Heiligkeit erhaltener spezieller Bevollmächtigung“ die aufrichtige und reichliche Anerkennung des Kardinals kundgegeben.

Das ist aber selbst der in ihrer Unterwürfigkeit unter Rom oft bewährten ultramontanen Kölner Volkszeitung doch etwas zu stark und sie macht folgende, im ganzen doch sehr bescheidenen Gegenbemerkungen: „Wir haben bis jetzt in der Freiburger Universitätsangelegenheit strenge Zurückhaltung bewahrt, da wir uns durch eine Menge mündlicher und schriftlicher Informationen nicht zu überzeugen vermochten, daß in Freiburg nur auf einer Seite Fehler begangen worden seien, und weil wir von einer leidenschaftlichen Polemik keine Besserung der leidigen Dinge erwarten, die in der bekannten Sezession eines erheblichen Teils der deutschen Professoren zum Ausbruch kamen. Ist Kardinal Satolli auf Grund seiner Ermittlungen zu der Ansicht gekommen, daß alles und jedes Unrecht nur auf seiten der Sezessionisten liegt und ihre Gegner gar nichts Tadelnswertes begangen haben, so hat er als Präfekt der Studienkongregation ohne Zweifel das Recht, hievon dem Rektor Kenntnis zu geben, und bei einem besonderen päpstlichen Auftrag wird dieses Recht zur Pflicht. Aber tief bedauern wir die Form, in welcher Kardinal Satolli sich dieses päpstlichen Auftrags entledigt hat. Ausdrücke wie „wüste Agitation, eine Handvoll Unruhstifter, böswillig, boshaft" sind nicht geeignet, den Glauben an die völlige Unbefangenheit dessen, der sie gebraucht, zu bestärken, und wenn den gebliebenen Professoren im Gegensatz zu den ausgetretenen der „reine und echte Katholizismus" zugeschrieben wird, so dürfte diese Wendung auch manchem der ersteren wenig gefallen. Die Veröffentlichung dieses Schreibens wird wirken wie der Funken im Pulverfaß und die Wirkung wird nicht nur bei den Vertretern der „wüsten Agitation", sondern auch in andern sehr großen, schweizerischen und deutschen Kreisen eine höchst peinliche sein. Es wäre dringend zu wünschen, daß man in Rom vor der Abfassung und vollends vor der Veröffentlichung solcher Schriftstücke Männer zu Rate zöge, welche den Verhältnissen nahestehen und die Wirkung zu beurteilen vermögen."

Ende Februar hat der Osservatore Romano zwei interessante Mitteilungen gebracht, nämlich die Verurteilung des „Amerikanismus" durch ein Schreiben des Papstes und die Verurteilung von vier Schriften des Würzburger Professors Schell durch die Indexkongregation.

Was das erstere betrifft, so ist allerdings wieder sehr fraglich, was eigentlich damit gemeint und noch fraglicher, was dadurch bewirkt worden ist. Allerdings ist es dem Erzbischof Ireland nicht gelungen, die Verwerfung der Lebensbeschreibung des „Vater Hecker", welche der Erzbischof selbst bevorwortet hatte, zu hintertreiben. Es war in demselben eine weitgehende Anpassung des Katholizismus an die Verhältnisse der Vereinigten Staaten anempfohlen worden. Diese wird als „falscher Amerikanismus" verworfen, während der Papst gegen den „richtigen Amerikanismus" nichts einzuwenden habe. Erzbischof Ireland hat den Wink auch sofort verstanden und seine Unterwerfung unter den heiligen Stuhl sowie seine Übereinstimmung mit dem Schreiben des Papstes erklärt. Er weise entschieden alle die falschen und gefährlichen Meinungen ab, welche, wie der heilige Vater erkläre, gewisse Leute mit dem Ausdruck „Amerikanismus" verbänden. Er thue das um so bereitwilliger, als sein katholischer Glaube und seine Kenntnis der Lehren und Gebräuche der Kirche ihm nie gestattet hätten, derartige maßlose Anschauungen zu hegen.

Auf der andern Seite behaupten die Gegner Irelands, derselbe habe in Rom eine vollständige Niederlage erlitten und dem katholischen Liberalismus sei ein Schlag versetzt, von dem er sich niemals wieder erholen könne.

Augenscheinlich hat es die päpstliche Diplomatie fertig gebracht, beiden Parteien den Glauben beizubringen, daß sie Recht behalten hätten, oder wenn Ireland wirklich das nicht glauben sollte, ihm wenigstens Gelegenheit zu verschaffen gesucht, mit gutem Schein sich aus der Sache herauszuziehen, da man mit dem Erzbischof von St. Paul nicht eben so rücksichtslos umgehen darf, wie mit einem Professor einer bayrischen oder preußischen Universität.

Im Zusammenhang damit scheint auch die Verurteilung der Schriften von Prof. Schell zu stehen. Die Dogmatik Schells, deren erster Band 1889 und deren zweiter Band 1893 erschien, hat für beide Bände ein bischöfliches "Imprimatur" erhalten. Es sind also die betr. Bischöfe damit auch als nicht sonderlich urteilsfähig in Sachen des Glaubens hingestellt.

Außerdem wurde noch das Buch „Die Wahrheit des Christentums" (2 Bde., 1895 und 1896) und die Schriften: „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts," 1897, und: „Die neue Zeit und der alte Glaube," 1898, auf den Index gesetzt.

Die an vorletzter Stelle genannte Schrift ist es gewesen, wodurch der Ultramontanismus gegen Prof. Schell aufgebracht wurde (vergl. Theol. Ztschr. 1897, Seite 253—255), und Bischof Korum von Trier, der gar nicht einmal der geistliche Vorgesetzte Schells war, ist im Herbst vorigen Jahres nach Rom gereist, um die Schriften desselben auf den Index zu bringen. Auch die Jesuiten betrieben Schells Verurteilung sehr stark und nachdem am 21. Februar der Brief des Papstes über den Amerikanismus veröffentlicht war, wurde auch am 24. desselben Monats die Verurteilung Schells publiziert, obwohl der Beschluß der Indexkongregation schon vom 15. Dezember v. J. datiert ist. Es scheint, daß die Gegner Schells erwartet hatten, derselbe würde die Unterwerfung unter das Urteil der Indexkongregation verweigern. Damit wäre man ihm am schnellsten losgeworden, und hätte der gläubigen katholischen Welt ad oculos demonstrieren können, wie jeder Gegensatz gegen den Jesuitismus nur zum Bruch mit der Kirche führen könne. Wenn man nun dem Würzburger Professor die Anerkennung der „Entscheidung der Kirche" nicht so leicht gemacht hat, wie dem Erzbischof von St. Paul, so hat er dennoch seine Gegner mit ihren eigenen Waffen bekämpft. Er hat nämlich dem Bischof von Würzburg seine Unterwerfung unter der Lehrautorität der Kirche erklärt. Damit war jeder Anlaß, gegen ihn einzuschreiten, namentlich den Besuch seiner Vorlesungen zu verbieten, beseitigt. Wie aber diese Unterwerfung zu verstehen sei, hat Schell seinen Zuhörern im Kolleg drei Tage später (4. März) erklärt: „Er habe sich unterworfen, weil er dem Hirtenamt der Kirche gegenüberstand, dem gegenüber er erfüllt habe, was als Katholik und Priester seine klare Pflicht war, daß er die Treue gegen die Kirche niemals außer acht lassen dürfe. Durch Zusammenwirken verschiedener Faktoren der theologischen Fakultät, der Bischöfe von Würzburg und Augsburg, des Erzbischofs von München, sowie Vertreter seiner früheren Schüler sei Klarheit in die Sache gekommen und die Bedeutung des Aktes in ein unzweifelhaftes Licht gestellt worden. Nur im Namen und Interesse der Wahrheit habe er dem Hirtenamte gegenüber den Akt der Unterwerfung vollzogen und zwar in dem Sinne, daß Wahrheit und Kirchlichkeit verbunden ist. Von schweren Befürchtungen sei er zwar noch in keiner Weise frei, aber schließlich sei es doch die Hoffnung, die immer ihre Kraft ausübe. Seine Pflicht als katholischer Christ, Theologe und Lehrer habe er erfüllt. Die Unterwerfung bedeute übrigens keine Anerkennung der Abweichung vom katholischen Dogma, sondern nur die Bereitwilligkeit, sich dem Urteil der Indexkongregation fügen zu wollen."

Der Rede Sinn ist zwar an manchen Stellen etwas dunkel, aber soviel läßt sich doch merken, daß erstlich die bayrischen Bischöfe nicht gut dazu sehen, daß der Bischof Korum mit Hilfe der Kurie in ein Gebiet übergreift, das ihm gar nicht unterstellt ist. Sodann sieht man deutlich genug, daß die Unterwerfung zunächst nur eine Formalität sein soll. Ob es Schell gelingen wird, die Herren von der Indexkongregation dazu zu bringen, daß sie sich herablassen, ihm nachzuweisen, wie und warum er vom katholischen Dogma abgewichen sei, und an welchen Stellen und in welcher Form er die auf den Index gesetzten Schriften abändern müsse, damit sie mit dem römischen Dogma stimmen, das ist freilich eine andere Frage. Schell weiß höchst wahrscheinlich besser — d. h. soweit das überhaupt wißbar ist — als die Indexkongregation, was katholisches Dogma ist, aber diese würde sich ihm gegenüber nicht auf ihr Wissen, sondern auf ihre „Lehrgewalt" berufen und sagen "Roma locuta est".

Das scheint man nach einem Artikel der M. A. Ztg. zu erwarten. Dort wird gesagt: „An der Verurteilung des Prof. Schell ist das Interessante das, daß man sich nicht begnügt hat, die bekannte Broschüre über den Katholizismus als Prinzip des Fortschritts zu verdammen, sondern daß man fast alle seine Schriften in dieses Verdikt einschloß. Solche Verdammungen en bloc pflegt man zu belieben, wenn ein Schriftsteller total vernichtet, in seiner ganzen Lehrthätigkeit für immer umgebracht und vor aller Welt als räudiges Schaf hingestellt werden soll. Es ist ziemlich gleichgültig, ob sich Prof. Schell dem Urteil der Indexkongregation unterwirft oder nicht, sein Werk als Lehrer der theologischen Jugend, seine Aktion in der Kirche ist zerstört, die theologische Fakultät in einem ihrer angesehensten, beliebtesten und edelsten Lehrer betroffen und geknickt. Kein Zweifel, daß den übrigen theologischen Fakultäten, die der jesuitischen Kamarilla ein Dorn im Auge sind, ein gleiches Schicksal bereitet wird." Der Artikel schließt mit den bedeutungsvollen Worten: „Herr Beyschlag hat neulich die Männer, die bei uns im katholischen Deutschland eine Verständigung zwischen Kirche und Wissenschaft suchten, Illusionisten genannt. Er mag in seiner Art Recht haben. Vom protestantischen Standpunkt aus kann man sich nur freuen, wenn diese „Illusionen" zerstört werden. . . . . Aber wo ein höherer Gesichtspunkt maßgebend ist, kann man dieser Entwicklung doch nur mit tiefer Trauer zusehen. Leben ist Leben, welches auch immer seine Formen sein mögen. Und das Leben, das uns in dieser von glühender Begeisterung für einen idealen Katholizismus erfüllten Schule in der deutschen Theologie unserer Fakultäten entgegentrat, getragen von der rastlosen, ehrlichen Arbeit wirklicher Gelehrten — es war anziehend und frisch genug, um der höchsten Teilnahme der Nation wert zu sein. Es ist verblüht. Die Stille des Kirchhofs wird sich über den Katholizismus wieder niedersenken und den Führern dieser „Romantik" bleibt nur übrig, an ihre eigene Ehre und deren Wahrung zu denken."

Wenn man vielerorts der Ansicht ist, daß der Mohammedanismus am Aussterben sei, so gründet sich diese Meinung hauptsächlich auf die politische Schwäche der türkischen Herrschaft. Dieselbe ist aber keineswegs die Macht, welche den Islam erhält, sondern umgekehrt: der Sultan stützt sich auf den Islam und es scheint, als ob man in Konstantinopel auch an einem Plan arbeitet, alle Mohammedaner, wenn auch noch nicht politisch, doch vorerst wenigstens geistig und moralisch wieder unter die Herrschaft des Sultans zu bringen. Dr. Hartmann, ein Glied der Fakultät des orientalischen Seminars, hat sich betreffs dieses Punktes in einem Vortrag über „Islam und Christentum" ausgesprochen. Er hält den Panislamismus keineswegs für ein bloßes Phantom

oder einen leeren Traum. Die Zahl der Mohammedaner ist etwa 260 Millionen, die der Christen 470 Millionen. Wenn es auch richtig ist, daß in manchen Gebieten die Moslem zurückgegangen sind, so haben sie dafür an andern Orten soviel größere Fortschritte gemacht, besonders in Central-Afrika, im westlichen Sudan, in Hinterindien, in China und den malaiischen Inseln. Die madhistische Bewegung hat eine große Zahl von Stämmen Nordafrikas beeinflußt, und die europäischen Vorkämpfer des Mohammedanismus, die Türken, haben Bewegungen eingeleitet, um die Lehren und Gebräuche ihrer Religion auszubreiten. Der Sultan selbst ist vollständig unter der Leitung fanatischer Derwische und ist von dem Ehrgeiz erfüllt, moslemische Ideen überall zu verbreiten. Große Summen gehen jedes Jahr zu Missionszwecken nach dem Kaplande und nach China; es geht sogar solches Geld nach Liverpool und New York, wenn gleich ein bedeutender Teil des Geldes in den „frommen" Händen bleibt, denen es anvertraut wurde. Aber diese Bewegung, die ihr Hauptquartier im Yildiz-Kiosk, dem Palast des Sultans, hat, ist keineswegs so unbedeutend, und sie gewinnt an Bedeutung dadurch, daß das Selbstbewußtsein und das Selbstvertrauen der Moslem durch die neueren politischen Ereignisse wesentlich gesteigert worden ist. An allen Ecken der Welt stoßen Christentum und Islam zusammen und es sind Anzeichen dafür vorhanden, daß ein Kampf um die Herrschaft unvermeidlich sein wird. Die Moslem sind voll Eifer, einen solchen Entscheidungskampf zu sehen, während er der Christenheit höchst unwillkommen wäre, da man die Massen für einen solchen Kampf nicht in dem Maße begeistern könnte, als dies bei mohammedanischen Völkern möglich ist.

Zum Beweise seiner Darstellung beruft sich Hartmann auf die Geschichte beider Religionen. Der Kern des ursprünglichen Christentums sei im Laufe der Zeit mit einer Schale politischer und anderer Interessen umgeben worden. Im Mohammedanismus habe eine solche Umgestaltung nicht in dem Maße stattgefunden, wie im Christentum. Die Persönlichkeit Mohammeds sei immer noch eine Macht unter seinen Anhängern und der fleischliche Charakter seiner Lehre sei ein solcher, der seine Nachfolger zum wildesten Fanatismus entflammen könne, namentlich die Lehre vom Paradiese und von der Prädestination eigne sich dazu. Das ursprüngliche Gebot, von Juden und Christen dreimal zu fordern, daß sie zum Islam übertreten und sie im Falle der Weigerung zu töten, werde zwar in seiner gröbsten Form nicht mehr befolgt, aber das geschehe nur unter dem Druck der Verhältnisse. Die europäischen Völker sollten auf keinen Fall vergessen, daß die Ausbreitung des Islam eine große Gefahr für christliche Civilisation und Kultur einschließe, und es sei für sie höchst nötig, gegen dieselbe zusammenzuwirken.

Der Mensch ist gebrechlich und sterblich, setze kein großes Vertrauen auf ihn, wenn er dir auch noch so lieb wäre. Auch mußt du dich nicht sehr betrüben, wenn dir bisweilen ein Mensch widerspricht und entgegenarbeitet.

Es sei dir vielmehr eine ausgemachte Sache: Die heute für dich sind, können morgen wider dich sein; aber auch umgekehrt: Denn die Menschen ändern sich wie der Wind.

Der Herr spricht: Das Reich Gottes ist inwendig in euch! (Luk. 17, 21). Wende dich also von ganzem Herzen zu dem Herrn und verlaß diese elende Welt, so wird deine Seele Ruhe finden.

Anzeigen von Büchern und Zeitschriften.

1. Hymnal of the "Evangelical Church".

Als unser Erlöser, kurz vor seiner Auffahrt in den Himmel, seinen Jüngern und Aposteln den gewaltigen und inhaltsreichen Befehl gab, alle Völker zu seinen Jüngern zu machen, da überschaute er im Geiste alle Missions-Jahrhunderte, in denen die mannigfaltigsten Sprachen und Dialekte, welche beim Turmbau zu Babel entstanden, in den Dienst des „ewigen Evangeliums" treten würden. Die verschiedenen Völker, welche durch ihre besonderen Sprachen getrennt wurden, sollen also durch das „Evangelium für alle Kreatur" wieder verbunden und geeiniget werden. Die Sprache ist also Dienerin im Reiche der Himmel. Das ist ein wichtiger Gedanke für alle Zeiten und daher auch für die jetzige Zeit. Denn wir leben ja in der Zeit des Überganges aus dem deutschen in den englischen Sprachgebrauch. Seitdem nämlich die deutsche Sprache nicht mehr allgemein in den öffentlichen Schulen gelehrt wird, kommt der aufwachsenden evangelischen Jugend die Kenntnis der schönen deutschen Sprache nach und nach abhanden. Das ist aus vielen Gründen zu bedauern, aber nicht erfolgreich zu verhindern. Und da hat es uns gefreut, daß unsere teure Synode, in der richtigen Erkenntnis, daß der evangelische Glaube wichtiger sei, als die sprachliche Form, neben dem "EVANGELICAL CATECHISM" und dem seit Anfang dieses Jahres erscheinenden Kinderblatte "EVANGELICAL COMPANION", das oben benannte "HYMNAL" für den Gebrauch in unsern englischen Gottesdiensten herausgegeben hat. Was nun dieses "Evangelical Hymnal", von dem unsere „St. Markus Gemeinde" 50 Exemplare angeschafft hat, anbetrifft, so können wir dasselbe jeder christlichen Gemeinde, welche englische Gottesdienste in ihrer Mitte abhält, getrost empfehlen. Herr Pastor C. G. Haas hat sich die Mühe gegeben, bei der Anfertigung dieses Buches nur die besten und schönsten "Hymns" auszusuchen, so daß schon aus diesem Grunde jeder Liebhaber guter Kirchenmusik in dem Besitze unseres "Hymnals" sein sollte. Denn Text und Melodien in demselben sind würdevoll und dem heiligen Zwecke entsprechend, und 100 Melodien deutscher Choräle sind darin vertreten. Es enthält eine reiche Anzahl Gesänge für alle Gelegenheiten, welche im kirchlichen Leben vorkommen. So finden wir z. B. 28 verschiedene Passionslieder in unserm "Hymnal", welches, nach seiner ganzen Ausstattung, den Bedürfnissen vieler Jahrzehnte, die noch im Schoße der Zukunft liegen, entsprechen dürfte. Da ferner die Melodien vierstimmig gesetzt sind, so wird unser englisches Gesangbuch auch dazu dienen können, den Gesang im Familienkreise zu pflegen.

Das ehrw. Verlags-Direktorium hat sich redlich bemüht, diesem jüngsten Produkte litterarischer Thätigkeit innerhalb unserer Synode ein passendes Gewand zu geben, damit es den verschiedenen Ansprüchen von seiten der Besteller genüge: 8vo., Cloth, $1.50; Imitation Marocco, Flexible, $2.50, und Turkey Marocco, Full Gilt $3.50.

Man bestelle bei "Eden Publishing House" 1716—1718 Chouteau Ave., St. Louis, Mo.

Möchte denn auch dieses Buch hinausziehen in die Welt und vielen zu großem Segen werden, bis wir einstens, am krystallenen Strom des Lebens, das ewige Lied des Lammes singen. Das walte Gott!

St. Louis, Mo., den 5. April 1899. E. H. Eilts, Pastor.

2. **Die Apostelgeschichte St. Lukas in Predigten und Homilien.** Eine Sammlung biblischer Zeugnisse von: W. Baur, M. Frommel, K. Gerok, E. Chr. Luthardt, E. F. Meier, G. Menken u. a. Herausgegeben von G. Hiller, Pfarrer in Dittelsdorf bei Zittau. Bremen, C. Ed. Müllers Verlagshandlung, 1897. 862 S., gr. Oktav, geb. Hlbfrzbd., Preis $3.20. Zu haben im Eden Publishing House, St. Louis, Mo.

Dies ist eine sehr dankenswerte Gabe für die Geistlichen im praktischen Amte. In achtzig Predigten ist der ganze Text der Apostelgeschichte kontinuierlich behandelt. Bei der Auswahl der Predigten ist der Sammler von dem Grundsatze geleitet, daß nur das Beste Raum finden sollte; die Predigten sind durchweg gut, und es sind etliche von, so zu sagen, klassischer Schönheit dabei. Aber die Haupttendenz der Sammlung ist doch nicht, eine Reihe schöner Predigten zu gelegentlicher Benutzung und Nachahmung darzubieten, sondern den Reichtum der Apostolgeschichte als eines ursprünglichen Zeugnisses apostolischer Lehre und christlichen Lebens vor Augen zu führen. „Wie die erste Kirchengeschichte, so ist sie auch ein gewaltiges Missionsbuch vorbildlich für alle Jahrhunderte, und nicht minder ein treffliches Handbuch für Gemeindeordnungen und Kirchenverfassung, der Grundriß des individuellen, gemeindlichen und kirchlichen Christenlebens". Nicht derjenige würde das Buch recht benutzen, der von Woche zu Woche einmal hineinschaut, um zu sehen, worüber er am nächsten Sonntage predigen könne, sondern wer dasselbe möglichst hintereinander von Anfang bis Ende durcharbeiten und vor allem unter Anregung der gegebenen Auslegungen den Text der Apostelgeschichte selbst durchstudieren würde. Die meisten der Predigten sind bei angestrebter Einfachheit und Popularität auch zum Vorlesen geeignet, aber der Hauptzweck der Sammlung ist doch wohl, dem Prediger zur Anregung und Befruchtung zu dienen.

E. O.

---

3. **Das Neue Testament nach der deutschen Übersetzung Dr. Martin Luthers.** Cleveland, O., bei Aug. Becker, 1134—1138 Pearl Str., 1898, mit Psalmen in Muslin Einband 35 Cts.; Goldschn. 50 Cts.; ohne Psalmen 30 resp. 45 Cts.

Dieses Testament ist zwar teurer als die sonst von Bibelgesellschaften verbreiteten. Es wiegt aber auch den Wert des Geldes auf durch die Vorteile, die dieses Testament darbietet. Ich nehme vergleichsweise das für 10 Cents käufliche Testament der Brit. und Ausl. Bibelgesellschaft zur Hand vom Jahre 1895. Dieses Testament hat noch die alte Ortographie, es hat keine Parallelstellen, der Druck ist so klein und eng, daß das ganze Testament nur 288 Seiten füllt, die Psalmen 72 Seiten. Das Testament der reformierten Buchhandlung hat 511 Seiten, die Psalmen 124 Seiten, neuere deutsche Orthographie, notwendige Berichtigungen des Luthertextes, reichliche Parallelstellen direkt unter dem Vers. — Was aber das Testament besonders wertvoll macht, das ist die Hervorhebung einer großen Menge von Kernsprüchen und Hauptstellen durch **fette schwarze Schrift.** Der Pastor, der vielleicht gerne einmal schnell einen passenden Text suchen, oder einen Spruch für seelsorgerlichen Gebrauch finden möchte, wird leicht sein Auge durch irgend ein Wort festgehalten finden. Daneben sind andere Stellen, auf denen ein besonderer Nachdruck liegt, gesperrt gedruckt, wodurch also eine zweite Reihe von Bibelstellen hervorgehoben wird. Kurz, das Testament hat so viele Vorzüge vor den gewöhnlichen Ausgaben, daß jeder, der es oft und fleißig gebraucht, gern die Mehrkosten daran wenden wird, um ein so praktisch und schön ausgestattetes Buch zu erwerben.

Eine auffallende Eigentümlichkeit hat diese Ausgabe: den sparsamen Gebrauch des e. Wo die anderen Ausgaben aus Wohlklangsrücksichten und zur Erleichterung der Aussprache ein e an- oder eingefügt haben, läßt diese Ausgabe es ausfallen.

Z. B. Joh. 15, 19: Ich hab euch von der Welt erwählt, darum haßt euch die Welt. 14, 27: Den Frieden laß Ich euch, meinen Frieden gebe Ich euch. Nicht geb Ich euch, rc. .... Sympathisch berührt es den Leser, das auf Jesum Christum bezogene Ich meist mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben zu finden. H.

Zeitschriften.

Katechetische Zeitschrift. Organ für den gesamten evangelischen Religionsunterricht in Kirche und Schule von Aug. Spanuth. Zweiter Jahrgang. Erstes Heft. Bei Schäfer & Koradi.

Dieses Heft enthält ein Wort an die Leser, worin Zweck und Plan des Blattes angegeben wird. Jede Nummer wird 2½—3 Bogen stark zum Preis von 50 Cts. vierteljährlich erscheinen. Wissenschaftliche Aufsätze, Katechesen, Entwürfe über verschiedene Stoffgebiete, katechetische Lesefrüchte, u. dgl. wird das Blatt bringen und manchem die sonst fehlende katechetische Litteratur ersetzen. Auch eine Übersicht über die katechetischen Neuerscheinungen soll vierteljährlich gegeben werden. Wer für den Konfirmandenunterricht und Christenlehre Anregung sucht, wird solche reichlich finden in dieser Zeitschrift.

„Mancherlei Gaben und Ein Geist“, die wohlbekannte und altbewährte, homiletische Zeitschrift, begründet von † Emil Ohly, fortgesetzt von Adolph Ohly. Zu haben bei Schäfer & Koradi. Jährl. 12 Hefte, je 80 Seiten, Jahrgang $2.50.

Das 5. Heft des 38. Jahrgangs bringt eine Abhandlung: Der Gedanke der Sündenvergebung bei den alttest. Propheten; Predigtentwürfe über je fünf Texte: 1. Altkirchliche Epistel; 2. Württ. Evang., II. Jahrg.; 3. Neue Sächs. Perik. III. Jahrg.; 4. Alttest. Perik. von Thomasius, und 5. ein Passionstext für folgende Tage: Palmarum, Gründonnerstag, Karfreitag. — Ferner für Ostern, Ostermontag und Quasimodogeniti an Stelle des Passionstextes je zwei alttestl. Texte unter No. 4. Ferner Kasualien: Für Konfirmation (Annahme, Rede, nachträgliche Konfirmation), fünf Entwürfe; für Buß- und Bettag eine ganze Predigt, zwei Entwürfe. Endlich noch „Litterarische Kritiken“ und Verzeichnis der neuen theolog. Schriften. Ein reicher Inhalt.

Die Evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt, von Jul. Richter. 5. Jahrg. 1899. Erstes Heft, Januar; jährlich $1 00, bei Schäfer & Koradi.

Das erste Heft enthält: Noch einmal unter den Hindus. Der Islam und die Türken. Die Sitte des Fußbindens bei den Chinesinnen. Vom großen Missionsfelde. Neueste Nachrichten. Bücherbesprechungen. Hübsche, feine Bilder, schönes Papier, reiner Druck zeichnen das vorliegende Heft aus.

Salvation. A new Evangelical Monthly. (Continuing "The Jewish Christian".) General Contents: I. The consecrated life in Christ; II. Original Exploration of Bible Truth; III. Critical and Exegetical Revision of Revisions and Interpretations; IV. "The Jewish Christian", continued by Herm. Warszawiak, or The Missionary World of the Latter Day and Israel's Redemption. Address: "Salvation", Box 3058, New York, N. Y. Price $1.00 a year. 64 pages a number. W. Cowper Conant, 466 W. 151st St., Editor and Publisher.

In diesem Magazin ist die erste Hälfte teils dem Interesse der christlichen Heiligung, teils dem der Erforschung der Bibel gewidmet, wobei wir besonders hinweisen auf einen Artikel mit dem Motto Joh. 4, 22: „Wir wissen, was wir anbeten.“ Der Artikel hat die Überschrift: How do we know? or, Religion as Science. Die zweite Hälfte ist die Fortsetzung des eingegangenen Judenmissionsblattes: "The Jewish Christian" in neuer Folge und ist den Interessen der Judenmission, besonders in New York gewidmet. Dieselbe wird von dem Judenmissionar Herm. Warszawiak in einer gemieteten Halle, No. 424 Grand Str., in großem Segen fortgeführt, trotz aller gehässigen Lästerungen und Verfolgungen, wie solche teils von Juden, teils von Christen wider ihn ins Werk gesetzt wurden. Er und sein Werk müssen mit dem Meister die via dolorosa (Leidensweg) wandeln. Doch: Jesus lebt und spricht: Ich lebe und ihr sollt auch leben! Wem die Bekehrung Israels am Herzen liegt und wer auf die Zeichen der letzten Zeit vor Christi Wiederkunft achtet, wozu entschieden auch das Los Israels gehört, dem sei das Blatt und das Werk herzlich und dringend empfohlen.

Obige Bücher sind in unserm Verlag zu haben oder durch denselben zu beziehen. Man adressiere: Eden Publishing House, 1716 und 1718 Chouteau Avenue, St. Louis, Mo.

Fragekasten.

No. 7. Wie läßt sich die in den „Rätsel-Ecken“ unserer Zeitschriften stattfindende Spielerei mit der Bibel vereinbaren mit der im Ev. Katechismus No. 3 gegebenen Erklärung von der Inspiration der Schrift?

No. 8. Kann das Beten zum heiligen Geist biblisch begründet werden?

No. 9. Welches ist das nötige Merkmal, das eine Gesellschaft zu einer „geheimen“ stempelt?

10. Wie ist es einer Gemeinde klar zu machen, worin die Sünde des Tanzens besteht?

No. 11. Unter welchen Ausdrücken ist das sündhafte Ansinnen von Potiphars Weib an Joseph den Kindern klar zu machen?

No. 12. Wie läßt sich das angeblich so hohe Alter der ägyptischen Pyramiden und Ruinen (siehe Friedensbote No. 3, Seite 21, mittlere Spalte unten) reimen mit der biblischen Chronologie? (Erklärung: Nach gewöhnlicher Annahme wurde Christus ca. 4000 Jahre nach der Schöpfung geboren; die Sündflut fand statt 1656 nach der Schöpfung. Jene 6. Dynastie in Ägypten soll aber schon 3600 vor Christo, d. h. 400 nach der Schöpfung regiert und ihre Toten einbalsamiert haben!)

No. 13. Darf ein Pastor spekulieren? (Wer lacht da?)

Bemerkungen.

Für die 8. Frage ist eine Antwort schon vorhanden. — Für No. 10 liegt ein Referat vor, das als Antwort gelten kann, obwohl es lange vorlag, ehe die Frage einlief. Für No. 12 wird ein Bruder extra Studien machen, um dem Leserkreis einen Einblick in diese chronologischen Fragen zu gewähren.

Wir möchten bitten, vorläufig über Inspiration keine Einsendungen von gegnerischer Seite zu schicken; es soll, D. v., noch ein Aufsatz folgen über dieses Thema, der den Standpunkt der Redaktion darlegt.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 1. Band. St. Louis, Mo. Juli 1899.

Die Philosophie der Griechen als Vorbereitung auf Christum.*)

(Dr. Otto Becher.)

Die Wissenschaft des Christentums ist eine historische Darstellung und philosophische Begründung der christlichen Erkenntnis, des christlichen Glaubens und Lebens. Der christliche Glaube und das christliche Leben, das christliche Denken und Wollen resultiert aus der Gotteserkenntnis; darum wird die Wissenschaft des christlichen Glaubens und Lebens immer eine religions-philosophische Begründung erheischen. Philosophie ist nichts anderes, als Gottesbewußtsein, denn der Gegenstand derselben ist Gott und sein Verhältnis zur Welt und zum Menschen. Wenn zur philosophischen Überzeugung die christliche Gotteserkenntnis hinzukommt, so erwächst daraus alsbald das Bestreben, den christlichen Glaubensinhalt philosophisch zu vermitteln. Darum hat auch die Theologie zu aller Zeit die Notwendigkeit erkannt, sich mit der Philosophie in Verbindung zu setzen; und hieraus ist auch erklärlich, daß die Philosophie zu jeder Zeit einen großen Einfluß auf die christliche Theologie ausgeübt hat. Plato ist es, der die Theologie der Kirchenväter (K. V.) und Aristoteles, der die Theologie des Mittelalters mächtig beeinflußt hat; ebenso ist es eine allerdings beklagenswerte Thatsache, daß die moderne Theologie von der Kantschen Philosophie beherrscht wird. Aristoteles und Kant gehen uns aber hier nichts an; und die hier folgenden Bemerkungen über die Beeinflussung der K. V. durch die Platonische Philosophie sollen ebenfalls nur als einleitende Gedanken aufgefaßt werden. Die häufige Berufung der K. V. auf die Philosophie, namentlich die platonische, hat zu der Annahme geführt, daß in der griechischen Philosophie selbst christliche Momente enthalten seien, und Gelehrte wie Aß, Ackermann, Baur, Ritter, Becker u. a. haben z. B. geistreiche Schriften über „das Christ-

*) Dieser Artikel ist als erster Teil eines Referats vor der Buffalo Pastoralkonferenz gehalten worden, mit der Absicht, zum Studium der Geschichte der Philosophie anzuregen. Er bietet hauptsächlich das Material für Schlußfolgerungen, die am Ende des Referats aus dem G nzen gezogen werden sollen. Nur für einen kleinen Kreis von Pastoren war diese Arbeit bestimmt. Die Veröffentlichung im Druck ist beim Ausarbeiten dem Verfasser fern gelegen.

Magazin 16

liche im Plato" geschrieben. Aber eine Betrachtung der geschichtlichen Verhältnisse erklärt uns das apologetische Interesse der K. V. an der platonischen Philosophie. In ihr fanden die Kirchenväter die wissenschaftliche Form und Methode für die Behandlung der christlichen Wahrheiten. Aber das ist noch nicht der Hauptgrund. Wie die Philosophie die Darstellung und Frucht des geistigen Lebens ist, so spiegelt die griechische Philosophie das Geistesleben der Griechen und der alten Welt überhaupt ab. Die Stimmung der edleren und gebildeten Heiden jener Zeit fand in der platonischen Philosophie ihren Ausdruck. Es war das Lebensinteresse der wahrheitsuchenden Menschennatur, das sich den K. V. als Anknüpfungspunkt darbot. Wenn man nun die platonischen Gedanken der K. V. mit den christlichen Lehren vergleichen will, dann dürfen nur die unterscheidenden Eigentümlichkeiten des Christentums in Betracht kommen, nur die Fundamentalwahrheiten, und nicht solche Dinge, die an der äußersten Peripherie liegen, und nur eine allgemeine Beziehung zum Christentum haben. Zu den allgemeinen Lehren von Gott, zu dem sittlichen Verhalten des Menschen und zur Unsterblichkeit der Seele, lassen sich allerdings überall in der alten Philosophie Parallelen finden, diese sind überhaupt in allen Religionssystemen nachweisbar; aber das sind immer nur Parallelen. Das Wesentliche im Christentum ist die Offenbarung Gottes in Christo zur Erlösung der Welt. Und weil dieses Heil der Welt allein in Christo vorhanden ist, so konnte die vorchristliche Philosophie dieses Heil auch nicht lehren und nicht bringen. Daher kann z. B. von einem „Christlichen im Plato", im engern Sinn, nicht die Rede sein, sondern nur von Analogien. Analogien sind nun immerhin Analogien, die nur auf einem Boden erwachsen, der gemeinsame Elemente enthält. Die platonische Philosophie faßt das Geistesleben und das Resultat der philosophierenden Vernunft der alten Welt in seiner Spitze zusammen. Das Höchste, was der Menschengeist aus sich selbst zu schöpfen vermag, war in der platonischen Philosophie erreicht. Durch das Geistesleben der Hellenen, und der alten Welt überhaupt, geht ein Zug nach einem höheren, göttlichen Ideal, das in der Fülle der Zeiten sich verwirklichen sollte. Bei der Naturphilosophie und Naturvergötterung ist dem Menschen nicht wohl geworden, er fühlte die Sehnsucht seines Herzens, die ihn über die Natur hinauszog. Wo der Gegenstand der Religion in der Welt gesucht wird, da findet das über die Welt hinausstrebende Gemüt keinen Ruheort. Nach Weissagung und Göttererscheinung haben sie verlangt, damit sie durch zuverlässigen Unterricht Ruhe aus allen Zweifeln erlangen möchten*). Ein goldenes Weltalter, ein neues, seliges Jahrhundert, in welchem alles nach Wunsch und ohne Mühe dem Menschen in den Schoß fällt, erwartet Virgil†) wenn er ausruft: „Schau, wie sich alles auf das kommende Jahrhundert freut." Justinus Martyr, der ein so begeisterter Anhänger der platonischen Philosophie gewesen

*) cfr. Porphyrius, Euseb. präp. evangel. I. IV. 7.

†) Ecloga IV. 52. Adspice, venturo laetentur ut omnia seclo. Daß dies keine Weissagung auf Christum ist, wissen wir wohl.

ist, als er hernach ein treuer Bekenner des Christentums wurde, spricht sich darüber aus, was ihn der platonischen Philosophie zuführte, er sagt: „Die Kenntnis der körperlosen Dinge erhob mich sehr, und die Betrachtung der Ideen beflügelte meinen Geist, in kurzer Zeit schien ich mir weise geworden zu sein, und hoffte in meiner Thorheit, bald selbst Gott zu erschauen; denn dieses ist das Ende der platonischen Philosophie."*) Mit den Worten ἤλπιζον αὐτίκα κατόψεσθαι τὸν θεόν spricht er nicht bloß seine Erfahrung, sondern die Erfahrung aller wahrheitsuchenden Seelen seiner Zeit aus. Er hoffte, die Idee aller Ideen, Gott zu erschauen; aber diese Hoffnung wurde ihm nicht erfüllt. Die Philosophie hatte ihn nur für die Wahrheit angeregt und darauf vorbereitet, aber nicht in den Besitz der Wahrheit selbst gebracht. Alle Philosophen und Schriftsteller waren nur fähig, vermöge des ihnen inwohnenden Samens der Vernunft eine dunkle Erkenntnis der Wahrheit zu erlangen: διὰ τῆς ἐνούσης ἐμφύτου τοῦ λόγου σπορᾶς, ἀμυδρῶς ἐδύνατο ὁρᾶν τὰ ὄντα; und jeder konnte nur insofern vortrefflich reden, als er den ihm zugefallenen Teil der angeborenen göttlichen Vernunft erfaßte: ἀπὸ μέρους τοῦ σπερματικοῦ θείου λόγου. †) Mit dieser „angeborenen göttlichen Vernunft meint er aber keine übernatürliche Einwirkung Gottes auf die Seele, sondern die gottebenbildliche Vernunft, die wegen dieser Ebenbildlichkeit mit Gott göttliche Wahrheiten in dunklen Umrissen (ἀμυδρῶς) aufzufassen vermag. Es ist der λόγος σπερματικός, von dem die K. V. oft reden, was auch Tertullian‡) im Sinn hat mit seinem Wort: anima naturaliter christiana, und was das Mittelalter mit der ratio innata meint. Weil also die philosophische Erkenntnis ihre Hauptquelle in der anerschaffenen Fähigkeit des Menschengeistes Gott zu erkennen besitzt, so finden die K. V. in der Philosophie wohl Spuren der Wahrheit; aber es ist ihnen doch überall klar, was für ein wesentlicher Unterschied zwischen Christentum und Philosophie ist, und ihren Zeitgenossen suchen sie ebenso begreiflich zu machen, daß die Wahrheiten des Christentums weit über die Erkenntnis hinausgehen, welche die Philosophen aus dem Geist des Menschen zu erlangen vermochten. Aber auch das ist den K. V. klar, daß jener Zug nach einem höheren Ideal die Vorbereitung der alten Welt auf Christum bildete, und daß die edlen Heiden die Verwirklichung dieses Ideals in der Philosophie zu finden hofften. So war die Philosophie den Griechen, was das Gesetz den Juden war, eine Erzieherin auf Christum;¶) und ein göttliches Geschenk an die Griechen, um eine Vorstufe der christlichen Philosophie zu sein. Daß die Philosophie auch thatsächlich für viele der erste Schritt zum Christentum gewesen ist, sehen wir an Justin, und ebenso an dem Athener Philosophen Athenagoras.

Zum Verständnis der Frage nach der Bedeutung der griechischen Philosophie für die Vorbereitung und Anbahnung des Heils ist es

*) Dialog. cum Tryph. cap. 2.
†) Justin Apol. II. 13.
‡) Apologeticus cp. 17.
¶) cfr. Clem. Alex. Strom I. 5. 331 und Pädag. I. c. 6. 7. 8.

nötig, die verschiedenen Phasen der Entwicklung der philosophischen Spekulation kurz zu schildern. Im allgemeinen teilt sich die Geschichte der griechischen Philosophie in drei Perioden ein; 1) in die Naturphilosophie, von Thales bis auf Anaxagoras; 2) in die Geistesphilosophie, von Sokrates bis auf Aristoteles; 3) in die Philosopheme der untergehenden alten Welt, welche im Neuplatonismus ihren Abschluß finden.

Die Naturgeschichte von Thales bis auf Anaxagoras. 640—500 v. Chr. Der Glaube und die Wissenschaft der alten Völker ging nicht vom Menschen aus, sondern von der Natur. Darum ist die Spekulation über die Entstehung der Dinge, den Lauf der Sterne, die Zeitrechnung ꝛc. Naturphilosophie gewesen. Zur Idee eines allmächtigen Gottes konnte die Forschung der alten Welt sich nicht aufschwingen, sondern sie gab den Elementen Persönlichkeit und Leben, damit der fromme Sinn an bestimmte Gegenstände sich halten könne. Natürliche Erscheinungen wurden zu Thaten und Schicksalen lebendiger Wesen bestimmt, Naturkräfte wurden personifiziert und Himmelskörper beseelt. Freilich blieben die alten Völker nicht bloß bei dieser Naturbetrachtung stehen; auch die sittlichen Kräfte regten sich, und die ethischen Begriffe wurden ebenfalls personifiziert, so bei den Griechen die Nemesis und Dike, und bei den Römern die Pietas, Virtus und Fides.*) Daraus sind die Mythologien hervorgegangen. Die philosophierende Vernunft konnte das Göttliche nicht auf einen Teil der Vernunft beschränken, sondern fand das Göttliche überall; darum ist die Religion pantheistisch, und, weil die Natur in einer Vielheit und Mannigfaltigkeit angeschaut wird, polytheistisch geworden. Diese personifizierten Weltwesen blieben immer darstellbar als sinnliche Gestalten durch Symbol oder Bild, und ohne Götterbilder war keine Religion denkbar; jeder Gottesdienst ohne Bilder oder Symbole wurde für ἀσέβεια gehalten. Der Gottesdienst dieser Art hatte den Zweck, die Gottheit durch Opfer und Gaben zur Erlangung irdischer Segnungen günstig zu stimmen. Dabei wurden auch bürgerliche Tugenden eingeschärft, und ein Sittengesetz ausgebildet, weil diese Tugenden nicht nur der Gottheit wohlgefallen, sondern auch Grundpfeiler der staatlichen Wohlfahrt sind.

Aber schon in der ersten Entwicklung des Menschengeistes fing die philosophische Spekulation an sich von dem religiösen Volksglauben zu emanzipieren. In der Zeit der Gründung der alten Staaten war der Priester und Gesetzgeber in einer Person vereinigt; Staatsgewalt und Priestertum war aufs engste miteinander verbunden. Nicht nur die Religion, sondern auch die Wissenschaft, wie Astronomie, Physik, Heilkunst und Rechtswissenschaft lag in der Hand des Priesters; der Priester war in die Geheimnisse der Götter eingeweiht, bei nationalen Unternehmungen wurde des Priesters Rat eingeholt und befolgt. Mit der Ausbildung der Staaten wurden die bürgerlichen Verfassungen den religiösen Institutionen und dem Priestertum gegenüber selbständiger,

*) Cfr. Tzschirmer, Fall des Heidentums, S. 18.

und die Religion verlor ihre politische Bedeutsamkeit. Bei der philosophierenden Spekulation wurde das Bedürfnis, in das Wesen der Dinge einzudringen, immer mehr geweckt und empfunden. Vor dem philosophischen Prüfungsgeist konnte die Mythologie weder als Lehre, noch als Geschichte sich bewähren, denn teils war der ursprüngliche Sinn bereits vergessen, teils gehörte alles einer uralten Zeit an, aus welcher kaum Beweise beigebracht werden konnten. Damit war unabsichtlich Religion und Philosophie in ein Verhältnis des Gegensatzes getreten, und der Keim der Zerstörung in den herrschenden Volksglauben hineingetragen.

Der Grundgedanke der Naturphilosophie der ersten Periode, wozu die jonische, die pythagoräische, die eleatische und die spätere griechische Philosophie gehört, war das Forschen nach dem materiellen Prinzip der Dinge, nach der Weise ihrer Entstehung und ihres Untergangs, und das Bestreben, die Natur als ideelle Einheit zu begreifen. Die primitivste Form dieser Philosophie finden wir in dem Hylozoismus der jonischen Schule; so genannt, weil viele dieser Philosophen in jonischen Städten wohnten. Thales von Milet ist der erste gewesen, der den Keim zur empirischen Betrachtung der Welt legte. Er lebte von 640—546 v. Chr. Seine Grundlehre ist: „Aus Wasser ist alles geworden." Aristoteles, Plutarch und Diogenes Laertius haben uns Bruchstücke über die Philosophie des Thales überliefert, aus denen sich nur schwer eine vollständige Vorstellung seiner Philosophie machen läßt. Aristoteles*) sagt: „Die meisten der ältesten Philosophen haben nur materielle Prinzipien als Prinzipien des Alls anerkannt; denn das, aus was alles Seiende ist, aus was es zuerst entsteht und in was es zuletzt sich auflöst, so daß die Materie bleibt und nur ihre Eigenschaften sich ändern, das haben sie für das Element und das Prinzip des Seienden erklärt. Thales, der Reigenführer dieser Art von Philosophen, hat das Wasser für das Prinzip erklärt und darum nachgewiesen, die Erde befinde sich auf dem Wasser. Auf diese Ansicht ist er vielleicht dadurch gekommen, daß er fand, die Nahrung aller Wesen enthalte Feuchtigkeit, und die Wärme selbst entstehe und lebe von der Feuchtigkeit, aus was aber alles entsteht, das ist das Prinzip von allem. Zum Teil aber ist er auch auf diese Ansicht gekommen, daß der Same aller Wesen von Natur Feuchtigkeit enthalte, das Wasser aber Prinzip der Natur alles Feuchten sei." Und Diogenes Laertius †) sagt: „Thales nahm zum Urstoff vor allem das Wasser an, und lehrte, die Welt sei beseelt und voller Dämonen, πάντα πλήρη θεῶν εἶναι. Gott ist unter allen Wesen das älteste, denn er ist ungezeugt." Das Urwasser ist die Gottheit, die wirkende Ursache, die aus dem ewigen Grundstoff alles geschaffen hat. Auch die individuellen Götter hat das Urwasser hervorgebracht, darum sind dieselben auch sterblich und vergänglich. Eine objektive Existenz hat aber dieses Urwasser nicht, sondern es ist ein Postulat der Vernunft.

*) Metaphysik lib. I. c. 3.
†) De vitis, dogmatis et apophthegmatis clarorum Philosophorum, libri X. 1, c. 1.

Anaximander aus Milet, geb. 610 v. Chr., hielt das Unendliche ἄπειρον, für das Prinzip aller Dinge. Er sagt: „Ursprung und Grundstoff sind das Unendliche", ohne daß er Luft oder Wasser oder sonst etwas bestimmte. Die Teile desselben würden zwar verändert, aber das Ganze sei unveränderlich. Die Erde sei in der Mitte aufgestellt, und sei rund. Der Mond habe ein erborgtes Licht und werde von der Sonne erleuchtet. Die Sonne aber sei nicht kleiner als die Erde und das reinste Feuer. *) Dieses ἄπειρον sei feiner als Wasser und dichter als Luft. Vermöge einer ewigen Kreisbewegung entstehen als Verdichtungen der Luft unzählige Welten, himmlische Gottheiten, in deren Mitte die Erde steht. Das ἄπειρον selbst aber sei das Göttliche, das alles umfasse und beherrsche. πάντα περιέχειν καὶ πάντα κυβερνᾶν, καὶ τοῦτο εἶναι τὸ θεῖον; ἀθάνατον γὰρ καὶ ἀνώλεθρον.**) „Nicht bloß aus einem Nichtseienden kann etwas in accidentieller Weise entstehen, sondern auch aus einem Seienden entsteht alles, jedoch aus einem potentiell, nicht aktuell Seienden; und dies ist das Eins des Anaxagoras, die Mischung, το μῖγμα des Empedokles und Anaximander. †)

Anaximenes von Milet, geb. 560 v. Chr., war der letzte der jonischen Naturphilosophen und Schüler des Anaximander. Er bestimmt die Luft als das Wesen aller Dinge. „Ihm gilt die Luft früher denn das Wasser, und am meisten unter den einfachen Körpern als Prinzip."‡) „Er machte die Luft und das Unendliche zum Ursprung, und behauptete, daß die Sterne sich nicht über, sondern um die Erde bewegten. ¶) Die Luft selbst ist ihm das Unendliche, und durch Verdichtung πύκνωσις und Verdünnung μάνωσις oder ἀραίωσις entstehen die Dinge, die Seelen und die individuellen Götter. Vermittelst dieser Verdichtung und Verdünnung geht aus dieser Urluft Feuer, Wind, Wolke, Wasser und Erde hervor. Die Urluft ist ihm aber kein unvollkommenes und und unentwickeltes Wesen, sondern das Feinste und Höchste, nicht gezeugt und nicht entstanden. Cicero scheint diesen Gottesbegriff nicht verstanden zu haben, wenn er sagt: Anaximenes aeri deum statuit eumque gigni esseque immensum et infinitum et semper in motu; §) denn die Urluft, oder die Gottheit, ist der ewige Urgrund aller Dinge, und das erste Sein vor allen Dingen. Aber die Auffassung Ciceros macht den Widerspruch offenbar, daß die Götter selbst aus der göttlichen Ursubstanz erzeugt werden. Bei Anaximenes, und noch mehr bei Heraklit, tritt dieser Widerspruch offen zu Tage. Auch die Schilderung der jonischen Philosophie bei Augustin ||) deutet auf diesen Widerspruch hin, daß Anaximenes, welcher die Ursache aller Dinge der unendlichen Luft beilegte, die Götter nicht leugnete, noch von ihnen schwieg; aber doch glaubte, daß nicht von ihnen die Luft geschaffen worden sei, sondern

*) Diogenes Laerte lib. II. c. 1.
**) Aristoteles Phys. III. 4.
†) Aristoteles Metaphys. lib. 12, c. 2.
‡) Aristoteles Metaphys. 1, 3.
¶) Diogenes Laerte II. c. 2.
§) De natura deorum 1, 10.
||) De civitate dei 8, 2.

daß sie selbst aus Luft entstanden seien. Anaximenes qui omnes rerum causas infinito aeri dedit: nec deos negavit, aut tacuit: non tamen ab ipsis aerem factum, sed ipsos ex aere ortos credidit. Mit der Bestimmung des Feinsten aller Wesen als höchstes Wesen, und mit der Lehre von der πύκνωσις und μάνωσις war die Richtung angezeigt, in welcher der nächste Philosoph die philosophische Spekulation einen Schritt vorwärts bringen konnte. Dies geschah durch den Ephesier Heraklit, 500 v. Chr. Ihm ist das Feuer das Prinzip aller Dinge. πάντα ῥεῖ war seine Grundlehre. Aus dem Urfeuer gehen durch Streit die Einzelobjekte hervor. Die geschaffene Welt ist ihm die zerteilte Gottheit, die bald auseinander geht und bald wieder zusammen. Das stellt er sich also vor: „Alles besteht aus Feuer und wird wieder in Feuer aufgelöst. Durch das Entgegenwirken wird alles zusammengehalten. Das All ist begrenzt und es ist nur eine Welt. Diese hatte ihren Ursprung aus dem Feuer und die ganze Welt wird nach einigen Perioden wieder in Feuer aufgelöst. Von den Entgegenwirkenden werde das, was zur Zeugung führt, Krieg und Streit genannt; aber das zur Feuerauflösung Führende Eintracht und Friede. Die Veränderung sei der Weg hinauf und hinab; und danach werde die Welt erzeugt. Denn das verdichtete Feuer werde wässerig, und wenn es sich sammle, werde es Wasser, und das verdichtete Wasser werde Erde. Das sei der Weg hinab, κάτω ὁδός. Wiederum werde die Erde flüssig, daß Wasser daraus werde und aus diesem fast alles übrige, indem es die Dünste aus dem Meer empor ziehe. Und dies sei der Weg hinauf, ἄνω ὁδός. Wie aber das Umfassende beschaffen sei, das erklärt er nicht. *) In Übereinstimmung damit sagt Aristoteles: „Heraklit bezeichnet das Widerstrebende als zusammentaugend und läßt aus dem Widerstrebenden die schönste Harmonie hervorgehen und alles auf dem Weg des Streites entstehen. Ἡράκλειτος τὸ ἀντίξουν συμφέρον καὶ ἐκ τῶν διαφερόντων καλλίστην ἁρμονίαν καὶ πάντα κατ' ἔριν γίγνεσθαι.†) Der Streit ist der Vater, König und Beherrscher aller Dinge. Ἡράκλειτος πόλεμον ὀνομάζει πατέρα καὶ βασιλέα καὶ κύριον πάντων.‡)

Mit dieser Vorstellung von dem doppelten Weg, κάτω ὁδός, vom Feuer zum Wasser und zur Erde, und so zum Tode, und ἄνω ὁδός, von der Erde zum Wasser, zum Feuer, und so zum Leben, wird der Nachdruck auf den Prozeß gelegt, und besonders die Idee des Lebens und der Kampf seiner Gegensätze hervorgehoben. Das alles umschließende, unaufhörlich in den Kosmos emanierende Urfeuer ist Gott. Damit ist aber dem Urfeuer als ἀρχή eine von der Materie gesonderte Existenz beigelegt und das Urfeuer gehört der Idee an. Wenn das göttliche Urfeuer dem Individuellen und Wechselnden immanent ist, dann ist diese Lehre Monismus. Hiermit ist Heraklit aber in Widerspruch getreten mit dem polytheistischen Volksglauben seiner Zeit, der von dem einen allwaltenden Feuergott nichts weiß.

*) Diogenes Laerte lib. 9, c. 1. § 8. 9.
†) Aristoteles. Nikom. Ethik lib. 8, c. 2.
‡) Plutarch. De Iside et Osiride cap. 48.

Der ersten Periode der Entwicklung der griechischen Phiosophie gehören weiter *die Pythagoräer* an. Der Stifter dieser Schule war Pythagoras von Samos, geb. um 582 v. Chr. Die Hauptquelle für eine Darstellung dieser Philosophie bilden die Fragmente in den Schriften des Aristoteles, namentlich in dessen Metaphysik. Aristoteles unterzieht die früheren Philosopheme einer Kritik und sagt in Bezugnahme auf die pythagoräische Philosophie: „Die sogenannten Pythagoräer haben die mathematischen Prinzipien für die Prinzipien alles Seienden erklärt. Nun sind aber in der Mathematik die Zahlen ihrer Natur nach das Erste, und in den Zahlen glaubten sie eine Menge Ähnlichkeiten mit dem, was ist und geschieht, zu finden, μιμήσει τὰ ὄντα φασὶν εἶναι τῶν ἀριθμῶν, mehr als im Feuer, in der Erde und im Wasser; daher sie eine Zahl mit Bestimmtheiten und Eigenschaften für die Gerechtigkeit hielten, eine andere für die Seele und die Vernunft, eine dritte für den günstigen Augenblick, und so in ähnlicher Weise fast für alles andere bestimmte Zahlen hatten. Auch sagen sie, daß auf den Zahlen die Veränderungen und Verhältnisse der Harmonie beruhen. Da sie also in allen Dingen ihrer Natur nach ein Abbild der Zahlen erkannten, und die Zahlen für das Erste in der ganzen Natur hielten, so nahmen sie an, die Elemente der Zahlen seien die Elemente alles Seienden, und das ganze Weltall sei Harmonie und Zahl τὸν ὅλον οὐρανὸν ἁρμονίαν εἶναι καὶ ἀριθμόν. Offenbar nun gilt ihnen auch die Zahl als materielles Prinzip des Seienden und als Ursache seiner Bestimmtheiten und Eigenschaften, als Elemente der Zahl aber gelten ihnen das Gerade und Ungerade, von denen jenes unbegrenzt, dieses begrenzt sei, während die Einheit aus diesen beiden bestehe, sofern sie sowohl gerade als auch ungerade sei, aus dieser Einheit sei die Zahl entstanden, und aus Zahlen bestehe das ganze Weltall. . . . Andere unter den Pythagoräern nehmen zehn Prinzipien an, die sogenannten Verpaarungen, Grenze und Unbegrenztes, Ungerades und Gerades, Eines und Vieles, Rechts und Links, Männliches und Weibliches, Ruhendes und Bewegendes, Gerades und Krummes, Licht und Finsternis, Gutes und Böses, Quadrat und Rechteck." *) Auch Diogenes Laertius enthält noch wertvolle und ergänzende Notizen über die pythagoräische Philosophie. Da aber Diogenes wahrscheinlich um die Mitte des dritten Jahrhunderts nach Christi Geburt gelebt hat, so konnte er seine zusammengetragenen Notizen bloß aus früheren philosophischen Schriften geschöpft haben. Er sagt u. a.: „Pythagoras soll gelehrt haben: Der Anfang aller Dinge sei die Einheit (ἓν φησὶν ἀρχὰ πάντων) und aus der Einheit sei die unbestimmte Zweiheit, die als Materie der Einheit, als ihrer Ursache, unterworfen sei; aus der Einheit aber und der unbestimmten Zweiheit wären die Zahlen, aus den Zahlen aber die Punkte, aus denen die Linien, aus welchen die flachen Figuren beständen. Aus den Flächen würden dicke Figuren und aus diesen dicke Körper; unter welchen es vier Elemente gebe, Feuer, Wasser, Erde und Luft, die sich durch das Ganze mit Ver-

*) Aristoteles Metaphysik I. c. 5.

änderungen herumtrieben, und aus ihnen entstehe die belebte, die mit Vernunft begabte, die kugelförmige Welt, die in der Mitte die Erde habe, welche auch kugelförmig und bewohnt sei. . . . Die Seele sei unsterblich, weil das, wovon sie abgesondert worden, unsterblich ist. Tugend sei Harmonie, sowie Gesundheit und alles Gute, und wie die Gottheit, daher bestehe alles durch die Harmonie, *τήν τε ἀρετὴν ἁρμονίαν εἶναι καὶ τὴν ὑγίειαν καὶ τὸ ἀγαθὸν ἅπαν καὶ τὸν θεόν*.*)

Das sind die beiden Hauptstellen aus den Schriften der Alten über die pythagoräische Philosophie. Wenn es auch schwer hält, daraus ein Bild dieses Systems zu gewinnen, soviel geht daraus hervor, daß die Pythagoräer aus den wechselnden, sinnlich wahrnehmbaren Dingen keine gewisse Kenntnis über das Wesen der Dinge erlangen konnten. Sie suchten etwas Unveränderliches, aus dem die sinnlichen Dinge entstanden sind. In den abstrakten Begriffen des Verstandes glaubten sie ein Gebiet von ideeller Existenz gefunden zu haben. In der Arithmetik läßt sich alles mit Sicherheit nach Zahlen beweisen, so muß die Philosophie solche unveränderliche Formen der individuellen, natürlichen Wesen annehmen, um von dem Wesen der Dinge etwas Sicheres zu erfahren. Was auf Verstandesbegriffe sich stützt, ist unwandelbar. Die Philosophie muß darum auch diese durch den Verstand begreiflichen Dinge zum Gegenstand haben. Die Zahlen sind gleich den Ideen oder Formen, weil die Ideen oder Formen die Materie auf die gleiche Weise begrenzen, wie die Zahlen die gezählten Dinge einschränken. †)

Der Stoff ist an sich unbestimmt und hat keine reelle Eigenschaft, aber die Formen bestimmen und begrenzen den Stoff, und durch die Bestimmungen werden daraus Individuen von bestimmter Beschaffenheit. Das Eins ist der Urgrund aller Dinge und die Ursache alles Lebens. Wenn aber in dieser Monas alle Dinge enthalten sind, dann muß dieselbe eine Mischung vom göttlichen Wesen und grober Materie sein; und die Gottheit kann nur in dieser Mischung, aber nicht als selbständiges Wesen existieren. Durch Emanation dieser Monas in den Kosmos wird die geschaffene Welt göttlicher Natur teilhaftig, damit ist aber die Philosophie nicht über den platten Pantheismus hinausgekommen.

Auf die Pythagoräer folgte die Eleatische Schule, so genannt, weil der Gründer dieser Schule, Xenophanes, geboren 570 v. Chr., von Kolophon in Kleinasien, in Elea, Unteritalien, wohnte, und namentlich weil der bedeutendste der Eleaten, Parmenides, aus Elea gebürtig war. Er, Xenophanes, hat es unternommen, die Vielheit der sinnlichen Wahrnehmungen mit der Einheit des All auszusöhnen, indem er nur das All als Eins behauptete und die Vielheit für Sinnentäuschung erklärte. Er schloß sich aber auch wieder der Sinnenanschauung an, und in seinem hohen Alter klagte er, daß er keine Gewißheit habe. Er lehrte, die eine übersinnliche Gottheit und das sichtbare All

*) Diogenes Laerte lib. VIIJ. cap. 1.

†) Cfr. Meiners Geschichte der Wissenschaften. Bd. I. S. 178–602, und Tiedeman, Griechenlands erste Philosophen. I. S. 187 ff.

sei dem Wesen nach Eins. Alles was ist, ist dasselbe ewige unwandelbare Wesen, das Seiende *τὸ ὄν*; und alles Nichturwesen das Nichtseiende *τὸ μὴ ὄν*. Aristoteles bespricht die Eleatische Philosophie in seiner Metaphysik und sagt: „Parmenides scheint jenes Eine als ein begriffliches zu fassen, daher er es auch begrenzt nennt; Xenophanes aber, der zuerst die Einheit aufstellte, hat sich darüber nicht genauer erklärt und streift, scheint es, weder an die begriffliche noch an die materielle Einheit, sondern behauptet nur im Hinblick auf das Weltall, Gott sei das Eine."*) Aristoteles weiß mit Xenophanes und Melissos nichts anzufangen, er nimmt sie auch gar nicht ernsthaft für Philosophen, weil sie „in ihrem Philosophieren noch zu roh sind." „Xenophanes schrieb über Hesiod und Homer und bespöttelte, was sie von den Göttern sagen. Er soll den Meinungen des Thales und des Pythagoras widersprochen und auch Epimenides angegriffen haben. Das Wesen Gottes sei kugelförmig und habe nichts Gleiches mit den Menschen. Es sähe alles, höre alles, atme aber nicht, es sei alles in allem Verstand, Klugheit und Ewigkeit *συμπαντά τε τὸν θεὸν εἶναι νοῦν καὶ φρόνησιν καὶ ἀΐδιον.* Er zeigte zuerst, daß alles Entstandene vergänglich und daß die Seele ein Geist sei." †)

Wenn Aristoteles der Philosophie des Xenophanes nur geringen Wert beilegt, so ist es nun **Parmenides** aus Elea, geboren 504, der sich „einsichtsvoller auszudrücken scheint". Unter Parmenides hat die Eleatische Philosophie ihre höchste Vollendung erreicht, und die Lehre von Sein und Nichtsein eine bessere Begründung erhalten. Aristoteles sagt von ihm: „Parmenides scheint sich einsichtsvoller auszudrücken (nämlich als Xenophanes und Melissos), indem er neben dem Seienden das Nichtseiende für gar nichts hält, so blieb ihm keine andere Wahl, als das Seiende für Eines zu erklären, außer dem es nichts gebe. *παρὰ γὰρ τὸ ὂν το μὴ ὶν οὐθὲν ἀξιῶν εἶνει ἐξ ἀνάγκης ἓν οἴεται εἶναι τὸ ὂν καὶ ἄλλο οὐθέν.*‡) Es giebt also kein Nichtsein und auch kein Werden, nur das Sein; und dieses Sein ist zugleich **Denken**, **Gedachtes** und **Denkendes**. Man sieht hierin die ernste Anstrengung, die objektive Vielheit durch die Einheit der Denkform loszuwerden. Darum wird auch die Vielheit und der Wechsel, den uns die Sinne vorspiegeln, für Schein erklärt, und den Sinnen alle Wahrheit abgesprochen. Aber mit der Lehre von der Einheit des Seins mit dem Denken,

> *τωὐτὸν δ' ἐστὶ νοεῖν τε καὶ οὕνεκέν ἐστι νόημα*
> Denn eins aber ist das Denken und das wovon es Gedanke ist,
> *τὸ γὰρ αὐτὸ νοεῖν ἐστίν τε καὶ εἶναι,* ¶)
> Denn Denken und Sein ist eins und dasselbe,

hebt er den Unterschied auf zwischen dem subjektiven Sein des Gedankens und dem objektiven Sein an sich; mein Gedanke und mein Gedachtes sind aber nicht dasselbe; wenn aber dem Gedanken und dem Gedachten das Sein zukommt, so sind sie auch gleich. Es kommt also

*) Aristoteles Metaphysik I, 5.
†) Diogenes Laerte lib. IX. c. 19.
‡) Metaphysik I. c. 5.
¶) Parmen. Carm. (L.) V. 94. 50.

auf einen Widerspruch zwischen der philosophierenden Vernunft und der sinnlichen Wahrnehmung hinaus. Diesen Widerspruch vermochten aber die Eleaten nicht zu lösen; sondern erst der Agrigentiner Empedokles, geboren 490, der jüngste unter den jüngeren Naturphilosophen, hat es unternommen, diesen Widerspruch in anderer Weise zu versöhnen. Aristoteles*) giebt seiner Philosophie folgende Darstellung: „Empedokles stellt zwar ein Prinzip als Ursache des Vergehens auf, die Feindschaft; nichtsdestoweniger erzeugt auch die Feindschaft; denn aus ihr stammt alles, nur die Gottheit nicht, wäre nämlich die Feindschaft nicht in den Dingen, so wäre alles eins; sobald die Dinge zusammentreten, steht an äußerster Grenze die Feindschaft. Daher kommt er zu dem Resultat, daß sein glückseliger Gott weniger klug ist als die übrigen, denn er kennt die Elemente nicht alle, sofern die Feindschaft für ihn nicht vorhanden ist; da das Gleiche nur vom Gleichen erkannt wird. Daraus ist klar, daß Empedokles die Feindschaft ebenso sehr als Ursache des Seins als des Vergehens ist. Ebenso ist auch die Feindschaft nicht ausschließlich Ursache des Seins, denn indem sie die Dinge zusammenfaßt, bewirkt sie das Vergehen anderer Dinge.“ Und Diogenes Laerte lib. VIII. c. 2. 76. giebt seine Lehre in folgendem Fragment:

„Glänzender Zeus und lebenbringende Hera, Aidon
Und die sterblichen Augen stets Thränen entpressende Nestis.

Das Feuer nennt er Zeus, die Erde Hera, die Luft Aidon und das Wasser Nestis und von diesen sagt er:

„Bald vereint die Freundschaft alles in Eins zusammen,
Bald wird auseinandergetrennt das Ganze durch Zwietracht.“

Die vier Elemente Feuer, Luft, Wasser und Erde und die beiden gestaltenden Prinzipien φιλία und νεῖκος sind ursprünglich verbunden im σφαῖρος in der Weltharmonie, die geistig gefaßt die Einheit des Alls sind, der wahre Gott. Gott ist also das materielle Zusammensein der Elemente. Die Elemente können nicht entstehen und nicht vergehen, denn was vorher nicht war, kann nicht entstehen, und was vorher war, kann nicht vergehen; sondern Entstehung ist nur Mischung von Vorhandenem, und Untergang ist Auflösung und Trennung von Vereinigtem. Auf der niedrigsten Stufe der Mischung entstehen Pflanzen und Tiere, und die höchste Stufe der Verbindung sei der Mensch, in welchem die φιλία vorherrsche. Daher ist Gott dem Menschen, wie überhaupt allen einzelnen Wesen, inwohnend; denn am Denken der heiligen Vernunft hat alles Teil πάντα γὰρ ἴσϑι φρόνησιν ἔχειν καὶ νώματος εἶναι. Außer den beiden gestaltenden Prinzipien φιλία und νεῖκος redet er auch noch von einem höheren Geistigen, einer τρίτη δύναμις, das ist der Drang des Gleichen zum Gleichen, und dies sei das oberste Prinzip in dem Widerstreit der Kräfte. Wenn nicht nur die Vernunft zur Erkenntnis der Wahrheit befähigt ist, sondern auch die Sinne am Denken der heiligen Vernunft teilhaben, dann wird das Erkennen und Denken in

*) Metaphysik lib. III. c. 4.

die Sinne verlegt, und die νόησις mit der αἴσθησις identifiziert. Und damit ist allerdings der Widerspruch in der Philosophie des Parmenides zwischen der Erkenntnis der Vernunft und der Sinnenwahrnehmung gelöst. Mit der Lehre von der Mischung derselben ewigen Bestandteile hat er die ewige, unwandelbare Einheit des Seins festgehalten, und doch dabei das wahrnehmbare Entstehen und Vergehen und die Vielheit des Seienden nicht in Abrede gestellt. Insofern aber Empedokles das Urwesen, oder die Gottheit, und die sichtbaren Dinge ihrer Substanz nach als Eins betrachtet, und der Gottheit außer dem Zusammensein der Elemente kein Sein beilegt, und die Welt als Entwickelung der Gottheit aus ihrer ursprünglichen Einheit in die Vielheit der Dinge auffaßt, erhebt er sich nicht über den Standpunkt der bisherigen Philosophie, die durchweg Pantheismus gewesen ist.

Erst die nun aufkommende Philosophie des Anaxagoras aus Klazomene in Kleinasien, um das Jahr 500 v. Chr., der von seinem 30. Jahre an zu Athen lebte, bedeutet einen Fortschritt in der griechischen Philosophie. Mit ihm tritt die griechische Philosophie in ein neues Stadium der Entwicklung ein. Sein von Diogenes gelobtes Werk περὶ φύσεως, das in einem sehr prächtigen Stil geschrieben war, ist uns nicht erhalten; so ist man für Quellen seiner Philosophie hauptsächlich auf Aristoteles und Diogenes Laerte angewiesen. Er behauptete eine völlige Verschiedenheit der Gottheit und der Welt von Uranfang an, und definiert die Gottheit als unkörperlichen νοῦς, der mit keinem wahrnehmbaren Ding Ähnlichkeit und Verwandtschaft habe. Damit war ein geistiges Prinzip der Dinge gefunden. Aristoteles sagt: „Anaxagoras scheint die Seele verschieden von dem Geist zu fassen; gebraucht aber doch beide als ein Wesen, außer daß er den Geist (νοῦς) vor allem andern als Prinzip setzt. Von den Seienden also, sagt er, sei dieser schlechthin ἁπλοῦς, unvermischt ἀμιγής und rein καθαρός; erklärt aber beides, sowohl Erkennen als Bewegen, aus demselben Prinzip, indem er sagt, der Geist bewege das All ... Nur Anaxagoras allein sagt von dem Geist, er sei leidlos, und habe nichts Gemeinsames mit Nichts von allem."*) Er nahm unendlich viele Prinzipien an und wollte bei fast allen Körpern von gleichartigen Teilen nur von einem auf Verbindung und Trennung der Teile beruhenden Entstehen und Vergehen wissen. Die Teile selbst seien ewig. „Aber indem er die Vernunft νοῦς, wie in den lebenden Wesen so in der Natur, als Ursache der Ordnung und des ganzen Zusammenhangs aufstellte, erschien er wie ein Nüchterner im Vergleich mit den früheren Philosophen und ihren willkürlichen Behauptungen.†) Er war der erste, der der Materie Verstandesvermögen beilegte πρῶτος τῇ ὕλῃ νοῦν ἐπέστησεν. Alle Dinge waren zugleich, hernach kam der Verstand, der sie ordnete πάντα χρήματα ἦν ὁμοῦ; εἶτα νοῦς ἐλθὼν αὐτὰ διεκόσμησε.‡) Wie das Gold aus Teilstaub bestehe, so sei auch das All aus einander ähnlichen Teilchen

*) Aristoteles de anima lib. I. c. 2.
†) Aristoteles Metaphysik I. c. 3.
‡) Diogenes Laerte II. c. 3.

zusammengesetzt, die zugleich unsinnlich seien ἀΐδια, das sind die ὁμοιομερῆ, die man später ὁμοιομέρειαι Homoiomerien nannte. Anaxagoras war der erste, der die Gestirne nicht mehr Götter, sondern Feuerkugeln nannte; nicht nur die Götter des hellenischen Volkes, sondern auch Zeus und alle Götter des Himmels leugnete er. Dafür wurde er des Atheismus (ἀσέβεια) angeklagt, zu fünf Talenten und zur Landesflucht verurteilt. Perikles hat ihn vor der Todesstrafe gerettet. Er starb 72 Jahre alt zu Lampsakos in der Verbannung. Über das Verhältnis des νοῦς zur Seele oder zu den menschlichen Angelegenheiten hat er sich nicht klar ausgesprochen, denn seine Betrachtung war auf das Weltganze und die Natur gerichtet.

Fassen wir das bisherige nun kurz zusammen, so sehen wir, daß die ganze vorsokratische Philosophie Lehre von dem Urwesen und dem Ursprung der Natur und Welt ist, daher Naturphilosophie; zugleich aber erkennen wir schon in dieser ersten Periode eine stufenmäßige Entwicklung des philosophischen Erkennens neben dem allgemeinen Volksglauben. Die Jonischen Philosophen versuchten die mannigfaltigen Erscheinungen der Natur auf die Einheit eines Urstoffs zurückzuführen. Sie suchten nach dem Grund, Wesen und Ziel der sichtbaren Welt. Aber das Wasser des Thales, das ἄπειρον des Anaximander, die Luft des Anaximenes, das Feuer des Heraklit hatte keine objektive Existenz, sondern es waren Postulate der philosophierenden Vernunft. Damit wies aber diese Vernunft über die Materie hinaus und die ἀρχή des Universums mußte in einer idealen Existenz gesucht und gefunden werden. Nach Pythagoras und seiner Philosophie ist die Zahl die ἀρχή der Dinge. Damit ist aber das Wesen der Dinge nicht mehr im Reich der realen Welt gesucht, sondern es wird in das Reich der ideellen Welt hinübergeschritten. Freilich ist den Pythagoräern keine höhere Erkenntnis der Wahrheit aufgegangen als sie im hellenischen Volk lebte, und wenn auch ihre Ethik höher stand als die der jonischen Schule, und als des Durchschnittshellenen überhaupt, ihre Theologie ist Pantheismus gewesen. Die Philosophie der Eleaten bedeutete einen Fortschritt gegen die pythagoräische Philosophie. Sie versuchten noch tiefer in die ideelle Welt einzudringen. Das Sein ist ihnen das Wesen der Dinge; die Welt τὸ ὄν. Das Wesen der Dinge bestimmten sie aus dem Vernunftbegriff. Es war eine kühne Abstraktion, die wahrnehmbare Welt für Schein zu erklären, und das dem Begriff entsprechende Abstraktum für das wahre Sein zu erklären. Schon Xenophanes, der Gründer der Eleatischen Schule, hat, nach der Notiz des Diogenes, über die Theologie des Hesiod und Homer gespottet, und hat seinen philosophisch konstruierten Gott an Stelle der Götter gesetzt, die der Volksglaube hervorgebracht hatte.

Allen drei grundlegenden Richtungen, den Joniern, Pythagoräern und den Eleaten ist es gemeinsam, daß sie die ἀρχή der Dinge in einer einfachen Einheit erkannten. Wenn sie aus dieser Einheit heraus alle Dinge sich entwickeln lassen, so daß auch die Götter aus dieser göttlichen

Ursubstanz erzeugt werden, dann muß man sich allerdings verwundern, daß ihnen der hier zu Tage tretende Widerspruch nicht zum Bewußtsein gekommen ist, und sie auch nur einen Gott behauptet haben; denn mit der Annahme einer allwirkenden Ursache ist auch der eine Gott vorausgesetzt. Aber diesen Schritt konnten sie nicht thun; teils weil sie in den übernatürlichen Erscheinungen und Wirkungen verschiedene Seiten der Gottheit erblickten, teils weil die Mythologie dasselbe lehrte, und die individuellen Götter, wie alles übrige Sein, ebenfalls aus dem göttlichen Ursein ableitete. Der tief eingewurzelte Glaube an viele Götter konnte vor dem religiösen Sinn schon gerechtfertigt werden, wenn nur gewisse Rangunterschiede unter den Göttern gemacht wurden.

Es handelt sich aber bei der philosophischen Spekulation nicht nur um die Frage nach dem Stoff, sondern auch um die Frage nach der Kraft. Die Vielheit der Erscheinungen war leichter in eine Einheit aufzulösen, als die Erscheinungen aus dieser Einheit zu erklären. Daher mußte ein Sein gefunden werden, aus dem der Naturprozeß erklärbar ist. Diesen Schritt hat Heraklit gethan mit seinem Satze πάντα ῥεῖ; darum ergreift seine Philosophie den Kampf des Lebens und seiner Gegensätze; dies ist in dem doppelten Weg κάτω ὁδός und ἄνω ὁδός und in dem πόλεμος πατὴρ πάντων deutlich zu machen versucht.

Auch Empedokles wollte einen Schritt vorwärts thun. Nach seiner Philosophie bleiben in aller Mischung und Trennung die vier Grundelemente Feuer, Luft, Wasser und Erde unverändert. Zum Urstoff will er auch die Kraft hinzufügen, durch die Annahme, daß die φιλία alles in Eins vereint und der νεῖκος das Ganze wieder trennt. Aber der Volksglaube konnte daraus nicht klug werden, ob die vier Grundelemente, oder die gestaltenden Prinzipien, oder die τρίτη δύναμις das Göttliche sein sollen; darum hat der Volksglaube in dieser Philosophie auch keinen Widerspruch mit der Anschauung der Mythologie gefunden und darum keine Gefahr für die Volksreligion erblickt.

Erst Anaxagoras hat die bisherige Philosophie in ein neues Stadium der Entwicklung eingeführt, indem er den νοῦς für das geistige Prinzip der Dinge erklärte. Der νοῦς ist ihm der weltbelebende und weltbeseelende Geist, die der Welt immanente Kraft, die außer Beziehung zur Welt nicht denkbar ist. Dieser weitere Schritt von Stoff und Kraft zum Weltgeist bildet den Übergang von der Naturphilosophie zur Geistesphilosophie. Im Weltgeist hatte nun die Philosophie etwas gefunden, was Gegenstand göttlicher Verehrung sein konnte; der νοῦς konnte an Stelle der Götter gesetzt werden, welche die mythologische Theologie und der dichtende Volksglaube erzeugt hatte.*) Die weitere Entwickelung dieser Philosophie muß notwendig zur Entzweiung mit dem Volksglauben führen und in Atheismus endigen, und die Welt der Hellenen auf den Standpunkt bringen, wo ihr ein anderer Glaube

*) cfr. Tzschirner, der Fall des Heidentums, S. 81. Kahnis, Verhältnis der alten Philosophie zum Christentum, S. 24 ff.

Bedürfnis ward, nämlich der wahre Monotheismus. Und das ist die Vorbereitung der griechischen Philosophie auf Christum. Der nächste und letzte Schritt hierin geschieht mit der nun angebahnten Periode der philosophischen Spekulation, mit der Philosophie des Sokrates, Plato und Aristoteles.

In welcher Weise soll der Pastor dem Tanzvergnügen in seiner Gemeinde entgegenarbeiten?

Von P. S. Weber, Referat, erstattet bei der Washington, Mo., Pastoralkonferenz.

Die Fassung dieses Themas gerade in dieser Form würde uns die Berechtigung geben, sofort in die positive Beantwortung dieser Frage einzutreten, wenn eben nicht doch das Tanzvergnügen auch unter Christen und christlich seinwollenden Pastoren schließlich verschieden beurteilt würde. Es hat das verschiedene Ursachen! Ob Tanzen erlaubt sei oder nicht, ob es eine Sünde sei oder keine, ist eine Frage der Ethik. Ethisches Gefühl, ethisches Bewußtsein, ethisches Urteil aber richtet sich so sehr nach der Höhe der Erkenntnis, nach der Fülle wirklichen Lebens aus Gott, das einer besitzt — mit einem Wort nach dem Maß des Geistes, das einer empfangen hat, und nach der Treue gegen die Zucht des Geistes, daß mit Notwendigkeit auch die Antworten auf diese und ähnliche Fragen jederzeit gar sehr verschieden ausfallen werden. Auch hat Erziehung, Sitte, Gewohnheit einen gar gewaltigen Einfluß auf eines Menschen Urteil. Wie es denn wohl für den Siegeslauf der Wahrheit kein größeres Bollwerk und für die innere Freiheit eines Menschen kein schwereres Hemmnis giebt, denn der eitle Wandel nach väterlicher Weise. Sodann rechnet man Tanzen für gewöhnlich unter die sogenannten Mitteldinge, möglicherweise wie vieles andere nur deshalb, weil die heilige Schrift nicht buchstäblich so oder so sich darüber äußert. Da glauben denn viele im Gegensatz zu dem finsteren, engherzigen Christentum anderer gerade an diesen Dingen ihre Weitherzigkeit zeigen zu müssen gegenüber der Welt, eine Weitherzigkeit, die oft selbst von denen, denen sie gilt und die sie gewinnen möchte, Charakterlosigkeit genannt wird. Natürlich fehlt es dann auch keineswegs an einem Schriftwort, mit dem man sich zu decken und zu rechtfertigen sucht: — Alles ist euer, 1 Korinth. 3, 22. Dies ist das geborgte dictum probans (Beweismittel), womit so mancher sich zu decken sucht; schade nur, daß das Wort hier nicht paßt! Denn derselbe Apostel sagt im selben Brief auch: 6, 12: ich habe es alles Macht, aber es frommt nicht alles. Oder aber sagt man uns: Tanzen ist eine Gesellschaftssitte und gehört so sehr zum guten Ton in den besseren Kreisen daß, wer da verkehren und die geistige Anregung, die man eben nur da findet, nicht missen will, wer nicht belächelt und schließlich hintenangesetzt werden will, der muß mitmachen, was zum guten Ton und zur feinen Sitte gehört, und dann wisse man ja auch in allen Ehren

Maß zu halten. — Die alte Geschichte! Um dem Dilemma: Gewissen, — Wort Gottes und Mode, — Anstandspflicht sich zu entziehen, setzt man die Forderungen des Gewissens und des Wortes Gottes — unter welchen auch diese stehen: Daß niemand seinem Bruder einen Anstoß oder ein Ärgernis darstelle, Röm. 14, 13 und: Verderbe doch den nicht, um welches willen Christus gestorben ist, Röm. 14, 15, — in oberflächlicher Weise recht herunter, die Verpflichtungen von Mode und gutem Ton und geistiger Anregung aber stellt man sehr hoch, und so kommt man denn auch allezeit glücklich zu dem Schluß, der dem alten Menschen nicht bloß nicht wehe thut, sondern obendrein noch reichlich Nutzen bringt. Selbst das sonst so treffliche Buch: Büchners Handkonkordanz, macht dem Tanzen das Zugeständnis: „Daß Arbeitern nach sechs Tagen Mühe und Plage eine fröhliche Stunde des Tanzens wohl zu gönnen sei, da ein ehrbarer, mäßiger Tanz weniger entheiligend sei, als das Verkriechen junger Leute in den Winkel und die meist unnützen und sündhaften Gespräche oder Pfänderspiele!" Als ob der heutige Tanz wirklich eine Erholung und Erfrischung wäre! „Der Pastor selbst freilich thue besser, es zu lassen; doch solle er bedenken, ob er das Tanzen nicht darum nur verbiete, weil er sich desselben enthalten muß." Es ist zu bedauern, daß selbst in der neuesten Auflage diese sophistische Entschuldigung wiederholt wird. Dem gegenüber wäre ganz leicht der geschichtliche Nachweis zu liefern, was in Büchner allerdings auch kurz berührt wird, wie nicht bloß die Kirchenväter Basilius, Chrysostomus, Ambrosius und Augustinus das Tanzen ganz und gar verwarfen, sondern auch die Gebildeten unter den heidnischen Römern zu Ciceros Zeiten sahen das Tanzen als etwas Entwürdigendes, der Ehre und Charakterfestigkeit eines freien Mannes Nachteiliges an; und das ganz gewiß nicht auf bloßen Verdacht und Vermutung hin! Luther selbst freilich macht einen Unterschied zwischen züchtigem und unzüchtigem Tanz in der Evangelienpredigt über Joh. 2, 1—11, in der er sagt: Ob denn auch Sünde sei Pfeifen und Tanzen zur Hochzeit? sintemal man spricht, daß viel Sünden vom Tanzen kommen! Ob bei den Juden Tänze gewesen sind, weiß ich nicht; aber weil es Landessitte ist, gleichwie Gäste laden, schmücken, essen und trinken und fröhlich sein, weiß ich nichts zu verdammen ohne die Übermaß, so es unzüchtig und zu viel ist. Daß aber Sünde da geschehen, ist des Tanzes Schuld nicht allein; sintemal auch wohl über Tisch und in der Kirchen dergleichen geschehen, gleichwie es nicht des Essens und Trinkens Schuld ist, daß etliche zu Säuen drüber werden. Wo es aber züchtig zugehet, lasse ich der Hochzeit ihr Recht und Brauch und tanze immerhin. Der Glaube und die Liebe läßt sich nicht austanzen noch aussitzen, so du züchtig und mäßig darinnen bist. Die jungen Kinder tanzen ja ohne Sünde; das thue auch und werde ein Kind, so schadet dir der Tanz nicht. Sonst wo der Tanz an ihm selbst Sünde wäre, müßte man es den Kindern nicht zulassen." Doch lassen wir dies Urteil Luthers, dem Gerechtigkeit und Billigkeit nicht abzusprechen ist, dahinge-

stellt als ein Urteil seiner Zeit, und sehen wir uns dem gegenüber den Tanz der heutigen Zeit genauer an, was er in Wirklichkeit ist.

Für den des Tanzens Unkundigen ist es eigentlich sehr schwer, eine zutreffende Definition zu geben; doch wird in etwa dies seine Richtigkeit haben, wenn wir sagen: es ist eine rhythmische, an die Takte der begleitenden Musik sich anschließende Bewegung des Körpers und seiner Glieder, welche in der Regel von den Geschlechtern in gemischten Paaren ausgeführt wird. Dabei springt sofort der wesentliche Unterschied in die Augen, zwischen der heutigen Tanzweise und dem Tanzen, das in der heiligen Schrift erwähnt wird. Hier war jedes Geschlecht gesondert. Wie überhaupt ein Tanz mit gemischten Paaren Israel und dem Altertum bis zum Anfang der römischen Kaiserzeit unbekannt war. War in Israel das Tanzen der Ausdruck der Freude, wie bei Familienfesten, der Weinlese, Richter 9, 27, oder einem Siegesfeste, 2 Mose 15; Richter 11, 34; 1 Samuel 18, 6, oder der Ausdruck des Dankes bei religiösen Festen, wie der Tanz Davids vor der Bundeslade, so ist dagegen heute das Tanzen ganz und gar Selbstzweck geworden! Man tanzt, wenigstens überall da, wo es nicht als Broterwerb und zur Unterhaltung eines zuschauenden Publikums geschieht, eben nur um des sinnlichen Reizes willen, den Musik, Bewegung und das Anfassen einer Person anderen Geschlechts mit sich bringt. Bloß nur um zarte Anmut in gemessenen künstlichen Bewegungen zum Ausdruck zu bringen, wird außerhalb des Theaters kaum noch jemand tanzen. Bei den gewöhnlichen Tanzfesten, wie sie im Lande üblich sind, kommt dann noch der Genuß berauschender Getränke dazu, so daß das Ganze ohne Zweifel den Namen echt heidnischer Völlerei, wenn nicht immer, so doch sehr oft wohl verdient. Und wie immer alle sündigen Werke des Fleisches die dunklen Schatten der Nacht mehr lieben, denn das helle Licht des Tages, so auch der Tanz. Ja gerade damit fällt er das verdammende Urteil über sich selbst! Gilt es doch schon bei bloßen Weltmenschen, die wenigstens noch etwas auf Anstand halten, für schamlos, am hellen Tage zu tanzen. Überhaupt wird man das überall bestätigt finden, weltlich, fleischlich gesinnte, unbekehrte Menschen, laue, träge, unentschiedene Namenchristen finden Gefallen daran; Leute mit lebendigem Glauben und wachem Gewissen, die bedacht sind, Leib und Seele vor aller Befleckung zu bewahren, meiden und verabscheuen es. Und um dieser Thatsache willen schon ist es Pflicht jedes Seelsorgers, dazu Stellung zu nehmen.

Dabei handelt es sich zunächst um die Gründe, um deretwillen der Tanz erlösten, in Christi Blut reingewaschenen Seelen so verabscheuungswürdig ist und sein muß. Einmal empfiehlt die heilige Schrift mit keiner Silbe die weltüblichen Tänze. Es wäre eine gründliche Verkennung der heiligen Prophetensprache, wenn man dem entgegenhalten wollte die Weissagung Jeremias vom künftigen Heil Israels, die da lautet: alsdann werden die Jungfrauen fröhlich am Reigen sein, dazu die junge Mannschaft und die Alten miteinander, Jeremia

13, 13. Es ist das nichts anderes, denn das Bild der geistlichen und herrlichen Freude der wahren Gläubigen, die in diesem Leben schon ihren Anfang nimmt, durch die wiedergebärende Kraft des Evangeliums, den Trost des heiligen Geistes, und die dann im oberen Jerusalem ihren Fortgang und ihre Vollendung findet. Ein weiterer Grund ist der, Tanzen ist heute eine rein weltliche Sitte, von der am ersten das Schriftwort gilt: Stellet euch nicht dieser Welt gleich, Röm. 12, 2. Wenn wirklich auch gar nichts weiter aufzubringen wäre gegen den Tanz, so müßte uns das allein schon genügen, Stellung dagegen zu nehmen. Sodann steht der Tanz an Herodes' Hofe als warnendes Exempel im Neuen Testament geschrieben; er hat dem größten Propheten das Leben gekostet! War's bei Johannes aber auch nur das leibliche Leben, wieviel Seelenmorde sind schon auf dem Tanzboden ausgeführt worden! Wer zählt sie? Wie viele haben Ehre und guten Namen, Schamhaftigkeit und Zucht, Glauben und Gewissen zu Boden getanzt, bis ihnen endlich nach verrauchtem Sinnenrausch und verschwundenem Wollusttaumel die Augen aufgingen über ihrem glänzenden Elend! Darüber könnten die Magdalenenstifte in der alten Welt Tieftrauriges, Himmelschreiendes berichten! Bei uns ist man freilich auch darinnen weiter, man weiß solche Zufluchtsstätten für gefallene Mädchen gänzlich überflüssig zu machen. Uns steht über jedem Tanzboden, als von Gottes Finger selbst geschrieben, die Überschrift: „Du sollst nicht töten" und: „Du sollst nicht ehebrechen". Und wäre es der ehrbarste und züchtigste Tanzboden, wenn es überhaupt heute noch einen solchen giebt, wir bleiben dabei, er führt zur inneren und oft genug auch äußeren Übertretung des siebenten Gebots. „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen," sagt der Herr, und beim Tanzen haben sie das Weib, das nicht ihnen ist, sogar im Arm!! Was die heutige Christenheit notwendig zu lernen hat, ist das Gesetz und Zeugnis unseres Gottes in den 10 Geboten, vor denen aber kann nach des Herrn Jesu selbsteigenster Exegese (s. Matth. 5, 17—) Tänzer und Tanz nimmer bestehen.

Mit dieser zweischneidigen Waffe des Wortes Gottes schicken wir uns an, dem Tanzvergnügen gegenüberzutreten. Dabei muß man sich aber von vorneherein sagen, die Mehrzahl der Tanzlustigen weiß eigentlich kaum, was sie thut; das Gottmißfällige in diesem Treiben ist ihnen noch nicht zum Bewußtsein gekommen! Über solche Dinge hat eben die Mehrzahl auch in unseren christlichen Gemeinden, und das nicht allein durch eigene Schuld, ganz verwahrloste Begriffe. Bietet sich nun eine Gelegenheit, man ziehe sie aber nicht mit Gewalt herbei, sondern lasse sie ganz ruhig herankommen, so gebe man eine offene, der Wahrheit der Thatsachen entsprechende Erklärung ohne jegliches bittere Gefühl. Man zeige der Gemeinde, wie unsere Überzeugung ganz nur in Gottes Wort wurzelt, wie jeder, der nur ein wenig in sein Gewissen gehe und noch einigermaßen rechtschaffen denke, das Verderbliche dieser Sitte einsehen müsse. Man weise die Eltern hin auf

ihre heiligste Pflicht gegenüber ihren Kindern! Welche Verantwortung sie auf sich laden, wenn sie nicht treu wachen über den Umgang ihrer Söhne und Töchter! Beten sie doch selbst alle Tage: führe uns nicht in Versuchung! Warum wollen sie ihre Kinder dahin gehen lassen, wo die Macht der Versuchung schrankenlos auf sie einstürmt! Betone man dabei, daß wir, nicht um jemand wehe zu thun, sondern um unseres Gewissens und um unseres Amtes und um ihrer Seligkeit willen, vor Gott verpflichtet seien, davor zu warnen. Fahre man dann so fort mit Lehren und Ermahnen, gebrauche man am fleißigsten die beste Waffe, das Gebet, und man wird finden, die Geister scheiden sich doch allmählich ein wenig. Werden dann, wie es ja nicht anders möglich ist, allerlei Früchte „ehrbaren Tanzens" offenbar, wie Streit, Haß, Neid, Völlerei, Unzucht, Hurerei, uneheliche Geburten, dann kommen wir mit der scharfen Zucht des göttlichen Gesetzes, drücken unsere Entrüstung, unseren Abscheu öffentlich aus, erklären im Namen unseres Gottes den Ausschluß der Betreffenden vom Abendmahl, bis sie durch einen neuen Wandel in Buße und Reue ihre Besserung und Umkehr beweisen.

Ist es insbesondere bei Trauungen Sitte zu tanzen und erwartet man unsere Gegenwart im Hochzeitshause, dann kommen wir, falls es Gemeindeglieder sind, mit der entschiedenen, aber freundlichen Bitte zu den Hauseltern, doch das Tanzen zu lassen, da nichts diesen Tag so sehr entheilige und entweihe, wie eben dieses. Wer sich noch zu weiterem Vorgehen im Gewissen verpflichtet fühlt, der mag von Ludwig Hoffackers Beispiel etliches lernen, in dessen Lebensbeschreibung Knapp folgendes berichtet (siehe „Theolog. Zeitschrift", Jahrgang 1895 im Septemberheft): Bald nach seinem Aufzug in Rielingshausen meldete sich ein verlobtes Paar bei ihm zur Trauung an. Er sprach freundlich mit ihnen und fragte sie zuletzt, ob sie ihre Hochzeit in gebührender Eingezogenheit und Stille zu feiern gedächten und daher den so vieles Ärgernis gebenden Tanz unterlassen wollten? — da zeigte sich die Verknechtung der Kinder der Welt untereinander. Die Brautleute erwiderten: sie würden in ihrem Teil gerne davon abstehen, schoben die Sache jedoch auf ihre beiderseitigen Eltern, von deren Entschluß sie hierin abhängig seien. Hofacker bat die Eltern sofort zu sich und stellte ihnen die Pflicht eines guten christlichen Beispiels vor, welches sie nebst ihren Kindern der Gemeinde zu geben hätten. Allein die Eltern schoben's nun ihrenteils auf die ledige Jugend, die einen Tanz fordere, auf den Wirt, der sonst keinen gehörigen Erlös bekomme und auf die Musikanten, die bereits bestellt seien. Hierauf erbot sich Hofacker, nicht allein ihnen die Stolgebühr von seiner Seite zu erlassen, sondern auch die Musikanten zu bezahlen, dem Brautpaar eine schön gebundene Bibel zu verehren und mit dem Wirte das gehörige Abkommen zu treffen, wofern sie den Tanz rückstellig machen und der Gemeinde den drohenden Unfug ersparen wollten — allein umsonst. Die Eltern beharrten auf ihrer Weigerung trotz der herzlichsten Bitten und Warnungen und ver-

schmähten, weil keine Kraft zur Überwindung der Welt in ihnen war, alle Anerbietungen ihres Pfarrers, dessen innere Macht sie freilich noch nicht kannten und vor welchem sie nach dem Civilgesetz unantastbar zu sein dachten. Nun aber erklärte ihnen Hofacker mit ruhigem Ernste: Gut! Hiermit habe ich euch gesagt, was euch zu sagen war, und ihr thut dennoch, was ihr wollt; gehet nun hin und sehet zu, denn ich werde thun, was ich muß. Am folgenden Tag war alles im Wirtshaus nach der althergebrachten Sitte bestellt. Zuvor sollte die Hochzeitspredigt gehalten werden; von da aus sollte es mit Musik stracks auf den Tanzboden gehen. Hofacker betrat die Kanzel sehr ruhig und gefaßt und begann seine Predigt. Nach einer Einleitung über die Heiligkeit und Wichtigkeit des Ehestandes, der in einem so nahen Bezug zu Christo stehe, und über die Verderbnis, welche durch den Abfall von Gott auch in diesen Stand eingedrungen sei, nahm er zum Thema den erschütternden Satz, 1. was es heiße, seinen Ehestand im Namen des Heilandes, 2. im Namen des Teufels beginnen, führen und endigen. Im Verlauf seiner Rede wandte er sich direkt an die Verlobten und an die beiderseitigen Brauteltern etwa mit folgenden Worten: Daß ihr nun von der Kirche sofort auf den Tanzboden gehen und eine große Anzahl anderer Gemeindeglieder in euren Leichtsinn hineinziehen wollt, das könnt ihr offenbar nicht im Namen Jesu thun, welcher nicht von der Welt war; ihr werdet auch selbst nicht behaupten, daß dieses im Namen und zur Verherrlichung eures Erlösers geschehe, weil euch euer eigenes Gewissen sagt, daß es sich hier um nichts, was ihn betrifft oder was ihm gefällt, sondern um bloße Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen handelt, also um den Geist der Welt, die im argen liegt, und womit man nicht dem Heiland, sondern dem Fürsten dieser Welt, nämlich dem Teufel, einen Gefallen thut. — Kommet ihr dazu in die Kirche des Herrn? Habe ich euch in dieser Absicht das Wort Gottes zur Wiedergeburt und zur Selbstverleugnung zu predigen, daß ihr sogleich auf eurem Tanzboden es mit Füßen tretet und euch gebärdet wie jene verlorenen Leute zu Jeremias Zeit, welche sprachen: Nach dem Wort des Herrn, das du zu uns gesagt hast, wollen wir nicht thun! Nein, wahrlich dazu wird euch das Wort Jesu nicht gepredigt, sondern ich erhebe hier als sein Zeuge feierlich meine Hand wider euch und bezeuge euch, daß ihr an allem Unfug und Ärgernis, an allen offenen und heimlichen Verführungen, die in eurem weltlichen Sündengewühl geschehen, ja an dem furchtbaren Jammer, der die Verführten für dieses in Ewigkeit treffen wird, schuldig seid! —

Die Wirkung war nicht bloß für den Augenblick, sondern nachhaltig. Schon unter der Predigt entfernte sich einer der Brautväter und bestellte die Musikanten ab, daß sie nicht wie gewöhnlich vor die Kirchthüre kommen sollten — bald hernach ging der Schultheiß des Orts selbst hinaus, um aus eigenem Gewissensdrang gegen das Erscheinen der Musik Einsprache zu thun — und als nun die große Versammlung aus dem Gotteshause ging, stob der ganze Brautzug in stiller

Gewissenserschütterung auseinander, weil die meisten nach einer solchen gewaltigen Predigt nicht mehr ins Wirtshaus gehen mochten. — Allerdings soll dieses Verfahren für uns nicht als ein unverbrüchliches Gesetz dastehen, denn nicht jeder ist ein Hofacker und nicht in jeder Gemeinde ist die gleiche Empfänglichkeit für Gottes Wort vorhanden. Wir sehen unsere Gemeinden falsch an, schreibt Hofacker selbst darüber, sie sind meistens keine christlichen Gemeinden, sondern Pflanzstätten des Christentums. In einer besseren Gemeinde kann allerdings der Pfarrer, wenn sonst keine Obrigkeit da wäre, das Tanzen durch das Wort Gottes verbieten und es auf die Gewissen legen, weil die Gewissen durch das Wort Gottes gebunden und die Leute wenigstens darauf zusammengekommen sind, daß sie dem Herrn gehorsam sein wollen. Das aber ist in anderen Gemeinden nicht der Fall.

So und ähnlich wirken wir bei Erwachsenen gegen den Tanz, je nachdem der einzelne von Gott seine Gaben empfangen hat. Aber auch bei den Kindern thun wir unsere Pflicht in der Sonntagschule und im Unterricht. Der Tanz ums goldene Kalb, der Tanz der Herodias Tochter, dann das 7. Gebot geben reichlich Gelegenheit, das unwürdige, närrische, sinnlose Hüpfen beim Tanz zu brandmarken. Auf den Tanzboden begleiten uns sicher die Engel nicht, der Herr Jesus geht auch nicht mit, und wo diese nicht mitgehen, da bleiben wir weg. Wenn wir wissen, es ist irgendwo eine giftige Schlange verborgen, da gehen wir gewiß nicht hin, und auf dem Tanzboden giebt es mehr als eine: Neid, Haß, unschöne Redensarten, böse Geschwätze u. s. w. So, mein Kind, fliehe vor dieser Sünde wie vor einer Schlange, denn so du ihr zu nahe kommst, so sticht sie dich, ihre Zähne sind voll tödlichen Giftes und töten den Menschen. Bei der Behandlung des 7. Gebots zeige man den inneren Zusammenhang von Augenlust und Fleischeslust und hoffärtigem Wesen, wie da eines aus dem anderen kommt; wie man gerade für den Tanz sich schmückt und ziert in sündiger Eitelkeit, um anderen zu gefallen, also Augenlust zu wecken. Und wie bei Eva, so nimmt die Sünde auch heute noch ihren Weg ins Herz durchs Auge: sie schauete an, daß von dem Baum gut zu essen wäre u. s. w. — und sie aß! Man zeige ihnen in ganz offener Weise, wie unreine Lust, die durchs Tanzen geweckt und genährt wird, unsere Gedanken gefangen nimmt, wie vom Gedanken es gar nicht mehr weit zur That ist; ja die Gedanken selbst sind schon Sünde, so sündig wie die That, wenn wir Gefallen daran haben und ein Spiel mit ihnen treiben, und so wird unser Herz entheiligt, unser Leib entweiht, der doch ein Tempel Gottes sein soll!

Ist ein Jugendverein oder Jünglings- und Jungfrauenverein in der Gemeinde, oder auch ein gemischter Chor, so nehme man da vor allem die Gelegenheit wahr, nicht in seichtem, satirischem Ton, sondern mit heiligem Ernst vor dem Tanzen zu warnen. Appelliere man an das Ehrgefühl der jungen Männer! Wo bleibt die Ehre, die Zuverlässigkeit des Charakters, das bestimmte, aber dennoch bescheidene Auftreten und Selbstbewußtsein, das einem jungen Manne so gut steht,

wenn er es über sich bringen, ja darin Gefallen finden kann, bald diese, bald jene Person in buntem Wechsel zum Tanz zu führen? Welch loses Spiel treibt er! Wende man sich an das Gefühl der Schamhaftigkeit und Zucht bei den Jungfrauen. Wie kann denn eine Jungfrau, auch nur mit einiger Selbstachtung, von irgend einem jungen Manne sich anfassen lassen, den sie selbst oft nicht einmal näher kennt? Wer mag sie noch ehrbar, keusch und züchtig nennen? Mache man ihnen klar, wenn solches Anfassen keuscher Zucht und Sitte keinen Eintrag thut, warum sollte man dann überhaupt sich noch länger besinnen, bei einer Begegnung auf der Straße, bei der Begrüßung oder sonst in Gesellschaft es auch so zu machen? Jedermann aber weiß, das wäre eine grobe Mißachtung jeglichen Anstands, es würde als unsittliches, schamloses Gebahren gebrandmarkt und von dem weltlichen Gesetz scharf geahndet werden! Aber vor dem hohen Sittlichkeitstribunal der Tanzmode ist alles erlaubt; sonst höchst Unanständiges wird da feiner Ton und das Unsittlichste wird zur Sittlichkeit gestempelt! S a g e m a n i h n e n r u n d h e r a u s : F l e i s c h e s l u s t u n d n i c h t s a n d e r e s i s t ' s , d a s s i e s o m ä c h t i g z u m T a n z h i n z i e h t , und dieser Sinnenreiz wirkt verunreinigend auf Herz und Gemüt; was sie da gefühlt und empfunden, spinnt sich weiter in Phantasie und Gedanken u n d d e r S c h l u ß v o n a l l e d e m i s t , s i e v e r f a l l e n d e m L a s t e r d e r O n a n i e — u n d m a n w i r d an dem Eindruck dieser Worte ihre Wahrheit merken! Das ist die faule, ekle Frucht des sogenannten „sittsamen Tanzens". Wer aber den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott auch verderben! Physisch geschwächt, moralisch bankerott, ohne Achtung vor dem anderen Geschlecht, im Herzen eine Hohlheit zum Schaudern, so treten sie in die Ehe, der kein anderer Segen werden kann, denn der: Ich will der Väter Missethat heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied!

Auf große Erfolge freilich darf man auch bei solcher Methode nicht rechnen. Die Sinnesänderung eines Menschen, von der alles christlich ethische Leben eben abhängig ist, steht nicht in unserer Macht. Die Worte Reinhards behalten auch heute noch ihr Recht: „Dem Unbekehrten wird man vergebens seine Tanzlust und Tanzwut ausreden wollen: der ernste und im inneren Leben immer mehr wachsende Christ verliert von selbst den Geschmack daran." Ist aber auch wenig Frucht zu sehen, wir haben gethan, was unseres Amtes war und haben eben darum ein gutes, ruhiges Gewissen vor Gott und Menschen, und das ist wahrlich auch ein Lohn und kein geringer. Um den laßt uns im Aufblick zu Gott täglich ringen und kämpfen, denn eben das ist neben der persönlich erfahrenen Erbarmung Gottes mit eine Quelle unermüdlicher Amtsfreudigkeit.

D u h a s t h i e r ja doch keine bleibende Stätte und bist hier, wo du immer sein magst, doch nur ein Fremdling und Pilger, und wirst niemals und nirgends Ruhe finden, wenn du dich nicht innigst mit Christo vereinigst.

Homiletisches.

Unser Krieg mit Spanien

hat bekanntlich in deutschen Blättern, auch solchen, denen man ein besseres und gerechteres Urteil zutrauen konnte, eine meist sehr ungünstige und absprechende Beurteilung erfahren. Verschiedene Blätter Amerikas haben mit Recht sich darüber ausgelassen, so u. a. auch die „Deutsch-amerikanische Zeitschrift für Theologie und Kirche". In der „Kirchlichen Monatsschrift" vom 14. Oktober 1898 (18. Jahrg. Heft 1) finden wir nun eine kurze Bemerkung bezüglich der Klage des Herrn Prof. Nülsen, daß er die Schuld „doch etwas zu einseitig allein bei der deutschen Presse" suche. Es wird dann auf die korrupte Politik im amerikanischen Staatswesen und auf die große Rolle, die das katholische Irentum hier spiele, hingewiesen. Wir wollen gewiß das weder vertuschen noch beschönigen, noch entschuldigen; es ist ernstlich zu beklagen, daß unser Staatswesen an solchen Schäden leidet. Aber — was hat das mit der Beurteilung unseres Kriegs mit Spanien zu thun? Sollten christliche Blätter nicht wenigstens auch solche Weltereignisse von höherem Standpunkt aus betrachten und beurteilen können? — Uns wenigstens schien das Walten einer höheren Gerechtigkeit in dieser ganzen Katastrophe, die über Spanien erging, ganz unverkennbar. Und dieser Anschauung gab Schreiber dieses am Abend des 27. November 1898 einen offenen, unverblümten Ausdruck in seiner Gemeinde.

Von einem Subkomitee des „National Monument Committees" für Errichtung eines Denkmals für die Opfer unseres Krieges mit Spanien war ein Zirkular an die Pastoren dieses Landes versandt worden mit der Bitte, den 27. November zu einem „Gedächtnistag für die gefallenen Soldaten" zu machen. Das gab mir Veranlassung, unseren Krieg mit Spanien zu beleuchten mit dem Licht des Prophetenwortes Jes. 55, 8 u. 9, und nachzuweisen, wie unsere Regierung wider Willen Schritt für Schritt durch die Ereignisse selbst in ganz anderer Richtung getrieben wurde, als sie selbst beabsichtigte. Ich erlaube mir, die betreffende Ansprache in extenso hier beizufügen.

"SOLDIERS' MEMORIAL DAY."

Sonntag, den 27. November 1898,

abends.

Text: Jesaja 55, 8 u. 9.

In Christo Jesu geliebte, zur Seligkeit berufene Gemeinde!

Wir haben heute den ersten Advent gefeiert und heute vormittag den Ruf gehört: Zion, dein König kommt zu dir! Wir haben vernommen, daß dieser Ruf das Kommen des Königs in Sanftmut, Demut, Niedrigkeit und Knechtsgestalt bedeutete und ankündigte. Er kam und

will noch jetzt kommen in die Herzen, in die Häuser, in die Gemeinden, in unser ganzes Volksleben mit seiner Gnade, seinem Heil, seinem Leben, seiner Gotteskraft. Er kann und will aber mit diesem seinem Heil nur kommen, wenn wir ihn so empfangen, wie es sich gebührt und wie er es erwartet, nämlich mit einem heilsbegierigen und =verlangenden Herzen, das nach ihm sich sehnt und ausstreckt.

Allein, im Herrn Geliebte! Es giebt außer diesem still=verborgenen Kommen des Königs noch ein anderes Kommen, auf das wir billig auch achten sollten. Er will ja nicht nur der Herzenskönig der Menschen sein, welcher im still=verborgenen Herzensgrunde sein Friedensregiment aufrichtet und das ganze innere Geistesleben, das Denken, Wollen, Fühlen und Handeln den Trieben seines Geistes unterthan macht. Nein, als er von seinen Jüngern schied, um gen Himmel aufzufahren, da schied er mit dem großen und gewaltigen Worte, das kein Sterblicher ihm nachsprechen kann und darf: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden." D. h. er schied von seinen Jüngern mit dem Bewußtsein, daß ihm eine Hoheit, Macht und Majestät zukomme und gegeben sei, wie sie sonst kein Mensch je besessen hat noch je besitzen kann. Er ist *König des Weltalls*! Er ist der *König des ganzen Universums*! Er regiert seit seiner Himmelfahrt auch die Weltgeschichte. Er regiert sie als *Gottmensch*, als der, der er geworden ist infolge seines geschichtlichen Laufes auf Erden. Er regiert die Weltgeschichte nach einem göttlichen Weltenplan, *nach dem Plan der Erlösung der Menschheit*. Hat Gott sich das große Opfer kosten lassen, seinen eingeborenen Sohn zum Heiland und Erlöser einer ganzen verlorenen Sünderwelt dahinzugeben in einen schrecklichen Martertod, so will er auch, daß dieses Opfer nicht vergeblich sei. Er will, daß die, für welche das Opfer gebracht wurde, auch auf einem gottgeordneten Wege die Kunde der Erlösung empfangen und Gelegenheit bekommen sollen, das Heil in Christo anzunehmen. Das ist der oberste Gesichtspunkt, welcher in dem Weltregiment Christi, des himmlischen Königs, maßgebend ist. Als oberster Weltregent lenkt und regiert Christus, der Herr, auch die Geschicke der Völker! Ihm und seinen ewigen Zwecken muß alles dienen: Krieg und Frieden, gute und böse Zeiten, glückliche und unglückliche Ereignisse! Alles, das Große und das Kleine, im Völkerleben und im Leben der einzelnen Menschen, steht ganz und gar in seinen Händen und wird von ihm gebraucht, um seine ewigen Heilsgedanken über die verlorene Menschheit zu verwirklichen. Alle Völkerereignisse und Epochen in der Menschengeschichte müssen zuletzt dem Kommen des Reiches Gottes dienen. So können und müssen wir denn auch im Blick auf das Völkerleben sagen: Siehe, dein König kommt zu dir! Er kommt gewaltig in Gnade und Gericht! Er kommt zu den Völkern nicht minder, wie er zu den einzelnen kommt.

Von diesem erhabenen Gesichtspunkt aus wollen wir heute abend

den Krieg unseres Landes mit Spanien

einmal zu beleuchten suchen. Wir werden in Kürze achten auf die *Ursache*, die *Opfer* und die *Erfolge* des Krieges.

Zunächst freilich möchte ich noch ein Wort der Erklärung voranschicken, wie ich dazu komme, eine solche scheinbar politische Predigt zu halten. Wir Deutschen sind nicht gewöhnt, die Politik auf die Kanzel zu bringen, wo sie auch nicht hingehört. Indessen, im Herrn Geliebte, wer die Bücher der Propheten aufmerksam liest, der wird finden, daß die Propheten sich keineswegs ganz und gar von aller Politik ferne hielten. Sondern sie betrachteten und beurteilten alle Staatsaktionen ihrer Könige und Minister von dem höheren Gesichtspunkt des Reiches Gottes. Sie legten den göttlichen Maßstab an, um das Thun und Lassen der Politiker ihrer Zeit daran zu bemessen und danach gutzuheißen oder zu verurteilen. Sollten wir nicht auch ein Recht haben, Gottes Gedanken hineinleuchten zu lassen in das Thun und Treiben der Menschen unserer Zeit; sollten wir nicht auch so große Ereignisse, wie unseren Krieg mit Spanien, betrachten dürfen im Licht unseres Textes: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und meine Wege sind nicht eure Wege, spricht der Herr!—Eine Veranlassung aber, gerade heute unseren Krieg mit Spanien zu beleuchten mit dem Licht des Wortes Gottes, erhielt ich dadurch, daß an die Pastoren des ganzen Landes ein Aufruf erging, diesen heutigen 27. November zu einem Gedächtnistage zu gestalten zu Ehren der Soldaten unseres Landes, die teils im Kriege selbst direkt getötet oder verwundet wurden, teils durch schwere Krankheit heimgesucht oder dahingerafft wurden. Dieser Aufruf erging von einem Komitee in New York. Dort soll nämlich zu Ehren der gefallenen Soldaten ein großes Nationaldenkmal errichtet werden. Die Leitung dieses ganzen großen Unternehmens ist in die Hände eines zahlreichen Komitees gelegt. Dieses Komitee bildete wieder ein „Subkomitee", von welchem ein Schreiben erlassen wurde an alle Pastoren dieses Landes, in welchem sie aufgefordert wurden, diesen heutigen Tag zu einem Gedächtnistag für unsere Soldaten zu machen. Das also ist der äußere Anlaß, der mich darauf führte

unseren Krieg mit Spanien

heute zum Gegenstand einer Predigt zu machen.

I. Zunächst sehen wir auf die Ursache des Krieges. Wie kam ein so friedliebendes Volk, das so fern ist von aller europäischen Politik, dazu, an Spanien den Krieg zu erklären?

Spanien war einst die größte Weltmacht und die Beherrscherin der Meere zu der Zeit, als vor 400 Jahren Amerika entdeckt wurde. Damals hat Spanien in seiner Geld- und Ländergier große Raubzüge in das neuentdeckte Land Amerika unternommen; hat die Einwohner des Landes teils getötet, teils gewaltsam unterjocht und ausgeraubt. Spanien hat damals von den neuen Ländern begierig alles verschlungen, was es nur bekommen konnte. Bekanntlich hat Spanien einst fast ganz Mittel- und Südamerika beherrscht und auch einen Teil von Nord-Amerika. Von den westindischen Inseln hat es ebenfalls einen guten Teil, die größten an sich gerissen. Dazu gehörten Cuba und Porto Rico.

Was aber hat Spanien den Bewohnern der eroberten Länder dafür gebracht? Hat es ihnen die Segnungen des Christentums gebracht? Ihnen den Weg der Seligkeit gezeigt an der Hand des göttlichen Wortes? Hat es diesen Ländern die Freiheit gebracht, welche überall da sich Bahn bricht, wo der Geist des Christentums die Vorherrschaft gewinnt.

Nichts von alle dem! Spanien hat in seinem eigenen Lande mit Feuer und Schwert gewütet gegen alle Bekenner des Evangeliums! Spanien hat sich ganz zum Schergen des römischen Papsttums gemacht! Aus Spanien sind die zwei unheilvollsten Orden der römischen Kirche hervorgegangen, die der Ausbreitung des Evangeliums die größten und schwersten Hindernisse bereitet haben. Der Dominikanerorden kam aus Spanien, der die schauerlichen Inquisitionsgerichte in allen Ländern einführte, wo er die Macht dazu hatte, und der Tausende und Zehntausende einem grausamen Martertode oder Gefängnis überliefert hat. Aus Spanien kam der fluchwürdige Jesuitenorden, der heute mehr als je die ganze katholische Kirche beherrscht und wie eine gewaltige Riesenspinne die ganze Welt umstrickt mit seinen Netzen und mit seinem Garn die Menschheit als gebundene Sklaven dem Papst zu Füßen legen möchte.

Dieses Spanien, das im eigenen Lande alle Religionsfreiheit und alle bürgerliche Freiheit unterdrückt und vernichtet hat, es hat noch vielmehr in seinen Kolonialländern als steter Feind aller Freiheit und aller Menschenwürde sich erwiesen. Raub, Mord, Aussaugen der Landesbewohner — das war fast das einzige, was die spanische Regierung in die Länder brachte, die es mit Gewalt erobert hat.

Es ist darum nicht zu verwundern, daß im Laufe der Zeit Spanien fast alle seine überseeischen Besitzungen verloren hat. Und die wenigen, die ihm noch verblieben sind, standen seit Jahren in hellem Aufruhr gegen die tyrannische, blutsaugerische Politik der spanischen Regierung.

Cuba, die schöne Insel im mexikanischen Golf, kämpfte so schon seit Jahren einen vernichtenden Kampf um die Freiheit des Landes. Die Bewohner von Cuba konnten ohne fremde Hilfe das spanische Joch nicht abschütteln; sie waren zu arm, zu wenig, zu hilflos, um gegen Spanien aufkommen zu können. Unter den Greueln des Krieges ging Handel und Wandel zu Grunde. Auch unser Land hat davon gelitten, weil sein Handel mit Cuba geschädigt wurde. Doch das gab unserer Regierung noch kein Recht, sich in die Politik Spaniens einzumischen.

Nur die lange andauernden Greuel des Krieges, die Unmenschlichkeiten, die Menschenschlächtereien und all das Elend auf der Insel brachten endlich in unserem Lande eine so ernste Bewegung zu Gunsten der unterdrückten Bewohner von Cuba zustande, daß unser Präsident sich veranlaßt sah, seine Vermittlung zwischen Cuba und Spanien anzubieten. Er wollte so viel als möglich den Cubanern zur Freiheit verhelfen und den Krieg zum Ende bringen.

Allein das erzeugte eine feindselige und bittere Stimmung bei den Spaniern in Cuba gegen die Amerikaner. So schickte denn unsere Regierung, zwar in friedlicher Absicht, aber doch zum Schutz der dortigen Amerikaner, das Kriegsschiff „Maine“ in den Hafen von Havana.

Aber nicht lange lag es dort vor Anker, da flog infolge einer schrecklichen Explosion das Schiff in die Luft und Hunderte unserer Seesoldaten fanden ein plötzliches und schreckliches Ende. Da man allgemein annahm, obwohl es nicht bewiesen werden kann, daß das Schiff durch spanische Hinterlist zum Sinken gebracht wurde, so erzeugte das eine solch ungeheure Erregung im Volke, daß die Kriegsstimmung endlich auch im Kongreß die Überhand gewann und der Präsident infolgedessen sich genötigt sah, ernstliche Forderungen bezüglich der Freigebung Cubas zu stellen. Und als Spanien sich diese Forderungen nicht wollte gefallen lassen, da kam es zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen und zur offenen Kriegserklärung. — Unser Land hatte bei der Kriegserklärung gar nichts anderes im Sinn, als bloß die Spanier aus Cuba zu vertreiben und dem Lande zur politischen und religiösen Freiheit zu verhelfen. Über den Verlauf des Krieges habe ich nicht nötig viel zu sagen. Nur das eine will ich hervorheben: Schon gleich der Anfang und der ganze Verlauf des Krieges fällt unter den Gesichtspunkt: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken rc. . . .

Unsere Regierung dachte nicht daran, drüben in Ostasien Krieg mit Spanien zu führen. Cuba zu befreien, das war der offen ausgesprochene und einzige Zweck des Krieges. Bei Cuba und allein bei Cuba dachte man Spanien anzugreifen, um so schnell als möglich das Ziel zu erreichen, das man bei Beginn des Krieges sich gesteckt hatte. Aber da hieß es auch, wie so oft im Leben des Menschen: Der Mensch denkt und Gott lenkt! Drüben in Ostasien geschah der erste entscheidende Schlag gegen die Macht Spaniens. Der Seesieg von Manila vernichtete in wenigen Stunden die spanische Flotte im Hafen von Manila. Und auch auf Cuba ging es anders, als man gedacht hatte. Statt den Hauptangriff auf die Hauptstadt, Havana, zu richten, wurde der Hauptkampf bei Santiogo geführt und dort wurde wieder in wenigen Stunden eine spanische Flotte vernichtet mit großen Opfern für Spanien.

II. Sehen wir nun kurz, welche Opfer der Krieg auf unserer Seite gekostet hat, so müßten wir unterscheiden zwischen den Opfern an Menschenleben und den Opfern an Geld, von letzteren will ich nicht reden. Bei der großen Bevölkerungszahl unseres Landes sind die Opfer an Menschenleben verschwindend klein zu nennen. Zwar hat das Land mehrere 100,000 Soldaten für diesen Krieg angeworben. Aber lange nicht alle kamen zum Kampf; und die direkten Opfer des Krieges sind allerdings verschwindend klein zu nennen. In der ganzen Campagne im südöstlichen Cuba bei Santiago und Umgegend sollen nur gegen 260 Mann, einschließlich der Offiziere, gefallen und 1438 verwundet worden sein. Das sind weniger als in einer einzigen Schlacht bei dem mörderischen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich gefallen

sind. Größer aber sind allem Anschein nach die Opfer, welche infolge von Krankheiten gefordert wurden. Die Strapazen des Krieges, welchen unsere ungeübten und unabgehärteten Truppen so schnell und dauernd unterworfen wurden, das mörderisch ungesunde Klima im Tropenlande, die zum Teil mangelhafte Verpflegung infolge der übereilten Kriegserklärung, das alles trug dazu bei, die Opfer zweiter Art, die Todesfälle infolge schwerer Krankheit riesig anzuschwellen. Auch einer meiner ehemaligen Konfirmanden starb infolge des Nervenfiebers, nachdem er glücklich die Campagne von Santiago überstanden hatte.— Diese alle starben den Tod fürs Vaterland! Unser Land war zwar nicht gezwungen zu diesem Kriege; es war nicht eigentlich angegriffen. Aber das edle Streben, einem armen, geknechteten und ausgesogenen Volke zur Freiheit zu verhelfen, hat den Krieg herbeigeführt. Und so starben alle diese Opfer des Krieges für einen edlen Zweck und eine gerechte Sache. Ehre ihrem Andenken! Sie haben der Sache der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit, der Freiheit einen sehr wesentlichen Dienst gethan, indem sie dem Ruf des Präsidenten „zu den Waffen" freiwillig Folge leisteten!

Anders aber gestaltet sich die Sache noch, wenn wir zu dem dritten Punkt übergehen und

III. die Erfolge des Krieges im Lichte des göttlichen Heilsrates betrachten. Schon vorhin habe ich angedeutet, daß schon bei dem Beginn des Krieges und bei dem ganzen Verlauf das Walten der höheren Hand Gottes zu erkennen war, indem drüben in Ostasien der erste Sieg erfochten wurde, wo wir gar nichts zu suchen hatten und nichts beabsichtigt war. Der weitere Erfolg aber des Krieges liegt nun klar vor aller Welt Augen: Spanien ist als Kolonialmacht gerichtet und vernichtet! Gottes Gericht ist gegangen über ein Land und Volk, das Jahrhunderte lang seine Macht nur zu Raub und Gewaltthat mißbrauchte und seinen Unterthanen die Segnungen des Evangeliums verwehrte! Ein Stück des Weltgerichts hat in unserem Kriege mit Spanien sich abgespielt und Gott hat es so gelenkt, daß es allem Anschein nach alle seine überseeischen Kolonien hergeben und freilassen muß aus seinen räuberischen Krallen. Sind aber diese Länder, die westindischen Inseln und die Philippinen, erst frei von Spaniens Tyrannei, dann kann auch die Botschaft des Evangeliums und die wahre Gewissens- und Religionsfreiheit zu diesen Völkern gebracht werden, die so lange Zeit geknechtet waren in der römischen Nacht des Aberglaubens. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, bekommen die Opfer an Menschenleben, die der Krieg uns gekostet hat, einen viel höheren Wert und Bedeutung. Sie haben unbewußt mithelfen müssen, den Siegeslauf des Reiches Gottes auch bei den umnachteten Völkern der spanischen Länder zu fördern. Sie haben im Dienste des Reiches Gottes, im Dienste unseres himmlischen Königs, der die ganze Welt sich unterthan machen will durch das Evangelium, ihr Leben gelassen. Wo menschliche Bosheit und Gewalt dem

Evangelium den Einzug verwehren will, da weiß unser himmlischer König auch Kriegsheere und Kriegsschiffe und Kanonen sich dienstbar zu machen, um seinem Reiche freien Lauf zu verschaffen. Und von diesem höchsten Gesichtspunkt aus dürfen wir uns freuen, daß Gott unser Land dazu gebraucht hat, um das Gericht über Spanien zu vollziehen. Es ist dabei nicht zu vergessen, daß es eine vorwiegend protestantische und eine amerikanische Macht ist, welche Gott wider ihren Willen dazu gebrauchte, um ein Land zu züchtigen, das gegen die Kirche des Evangeliums und gegen Amerika sich gleich schwer und himmelschreiend versündigt hat. Und dabei wollen wir uns klar darüber werden, wie es kommt, daß Gott gerade unser Land dazu gebrauchen konnte. Der Apostel Paulus spricht: „Wer hat dich vorgezogen? Was hast du aber, das du nicht empfangen hast? So du es aber empfangen hast, was rühmest du dich denn, als der es nicht empfangen hätte?" Was wir vor Spanien und vor den ehemaligen spanisch-amerikanischen Ländern voraus haben, das verdanken wir dem Evangelium, das in unserem Lande freien Lauf hat und seine Segenswirkungen im ganzen Volksleben vollziehen kann.

Das laßt uns dankbar erkennen und dankbar auch festhalten, damit wir nicht verlieren, was wir empfangen haben. Denn nur dann, wenn wir treu bewahren das Wort der Wahrheit, durch welches wir groß und stark geworden sind, kann Gott uns auch ferner mit seinem Segen, Hilfe und Gnade beistehen. Das walte Gott. Amen.

Warum predigst du?

Aus: Licht und Leben. Eingesandt von P. A. Fischer.

Ist die Ehre Gottes, die Erlösung deiner Zuhörer — dein wichtigstes Motiv und einziger Zweck deines Amtes? Wenn es so wäre, so würde das Lob der Menschen uns nicht eitel machen, noch ihr Tadel uns erbittern oder niederdrücken. Meine Brüder im Dienst unsers Herrn Jesu Christi, tretet so in euer Amt ein, und bevor ihr es aufnehmt, laßt euer Herz in diesem Punkt klären und reinigen. Predigt euren Herrn; predigt Jesum Christum — und ihn als den Gekreuzigten. Laßt jede einzelne Predigt auf die Erlösung eurer Hörer abzielen. Fliehet wie ein Gift jeden andern Gedanken, jedes andere Motiv oder jeden Schein eines andern Motivs in eurer Predigt. Predigt an jedem wiederkehrenden Sonntag euer Allerbestes. Aber laßt an keinem Sabbat die gute Predigt euer Zweck und Endziel sein. Predigt euer Bestes, weil der Herr des Tages euer Herr und Meister ist und weil er der beste Herr ist und der beste Text und der beste Lobpreis und die beste Belohnung des Predigens. Erhöhe Jesum so und setze ihn so auf den Thron deines Herzens, daß du dir selbst sofort wie ein Verräter an ihm vorkommst, sobald du versucht wirst, eines Menschen Lob für dein Predigen zu ernten, oder dich von irgend eines Menschen Zurücksetzung niederdrücken zu lassen.

Predige an jedem neuen Sabbatmorgen besser und immer besser, weil der Reichtum Christi unausforschlich ist, der unendliche Reichtum der Gnade und Wahrheit, der Lieblichkeit und Schönheit. Die Sucht nach Rhetorik und Formvollendung täuschen und vergiften manch eines Predigers Herz. Er benutzt die Kanzel zu falschem Zweck. Er kennt die Sünde noch nicht, die ihn so leicht umstrickt; er kennt noch nicht die geheime Seuche seines eigenen Herzens. Er kennt sie nicht, bis vielleicht viele Jahre vergangen sind und manche Enttäuschung und manches Offenbarwerden gekommen ist, und besonders nicht, bis er einmal stille wird und sieht andere Männer sein Werk viel besser thun, als er selbst gethan; nicht, bis er durch jenen letzten Schmelzofen gegangen, der eines Predigers Motiv zum Vorschein kommen läßt; dann erst erfährt er vielleicht, ob Gottes Ehre oder seine eigene seine geheime Stärke gewesen ist, als er mit gebundenem Herzen in jugendlichem Eifer auftrat.

Wenn ich noch einmal jung wäre, wie ihr, würde ich es anders machen. Ich würde nicht so viel in Büchern studieren und die Zeit erforschen, in der die Evangelien geschrieben sind, wie ich es zu thun pflegte und wie viele junge Prediger es heutzutage zu thun pflegen, sondern ich würde mit aller Macht notwendige Arbeit thun und wie ein Sterbender unter Sterbenden sein. Ich würde über die großen Texte predigen, über Sünde und Elend, über die tiefe Unruhe und das selige Glück, über zugerechnete und angeeignete Gerechtigkeit, über evangelische Heiligkeit und ewiges Leben, über das Beten im geheimen und ohne Unterlaß, über Milde, Sanftmut und Liebe zu Gott und unserm Nächsten. Um anderes Predigen, und sei es noch so beredt und wahr, gebe ich wenig und weniger. Um deswillen werde ich nicht müde, unsere großen Pietisten aus aller Zeit zu studieren, diese schriftkundigsten und geistgesalbten Männer mit dem heiligen Herzen und einem geheiligten Leben.

Nehmt die heilige Schrift in eure Seelen auf und verarbeitet sie, bittet dringend um die Gnadengaben des heiligen Geistes und dann beginnt zu predigen; dann werden die besten eurer Zuhörer durch euch gesegnet sein und Segen auf euer Haupt herabwünschen. Nehmt euren Text und eure Lehren aus der heiligen Schrift, und während ihr predigt, wird der heilige Geist es euch an Wärme und Salz nicht fehlen lassen. O, daß eure Gemeinde heimginge mit frohem, jubelndem Herzen über die herrliche Erlösung!

Was für eine lebenslange, unaufhörlich geistige Arbeit sollte unser Amt sein! Ihr solltet euch dem nicht entziehen; zu predigen mit lebenslanger Frische, mit Interesse, beides für uns und unsere Gemeinde, auf jede Klasse einzuwirken, alle zu beeinflussen, für alle jedes Wort der Wahrheit recht auszulegen und das an jedem wiederkehrenden Sabbat 30, 40, 50 Jahre hindurch — wahrlich die größten Redner des Landes würden unter der ungeheuren Aufgabe zusammenbrechen. Unsere größten Redner sprechen nur dann und wann. Sie achten wohl

darauf, nur dann zu sprechen, wenn die Gemüter schon erfüllt sind von ihrem Gegenstande und die Herzen schon brennen vor politischer Begeisterung. Wie einer ihrer feurigsten Männer einmal sagte, daß sie vom Rednerpult herabfließen lassen, was sie in Tropfen aus dem Kreise der Zuhörer empfingen. Ihr aber habt jeden Sonntag-Morgen auf die Kanzel zu steigen, um Ströme auf dürren Grund fließen zu lassen; von euch wird erwartet, daß ihr an jedem Sabbat euer Bestes predigt, wenn auch die Erde um euch herum wie Eisen wäre und der Himmel über euch wie Messing.

Aber wiederum, welch ein Thema ist euer, welch ein Universum voller Themata! Ihr habt Gott und Jesum und den heiligen Geist. Ihr habt den Menschen, den gefallenen und den erlösten. Ihr habt Sünde in jeglicher Gestalt. Ihr habt das Gesetz, die Gnade und Wahrheit, den Verstand, das Herz, den Willen, die Phantasie, ja, Leib und Seele des Menschen. Ihr habt Recht und Pflicht, Charakter, Verantwortlichkeit. Ihr habt Väter, Mütter, Kinder, die Jugend und das Alter. Der Tod, das Gericht, die rechte und die linke Hand Gottes, der Wurm, der nicht stirbt, und das Feuer, das nicht erlischt, der neue Himmel und die neue Erde, das gläserne Meer, der Thron Gottes und des Lammes: Das ist euer Gegenstand, von dem ihr zu reden habt. Wenn wir Pastoren über all dies schweigen würden, so würden die Steine schreien.

Laßt mich hier inne halten und euch ernst und eindringlich fragen: „Seid ihr bereit für diese Aufgaben?“ Zeigt mir eure Bücher. Zeigt mir eure Feder und Tinte. Zeigt mir eure durchschossene Bibel mit Anmerkungen. Sagt mir insonderheit von eurem Gebetsumgang, von eurer Selbstentäußerung und — sagt mir vor Gott, wie ihr euer Kreuz auf euch nehmt. O, meine Brüder: überschwenglich ist der Lohn der bis in den Tod Getreuen! Ringet danach! Unser deutsches Volk erwartet an jedem Sonntag das Beste von uns. Es hungert danach. Es will angeregt werden für eine neue Woche voll Kampf und Arbeit und Gebet. Vier Stunden, jeden Tag zum mindesten, laßt euch bereiten von Gott für eure herrliche Aufgabe; vier Stunden seid täglich unter den euch anvertrauten Seelen. Wenn ihr das thut mit viel Gebet, mit viel Liebe und viel Demut, wird Gott euch viele Seelen zum Lohn geben. Dann, aber nicht eher, als dann. Nein, niemals, als nur dannn! Denn die Erlösung der Hörer ist der wahre Beweggrund und der rechte Lohn des rechten Studenten und des rechten Predigers.

Fürs Herz.

Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.–Röm. 8,28.

Vorstehendes Wort ist gewiß ein rechtes Trostwort in ernsten, schweren Lebensführungen. Aber es ist gut, wenn wir uns recht in den Sinn und die eigentliche Meinung dieses Wortes zu versenken suchen.

Hüten wir uns vor Verflachung dieses Wortes, daß wir denken, Gott werde sicher für das Scheitern einer irdischen Lieblingshoffnung uns etwas Besseres im Irdischen geben. Gott führt manche seiner Kinder auf Wegen, wo es von einer Demütigung zur andern, aus einem Leiden zum andern geht. Nachfolger Jesu dürfen schließlich sich nicht beklagen, wenn ihr Weg dem ihres Meisters ähnlich ist.

Der richtige Sinn des obigen Wortes ist vielmehr der: wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge müssen zum Reifen für den Himmel dienen. Hat dich Gott in Geld und Gut oder in Ehre bei den Menschen oder durch eine glückliche Heirat oder sonstwie gesegnet, und du bist ein Gott liebender Mensch, so muß wohl etwas durch dein Herz gehen von dem: „Herr, ich bin zu gering all der Barmherzigkeit und Treue, die du an mir thust.“ Deshalb eine Vertiefung deiner Scham über alle deine Verfehlungen entsteht, und ein Antrieb zu größerer Treue in dem Streite des Geistes wider das Fleisch und in der Erfüllung deines Berufs. Dieser Vorgang in deinem Innern muß sich wiederholen, so oft eine neue Segnung von oben kommt. So wird dir das äußere Glück zum inneren Glück, du gehst auf der Straße der Dankbarkeit dem Himmel zu.

Trifft aber ein Stoß auf dein Glück und vielleicht gar Stoß auf Stoß, so wird er freilich zugleich ein Stoß auf dein Herz sein, daß es zu zittern beginnt und vielleicht eine Weile wie betäubt sein wird, aber wenn du ein Gott liebender Mensch bist, öffnest du bald einem der Schriftworte, welche für solche Zeiten geschrieben sind, z. B. dem in 1 Pet. 5, 6, dein Herz, wodurch dann zwar der Schmerz nicht weggenommen, aber dem zeitlichen Schmerz eine ewige Freude, dem zeitlichen Vermissen ein ewiger Erwerb beigefügt und die Seele dahin geführt wird, tiefere Wurzeln zu schlagen in den Mann, welcher sich den Weinstock nennt. Joh. 15, 1. Wenn aber Glück und Unglück zum Besten wirkt, so darf man sagen, daß alle Dinge zum Besten wirken. Denn den äußeren Vorkommnissen dürfen auch noch die inneren beigefügt werden. Einem Gott liebenden Menschen müssen von da an, daß er dies ist, auch sogar seine früheren Sünden zum Besten wirken. Zu einer heilsamen Demütigung, zum Lernen der Barmherzigkeit und Fernebleiben vom Richtgeist, zu um so ernsterer Zucht gegen sich selbst, zu um so größerer Innigkeit in der Liebe zu dem, der so viel vergeben hat (Vgl. Luk. 7, 47). Auch den Ausdruck: „Zusammenwirken müssen alle Dinge zum Besten denen, die Gott lieben,“ können wir aus der Erfahrung besser verstehen. Wer zur himmlischen Herrlichkeit reifen soll, bedarf bald Demütigung, bald Ermutigung, bald einen Antrieb zur Eile, bald eine Nötigung zum Stillehalten; also jetzt diese, jetzt jene entgegengesetzte Einwirkung. Daher denn verschiedenartige Dinge miteinander in Bund treten, vielmehr durch die Hand Gottes in eine Reihe gestellt werden müssen, um, jedes zu seiner Zeit, ihm zu Dienst zu sein.

Die schmerzliche Kehrseite dieses großen Wortes heißt: Denen, die Gott nicht lieben, müssen alle Dinge zum Schaden zusammenwirken. Wie schwer wird es dem natürlichen Menschen, das Glück zu ertragen! Wer zu Reichtum und Ehren kommt, entgeht, wenn er nicht in der Liebe zu Gott steht, selten dem Übermut und dem Kleben des Herzens an dem Erworbenen; das Verlangen nach Gott und seinem Wort wird schwächer, der Geist nimmt ab, das Fleisch nimmt zu! Das Glück ist der Käfig, darin die Seele gefangen wird, mit der Erhebung zum Himmel ist es vorbei.

Schreitet hernach Unglück daher und zerscheitert das Glück, so wird die Seele, wo die Liebe zu Gott fehlt, doch nicht frei. Die Begierden bleiben, wenn auch die Möglichkeit der Befriedigung fehlt. Bitterkeit gegen Gott und Menschen kommt dazu. Das Glück hat in eine falsche Höhe geführt, das Unglück in eine falsche Tiefe gestürzt. Glück und Unglück stehen zu des Menschen Schaden im Bund.

So kommt es also auf uns selbst an, ob die äußeren Umstände unseres Lebens für die Bildung oder Mißbildung unserer Seele zusammenwirken. Dasselbe Glück oder Unglück macht dich, wenn du Gott liebst, zu einem Menschen Gottes, wenn du Gott nicht liebst, zu einem Kind der Hölle!

Aber wie kann ich wissen, ob ich Gott liebe oder nicht? Prüfe folgende Fragen, dann wirst du Antwort finden!

Wenn ein Sohn den Beruf, in welchen er, ferne von der Heimat, eingetreten ist, ehrenhaft besorgt, seinen Eltern aber nicht schreibt, sogar die Briefe, welche von ihnen kommen, uneröffnet beiseite legt, ist das die Liebe, welche Eltern von ihrem Sohn erwarten?

Eben dies ist gegenüber von Gott vieler Menschen Stand. Ihr Beruf in der menschlichen Gesellschaft wird ehrenhaft von ihnen erfüllt, von Gott sind sie los, beten nicht, lesen nicht sein Wort.

Wenn eine Tochter für die besonderen Gaben, womit die Eltern von Zeit zu Zeit sie erfreuen, ein Wort des Dankes sagt, dann aber den Weg fortsetzt, welchen sie bisher, dem Sinne der Eltern zuwider, gegangen ist, ist das Liebe genug? Genau so machen's Tausende, welche für anständige Menschen gelten, gegenüber von Gott: für besondere Erweisungen der Güte Gottes Danksagung mit einem Vaterunser, dann Fortgehen auf dem selbsterwählten Weg.

Wenn ein Kind den den Eltern gefälligen Weg geht, so lange derselbe dem eigenen Sinne des Kindes entspricht, falls aber der Eltern Wille eine Selbstverleugnung verlangt, das Widersprechen und Murren beginnt, ist das Liebe genug? Die Frömmigkeit vieler ist von dieser Art.

Hiernach können wir bemessen, ob alle Dinge unserer Seele werden zum Besten oder zum Schaden dienen. Denn wir können nach dem Gesagten bemessen, ob wir Gott lieben oder nicht.

(Aus Geß, Bib. Std. zum Römer-Brief.)

Kirchliches und Synodales.

Wir lassen hier zunächst eine kurze Einsendung folgen, welche auf unsern Aufsatz in No. 1 Bezug nimmt: Die wissenschaftliche Theologie und die pfarramtliche Praxis. Herr Prof. E. Otto unternahm es, darauf sofort zu antworten. Doch gedenkt der Redakteur, so Gott will, in einem späteren Artikel über „Inspiration, Kritik und Glauben" sich noch genauer auszusprechen darüber, inwieweit Verbalinspiration anzuerkennen ist.

Ist die christliche Theologie überhaupt eine Wissenschaft?

Eine Apologie der Orthodoxie.

Eingesandt von P. G. F. Schütze.

Die Frage, ob die christliche Theologie den Namen einer Wissenschaft verdient, mag so manchem absurd erscheinen, daß er ohne weiteres urteilt: Ja, sie ist es. Dem setze ich ein ebenso apodiktisches: „Nein, sie ist es nicht," gegenüber. Denn was heißt Wissenschaft? Wissenschaft ist das Forschen nach Wahrheit in einer bestimmten Richtung auf Grund von Erfahrung und Logik, ohne Rücksicht auf etwaige Konsequenzen. Das ist es eben, was das Wesen der echten Wissenschaft ausmacht, daß sie gänzlich frei und ungebunden ist, daß sie ausgeht von den aprioristischen Begriffen, und dann weiter baut auf induktorischem und deduktorischem Wege. Die Mathematik z. B. beruht schließlich ganz und gar auf dem Axiom, daß $1 = 1$ ist. Könnte heut jemand auftreten und beweisen, daß 1 nicht gleich 1 ist, so würde er damit das ganze Gebiet der mathematischen Wissenschaft stürzen und man würde von dem Tage an eine neue Mathematik lehren müssen. Nehmen wir die Astronomie. Alle Wissenschaft lehrte, die Erde steht und die Sonne bewegt sich; da hob Galileis: E puor si muove die Erde aus ihren Angeln und ließ sie um die Sonne kreisen. Welche Umwälzungen rief in der Medizin nicht Listers Lehre von der Antisepsis oder Esmarchs künstliche Blutleere oder Röntgens XStrahlen hervor. Und diesen Männern schuldet die Wissenschaft Dank, denn sie haben Irrtümer beseitigt und Wahrheit ans Licht gebracht. Nun aber die Theologie. Sie hat erst einen anderen Anfang, sodann andere Wege und endlich ein ander Ziel, denn christliche Theologie ist das Suchen nach Wahrheit auf Grund der heiligen Schrift und gebunden an das Wort Gottes. Der Ausgangspunkt liegt fest (wie bei jeder Wissenschaft), aber auch der Endpunkt liegt fest, wie bei keiner andern Wissenschaft. Der Anfang ist Gott, das Ende ist auch Gott, und in der Mitte ist wieder Gott. Die Idee der Essenz eines Gottes ist wohl dem Christen axiomatisch, nicht aber dem Naturwissenschaftler, vgl. Häckel und Vogt. Das Endziel aller christlichen Theologie ist wieder Gott, und damit qualifiziert sich diese als nicht wissenschaftlich; oder aber, sie behält den Charakter der Wis-

senschaft, indem sie ihr Ziel sich nicht vorschreiben läßt und zu einem andern Resultat als Gott führt, und verliert dann ihre Bestimmung als christlich. Weiter die Mittel und Wege der wissenschaftlichen Arbeit angesehen, da tritt für Vernunft die Offenbarung, für Logik das αὐτὸς ἔφα der Pythagoräer ein. In der Wissenschaft beweise ich einem Menschen, daß $3 = 3$ sind, und ist er dann nicht überzeugt, dann ist es eben kein Wissenschaftler, mit dem ein Disputieren möglich ist, oder er will die Wahrheit nicht einsehen, dann bin ich auch mit ihm fertig. Nun kommt die Theologie und lehrt, $1 = 3$, und $3 = 1$. „Beweise“, rufe ich. Da zuckt die Theologie die Achseln und spricht αὐτὸς ἔφα. Die Medizin lehrt „. . . wer einmal tot daliegt,
kommt sobald nicht wieder.“

Nun lehrt die Theologie acht Fälle einer schon geschehenen Auferstehung, noch dazu einen unter erschwerenden Umständen („er stinket schon“). „Beweise“, ruft die Medizin, und wir können nichts antworten als „Es stehet geschrieben“. Mit andern Worten, das Organ der Wissenschaften ist der Verstand, das Organ aber der Theologie der Glaube, vgl. das alte Wort pectus facit theologum. Die wahre Theologie ist die Theologie des wahren Fortschrittes, schon recht, aber des Fortschrittes in Glaube, Hoffnung und Liebe, nicht der Erkenntnis, denn die Summe der Erkenntnis liegt vor uns gegeben in den Büchern des Alten und Neuen Testaments. Bleiben wir in deren Grenzen, so donnert uns überall das Dubois-Reymondsche: Ignoramus entgegen, dem wir nur entgegenhalten können Quondam non ignorabimus. Entfernen wir uns dagegen vom Boden der Bibel, so verfallen wir entweder in „Klostermannsche Hypothesen“, d. h. vage Behauptungen, die vor der Wissenschaft nicht standhalten, oder aber wir geraten in das Fahrwasser der halt- und ruhelosen Heterodoxie. Als Beleg führe ich die vielgelesenen „Briefe aus der Hölle“ an, deren Autor mir entfallen ist.

Theologie ist also mir keine Wissenschaft, denn 1) ist ihr Anfang nicht wissenschaflich axiomatisch feststehend; 2) ist ihre Beweisführung nicht wissenschaftlich stichhaltig, und 3) ist ihr Ende vorher festgelegt, was wissenschaftlich unzulässig.

Nun aber hat die Theologie im engeren Sinne, wie das Wort bisher gebraucht ist, auch noch eine Reihe von Hilfsdisziplinen. Wie steht es mit deren Wissenschaftlichkeit? Es sind das Exegetik, Historik, Homiletik, Katechetik, Kybernetik und Diakonik.

Von diesen Disziplinen kann man wohl behaupten, daß sie Wissenschaften sind, nur soll man nie übersehen, daß sie nur Hilfswissenschaften sind, und wo sie mit dem geoffenbarten Wort in Konflikt kommen, da müssen sie sich eben als Funktionen des menschlichen Geistes vor dem göttlichen Geist beugen und bescheiden. Da ist z. B. die Exegetik; sie wird nach denselben Regeln wie die Profanexegese gehandhabt und ist daher sicher eine Wissenschaft. Da ist die Historik, unter deren Namen ich Archäologie, Geschichte, Geographie, Einleitungsfragen, Litteratur-

kunde zusammenfasse. Sie ist und bleibt gewiß eine Wissenschaft. Nun aber lehrt sie, daß 1 Joh. 5, 7 erst, wenn ich nicht irre, 553 in das Neue Testament eingefügt wurde. Fällt nun mit dieser einen Stelle die Trinität, da nur hier direkt die Dreieinigkeit ausgesprochen wird? Gott bewahre uns davor. Alle diese Hilfsdisziplinen sind und sollen Wissenschaften sein und bleiben, nur sollen sie mit der engeren Theologie der Dogmatik und Ethik nicht widerstreiten, denn — und nun komme ich zum zweiten in der Überschrift angegebenen Teil — die Dogmatik und Ethik sind wie alle Dinge ἐξ αὐτοῦ καὶ δι' αὐτοῦ καὶ εἰς αὐτόν. Der Grund ist gegeben, die heilige Schrift als Gottes Wort, und das muß stehen bleiben. Wie die Bibeln stereotyp gedruckt werden, daß nicht ein Buchstabe dran geändert wird, so möchte ich auch jeden Buchstaben der heiligen Schrift verteidigen. Giebt man erst Buchstaben preis, so folgen bald Wörter, Sätze, Kapitel und Bücher, und der Rest ist trauriges Schweigen. Wohin soll das führen, wenn, wie man zu meiner Studienzeit zu sagen pflegte, man sich den Licentiaten nur dadurch holen kann, daß man die Glaubwürdigkeit eines Bibelbuches zerfetzt? Wollen wir uns den Ast absägen, auf dem wir sitzen? Oder den Brunnen abgraben, aus dem wir unsere Herde tränken? Die Herde wird es bald genug merken, wenn sie nicht mehr reines Lebenswasser von uns erhält und sich dann zu andern Hirten wenden. Und wenn ihr so stark seid, daß ihr die Verbalinspiration fahren lassen und ein Buch nach dem andern preisgeben könnt, bis euch zuletzt nur Bergpredigt und Unser Vater bleibt, wollt ihr uns, die wir nicht so stark sind, denn das nehmen? Ist es freundlich von euch, die ihr in euren Augen gesund seid, uns, den Lahmen, unsere Krücken zu entreißen? Darum sollte man nicht lächeln über die Petrefakten, nicht höhnisch auf den „Orthodoxismus" herabblicken. Wer zu seinem „recht gläubig" auch das recht „gläubig" dazu hat, der wird trotz alledem doch das Ziel seines Glaubens, die ewige Seligkeit davontragen.

Replik.

Die Redaktion hat geglaubt, obigem Artikel die Aufnahme nicht versagen zu dürfen, schon aus dem allgemeinem Grunde, weil sie, zumal im Anfange ihrer neuen Laufbahn, Einsendungen aus dem Kreise der Synode, wenn sie überhaupt Gegenstände behandeln, die dem Gebiete angehören, auf dem unsere Zeitschrift arbeiten soll, nicht gern zurückweist. Es möchte sonst bei Einsendern der Verdacht aufkommen, daß nur einer bevorzugten Klasse in unsern Spalten das Wort gegeben werde, und daß, wenn einmal einer komme, der noch nicht zu den δοκοῦντες στῦλοι εἶναι gehört, er erwarten müsse, totgeschwiegen zu werden. Nein, wir wollen keine reserved seats in unserm Magazin. Die aufgeworfene Frage nun, ob die Theologie eine Wissenschaft sei, ist wohl zweifellos eine, die die Mehrzahl der Leser recht nahe angeht. Freilich möchte man dem Einsender sagen: „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus", denn es ist eine Frage, für deren Beantwortung der Rahmen eines Aufsatzes entschieden zu eng ist, deren Gegenstand

sich in diesem Umfange nur mehr berühren als zergliedern läßt. Wie manches Kollegium ist nicht schon über diesen Gegenstand gelesen, wie manches Buch darüber geschrieben worden. Es ist aber nicht nur eine akademische, sondern eine praktische Lebensfrage, mit der ein jeder in der Ausübung seines Berufes schon gerungen hat und wohl in den meisten Fällen sein ganzes Leben lang ringen muß.

Tadeln ist leichter als besser machen. Verfasser dieser Replik sieht ein, daß er's in gewissem Maße übernommen hat, besser zu machen; denn wenn er nicht besser machen will, wozu repliciert er denn? Er gesteht aber auch von vornherein, daß er sich nicht einbildet, der Beantwortung des Einsenders, die er zu tadeln unternimmt, eine nach allen Seiten gute entgegensetzen zu können. Er glaubt aber auch nicht, daß der Einsender mit seinem apodiktischen: „Nein, sie ist es nicht," den gordischen Knoten gelöst oder einfach durchhauen hat; nicht in einer für jeden andern genügenden Weise, das versteht sich von selbst; aber auch nicht einmal für sich selbst. Denn die persönliche Lebensfrage, von welcher doch die Frage der Überschrift nur eine Umgestaltung ist: „Wie vereinige ich meinen Glauben mit meinem Wissen?" liegt offenbar noch recht ungelöst vor ihm, und es ist kaum anzunehmen, daß er selber, wenn er sich über sich selbst Rechenschaft geben will, nach seinem Rezepte konsequent handelt, wie sich ja dies wohl in der etwas vagen und zaghaften Form seiner Behauptung ausspricht: „so möchte ich wohl jeden Buchstaben der heiligen Schrift verteidigen."

Jedenfalls ist das im letzten Grunde treibende Motiv, das den Verfasser zu seinen Behauptungen bestimmt hat, ein durchaus anerkennenswertes, es ist der hingebende Entschluß, sich zur Wahrheit bekennen zu wollen. Der Herr Jesus hat auch einst vom alttestamentlichen Gesetze gesagt: „Es wird kein Jota noch ein Tüttelchen vom Gesetze vergehen", und: „wer nun eins von diesen Geboten auflöset und lehret die Leute also, der wird der kleinste heißen im Himmelreich." Mag sein, daß ihn manche deswegen auch für einen enragierten Buchstabenhelden gehalten haben, die haben sich aber in ihm getäuscht. So hat den Verfasser ein richtiges Gefühl geleitet, aber die Art, wie er dasselbe ausgedrückt hat, erscheint als eine verunglückte. Es soll kein Scherz sein, wie ihn sich Referent nicht gegen die Person erlauben würde, sondern ein Vergleich, der die Sache treffen soll: Verfasser erinnert an Faust, als er sprach: „Ich sehe, daß wir nichts wissen können," und darum: „so habe ich mich der Magie ergeben". Wie Faust aus Verzweiflung der Magie, so will sich der Verfasser der Verbal- oder Litteralinspiration ergeben; möge er nicht Mephistopheles dahinter antreffen.

Das Problem, das der Einsender aufstellt, ist in der That ein großes, obwohl nicht für jeden gleich groß, fast für jeden, nach dem Gange seiner geistigen Entwicklung verschieden. Die Art, wie es der Verfasser zu lösen oder vielmehr zu umgehen versucht, ist unannehmbar. Theologie soll keine Wissenschaft sein können, weil letztere nach des Ver-

fassers Auffassung keine Voraussetzung hat, an keine Schranken ihrer Bewegung gebunden, durch kein bestimmtes Ziel in ihrer Ausdehnung eingeengt ist; dagegen in der Theologie sei Anfang, Mittel und Ende festgelegt. Irgendwo, an einem Punkte, wo man's nicht vermutet, kann irgendwer seine Wissenschaft reformieren oder erweitern, wie Galilei oder Röntgen, und wenn anders er wissenschaftlich verfahren ist, muß sich seine Wissenschaft nach seinen Ergebnissen richten und sie in sich aufnehmen, während in der Theologie alles fertig sei und alles nur auf eine fortwährende Reproduktion ankomme.

So liegt doch die Sache nicht, daß aus dem Begriffe von Wissenschaft und Theologie sich ihre Heterogeneität ohne weiteres nachweisen ließe. Jede Wissenschaft, auch die abstrakteste, hat ihre Voraussetzung. Wissenschaft ist die geordnete und umfassende Erkenntnis einer Wirklichkeit, und die Theologie könnte nur dann keine Wissenschaft sein, wenn Gott und sein Reich keine Wirklichkeit wären. Darin hat ja Verfasser recht, daß die Wirklichkeit, deren Erkenntnis die Theologie sein will, nicht der Welt der fünf Sinne und dem Gebiete des gemeinen Menschenverstandes angehört, so daß man demjenigen, der die Ergebnisse dieser Wissenschaft nicht anerkennen will, nicht, gleich dem, der sich gegen das Einmaleins unempfänglich zeigt, das Prädikat eines vernünftigen Menschen absprechen müßte; gewiß bedarf es zum Gewinnen von Erkenntnissen auf diesem Gebiete eines besondern Organs, pectus facit theologum; aber das hat doch am Ende jede Wissenschaft mit der Theologie gemein, daß es eines gewissen Organs für die Erkenntnis ihrer Lehre bedarf; für die Blinden ist die Wissenschaft der Optik nicht da u. s. w. Richtig ist, daß es sich in der Theologie um die Erkenntnis einer Wirklichkeit handelt, die von jeder andern Wirklichkeit unterschieden ist, zu deren Perception nicht bloß der Gebrauch des formalen Denkvermögens, sondern das Herz gehört; aber daß die Theologie es mit einer Wirklichkeit ganz besonderer Art zu thun hat, das schließt sie nicht davon aus, eine Wissenschaft, allerdings auch besonderer Art, aber doch Wissenschaft sein zu können. Wenn der Verfasser sagt: Gott ist wohl für den Christen axiomatisch, aber nicht für den Naturwissenschaftler, folglich ist die Gotteslehre keine Wissenschaft, so ist der Schluß falsch; es müßte heißen: folglich ist die Gotteslehre keine Naturwissenschaft. Der pythagoräische Lehrsatz ist für die Mathematiker axiomatisch, für manche Philologen (ich kenne welche) ist er ein böhmisches Dorf; folgt daraus, daß diese Herren keine Philologen, nicht wissenschaftlich gebildet sind? Nein; nur das, daß sie keine Mathematiker sind. Wenn für einen Herrn Häckel und andere der Begriff Gottes nicht axiomatisch ist, so liegt das nicht daran, daß sie Naturwissenschaftler, sondern daran, daß sie keine Christen sind.

Diese Wirklichkeit, Gott und sein Reich, soweit sie sich unserer Erkenntnis erschlossen hat, in unsere Erkenntnis aufzunehmen und sie mit allen unsern übrigen Erkenntnissen, mit unserm Welterkennen in Beziehung zu setzen, das ist die Aufgabe der unbestreitbar großartigen

Wissenschaft der Theologie. Nein, darin liegt die Schwierigkeit nicht, daß Theologie und Wissenschaft ihrem Begriffe nach unvereinbar seien, die Schwierigkeit liegt auf einem andern Gebiete. Die Theologie ist eine praktische Wissenschaft; man treibt sie nicht zum Privatvergnügen oder aus bloßem Wissenstriebe, sondern um sich durch ihre Erlernung zu befähigen, sich in irgend welchem Maße an der Leitung der Kirche zu beteiligen. Die Theologie steht also in wesentlicher Beziehung zur Kirche, und umgekehrt. Aus der Verkehrung dieses Wechselverhältnisses, bald von der einen, bald von der andern Seite, kommt die vom Verfasser empfundene Schwierigkeit.

Wir Protestanten sind im ganzen willig zu behaupten, daß auf dem Gebiete der römischen Kirche, trotz aller hohen Gelehrsamkeit vieler ihrer Theologen, von einer Theologie als Wissenschaft eigentlich nicht die Rede sein kann. Auch der Verfasser hat soviel Protestantismus, daß er das einsieht; wo keine Freiheit ist, da ist keine Wissenschaft. Auf dem Gebiete der römischen Kirche ist nach unserer protestantischen Auffassung alle Wissenschaft nur provisorisch und problematisch; sie kann nicht sagen: „das ist wahr“, denn sie weiß nicht, ob sie es nicht zurücknehmen muß. Das liegt nach unserer protestantischen Auffassung an dem unrechtmäßigen Gewichte, das dort auf das Äußere gegenüber dem Inneren, auf die Organisation statt auf das Leben gelegt wird: erst die Kirche und dann die Wahrheit. Die Geschichte des Katholizismus zeigt uns, daß er das Problem der Einigung von Glauben und Wissen vor sich gehabt, aber nicht glücklich gelöst hat. Die katholische Kirche brachte den Völkern des Abendlandes eine ausgebildete, im ganzen fertige neue Weltanschauung, und sie haben dieselbe in pietätvollem Glauben angenommen; die Kirche war die Erzieherin der Völker. Es ist aber der Drang nicht nur der Individuen, sondern auch der Völker, aus dem Standpunkte des kindlichen Autoritätsglaubens durch Prüfung zu dem des selbständigen Überzeugungsglaubens überzugehen; was im Autoritätsglauben angenommen war, sollte erkenntnismäßig ergriffen werden. Die ältere Scholastik, Anselm von Canterbury mit seinem credo ut intelligam, ging von der Voraussetzung aus, daß das kirchliche Dogma durch wissenschaftliche Prüfung dem Menschen zur Wahrheit im höheren Sinne, zur persönlichen Überzeugung werden könne. Allein um ihrer Herrscherstellung willen konnte es die Kirche nicht auf die ernste Probe ankommen lassen, ob alle ihre Lehren sich vor dem wissenschaftlichen Denken als Wahrheit beweisen würden. Nicht Aneignung der Wahrheit durch Erkenntnis, sondern Unterwerfung unter dieselbe sollte die Aufgabe des Menschengeistes sein. Ein unmittelbares Verhältnis des Menschengeistes zur Wahrheit, so daß er's unternehmen könnte, dieselbe zu suchen, und erwarten, sie zu finden, giebt es nicht, sondern nur ein vermitteltes. An und in sich selbst ist nichts wahr, sondern nur das ist Wahrheit, was Gott dafür erklärt. Das Organ aber, durch welches Gott erklärt, was Wahrheit ist, ist die Kirche, der Pfeiler und die Grundfeste der Wahrheit. Daher kommt

der Wissenschaft gar keine andere Aufgabe zu, als nur das, was die Kirche lehrt, zu systematisieren und zu zergliedern; Anfang, Mittel und Ende der Wissenschaft ist festgelegt, das war der Standpunkt der katholischen Kirche. Als der Wissensdrang sich verstärkte und der Wissensstoff sich häufte, gingen die beiden Bewegungen, die des weltlichen und die des geistlichen Wissens, noch lange in einer gewissen Friedlichkeit nebeneinander her, eine jede auf ihrem Gebiete, und wenn sie dann miteinander in Kollision kamen, so half man sich mit der Lehre von der doppelten Wahrheit: es kann ein Satz in der Theologie wahr sein und in der Philosophie falsch, und umgekehrt. Nach der Philosophie hat ein Mensch nur einen Kopf, nach der Theologie aber hat der heilige Dionysius mindestens drei gehabt, da drei authentisch beglaubigte aufbewahrt werden. So war das Verhältnis der Kirchenlehre ein äußerliches, loses geworden. Da kam der Humanismus. Gewissermaßen mit jugendlichem Enthusiasmus vernahm die Menschheit aufs neue, was sie in früherer Zeit, ohne die Kirche, Großes und Edles gedacht und empfunden hatte. Sich losreißend vom aufgezwungenen Joche der Autorität, wollte man wieder nicht kirchlich, sondern menschlich denken und empfinden. Im Grunde war der Humanismus kein Fortschritt, sondern ein Rückgang auf eine vergangene Entwicklungsstufe, eine Repristination des Heidentums. Da kam die Reformation. Sie vereint in höherer Einheit die beiden berechtigten und notwendigen Prinzipien, welche die katholische Kirche und der Humanismus je einseitig vertreten hatten, die Gebundenheit des menschlichen Geistes unter und an Gott — und die Freiheit. Daß Gnade und Wahrheit von oben kommen, davon war die Reformation mindestens ebenso überzeugt, als die mittelalterliche Kirche; aber wie Huld und Wahrheit in Christo *geworden* sind, so sollen sie auch durch Neugeburt *innerhalb* der Menschheit entstehen. Hat auch die Reformation vorwiegend einen religiös-*ethischen* Charakter gehabt, so daß es sich darum handelte, der Menschheit eine *Sittlichkeit* wiederzugeben, der man von *Gewissenswegen* huldigen könne, so ist doch ihre Beziehung auf das intellektuelle Geistesleben damit unzertrennlich verbunden gewesen; sie wollte eine *Wahrheit* aufstellen, die man mit vollster freister persönlicher Überzeugung mit allen Kräften der *Vernunft* annehmen könnte.

Die Kirche hätte, das ist unsere protestantische Meinung, diese ganze Reformation über sich ergehen lassen, ihre Resultate in sich aufnehmen können, ohne dadurch etwas von den wesentlichen Gütern preisgeben zu müssen, die ihr Gott zur Bewahrung in der Welt anvertraut hatte; aber sie hat nicht gewollt, und nun ist sie — nun, wo sie eben ist, ungefähr auf dem Standpunkte des 14. Jahrhunderts, wo die beiden Wahrheiten, die theologische und die philosophische, so im ganzen schiedlich friedlich, jede auf ihrem Gebiete, nebeneinander hergingen; für gewöhnlich gilt im Leben die philosophische, weltliche Wahrheit; kommt aber einmal eine Kollision, und will einer seinen Frieden mit der Kirche machen, so muß es heißen: revoco, ich will nichts gesagt haben.

In diesen für unsere Replik etwas weitschweifig gewordenen Exkurs über die Geschichte der katholischen Orthodoxie haben wir uns gehen lassen, weil man doch dadurch gar deutlich an das Wort Pauli erinnert wird: „Was aber zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben," auf daß wir, setzen wir mit unpaulinischem Worte hinzu, — sehen, wie wir's nicht machen sollen. Mutatis mutandis hat sich doch derselbe Hergang auf protestantischem Gebiete wiederholt und will sich immer wiederholen. Wie der Katholizismus seiner Zeit durch seine isidorischen und pseudoisidorischen Dekretalen und durch sonstige Kundgebungen bemüht gewesen ist, die Basis festzustellen, auf welche er die alles Menschliche überbietende Autorität seiner Lehre zu gründen gedachte, so kann es nicht befremden, daß auch die protestantische Kirche ihre Periode gehabt hat, worin es ihr vor allem darum zu thun war, die Autorität festzustellen, auf welche sie ihre Lehre von Anfang an gegründet und fortwährend zu gründen willens war. Der Katholizismus hatte für sich eine Jahrhunderte lange Tradition, eine imposante Organisation, auf welche hinweisend er sagen konnte: Was wir lehren, muß wahr sein. Der Protestantismus hatte dem nichts entgegenzusetzen als das Wort Gottes. Was Wunder, wenn er bemüht war, dies Wort Gottes in seiner ursprünglichsten Erscheinungsform, auf welche protestantischer Glaube von Anfang an sich gestützt, mit der denkbar höchsten Autorität zu bekleiden. Dazu diente die Lehre von der Inspiration der heiligen Schrift. Die heilige Schrift in ihrer vorliegenden Gestalt, dem textus receptus in den Ursprachen, inklusive, wie die Reformierten sagten, die hebräischen Vokalpunkte, ist Gottes Wort, ihr Verfasser ist der heilige Geist, ihr Inhalt Offenbarung aller Wahrheit, Norm für jegliche menschliche Erkenntnis, ihre Entstehung ein absolutes Wunder. Wie einst der Monophysitismus, der in Maria schlechthin keine menschliche Mutter, sondern nur die Gottesgebärerin sehen wollte, aus einem wohlmeinenden Enthusiasmus entstanden war, so suchte auch die protestantische Inspirationslehre in wohlmeinendem Enthusiasmus jedes Merkmal menschlicher Natur von der heiligen Schrift fernzuhalten; dieselbe ist natürlich von Menschen geschrieben, aber diese menschliche Herkunft prägt ihr kein einziges Merkmal auf, das sie mit andern menschlichen Hervorbringungen gemein hätte, sondern sie besitzt eine schlechthin einzigartige e i n i g e g o t t m e n s c h l i c h e N a t u r, *μία φύσις θεανθρωπική*; „ausgestoßen jeder Zeuge menschlicher Bedürftigkeit," soll die Schrift dastehen als die Erscheinung des schlechthin Vollkommenen, Wahren in der Welt. Einst beim Monophysitismus war das eigentlich treibende Motiv, welches zu der übers Ziel hinausschießenden Verherrlichung Christi antrieb, die werdende Mariolatrie; die Vergöttlichung Christi war, wenn auch vielfach unbewußter Weise, nur Mittel zum Zweck, damit Maria die Gottesgebärerin genannt werden könne; so war auch die übers Ziel hinausschießende Vergöttlichung der Bibel im altprotestantischen Lehrbegriffe im Grunde genommen ein Mittel zum Zweck, ein Postulat, und auf dogmatischem

Wege wurden Behauptungen aufgestellt, die doch nur auf historischem Wege begründet werden können. *Warum* sollte und mußte die Bibel diese *eine* gottmenschliche Natur haben? Sie selbst hat man dabei zunächst am wenigsten befragt, obwohl man natürlich auch einzelne ihrer Sprüche, wie 2 Tim. 3, 14 herangezogen hat; willenlose Werkzeuge wie die Feder in der Hand des Schreibers *mußten* die Verfasser der biblischen Schriften sein, weil man eine *sichtbare*, unbestreitbare, unverkennbare, über alle menschliche Relativität hinausgerückte *Lehrautorität* haben wollte. Einheit, Reinheit, Sicherheit der Lehre und damit die Möglichkeit des Aufbaus einer straff organisierten Kirche, schien durch den Besitz einer solchen Lehrautorität, und nur einer solchen, gesichert.

Nun, bekanntlich hat *diese* Inspirationslehre ihren Zweck nicht erfüllt, die Lehreinheit und den Aufbau eines von starkem Pulsschlag des geistlichen Lebens durchzogenen kräftigen Organismus der Kirche hat sie nicht vermittelt, und der Rekurs auf sie wird die Einheit im Geiste nimmermehr herbeiführen, so sehr auch oft Körperschaften, die auf die Einheit eines Lehr*gesetzes* gegründet sind, durch ihre straffe Organisation imponieren mögen. Der Mißbrauch der Schrift zum *Gesetz*buche hat vielmehr nur zu der bespöttelten Beobachtung geführt, daß sie das Buch sei, in welchem jeder seine eigene Lehre suche und dann auch finde.

Die alte Inspirationslehre hat sich auf dem Boden des Protestantismus nicht lange unangefochten behaupten können. Daß man unter ihrer Herrschaft auch hat scharf und klar und tief denken können, das bezeugen die dogmatischen Lehrgebäude, daß man unter ihr hat innig glauben und fromm empfinden können, bezeugt der Liederschatz der alten Kirche, und daß jemand heute noch seine gesamte Weltanschauung, inklusive astronomische, geologische und geschichtliche Auffassungen, aus der Bibel entnehmen und doch dabei ein vernünftiger, klardenkender, gewissenhaft urteilender Mensch sein kann, darf niemand mit Fug bestreiten. Aber sozusagen ein Kind seiner Zeit ist er nicht; er ist von Strömungen unberührt geblieben, von denen berührt zu werden für die Mehrzahl der heute lebenden Kulturmenschen unvermeidlich ist. Neben der alten Weltanschauung, die sich allerdings nicht auf die Bibel *gründet*, wohl aber von derselben geteilt wird, hat sich eine neue, unabhängige, rein humanistische gebildet, die ja alle Berechtigung hat, auf ihre Resultate stolz zu sein. Astronomie, Geologie, Anthropologie, Geschichte haben behufs Gewinnung ihrer Resultate nicht gefragt: was sagt uns die Bibel, was müssen wir glauben? sondern sie sind ihren selbständigen Weg durch Beobachtung, Prüfung, Schlußfolgerung gegangen. Und nicht nur das, daß diese unabhängige Wissenschaft es unternommen hat, das Gebiet der Theologie *einzuschränken*, eine Menge Gebiete ihr zu entziehen und sie auf das engere Gebiet der Heilserkenntnis zu verweisen; sondern sie fordert auch, daß die Theologie auf ihrem eignen Gebiete die auf den übrigen Gebieten als

normativ anerkannte Methode der Beobachtung, Prüfung und Schlußfolgerung rückhaltlos anwende.

Und hieraus nun entsteht der Hauptkampf unserer Zeit in unserer Kirche, von dem auch der Verfasser berührt worden ist. Da sagen die einen: fiat justitia, pereat mundus; freie Bahn für die Wissenschaft, mag auch die Kirche darüber zu Grunde gehen; und andere wieder: was soll aus der Kirche werden, oder was soll aus unserer Stellung werden, oder was soll aus der Ruhe unseres inneren Lebens werden? fort mit der Wissenschaft, wir wollen keine Freiheit, wir haben ein Gesetz, ein Buch mit Stereotypen gedruckt, da steht alles drin, was wir glauben wollen und sollen. Daß in dem Kampfe auf beiden Seiten leicht gefehlt werden kann und viel gefehlt worden ist und wird, ist bekannt. Die Theologie soll nicht vergessen, daß sie der Kirche dienen soll, daß sie ihre „ἐξουσία εἰς οἰκοδομὴν καὶ οὐκ εἰς καθαίρεσιν“ hat, 2 Kor. 10, 8, und das mag oft geschehen sein, wenn Gegenstände, die eine ehrfurchtsvolle Behandlung verdienen, in selbstgefälligem Hochmute behandelt werden, oder wenn da, wo Evangelium verkündigt werden soll, menschliche Weisheit ausgekramt wird. Aber auch da wird gefehlt, wo im Namen der Kirche, häufig genug im Namen einer zufälligen Majorität, der Theologie zugemutet wird, nicht Theologie, freie Wissenschaft, sein zu sollen.

Der Verfasser hat jedenfalls Recht, wenn er das praktische Interesse geltend macht: Die Theologie darf nicht den Ast absägen, auf welchem wir in der Kirche sitzen, nicht den Brunnen abgraben, aus welchem wir für uns und andere Lebenswasser schöpfen sollen. Aber er darf nicht entstellen, wie es fast klingt, wenn er, fahrlässige Studentenrede kolportierend, sagt: Man könne „den Licentiaten nur machen,“ d. h. auf deutschen Universitäten nur einen anerkannten Platz in der Theologie einnehmen, wenn man's verstünde, die Glaubwürdigkeit eines biblischen Buches zu zerfetzen; als ob das wesentliche oder auch nur hauptsächliche Charakteristikum eines wissenschaftlichen Theologen von heutzutage in dieser herostratischen Fertigkeit bestünde. So steht die Sache denn doch nicht.

Wenn Bewegungen noch im Flusse begriffen sind, so ist es schwer, sie so zu charakterisieren, daß die Charakteristik auf jedes einzelne Moment, in welchem die Bewegung sich darstellt, passe. So läßt sich auch schwerlich in einer alles umfassenden und Widerspruch ausschließenden Weise bestimmen, was der Gesamtcharakter der neueren Theologie, dieses vielköpfigen Wesens sei. Soviel läßt sich denn doch aber wohl mit Fug sagen, daß es nicht seit irgend einer Zeit zum Wesen der theologischen Wissenschaft gehöre, daß sie die Grundlage, auf welcher der Glaube der Kirche ruht, zerstöre, also daß man, um dem Verhängnis, ein Verstörer zu werden, zu entgehen, die Wissenschaft über Bord werfen müßte. Jede Zeit und jede Richtung in ihr hat ihre besondere Art und Aufgabe, und so ist der Theologie unserer Zeit insonderheit die Aufgabe zugefallen, die Entstehung der Kirche und ihres Schriftentums

geschichtlich zu begreifen. Darin kann an sich nichts für den Glauben Zerstörendes liegen, sintemal es doch Gott gefallen hat, sein Heil geschichtlich zu offenbaren. Im Gegenteil ist es aber die Überzeugung protestantischer Theologie, daß die Schrift durch wissenschaftlich kritische Behandlung nichts von dem Werte verlieren könne, den sie als Zeugin von der Offenbarung Gottes in Gnade und Wahrheit in Christo hat.

Der Verfasser möchte, wie er sagt, jeden Buchstaben der Schrift verteidigen. Wohl, gegen wen denn? Es handelt sich doch hier, wenn wir ihn recht verstehen, nicht um die Verteidigung, welche in der glaubensvollen Bezeugung der Wahrheit besteht, daß in Christo allein und in ihm volles Heil für uns Menschen gegeben ist; in dieser Verteidigung müssen ja freilich alle auf seiner Seite stehen, die auf den Namen christlicher Theologen Anspruch machen; Jesus Christus, so wie er in der Schrift sich darstellt, und hinter ihm der Vater im Himmel, das ist der Grund, auf dem die Kirche steht, der Ast, sozusagen, auf dem sie sitzt, und den kann keine Wissenschaft absägen. Hier handelt es sich um die Angriffe seitens der Wissenschaft, gegen welche der Verfasser die Schrift, oder jeden Buchstaben der Schrift, verteidigen zu müssen glaubt. Nun, welcher wissenschaftliche Theologe verdenkt es denn ihm oder irgend jemand, wenn er auf wissenschaftliche Weise in konservativem Sinne die Ansichten aufrecht zu erhalten sucht, die er durch kirchliche Tradition überkommen, und die ihm noch nicht mit zureichenden Gründen bestritten zu sein scheinen. Diese von konservativem Interesse geleitete Mitarbeit an der Lösung wissenschaftlicher Probleme hat sich in der That im Laufe der Zeit schon wohlthätig genug erwiesen, und um so wohlthätiger, je ehrlicher sie gezeigt hat, daß es ihr nicht um Apologie um jeden Preis, sei's auch nur mit halben Beweisen und Advokatenkünsten, sondern wirklich um Erforschung der Wahrheit zu thun sei. Naturgemäß hat die kritische Behandlung der Bibel insofern mit der Skepsis begonnen, als bloß auf dogmatische Postulate oder auf Tradition fußende Aussagen über dieselbe nicht anerkannt worden sind, sondern nur, was durch äußere historische Bezeugung oder durch innere Gründe zureichend gestützt sei, Geltung haben sollte. Da sind denn bekanntlich Urteile gefällt worden, die von den überlieferten abwichen, und welche allerdings die Grundlage des Glaubens, d. i. gerade den historischen Charakter der Offenbarung Gottes in Christo, zu bedrohen schienen, als z. E. auf dem Gebiete der neutestamentlichen Kritik: Die Evangelien sind anonyme Schriften, gerade das vierte, das angebliche Zeugnis eines Augenzeugen, ein Produkt des zweiten Jahrhunderts, von den paulinischen Briefen nur vier echt, und auch diese nicht ganz, u. s. w. Was hat da die Theologie thun sollen, oder vielmehr, was hat die Kirche thun sollen? Sollte sie nach Majoritätsbeschlüssen durch ihre Organe erklären lassen: Wir wollen solche Urteile nicht hören, sie sind ketzerisch und verdammlich? Das würde nichts geholfen haben, das mag auf römischem Boden gehen, aber nicht auf protestantischem; die römische Kirche mag Mittel haben, ihren Organismus zusammen-

zuhalten, die protestantische hat kein anderes Mittel des Zusammenhalts als die Gemeinschaft der Überzeugungen. Es ist der protestantischen Kirche kein anderer Weg geblieben, als durch den Dienst ihrer Theologie die begonnene Untersuchung aufzunehmen und sich auf wissenschaftlichem Wege Überzeugung zu verschaffen, welchen wissenschaftlichen Charakter die Urzeugin ihres Glaubens, die Schrift, besitzt. Man darf getrost sagen, daß diese Arbeit nicht umsonst gewesen ist, und daß die Schrift in einem ganz anderen Lichte als vertrauenswürdige Zeugin dasteht, als wenn ihr Ansehen durch ein bloßes damnamus geschützt worden wäre. Es ist und bleibt eben protestantische Überzeugung, daß der Wissenschaft zu trauen ist; der einzelne Vertreter derselben kann irren und muß wissen, daß er korrigiert werden kann; aber daß ein unermüdetes und nicht in andere, unwissenschaftliche Bahnen abirrendes Zusammenwirken, wenn auch je und dann durch Irrgänge, doch schließlich vorwärts führen wird, daß jede wissenschaftlich gesicherte Erkenntnis ein Gewinn für das Geistesleben ist, sowie auch, daß die christliche Wahrheit keine Entwicklung der Erkenntnis zu fürchten hat, das gehört mit zu dem Vertrauen, nicht aufs Sichtbare, sondern aufs Unsichtbare.

Gewiß hat der Geistliche, wie übrigens auch jeder Christ, wenn auch nicht in gleich erkennbarem Maße, eine Doppelstellung: er ist der Verkündiger einer unabänderlichen Wahrheit, in der er selbst einen festen Stand haben soll, und er ist Teilnehmer an einer fortschreitenden und hin- und herflutenden Bewegung, der er zwar nicht in all ihre Ausläufer und Winkel folgen kann, von der er sich aber auch nicht völlig abschließen darf. Der Geistliche im praktischen Amte kann unmöglich immer mit dem neuesten Status der Lösung theologischer Probleme vertraut, auf dem Laufenden sein, er kann sich unmöglich über jede theologische Streitfrage eine selbständige Meinung bilden, sondern wird vieles dahingestellt sein lassen oder nächstliegenden Autoritäten sich anschließen müssen. Es werden ihm Konflikte zwischen derjenigen überlieferten Erkenntnis *form*, in welcher ihm die Wahrheit vertraut worden ist, und zwischen den auf Beachtung Anspruch machenden Ergebnissen wissenschaftlicher Untersuchung nicht erspart bleiben. Wie er sich in solchen Konflikten verhalten solle, darüber wird's keine Generalregel geben, sondern es wird jeder Fall individuell beurteilt werden müssen, und es wird nötig sein, Jak. 1, 5 zu beachten. Aber die vom Verfasser vorgeschlagene Scheidung der Theologie in zwei Hälften, eine wissenschaftliche und eine unwissenschaftliche, und sein Entschluß, die eventuell unbequemen Aussagen der Wissenschaft auf unwissenschaftliche Weise zu beseitigen, indem er sich auf den Buchstaben der Bibel beruft, ist kein Segen versprechender Ausweg. Gesetzt, die Wissenschaft der Textkritik habe ihn überzeugt, daß ein gewisser Vers nicht zum inspirierten Originaltexte gehöre; ja, er braucht ihn aber zum Beleg für eine nicht aufzugebende biblische Lehre: was ist zu thun? Der Vers, den die Wissenschaft hinausgewiesen, muß wieder herein. Gesetzt, die

exegetische Wissenschaft habe ihn überzeugt, daß eine gewisse Erzählung als ein Gleichnis, eine Allegorie aufzufassen sei; in dem Texte aber steht nichts davon da, daß eine allegorische Deutung gefordert werde; folglich muß die buchstäbliche Auslegung die richtige sein. Gesetzt, die Kritik habe ihn überzeugt, daß ein Buch oder Kapitel eines Buches nicht von dem in der Überschrift genannten Verfasser herrühren könne; das kann aber alles nichts helfen, jeder Buchstabe der Schrift muß verteidigt werden.—Wohin soll das anders führen, als zu der alten Lehre von der doppelten Wahrheit, oder schlimmer noch, zu der Scheidung von Glauben und Überzeugtsein, zu dem sacrificium intellectus, das ein Preisgeben der inneren Lebenseinheit ist. Lieber den allerflachsten Rationalismus aus ehrlicher Überzeugung, als die volltönendste Gläubigkeit ohne die Wahrheit der Überzeugung! — Zuletzt noch ein Wort von Beck: „Ihr sagt, damit sie nicht der subjektiven Willkür preisgegeben sei, bedürfe die Schrift einer kirchlich autorisierten Auslegung. Was unterscheidet euch noch von dem Papste? Auf welche autorisierte Auslegung stützte sich Luther auf dem Reichstage zu Worms, wo er aus der Schrift, nicht aus Vätern und Konzilien widerlegt sein wollte? War das subjektive Willkür? Und wenn der Herr sagt: Wer aus der Wahrheit ist, der höret Gottes Wort, an welche autorisierte Auslegung bindet er? — In die Schrift hineinführen und aus der Schrift lehren, das können und sollen die Schriftgelehrten, aber den Schriftsinn unter Schloß und Riegel zu legen, Lehrformen zu dekretieren und mit Acht und Aberacht zu verpönen, diese Macht hat der Herr keinem zugeteilt."

Dr. W. Nast, der Gründer des deutschen Methodismus.*)

Dr. Wm. Nast, der Gründer der deutschen Methodistenkirche, geboren in der schönen schwäbischen Residenzstadt Stuttgart von gläubigen protestantischen Eltern, wurde gewissenhaft erzogen und für den geistlichen Stand bestimmt. Der junge Nast hatte selbst eine entschiedene Neigung dazu. Seine religiöse Überzeugung wurde besonders zur Zeit seiner Konfirmation tief und entschieden. Sein empfängliches Gemüt neigte sich ganz den Einflüssen des Evangeliums zu. Seine Studien setzte er später im Seminar zu Blaubeuren und auf der Universität zu Tübingen fort. Hier geriet er aber unter den Einfluß rationalistischer Lehrer. Einer seiner Studiengenossen war Dr. David Friedrich Strauß, weitbekannt durch seine negativen Schriften. Der junge Nast litt Schiffbruch am Glauben und verlor jeden positiven Halt am Christentum. Grundehrlich, wie er in allen Dingen war, glaubte er seinen bisherigen Lebensplan aufgeben zu müssen, und wandte sich dem Studium der Philosophie zu. Endlich entschloß er sich sogar, 1828 nach Amerika auszuwandern, von einer inneren Leere

*) Nachfolgender Artikel wurde von einem methodistischen Geistlichen der „Germania" in Milwaukee zugesandt und mit Erlaubnis abgedruckt.

und Unruhe getrieben. In der neuen Welt wollte er sich eine Laufbahn suchen. Und Gott wies ihm eine an, anders allerdings, als er sich's gedacht hatte. Nachdem er als Hauslehrer bei einer frommen Methodisten-Familie, Namens Duncan, Anstellung gefunden, kam er unter positiv christlichen Einfluß, lernte eine Frömmigkeit kennen, die das ganze Leben durchdringt. In seinem Herzen erwachte eine Sehnsucht nach Gott und nach langem Ringen fand er den Frieden im lebendigen Glauben an Jesum Christum. Mittlerweile war er Lehrer in West Point geworden, war von Ort zu Ort gewandert. Als er aber Friede gefunden, vereinigte er sich mit der Bischöflichen Methodistenkirche und wurde als deutscher Missionar nach Cincinnati, Ohio, gesandt. Damit war zugleich der Anfang des deutschen Methodismus gemacht. Die Kämpfe Dr. Nasts als Missionar stellten die größten Anforderungen an seine Geduld und Ausdauer. Aber seine Treue wurde mit Erfolg gekrönt. Er wurde der Begründer der Litteratur des deutschen Methodismus. Er rief das Organ „Der Christliche Apologete" ins Leben, redigierte ihn ein halbes Jahrhundert und sah dasselbe von einem bescheidenen Blättchen zu einem einflußreichen großen Wochenblatt heranreifen. Dr. Nast ist der Verfasser des Katechismus der deutschen Methodisten, gab einen Kommentar über die Evangelien heraus und schrieb eine Anzahl theologischer Bücher. Die deutsche Methodistenkirche, organisch ein Teil der M. E. Kirche, zählt heute 13 Konferenzen mit 90,000 Kommunikanten und etwa 900 Predigern nebst einer ähnlichen Anzahl Lokalprediger. Sechs höhere Lehranstalten werden unterhalten. Dr. Nast erreichte das hohe Alter von 92 Jahren und die Nachricht von seinem Tode wird vielen Tausenden die wichtigste Nachricht sein. Sein Andenken ist in Segen.

W. E.

Missouri und Ohio.

Unter obiger Überschrift finden wir in einem unserer Wechselblätter: „Theologische Zeitblätter", redigiert von Prof. Dr. F. W. Stellhorn in Columbus, Ohio, einen prächtigen Artikel, in welchem der alte und langjährige Streit zwischen der Missouri-Synode und Ohio-Synode kurz und bündig dargestellt ist. Wir gedenken nicht, uns in diesen Streit zu mischen, freuen uns auch nicht über denselben; beklagen vielmehr die Verblendung auf Seiten der Missourier, die der Anlaß zu diesem Streite ist. Warum wir hier von diesem Artikel Notiz nehmen? Weil wir nur unsere ganze und volle Zustimmung zu der dort gegebenen Darstellung der Heilslehre geben können. Würden wir in den Streit wider Missouri hineingezogen, so könnten wir mit voller Freudigkeit einstimmen in die Darstellung der Ohio-Synode in betreff der Lehre von der Gnadenwahl. Wir halten die missourische Gnadenwahlslehre für gotteslästerlich, denn dadurch wird das ganze Predigtamt zum unwürdigen Possenspiel und es fallen die heiligsten Versicherungen von dem allgemeinen göttlichen Gnadenwillen in nichts zusammen.

Mag Missouri in seiner Verblendung es „Synergismus“ schelten, wenn man die Bekehrung des Menschen von dem „Verhalten“ des Menschen zur göttlichen Gnade abhängig macht. Es ist und bleibt klare Schriftlehre, das zwar das erste, initiative Gnadenwirken am Herzen des Menschen Gottes Sache sei, daß es aber schließlich an dem Willen und Mitwirken des Menschen liegt, an seinem Verhalten, ob jenes göttliche Thun einen seligen oder unseligen Ausgang hat.

Nur in einem Punkt, der die spezielle Gnadenwahlslehre behandelt, kann Schreiber dieses dem geehrten Verfasser nicht beistimmen. Wohl weiß ich, daß die Lehre von der „Erwählung unter Voraussicht des Glaubens“ der altkirchliche Standpunkt in dieser Frage ist. Aber dieser bedarf entschieden der Berichtigung. Wir glauben, daß J. P. Lange in seiner Darstellung der Erwählungslehre, worin er Erwählung und Verordnung sehr bestimmt auseinander hält, den einzig möglichen Weg richtig angedeutet hat, welcher allein zur Klarheit und befriedigender Auseinandersetzung mit allen einschlägigen Fragen führen kann. Er hat bei verschiedenen Gelegenheiten seine Auffassung dieser Lehre dargestellt. Am ausführlichsten in seiner positiven Dogmatik; kürzer in seinem Bibelwerk in Römer Kap. 8. Ferner in Herzogs Real Encyklopädie, 1. Auflage, 17. Band, unter dem Artikel „Vorherbestimmung“, der in Ermangelung der Dogmatik Langes schon genügend Auskunft giebt, wie nach Lange die göttliche Erwählung als eine absolute zu betrachten ist, die auch nicht schon auf den später erfolgenden Glauben Rücksicht nimmt. Erst die Verordnung ist die Prädestination im eigentlichen und engeren Sinne des Wortes, die eben auf das Verhalten des Menschen Rücksicht nimmt und zu einem doppelten Ausgang führt, je nachdem der Mensch zur göttlichen Führung sich stellt. Wir glauben, daß diese Langesche Darstellung mehr beachtet und bekannt werden sollte und würden es gerne sehen, wenn irgend ein kompetenter Amtsbruder es unternehmen wollte, in einer längeren Abhandlung die so schöne Auffassung von Lange unserem Leserkreis allgemein zugänglich zu machen. H.

Unsere Distriktskonferenz.

Die Quelle für direkt synodale Nachrichten fließt für das Magazin sehr spärlich und es ist das auch nicht anders zu erwarten. Der „Friedensbote“ bringt wöchentlich brühwarm alles, was etwa zu berichten ist. Das Magazin, das nur alle zwei Monate erscheint, kann dann nicht als ein hinkender Bote etwa das Alte wieder aufgewärmt vorsetzen. Man wird es dem Editor also nicht verargen, wenn er dieses Mal etwas berichtet, das freilich auch schon im „Friedensboten“ erscheinen wird, ehe das neue Magazin erscheint, das aber doch uns nahe angeht. Es ist für eine kleine Landgemeinde doch immerhin ein Ereignis und auch eine Leistung, wenn eine Distriktskonferenz in ihrer Mitte tagt. Dieses Ereignis haben wir erlebt in den Tagen vom 25. bis 28. Mai! Und wenn eine Henne über dem Legen eines Eis,

einem Ereignis, das sich ja täglich wiederholt, die Welt mit ihrem Geschrei erfüllt, so dürfen wir ja wohl auch ein wenig von unserer Distriktskonferenz berichten, die kein solch alltägliches Ereignis für eine Gemeinde ist.

Stadtpastoren, welche große Konferenzen bei sich erwarten, haben natürlich wohl größere Last und Sorge, um alle Gäste angenehm und dem Alter und Würde entsprechend unterzubringen. Doch fallen wieder manche Bedenken und Sorgen hinweg. Auf dem Lande wohnen die Glieder meilenweit zerstreut; die Gäste müssen von der Eisenbahn abgeholt werden, man muß sie zur Kirche fahren und abholen. Das giebt viel zu denken und zu berücksichtigen: Welchen Weg kommen die Gäste? Mit welchem Zug, mit welcher Linie, an welcher Station, zu welcher Zeit soll man sie abholen? Diese Fragen werden oft erst in den letzten Tagen oder Stunden beantwortet!

Auch unser Nebraska-Distrikt, so klein er ist, hat dieser Vorfragen gar viele gebracht. Die meisten Gäste kamen schon am 24. Mai an; auch unser ehrw. Synodalpräses traf hier ein und weilte bis Freitag-Mittag in unserer Mitte. Alle Synodalen freuten sich, den werten Gast in ihrer Mitte zu haben. Die lange erwogene Frage der Beköstigung wurde zur allgemeinen Befriedigung gelöst, indem die werten Frauen sich entschlossen, das Mittag- und Abendessen in dem schönen, neuen und geräumigen Schulhaus der Gemeinde zu servieren.

Der grimme Wetterprophet Hicks hatte für die Konferenztage in seinem Kalender eine sehr schlimme Prognose gestellt. Vor neun Jahren hatte die Gemeinde einmal die Konferenz und die Erinnerung an die Regentage von damals haftete noch. Auch letztes Jahr war die Konferenz verregnet. Und in der That: Es drohte mehrmals auch dieses Mal sehr ernstlich mit Regen und Sturm! Aber Gott der Herr ist noch derselbe wie zu Paul Gerhardts Zeiten, als er sang: „Der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn". Wir dürfen sagen: Unsere Konferenz war vom schönsten Wetter begünstigt: trocken, warm, windstill, wir konnten es nicht besser wünschen. Besonders am Sonntag war die Wetterfrage von großer Wichtigkeit. Für das beabsichtigte Missionsfest waren verschiedene Nachbargemeinden geladen und ihr Erscheinen hing sehr vom Wetter ab. Auch da ging alles nach Herzenswunsch. Wie sehr sind doch wir armen Menschenkinder mit unseren großen und kleinen Fragen abhängig von Wind und Wetter, von Kälte und Hitze. Um so mehr dürfen wir auch nicht vergessen, den Herrn der Wolken und Winde anzurufen und ihm zu danken, wenn er alles wohl geordnet hat!

Große, weltbewegende Beschlüsse hat der Distrikt ja nicht gefaßt, das Protokoll wird darüber berichten. Aber wenn unsere Arbeit auch nur ein ganz klein wenig dazu beitragen darf, um den Bau des großen Gottestempels zu fördern, so wird unsere Konferenz keine vergebliche sein! Alles andere sei dem Bericht des Distrikts-Sekretärs überlassen.

H.

Die Rabenaasstrophe.

Vielleicht danken es manche unserer Leser dem Magazin, wenn es über obiges Thema, das neuerdings in deutschen Kirchenblättern wieder auftauchte, in aller Kürze berichtet.

Dem Schreiber ist aus seiner Studienzeit eine blasse Erinnerung geblieben von dem Schluß eines krassen Liederverses, von dem gesagt wurde, er sei in einem alten Gesangbuch gestanden. Der Vers galt als Exempel für die krasse, häßliche Ausdrucksweise früherer Jahrhunderte. Wie der ganze Vers hieß, ist dem Schreiber nie bekannt worden, bis er dieser Tage auf das Wort: „Die Rabenaasstrophe" aufmerksam wurde, die ihm in mehreren deutschen Blättern auffiel.

Die „Christliche Welt" berichtet über ein kleines Schriftchen, das unter obigem Titel erschien. Dasselbe ist „eine Untersuchung von Lic. theol. Georg Hoffmann". Derselbe machte nämlich sich die Mühe, eine eingehende Untersuchung anzustellen über das Alter und Vorkommen eines Liederverses, der unter dem Namen „Die Rabenaasstrophe" die Runde machte in den Blättern. Der Vers lautet nach G. Hoffmann:

„Ich bin ein rechtes Rabenaas,
Ein wahrer Sündenknüppel,
Der seine Sünden in sich fraß,
So wie der Rost die Zwibbel.
Herr Jesu, nimm mich Hund beim Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor,
Und schmeiß mich Sündenlümmel
In deinen Gnadenhimmel."

Das ist der Vers, der in seinen Schlußzeilen auch mir noch im Gedächtnis spukte als Erinnerung aus der Jugend. Vielleicht haben noch manche Leser auch eine Erinnerung daran und möchten wissen, ob dieses Ungeheuer von abscheulicher Dichtung wirklich einmal in einem alten Gesangbuch stand oder nicht. — Der Verfasser vorgenannter Schrift hat also diese Frage studiert und giebt das Resultat in seiner Schrift. — Der früheste Fundort für diesen Greuelvers sind die schlesischen Provinzialblätter von 1840, II., S. 359 ff.

„Der Verfasser der Studie" — so berichtet die Chr. W. — „wurde von der Schlesischen Volkszeitung vom 4. 1. '98 in der dort beliebten Art auf dieses ‚glaubenskräftige Sprüchlein' angezapft, das nach Angabe des Blattes im Zeitalter der Reformation von den Anhängern Luthers mit Herz und Mund gesungen worden sei. Er hat den etwas flegelhaften Scherz aufgenommen und in dem Heftchen eine sehr genaue Zusammenstellung des Materials über die Strophe gegeben. Das Resultat ist folgendes: Der Vers ist die Umdichtung eines Bußliedes aus dem 1702 zuerst erschienenen Beicht- und Kommunionbuch des Martin Grünwald, ‚Der bußfertige Sünder', dessen erste von fünfzehn Strophen in der sechsten Auflage, Dresden und Leipzig 1738, S. 70, lautet:

„Da lieg' ich heßlich's Höllen-Aaß
In meinem Sündenkothe
Daran ich vor (= zuvor) den Narren fraß
Als wie am Zucker-Brodte;
Da lieg' ich rasend-toller Hund
An Seel' und Leibe krank und wund
Und kann nichts mehr als heulen."

Ein gewisser Wilh. Wolff, über den das Heft nähere Notizen enthält, rühmte sich in Brüssel seinem Gesinnungsgenossen F. Engels gegenüber damit, daß er „die Rabenaasstrophe .... in die Schlesischen Provinzialblätter eingeschmuggelt habe". So berichtet Engels selbst. Daß Wolff sie „in einem alten Gesangbuch entdeckt" habe, ist sicher ein Gedächtnisfehler von Engels oder geht auf den Grünwaldschen Vers. Denn so oft bis jetzt behauptet worden ist, man habe es mit eigenen Augen in einem alten Gesangbuch gelesen, so haben auch die genauesten Nachforschungen immer wieder bewiesen, daß ein Irrtum vorlag. Es ist also ein Spottlied, in dem „ein seines Besitzstandes noch ziemlich sicherer Rationalismus eine neu aufstrebende lutherische Richtung" bekämpft, wie der Verfasser S. 46 aus einem Briefe von Lic. Koffmann-Kunitz citiert, wobei er wohl richtig bemerkt, daß die Strophe „nicht eine Verhöhnung des Heiligen an sich sein will, sondern sich mit ihrem Spotte gegen die Konservierung alter und orthodoxer Absurditäten wendet."

Mit Recht bemerkt die Chr. Welt dazu noch: Der gewöhnliche Anstoß, der an diesen und ähnlichen echten Versen alter Zeit genommen wird, ist ästethischer und ethischer Natur; letzteres unter dem Gesichtspunkt, daß die in jenen Liedern vorgenommene Selbstbeschmutzung des Menschen unter allen Umständen verwerflich ist .... Es ist aber im höchsten Grade ungerecht, solche Dinge der Kirche allein in die Schuhe zu schieben, denn die weltlichen Reimereien jener Zeit sind in beiden Beziehungen mindestens gleich schlimm. Und wie sehr der Zeitgeschmack damals Häßliches und Großes dicht nebeneinander vertrug, zeigt u. a. eine Stelle aus einer Predigt des Augustiners und kaiserlichen Hofpredigers Pater Abraham a. S. Klara. — Daneben darf nicht vergessen werden, daß gerade die evangelische Liederdichtung beinahe die einzige überhaupt ernst zu nehmende Litteratur der Periode gewesen ist: Paul Fleming, Joh. Scheffler, Paul Gerhardt, Joh. Heermann, Martin Rinkart, Joh. Matth. Meyfart und andere. Wen kann man ihnen an die Seite stellen? Lyriker überhaupt nicht. Aus andern Litteraturgattungen nur etwa die Epigramme Logaus und den berühmten Roman des Grimmelshausen. — Damit dürfte denn die Rabenaasstrophe aus den Kirchengesangbüchern endgültig ausgetilgt sein, wenn auch sonst geschmacklose Monstrositäten aus alter und neuer Zeit genug übrig bleiben. H.

Editorielles.

Berichtigung zu Seite 189 in No. 3 des „Magazins".

Bei dem Aufsatz „Ein Evangelium aus dem zweiten Jahrhundert" ist ein wohl selten vorkommender Fall eingetreten. In der dritten Zeile von oben Seite 189 ist nach dem Wort: „Thomasevangelium" eine ganze Seite des Manuskripts ausgefallen, ohne daß dabei die geringste Lücke im Zusammenhang entstand; weshalb auch die Auslassung bei der Korrektur nicht auffiel. Seite 21 des Manuskripts schließt mit dem Wort: „Thomasevangelium". Seite 23 beginnt mit dem Wort: „vom zwölfjährigen Jesus im Tempel". „Erzählt" ist vom Setzer eingefügt, um den Satz vollständig zu machen. Seite 22 des Manuskripts ist also vor das Wort „vom" in Zeile 3 zu setzen und lautet wie folgt: mitteilt? — — Wer das glauben kann, der glaube es, für uns lagert eine **heilige** Stille über den Kinderjahren des Erlösers. Aber auch dieses Schweigen unserer Evangelien sagt uns etwas: daß nämlich die zarte Knospe Zeit haben mußte sich zu entfalten, ehe sie sich erschließen konnte zu jener lieblich blühenden und süß duftenden Blüte, die uns gezeigt wird im Evangelium des Lukas, Kap. 2, 41—52. Fragen wir nach der Kindheitsgeschichte Jesu, so gehen wir also auch im Blick auf das Evangelium der Wahrheit nicht ganz leer aus. Und wie armselig erscheinen doch, gegenüber dieser einen Geschichte, alle jene bunten Fabeln, die nur einer Irrlehre als Fundament dienen! Dagegen, welch eine liebliche Aussicht eröffnet sich uns, wenn wir vom zwölfjährigen Jesusknaben, wie er uns von Lukas geschildert wird, rückwärts schauen! Nicht in einem undurchdringlichen Dunkel liegen für uns die frühesten Kinderjahre des Herrn. Konnte er als Zwölfjähriger in kindlicher Unbefangenheit sagen: „Muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist", so erkennen wir hieraus, daß in seinem Herzen von frühester Jugend an das Bewußtsein seiner besonderen Zugehörigkeit zu Gott geschlummert hat. Aber das erste Zeugnis hierfür, das über seine kindlichen Lippen kam, ist uns mitgeteilt in der Geschichte vom zwölfjährigen Jesus im Tempel ꝛc. ꝛc.

Antworten zum Fragekasten.

Auf Frage No. 7 ist keine Antwort eingegangen.

Frage No. 8 lautet: Kann das Beten zum heiligen Geist biblisch begründet werden?

Antwort: Die Frage würde natürlich einfach zu beantworten sein, wenn sie dahin zu verstehen wäre, ob sich aus der Bibel ein Beispiel eines Gebets zum heiligen Geiste angeben lasse, oder eine Stelle, wo zum Gebet zum heiligen Geiste aufgefordert werde. So ist aber wohl die Frage nicht zu verstehen, denn der Einsender wird nicht erst durch Fragen erfahren müssen, daß es solche Stellen in der Bibel nicht

giebt. Vielmehr geht wohl der Sinn der Frage dahin, ob trotz mangelnder direkter oder buchstäblicher Begründung in der Schrift das Gebet zum heiligen Geiste berechtigt und dem Sinne der Schrift angemessen sei. Veni creator spiritus! hat die alte Kirche gesungen, und Luther hat's verdolmetscht: „Komm, heilger Geist, Herre Gott", und niemand hat wohl je daran Anstoß genommen, es mitzusingen; ebensowenig wird wohl weder der Einsender noch sonst jemand sich ein Gewissen daraus gemacht haben, in einem unserer agendarischen Gebete mitzubeten, etwa: „Heiliger Geist, dies ist dein Tag," oder: „O heilger Geist, der du mächtig wirkest an allen Orten, befestige durch die Gnadenmittel unsere Gemeinschaft." Eine Gewissensfrage ist die vorliegende darum wohl auf keinen Fall; aber doch auch keine müßige, insofern sie veranlaßt, über den Sinn der Schriftforderung nachzudenken. Wenn wir in Bezug auf religiöse Wahrheit mit der Konkordienformel sagen: „Wir glauben, lehren und bekennen, die einige Regel und Richtschnur, nach welcher alle Lehrer und Lehren gerichtet und geurteilt werden sollen, sind allein die prophetischen und apostolischen Schriften des Alten und Neuen Testaments," so fällt es doch für uns gewiß gar sehr ins Gewicht, wenn der Herr ausdrücklich sagt: „Wenn ihr betet, sollt ihr also beten: Vater Unser," und wenn er ausdrücklich betont, daß „die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten". Die Anwendung eines bestimmten Namens und Titels auf das göttliche Wesen kann doch damit der Herr unmöglich verlangt haben, sondern eben, daß die Anbetung im Geiste und in der Wahrheit geschehe. Andrerseits ist doch die Form des zur Anbetung gewählten Wortes jedenfalls nicht gleichgültig, wenn doch das Wort der Ausdruck des Gedankens, der Empfindung ist. Wohl beruft sich Tertullian auf das Zeugnis der anima naturaliter christiana, „Jupiter ruft sie an, Gott meint sie"; aber damit will er doch nicht gesagt haben, daß es gleichgültig sei, ob man Jupiter oder Mars oder Venus anbete, da doch im Grunde Gott gemeint sei; sondern er weiß, daß in der Anrufung der heidnischen Götternamen sich eben auch die Entartung und Verderbnis der menschlichen Seele kundgiebt, die nicht in ihrer reinen Natur geblieben ist. Niemand kann anders von sich aus beten als nur nach Maßgabe des Standes seiner Frömmigkeit, so daß die Trübung derselben auch Trübung des Gebetes hervorbringt. Der Gebrauch der richtigen Anrufungsform verbürgt noch nicht das Vorhandensein rechter Gebetsstellung, denn auch die Heuchelei oder der mechanische Formalismus kann sich der richtigen Anrufungsform bedienen; aber doch ist das richtige christliche Gebet ein Korrektiv wider die Verirrungen der Seele, ein Erziehungsmittel für die Bedürftigen und Empfänglichen. Darum weist die Kirche auf das Mustergebet des Vaterunsers und sucht durch normierte Kirchengebete das private Beten zu leiten. Sie hat darum um so ernster darüber zu wachen, daß ihre Gebetsformen, mit denen sie erziehend wirken will, selbst mit dem höchsten Muster des Gebetes in Einklang stehen. Deshalb hat die Reformation mit Recht das Gebet zu Maria

und den Heiligen abgewiesen, obwohl ja kaum zu bezweifeln sein mag, daß die anima naturaliter christiana auch mit diesen Formeln den Weg zum Höchsten gefunden habe, daß ein Ave Maria aus kindlicher Seele ein wohlgefälligerer Ausdruck der Frömmigkeit sein kann, als das biblisch korrekteste Gebet, das nur von der Lippe kommt. Aber nicht hat die Reformation den biblischen Purismus so weit getrieben, daß sie zur Gebetsanrede nur den Namen des Vaters zu gebrauchen gestattet hätte. Die Anrufung des Sohnes und des heiligen Geistes im Gebet ist auch nicht bloß ein unschuldiges Adiaphoron, welches die Reformation hätte stehen lassen, wie sie auch sonst manche Bräuche aus der alten Zeit hat stehen lassen, welche, wenn auch nicht direkt aus dem Geiste des Evangeliums erwachsen, doch mit demselben nicht in Widerspruch standen; sondern sie ist vollständig aus dem Geiste des Evangeliums entstanden, weil sie dazu dienen soll und kann, den Reichtum der Selbstoffenbarung Gottes in der Erlösung und Heiligung seiner Gemeinde zu preisen.

Auf Frage No. 9 ist keine Antwort eingelaufen; wir möchten aber hier in Kürze hinweisen auf einen Passus, welcher den revidierten Statuten der Synode beigefügt werden soll zu § 7. Derselbe ist in den diesjährigen Synodalberichten im Anhang II. Seite 2 zu finden und lautet: („Das Folgende ist als Erklärung der Generalsynode, nicht als Paragraph der Statuten beantragt): Unter geheimen Gesellschaften sind solche zu verstehen, die einen besonderen Kultus (Religionsübung), oder ein besonderes Ritual (Vorschriften für den Kultus) haben und ihre Mitglieder für immer durch Eide verpflichten."

Die Worte „für immer" sollten gestrichen werden nach dem Dafürhalten des Nebraska-Distrikts. Ob mit vorstehender Antwort allen Wißbegierigen Genüge geleistet ist?

Die Frage No. 10 mag als erledigt betrachtet werden durch den an anderer Stelle eingefügten Aufsatz über „das Tanzen", und durch nachstehende Einsendung, welche wir der „Reform. Kirchenzeitung" entnahmen:

„Über das Tanzen. Lieber Editor! Vielleicht ist es Ihnen angenehm, wenn der gewesene Gänsehirt ein paar Zeilen einschickt wegen des Tanzens. Es ist wahr, daß schon viel geschrieben ist gegen das Tanzen, aber es kam aus der Feder eines Predigers. Wenn ihr Brüder in Christo Jesu wüßtet, wie solche Artikel aufgenommen werden, so würde es euch nicht wundern, daß Fragen aufkommen wie in der Kirchenzeitung No. 10 der Fall ist. Aber ich, der ich vom Gänsehirt zum Bauer avanciert bin, habe es vielleicht gehört.

Aber wozu nützt denn der Tanz? Ist er der Gesundheit zuträglich? so sage ich: nein, denn mein Bruder hat seinen Tod dabei geholt. Oder ist der Tanz dem Charakter und der Ehre förderlich, so sage ich abermals: nein, denn Millionen beweinen den Verlust von beiden und bereuen es, daß sie auf dem Tanzboden waren. Oder ist der Tanz dazu gut, sein Seelenheil dadurch zu fördern? Ich sage euch, die ihr so tanzlustig seid, ihr müßt auf die Knie. O, des Herrn Wort wird euch tref-

sen: Ich habe euch noch nie erkannt. Denn welchen der Herr erkannt hat, der hat keinen Platz im Herzen für solche Narrheiten wie der Tanz ist, oder glaubt ihr, Tanzlustige, daß der Herr was Besonderes an euch thun wird? Der Herr Jesus spricht: „Der Weg ist schmal, der zum ewigen Leben führt," und jeder vernünftige Mensch weiß, daß, wenn er auf einem schmalen Weg zu wandern hat, er nicht von der Seite springen darf, wenn er sein Ziel erreichen will. Aber da höre ich von allen Seiten den Ruf in meinen Ohren: „Was weißt du dummer Bauer davon? David hat getanzt, und der Herr hat ihn danach gelobet." Allen, die sich auf David berufen, will ich ein Wort sagen. Wenn euer Herz so voll Dank gegen euern Schöpfer ist, wie Davids Herz war, so könnt ihr nicht auf den Tanzboden gehen, sondern ihr werdet in euer Kämmerlein gehen und auf eure Knie fallen und mit eurem Munde den Herrn loben und danken und eure Seele hüpfen und springen lassen für all das Gute, was der Herr an euch gethan hat.

Denn ein solcher Tänzer bin ich, und tanze jeden Tag, aber nicht mit den Füßen, sondern meine Seele in mir für die Liebe, Gnade und Barmherzigkeit Gottes, die der Schöpfer an mir erzeiget hat, weil er mir vom Tode zum Leben geholfen hat."

Frage No. 11 lautet: *Unter welchen Ausdrücken ist das sündhafte Ansinnen von Potiphars Weib an Joseph den Kindern klar zu machen?*

Auch dafür ist keine Antwort gekommen. Wir wollen selbst eine vorläufige Antwort geben, um die Frage zurechtzustellen. Zunächst ist es wohl kaum nötig, daß den Kindern in der *Gemeindeschule* oder *Sonntagschule* schon eine genauere Erklärung darüber gegeben wird. Es genügt, wenn man sich darauf beschränkt zu sagen, das Weib habe dem Joseph eine grobe Sünde wider das *siebente Gebot* zugemutet, die dieser mit Entrüstung und Abscheu von sich abgewiesen habe.

Anders steht es mit den Konfirmandenschülern. Sie stehen in einem Alter, wo sie meist nicht mehr unschuldig unwissende Kinder, sondern bereits eingeweiht sind in die Geheimnisse des Geschlechtslebens. Da wird denn die obige Frage sich umwandeln in die andere Frage: Mit welchen Worten soll den Kindern das 7. Gebot erklärt werden? Umgangen kann und darf sie sicher nicht werden. Da aber meist Knaben und Mädchen im Unterricht beisammen sind, so erfordert es viel Takt und Vorsicht, um einerseits deutlich genug und dann doch in durchaus unverfänglichen Worten diesen Punkt zu behandeln. Vielleicht findet sich unter unsern Lesern irgend ein erfahrener Katechet, der uns darüber eine etwas ausführliche katechetische Arbeit einsenden könnte zum gemeinsamen Besten.

Die zwölfte Frage wird später in einem speziell dafür bearbeiteten Artikel beantwortet werden.

Bei der Frage No. 13: „Darf ein Pastor spekulieren?" ist der Beisatz: („Wer lacht da?") von der Redaktion beigefügt worden, welche

sich vorstellte, daß diese Frage ohne Zweifel bei vielen Lesern ein Lachen oder doch Lächeln erzeugen wird. Es ist darauf auch eine Antwort eingelaufen, deren Verfasser aber der Meinung war, daß das Anhängsel vom Fragesteller selbst beigefügt worden sei. Indem wir das also vorausgehend berichtigen, glauben wir kein Recht zu haben, die nachfolgende Antwort zu unterdrücken.

„Bei der Beantwortung dieser Frage kommt es darauf an, was man unter Spekulation versteht. Nach geistlichen Spekulationen, wie sie in den Studierstuben und kleineren Kreisen der Pastoren betrieben werden, fragt der Fragesteller sicher nicht, sonst hätte das: Wer lacht da? kaum die Ehre, als Anhängsel zu dienen. Er kann also nur solche Spekulationen im Auge haben, wo man sich auf Unternehmungen einläßt, deren sicherer Erfolg nicht verbürgt ist. Da es nun aber absolut Sicheres in dieser Welt nicht giebt, so ist jede irdische Arbeit eine Spekulation, ob sie vom Bettler oder vom Fabrikanten, von dem Landmann oder vom Kaufmann geschieht. Selbst die Versetzung des Pastors, wovon er Besserung seiner äußerlichen Verhältnisse erhofft, ist eine Spekulation, indem es gar nicht so sicher ist, daß seine Hoffnung sich verwirklicht. Ja, man kann sagen, daß fast jede Hoffnung eine Spekulation ist, weil sie meistens ohne die sichere Grundlage ist, welche ihre Erfüllung verbürgt.

Doch hat der Fragesteller vielleicht eine besondere Spekulation im Auge, wobei er selbst interessiert ist, oder andere aus seinem Bekanntenkreise, so daß die Anregung zu der Fragestellung gegeben wäre, um aus den Antworten eventuell das sich ängstigende Gewissen zu beruhigen. Das kann vielleicht sein, vielleicht auch nicht, ich ziehe deshalb vor, mich hier des Spekulierens zu enthalten und ohne viele Umschweife ein Gebiet zu betreten, wo ich mich der Spekulation schuldig bekenne. Ich bin nämlich in Gold- und Silberminen interessiert und habe ein Landgut in Missouri und in Dakota. Ich vermute nun, daß man mir den Landbesitz verzeiht, dagegen die Beteiligung an Minenunternehmungen sehr übel nimmt. Und doch knüpfen sich an letztere mehr gute Vorsätze als an ersteren. Das Land kaufte ich, um nicht andere in die Versuchung zu bringen, mit meinem Gelde zu spekulieren; an Minenunternehmen beteiligte ich mich, um durch schnellen Erwerb bald in die Lage zu kommen, wie man so sagt, Gutes zu thun, nicht um damit zu scheinen, sondern wirkliche Nöte zu lindern und zu beseitigen.

Durch reifliches Nachdenken war ich nämlich zu der Ansicht gekommen, daß Zinsforderungen von Geld, das man andern zur Verwendung, also zur Spekulation übergiebt, die man selbst fürchtet oder wegen Bequemlichkeit vermeidet, ein Unrecht ist, und daß bei Verlusten das Kapital nicht zurückverlangt werden sollte, jedenfalls nicht von sogenannten Bürgen. Dem gottgewollten Besitz entspricht es jedenfalls viel mehr, ihn selbst so zu verwenden, daß er der Arbeit verfügbar wird, ob sie nun in der Goldmine oder auf einem Landgut geschieht, und das Risiko davon selbst zu übernehmen, als es andern aufzubürden.

Daß ich auf die Anlage in einer Goldmine verfiel, geschah ohne mein Zuthun, daß es geschehen ist, habe ich trotz großer Verluste nie bereut, weil ich weiß, daß Arbeiter davon gelebt, und auf Gold und Silber das Geschäftsleben basiert, welches uns die Mittel zur Reichsgottesarbeit liefert. Daß irgend jemand die Edelmetalle heben muß, um das Getriebe des irdischen Lebens im Gange zu halten, ist selbstverständlich. Ich habe mich aber noch nie in die Stellung eines Brahmanen versetzen können, der durch seinen Diener im Abbrechen von Gemüse die Gottheit zum Weinen bringt, damit er selbst an guten Mahlzeiten sich gütlich thun kann. Deshalb habe ich mir nie ein Gewissen daraus gemacht, mich an der Hebung von Metallen zu beteiligen, von denen Gott sagt: Mein ist beides, Silber und Gold: und wovon die Herrlichkeit des himmlischen Jerusalem einen besonderen Glanz erhält.

Doch es wäre auch möglich, daß der Fragesteller unter Spekulation den Versuch versteht, schmutzige Geldgier zu befriedigen, und man von dieser Gier so hingenommen ist, daß darüber die Sorge für das ewige Heil der Seele vergessen wird. Selbstverständlich ist solche Spekulation nicht nur dem Pastor, sondern jedem Christen verboten. So lange aber ein Christ, ob er Pastor ist oder nicht, sich als ein Haushalter Gottes weiß, auch über irdische Güter, die er von Gott empfangen hat, muß und darf es ihm selbst überlassen bleiben, wie er sie zur Ehre Gottes und damit zum Besten der Seinen und der Mitmenschen verwenden will. Es ist mindestens die Frage, ob es nicht ebenso gut ist, daß ein Pastor auch in solcher Verwendung irdischen Besitzes ein gutes Beispiel giebt, als wenn er am Zinszahlungstage von dem Schuldner die Interessen kollektiert. Die Treue im kleinen wird den christlichen Pastor ni[illegible]t abhalten, auch die Treue im großen zu üben, welcher die Krone des Lebens winkt."

Pädagogisches.

Kolumbus von L. Brachmann.

Behandlung des Gedichtes in der Oberklasse.

Von Julius Honke.

(Aus Deutsche Schulpraxis.)

Eine Vorbereitung ist nicht erforderlich, denn die historische Thatsache ist den Schülern bekannt; die meisten Schüler kennen auch schon das Gedicht von Luise Brachmann. Die Behandlung erstrebt zunächst eine genaue Darstellung des Inhalts; der Schüler soll dadurch befähigt werden, 1. das Gedicht mit richtigem Verständnis und guter Betonung zu lesen; 2. die einzelnen Charakterzüge des Helden zu sammeln und ein Bild seiner Persönlichkeit zu zeichnen; 3. die dichterische Behandlung des geschichtlichen Stoffes zu würdigen. Ich habe die Lehrprobe nicht in Fragen und Antworten dargestellt, sondern das Hauptgewicht gelegt auf den Gang und Inhalt der Lektion.

Ziel: Wir wollen ein Gedicht lesen, welches den Entdecker Amerikas verherrlicht.

1. Der Lehrer liest das Gedicht vor.

2. Erklärung und kurze Inhaltsangabe der einzelnen Strophen:

Strophe 1. Fernando, ein Offizier der Schiffsmannschaft, fordert den Kolumbus auf, sich auf einen Kampf mit den meuterischen Matrosen vorzubereiten.

Strophe 2. Die Meuterer dringen unter Schreien und Toben in die Kajüte ein, um ihren Anführer zu töten.

Strophe 3. Mit festem Mute tritt Kolumbus den Aufrührern entgegen und spricht die Bitte aus, noch einmal den Aufgang der Sonne zu erwarten.

Strophe 4. Die aufrührerischen Matrosen weichen vor dem entschlossenen Auftreten ihres Führers scheu zurück.

Strophe 5. Sie gehen auf seinen Vorschlag ein und gewähren ihm noch eine Frist bis zum nächsten Morgen.

Strophe 6. In sternklarer Nacht durchrauscht der Kiel das öde Meer, aber das heißersehnte Land bleibt fern.

Strophe 7. In Gram und Sorge über den Unverstand seiner Begleiter verbringt Kolumbus die Nacht und richtet seinen Blick unermüdlich nach Westen hin.

Strophe 8. Als der Morgen kam, und er sein Leben verwirkt sah, betete er, Gott möge die führerlose Mannschaft nicht untergehen lassen.

Strophe 9. Fernando erscheint wieder und will Abschied nehmen. Kolumbus ergiebt sich mit gefaßtem Mute in sein Schicksal.

Strophe 10. Die Matrosen dringen in das Gemach ein und nehmen ihren Anführer gefangen.

Strophe 11. Als die Aufrührer ihren Gebieter ins Meer werfen wollen, ertönt das rettende Wort: Land!

Strophe 12. Die Matrosen lassen von ihrer Gewaltthat ab, sie erblicken in der Ferne das Land und bitten nun reuig um Verzeihung.

3. Gliederung des Gedichtes.

I. (Strophe 1—5.) Kolumbus befindet sich in einer großen Gefahr.

II. (Strophe 6—9.) Es ist keine Aussicht auf Rettung da.

III. (Strophe 10—12.) Im Augenblicke der höchsten Gefahr wird er errettet.

4. Weshalb war der Tag vor der Entdeckung Amerikas der schwerste und auch der seligste für Kolumbus.

Schon viele Tage und Wochen hindurch befand sich Kolumbus mit seinen Gefährten auf dem Meere, aber das heißersehnte Land im Westen war noch immer nicht zu sehen. Da entfiel seinen Leuten der Mut, und sie baten deshalb ihren Führer, er möge umkehren und sich nicht mit ihnen dem sicheren Tode überliefern. Davon wollte aber der mutige Kolumbus nichts wissen, denn er hoffte, bald das fremde Land zu entdecken. Nun faßten die zagenden Männer allmählich einen ver-

zweifelten Entschluß. Sie beschlossen, den Anführer ins Meer zu werfen und dann zurückzusegeln; zu Hause aber wollten sie vorgeben, er sei an einer Krankheit gestorben.

Als Kolumbus eines Tages in seiner Kajüte saß, brach auf dem Verdeck der Aufstand los. Fernando, ein Offizier und Freund des Bedrohten, wollte die aufgeregten Leute durch ermahnendes Zureden besänftigen. Aber die empörten Seeleute ließen sich nicht mehr beschwichtigen, sondern sagten es laut, daß ihr Anführer jetzt sterben solle. Der Freund eilte zu Kolumbus, daß er den drohenden Sturm beschwöre. „Hörst du das Toben der Menge? Sie fordern dein Blut! Zeigt sich jetzt nicht die Küste, so bist du ein Kind des Todes!" Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da stürmten die verzweifelten Krieger in das Gemach. „Wo ist nun dein gleißendes Glück, du Verräter? Du hast uns in Not und Elend geführt! Du bist des Todes!" So schrieen sie den Feldherrn an und drangen mit gezückten Schwertern auf ihn ein.

Aber Kolumbus zeigte keine Furcht; mit Würde und Hoheit trat er den Meuterern entgegen, so daß sie scheu vor ihm zurückwichen. „Was wollt ihr von mir?" sprach er. „Blut! Blut!" Das war der vielstimmige Ruf der entzügelten Schar. „Wenn euch mein Blut befriedigt und errettet, so nehmt es hin. Doch wisset, daß das Ziel unserer Fahrt nicht mehr so weit entfernt sein kann. Untrügliche Zeichen haben das bewiesen. Deshalb harret aus! Zum wenigsten harret aus, bis noch einmal sich die Sonne aus dem Meere erhebt. Wenn dann das Land noch nicht sichtbar ist, dann thut mit mir nach eurem Willen!" Diese ruhig gesprochenen Worte machten einen tiefen Eindruck auf die zornigen Leute. Langsam wichen sie zurück, aber sie waren fest entschlossen, am nächsten Tage ihren Willen auszuführen, wenn kein Land sichtbar würde.

Also war der eiserne Bund geschlossen. In größter Spannung sahen alle dem kommenden Tage entgegen. Der Wind trieb das Schiff durch die schreckliche Meereswüste. Die Balken ächzten, und schauerlich klang das Geräusch der Wellen. Schlimmer noch war der Sturm in den aufgeregten Herzen der Seefahrer. Werden wir untergehen? Wird sich das Land zeigen? Kommen wir jemals wieder in das Vaterland zurück? So dachten die Schiffsleute, die Stunde verwünschend, in der sie diese Fahrt angetreten hatten. Werden sich meine Hoffnungen erfüllen? Wird die Gefahr vorübergehen? So dachte Kolumbus, der sorgenschwer in seiner Kajüte saß. Schon längst waren die Sterne am Firmamente heraufgezogen, aber kein Hoffnungsstern leuchtete dem mutigen Helden auf seiner ungewissen Bahn. Er begab sich auf das Deck und spähte in die Ferne. Doch sah er nichts, nichts als den vielgestaltigen, täuschenden Nebel. Und doch mußte es dort im Westen liegen, das Land seiner Sehnsucht! Seine Ahnung sagte es ihm. O daß doch das Schiff Schwingen hätte und dann mit der Schnelligkeit des Vogels dahinflöge, hin zu dem Lande seiner Träume! Der Morgen graute schon, und immer verhängnisvoller ward des Helden Lage.

Jetzt erhob sich die Sonne leuchtend aus dem weiten, öden Meere. Die Nebel zerrannen, und wieder wie an so manchem Morgen erblickte das suchende Auge nichts als Himmel und Meer. Kolumbus hatte sich wieder in sein Gemach begeben und war entschlossen, mit hochherzigem Mute das unabwendliche Schicksal zu ertragen. Würdig bereitete er sich zum Tode vor.

Mit bleichem Gesicht eilte Fernando zu ihm, um Abschied zu nehmen. Kolumbus beruhigte ihn. „Was der allmächtige Gott in seinem unerforschlichen Ratschlusse über mich verhängt hat, das geschieht!“ sprach er. Da stürmten die Krieger mit wüstem Geschrei herein, um ihr schreckliches Vorhaben zu vollbringen. Sie schleppten ihren Anführer auf das Deck und wollten ihn ins Meer werfen. Aber es gelang ihm, noch einmal zu den Verzweifelten zu reden. Er bat nicht um Frist und Gnade, sondern sprach es nochmals als seine feste Überzeugung aus, daß das rettende Land nicht mehr weit entfernt sein könne, und dann empfahl er die Verirrten dem Schutze Gottes. Doch die trotzigen, verzweifelten Leute, jeder edlen Regung bar, schleppten ihn bis zum Rande des Schiffes. Im nächsten Augenblicke schon würde die unendliche See den trefflichen Mann verschlungen haben, — da erscholl vom Mastkorbe herunter der donnernde Ruf: Land! Land!

Als hätte der Blitz unter sie eingeschlagen, so fuhren die Meuterer auf, keiner dachte mehr an Mord und Rache. Aller Augen richteten sich in die Ferne. Nun sahen sie es am westlichen Horizonte, scharf abgegrenzt vom Meere, vom Glanze der Sonne bestrahlt. Es war keine Täuschung mehr, da vor ihnen lag das Ziel, welches der vorausschauende Geist ihres Anführers im Sinne hatte. Ein unbeschreiblicher Jubel brach aus. Land! Land! Freudig tönte es von den Lippen der Seeleute, bebend flüsterte es auch der vom Tode bedrohte Held. Aller Herzen fühlten sich von einem ungeheueren Drucke befreit. Die Matrosen ahnten die Größe des Geistes, der ihren Führer beseelte. Mit reuigen Thränen warfen sie sich ihm zu Füßen, küßten seine Hände, sein Gewand und baten um Gnade und Vergebung. Kolumbus war aufs tiefste erschüttert, Gedanken der Rache hatten in seinem Herzen keinen Raum. Was er seines Lebens Ziel und Aufgabe nannte, wofür er Gut und Leben geopfert hatte, um dessentwillen er so viel Ungemach erduldet und bald den Tod gefunden, das sah er jetzt erfüllt, herrlich und unvergleichlich. Im Gebet vereinigte und versöhnte er sich wieder mit seiner Mannschaft zum Preise der göttlichen Vorsehung, die sich so wunderbar allen offenbart hatte.

5. Eine Vergleichung des Gedichtes mit dem geschichtlichen Berichte.

Dem Gedichte fehlt die Vorgeschichte der Handlung. Es versetzt uns gleich mitten in die Begebenheit, indem es uns von dem Ausbruche einer Meuterei unter der Schiffsmannschaft berichtet. Diese Auslassung der früheren Geschehnisse hat ihren Grund darin, daß die Dichterin nicht eine poetische Beschreibung der Entdeckungsfahrt geben will,

sondern sich vorgenommen hat, die Geistesgröße des Kolumbus in einem Augenblicke seines Lebens zu zeigen, wo sich dieselbe in hervorragender Weise geoffenbart hat.

In dem Gedichte ist deshalb auch nichts von den Hoffnungszeichen erwähnt, welche die Nähe des gesuchten Zieles verkündigten. So ist es für den Leser des Gedichtes wahrscheinlich, daß die Seeleute in eine große Aufregung geraten und nach der endlosen Fahrt ihren Tod vor Augen sehen und sich deshalb an ihrem Anführer rächen wollen.

Die Worte Fernandos, „Nicht länger bezähm ich das Heer", weisen darauf hin, daß die Mannschaft schon längere Zeit unwillig gewesen, aber stets wieder beruhigt worden ist. Wodurch sie sich hat beruhigen lassen, wird nicht gesagt. Es konnte das auch nicht wohl geschehen, denn dann hätte die Dichterin ja der Anzeichen gedenken müssen, welche der Entdeckung vorausgingen. Hätte sie aber die falschen Angaben über die Entfernung von der Heimat erwähnt, so würde das für den Charakter des Helden nicht günstig gewesen sein.

Die Dichterin änderte ferner den Umstand, daß die Entdeckung kurz nach Mitternacht stattfand und zuerst von der Pinta aus bemerkt wurde. Es wird auch verschwiegen, daß mehrere Schiffe an der Fahrt teilnahmen. Die wichtigste Änderung des geschichtlichen Berichtes ist jedoch die Angabe, daß die Unzufriedenheit der Schiffsleute zu einer schweren Empörung ausgeartet ist. Hierdurch sind die folgenden Abweichungen veranlaßt worden. Die Bedrohungen des Feldherrn fanden am Tage statt. Die Helligkeit des Tages ermöglichte es, die Vorgänge anschaulicher zu schildern. Dadurch, daß die Begebenheit auf einen Ort zusammengezogen wurde, konnte dieselbe auch übersichtlicher dargestellt werden.

Das Gedicht spricht von einem wirklichen Aufruhr und von einer thätlichen Bedrohung des Kolumbus. Nach dem geschichtlichen Berichte sprachen wohl einige der unzufriedensten Seeleute davon, den Anführer ins Meer zu werfen; aber das geschah nur heimlich. Nach der Geschichte war also die Gefahr nicht so groß wie nach dem Gedichte. Die Dichterin vergrößerte die Gefahr, um unsere Teilnahme für den bedrohten Admiral noch mehr wachzurufen und um den Mut desselben als sehr groß erkennen zu lassen.

In dem geschichtlichen Berichte ist auch nichts von seinem Vertrage erwähnt, den der Feldherr nach dem Gedichte mit den Meuterern abgeschlossen hat. Die Dichterin hat diesen Umstand eingefügt, um zu zeigen, welche Macht die edle Persönlichkeit des Helden auf die Gemüter seiner Untergebenen ausübte: Wir gewahren bei Fernando die vertrauensvolle Hingabe, bei der Mannschaft die bange Scheu. Diese geistige Macht durfte aber nicht als so groß dargestellt werden, daß sie alle Gefahr beseitigte. Der Dichterin ist es gelungen, hierin das rechte Maß zu finden, obgleich das gewiß sehr schwer war.

Die Geschichte berichtet uns nicht, daß Kolumbus die Nacht vor der Entdeckung Amerikas in Gram und Sorgen durchwacht hat. Vielmehr

waren alle Seefahrer in der gespanntesten Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Nach dem Gedichte wird dem Anführer nur noch eine Nacht zu leben vergönnt. Diese Einschiebung hat die Dichterin dazu benutzt, uns den Charakter des Helden noch von einer anderen Seite zu zeigen. Wir erkennen seine unerschütterliche Zuversicht in die Richtigkeit seiner Überlegungen; wir hören seine Fürbitte für das Schiffsvolk, das in seinem blinden Wahne nicht weiß, was es thun will, weil es sich nicht bis zu der Höhe seines Gebieters zu erheben vermag; und endlich sehen wir seine fromme Ergebenheit in den Willen Gottes, der in seinem unerforschlichen Ratschlusse es beschlossen zu haben scheint, ihn wie einst den Moses dicht vor dem erreichten Ziele von seiner irdischen Laufbahn abzuberufen. Dadurch hat die Dichterin unser Mitgefühl für den duldenden Helden in der wirksamsten Weise gesteigert.

Wie in dem Gedichte die offene Empörung der Seeleute auf den letzten Tag verlegt wird, so tritt die größte Gefahr einige Augenblicke vor der Entdeckung des gesuchten Landes an den kühnen Mann heran. Unsere Erwartung ist auf das höchste gespannt. Wir fragen uns: Werden sich die Aufrührer noch einmal beschwichtigen lassen? Wird Kolumbus schwach werden und bänglich um sein Leben flehen, oder wird er seine Überzeugung mit dem Tode besiegeln? Wir denken weiter, daß es doch gar zu traurig wäre, wenn der Feldherr jetzt dicht vor dem Ziele seiner Sehnsucht einen gewaltsamen Tod fände, und so alle seine Überlegungen und Bemühungen unvollendet blieben. In dem kritischen Augenblicke erfolgt die Wendung der Ereignisse; der unerwartete Ruf Land! bewirkt einen Umschwung der Herzen und Hände. Nun liegen die Gewaltthätigen und Rachedürstigen dem edlen Dulder zu Füßen, die rohe und blinde Kraft ehret den Geist, und herrlicher denn zuvor steht der Feldherr vor seinem Volke. Durch diese Zuspitzung der Ereignisse auf einen Punkt ist es der Dichterin möglich geworden, zunächst die geistige Größe des Kolumbus in noch hellerem Lichte darzustellen und ferner den Eindruck ihrer Erzählung noch mehr zu vertiefen.

Endlich berichtet das Gedicht nichts über den Schluß der Reise und über die ferneren Schicksale des Helden. Es ist das auch nicht erforderlich. Was die Dichterin sich vorgenommen hatte, war, uns ein Ereignis aus dem Leben des großen Seefahrers vorzuführen, bei dem sich die verschiedenen Seiten seines Charakters am vollkommensten zeigten. Würde man den Kolumbus gefragt haben, in welcher Stunde seines Lebens sein Geist von den frohesten Hoffnungen und bängsten Erwartungen bewegt gewesen sei, so würde er gewiß auf den letzten Tag und auf die letzte Stunde vor der Entdeckung der neuen Welt hingewiesen haben. Darum hat die Dichterin die Ereignisse, die sich in diesem Zeitpunkte abgespielt haben, in poetischer Auffassung und in poetischem Gewande dargestellt und mit gutem Grunde wie die vorhergehenden so auch die nachfolgenden Begebenheiten weggelassen.

Vom Aergernis und seinem Gegenteil.

(Aus dem Schweiz. Ev. Schulblatt.)

Unter dieser Überschrift schrieb im vorigen Jahr Direktor H. Bauer, der Vorsteher des Pädagogiums der Brüdergemeinde in Niesky, folgende trefflichen Worte im Anschluß an Matth. 18, 7: Es muß ja Ärgernis kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt! und Joh. 17, 9: Ich heilige mich selbst für sie, auf daß auch sie geheiligt werden in der Wahrheit:

„Es ist ein wichtig Kapitel, das von der Erziehung, und wenn man das Ende dieses Jahrhunderts mit dem des vorigen vergleicht, kann man sich nur betrüben; denn damals standen die Fragen der Erziehung im Vordergrund des allgemeinen Interesses; jetzt ist man erschreckend gleichgültig dagegen, und die Früchte sind leicht erkennbar. Es fehlt der heutigen Jugenderziehung am heiligen Ernst.

Man muß aber auch in der Erziehung nicht „viele Künste suchen". Das Geheimnis der Erziehung liegt in der persönlichen Übertragung. Es giebt virtuose Erzieher, die „famos" mit der Jugend fertig werden, und das Ende vom Liede ist, daß sie ihre Fehler und Sünden auf die Jugend übertragen haben. Wir thun es alle, wir können gar nicht anders; denn die Jugend guckt sie uns ab, wir mögen sie noch so sehr verbergen. Es kommt durch uns alle „Ärgernis", d. h. genauer Verführung zur Sünde. Aber es kann doch in sehr verschiedenem Grade geschehen.

Wir sollten uns das gegenwärtig halten; es geht ein beständiger Strom von Sünde, Bazillen sagt man heut gern, von uns aus. Es ist darum sehr oberflächlich, bei einem Fehler eines Kindes die Schuld bei diesem zu suchen; wer nicht ganz blind oder unerfahren ist, fragt sich bei jedem Fehler des Zöglings: was habe ich versehen, früher oder jetzt? — Wer nicht die Schuld bei sich sucht und dann innerlich gebeugt, wenn auch mit ruhiger Strenge straft, ist nicht wert, Erzieher zu sein. Das ist der stumme Schmerz, der auf dem Kindesleben liegt, daß das Kind, meist ohne es zu verstehen, doch fühlt, daß es zu seinen eigenen noch die Sünden der Großen büßt.

Mancher sucht die Kunst nun darin, seine Fehler zu verbergen. Daß man sich vor den Kindern zusammennimmt, ist selbstverständlich, aber man soll's eben wirklich thun, in tiefster Seele die Sünde niederringen; versteckt man sie nur, so giebt man das allerschwerste Ärgernis: man erzieht zur Heuchelei, und mancher „schöne pädagogische Erfolg", gerade bei „christlicher" Erziehung, ist nichts als Erziehung zur Heuchelei.

Wie erzog Jesus? Sünde hatte er weder zu verbergen, noch in sich selbst zu bekämpfen; aber zu überwinden, immer wieder von sich abzuwehren hatte der sie doch, der versucht worden ist allenthalben. Und das that er nicht nur für sich, sondern für seine Zöglinge; er heiligte sich für sie.

Damit giebt er uns die Regel aller Erziehungskunst. Unsre Kinder besser machen, heiligen, das können wir nicht. Wir können und sollen aber uns für sie heiligen, und der Erfolg wird nicht ausbleiben, manchmal kommt er spät. Auch bei den Jüngern kam er hauptsächlich erst nachträglich. Das ist auch das richtigere. Mancher sieht es nur auf artige Kinder ab; freilich, die sind bequemer, und der Erzieher wird gerühmt, der artige Kinder zuwege bringt. Ist aber oft—nicht immer — ein Scheinerfolg. Man wundert sich oft, daß einer ein so „artiges" Kind war, und ist doch ein Taugenichts geworden. Ist da nichts zu wundern? — Ein Heiligungskeim vom Erzieher in den Zögling gesenkt, das ist etwas fürs Leben und für die Ewigkeit. Jesu Jünger machten bis zu seinem Tode nicht den Eindruck einer erfolgreichen Erziehung; aber wie standen die Elfe nachher da! Das war sein Erziehungserfolg, weil er sich für sie geheiligt und schließlich als heiliges Opfer dargebracht hatte.

Wir müßten ja verzweifeln, wenn wir daran denken, wieviel Sünde wir übertragen. Lassen wir's uns immerhin zu ernster Warnung dienen. Aber — Gott sei Dank — Jesus hat sich auch für uns geheiligt. Darum, willst du Kinder erziehen, d. h. heiligen, so laß dich heiligen durch den, der sich auch für dich geheiligt hat."

Soll man ein Kind nach einem Geständnisse strafen?

(Aus Lutherische Schulzeitung.)

Man sagt: Jugend hat keine Tugend, und dies Sprichwort findet gewissermaßen auch Anwendung auf die Kinder unserer Gemeindeschulen. Auch bei ihnen kann man nicht erwarten, daß sie ihre Pflichten auch nur vollständig erkennen, geschweige denn, daß sie in Tugenden vollkommen dastehen. Wohl aber findet sich bei Christenkindern der Keim aller Tugenden, der nun gehegt und gepflegt werden muß. Eine Tugend giebt es vor allen, in der jeder Lehrer gern seine Schüler schon beim Eintritt in die Schule vollkommen sähe, nämlich die Wahrhaftigkeit. An deren Stelle bringen die Kinder leider lehr häufig die Lüge mit, und der Lehrer muß sie erst mit großer Geduld durch sein mustergültiges Vorbild und durch sorgsamen Unterricht zur Wahrheitsliebe erziehen. In welchem Grade ihm dies gelingt, kann er daran merken, wie sich seine Schüler stellen, wenn sie einen Fehler begangen haben, ob sie nämlich dann sofort mit einem offenen Geständnisse bei der Hand sind. Hat es der Lehrer mit Gottes Hilfe dahin gebracht, so tritt ihm sofort die Frage entgegen: Soll man ein Kind nach einem Geständnisse strafen?

Bei der Beantwortung dieser Frage ist vornehmlich dreierlei zu beachten: 1. Der Lehrer suche die Beweggründe zu erforschen, welche den Schüler zu dem Fehler veranlaßten; 2. er beurteile die Größe des Vergehens, und beobachte 3. die Art und Weise des Geständnisses.

1. Der Geist eines jungen Kindes ist unreif. Es denkt und fühlt nicht wie ein Erwachsener. Es neckt und quält kleinere Geschwister,

peinigt und tötet kleine Tiere, ohne sich dabei einer Grausamkeit bewußt zu sein. Mit zunehmendem Alter wächst der Eigenwille zugleich mit dem Selbstbewußtsein; und der Eigenwille fängt an, zu dem Willen anderer Personen in Gegensatz zu treten. Das Kind weiß nun sehr wohl, wenn es von dem Gesetze, das andere ihm vorschreiben, abweicht, und die bewußte Unart tritt ein. Dieser Entwicklungsgang liegt so sehr in dem Verderben der menschlichen Natur begründet, daß kein Lehrer nach längerer Amtsthätigkeit davon überrascht werden kann. Dürfen wir auch bei Christenkindern den Willen zum Guten voraussetzen, so mangelt es ihnen doch gewiß weit mehr als bei erwachsenen Christen an der durchschlagenden Kraft, alle Handlungen zu kontrollieren und die Folgen richtig zu beurteilen. Es mag sogar vorkommen, daß ein Kind sich verwundert, wenn sein Thun als Unrecht bezeichnet wird. Da muß die Erziehung dem Kinde zu Hilfe kommen. Der aufmerksame Erzieher wird beobachten, daß das Kind im schulpflichtigen Alter bereits gewisse Neigungen hat, denen es teils bewußt, teils unbewußt zu folgen pflegt; sagt doch schon der Volksmund: Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. So zeigen sich denn auch Neigungen zum Bösen. Das eine Kind hat Neigung zum Naschen, das andere zum Lügen, ein drittes wohl gar zum Stehlen u. s. w. Daraus erwächst dem Erzieher nicht nur die Aufgabe, den Anfängen des Bösen kräftig zu widerstehen, sondern auch die Pflicht, auf Wahrhaftigkeit und offenes Eingeständnis begangener Vergehen hinzuarbeiten. Er wird sorgfältig erforschen, ob das Kind aus Schwachheit und Übereilung, oder aus Übermut, vielleicht sogar aus Trotz, mit Überlegung, und darum aus Bosheit gesündigt hat. Vor dem göttlichen Gerichte zwar ändert der Beweggrund nichts an der Straffälligkeit des Vergehens, und diese Wahrheit muß auch dem Christenkinde kräftig zum Bewußtsein gebracht werden. Aber der Erzieher soll dem jugendlichen Sünder nicht als Rächer der Bosheit gegenüber stehen, sondern es als seine Aufgabe betrachten, dem Kinde zur Unterdrückung des Bösen und damit zur Besserung zu verhelfen. Dazu wird er nicht beitragen können, ohne die Veranlassung zu dem Vergehen des Kindes zu kennen; hievon hängt es denn auch ab, ob man unsere Frage richtig beantwortet.

2. Was die Größe des Vergehens betrifft, muß man allerdings den Unterschied zwischen Übertretungen der Schulgesetze und direkten Verstößen gegen das Moralgesetz (sog. Sittlichkeitsvergehen) wohl ins Auge fassen; aber wenn auch an diese der Regel nach ein schärferer Maßstab gelegt werden muß als an jene, so darf man doch auch nicht vergessen, daß die Gebote des Lehrers schließlich auch den Schüler moralisch verpflichten. Ferner kommt hiebei häufig der Ort in Betracht, wo das Vergehen vorgekommen ist, ob in der Schule selbst, oder auf dem Schulhofe, dem Schulwege u. s. w., ob es vielen anderen Kindern oder nur wenigen, vielleicht gar keinem, zum Anstoße gereichen konnte. Alle diese Erwägungen werden den Lehrer beeinflussen, wenn es gilt, über die Bestrafung zu entscheiden, und zwar stehen sie an erster Stelle.

Das Geständnis des Kindes kann nur in zweiter Linie, und dann nur als mildernder Umstand berücksichtigt werden.

3. Zu einem Geständnisse seiner Übelthat kann ein Kind durch verschiedene Ursachen gebracht, wohl auch gedrängt werden. Häufig fühlt sich ein Kind durch das Schuldbewußtsein veranlaßt, ein Geständnis abzulegen; bittre Reue treibt es an, sein Vergehen einzugestehen, um das beschwerte Gewissen zu erleichtern. Oft ist auch die Angst die Triebkraft, die das Geständnis herauspreßt. Vielfach bewirkt die Liebe zum Erzieher, daß das Kind ohne weiteres sein Vergehen offenbart; es kommt aber auch zuweilen das Gegenteil vor, daß nämlich ein Kind aus Trotz dem Lehrer ein wahrheitsgetreues Geständnis ablegt. Am meisten Schwierigkeit bereitet natürlich der Fall, wenn das Kind sich weigert, die Wahrheit zu sagen und seine Unart mit einem Lügengewebe zu verdecken sucht. In diesem Falle trachte der Lehrer nicht danach, durch Versprechungen irgend welcher Art dem Kinde ein Geständnis abzulocken oder es durch Drohungen zu erzwingen; jene schädigen sein Ansehen, diese verschließen ihm leicht den Zugang zum Herzen des Kindes. Ein weiser Lehrer wird den Charakter des Kindes erforschen und danach sein Verhalten dem Kinde gegenüber einrichten. Ist nun die Wahrheit an den Tag gekommen, so tritt der Grundsatz in sein Recht, daß auf jedes Vergehen des Schülers eine Strafe folgen sollte. Ein Lehrer sollte nie sagen: Nun, mein Kind, du hast die Wahrheit gesagt, darum ist dir die Strafe erlassen. Es ist ja Pflicht des Kindes, die Wahrheit zu sagen; das Geständnis kann darum nicht als ein Verdienst die vorhergegangene Schuld aufheben. Aber die Strafe selbst muß dem Vergehen und dem Geständnisse angepaßt sein. Sie kann bestehen in einem tadelnden Blicke des Lehrers, in einem sanften Mahnwort, in einem ernsten Tadel, einer scharfen Rüge, in Entziehung seiner Freiheit, unter Umständen gewiß auch in körperlicher Züchtigung. Selten wird darum ein Lehrer für Vergehen derselben Art bei verschiedenen Kindern nach erfolgtem Geständnis ein und dieselbe Strafe verhängen können; er wird die Art und das Maß der Strafe nach den Umständen, nach der Individualität der Kinder und dem Motiv bemessen. J. G.

Kirchliche Rundschau.

Die Kritik, vor der man noch vor wenigen Jahren in vielen Kreisen vollständig gesichert zu sein glaubte, fängt jetzt auch innerhalb der Methodistenkirche an, allerlei Schmerzen zu verursachen. Die einen sind dafür, die andern natürlich dagegen. Schon im April dieses Jahres hatte ein Dr. Cadmann in einer Versammlung der New Yorker Methodistenprediger einen Vortrag gehalten, der die kritischen und antikritischen Erörterungen in Fluß brachte. Die Behauptungen, woran ein Teil der Versammlung den meisten Anstoß genommen zu haben scheint, waren, daß etwa die Hälfte des Alten Testaments von unbekannten Verfassern geschrieben sei und daß das Neue Testament Widersprüche

enthalte. Der „Outlook“ faßte den Eindruck des Vortrags dahin zusammen, daß innerhalb der Methodistenkirche eine große Menge Leute seien, unter denen die einfache Feststellung von Thatsachen eine Panik verursache, während doch dieselben von allen gelehrten Forschern angenommen würden, auf der andern Seite habe es sich aber auch gezeigt, daß viele Leute mit offenen Augen unter den Predigern der bischöflichen Methodistenkirche seien, die sich nicht fürchteten, dem Volke die Schlüsse vorzulegen, zu welchen ein ehrfurchtsvolles und gründliches Studium des Ursprungs der heiligen Schriften unvermeidlich führen müssen.

Mit einer gewissen Reserve stimmt der „Michigan Christian Advocate“ der Sache bei, indem er sagt: „Der Methodismus ist nicht zu einer unweisen und nichtfortschrittlichen Haltung in Bezug auf Inspiration verurteilt, welche gewisse andere Kirchen so sehr in Verlegenheit gebracht hat. Wir halten daran fest, daß die heiligen Schriften alles enthalten, was zur Seligkeit notwendig ist, und wir überlassen die Bestimmung der Dinge von sekundärer Bedeutung der Zeit, der Erkenntnis und dem eifrigen Forschen nach den Thatsachen. Dabei wollen wir bleiben. Das Wort Gottes steht fest wie ein ewiger Berg. Alles, was nicht Wort Gottes ist, mag untergehen, wenn es will.“

Eine völlig zustimmende Stellung nimmt ein Bostoner Methodistenblatt (Zions Herald) ein. Dasselbe sagt u. a.: „Zions Herald hat von Anfang an sich bestrebt, vollständig offen gegen seine Leser zu sein und sie mit allen Resultaten biblischer Forschung bekannt zu machen. Es ist ein tadelnswerter Mißgriff, diese Lebensfragen aus den Spalten der methodistischen Presse hinauszuverweisen und gewissenhafte und ehrfurchtsvolle Forschung zu behandeln als wäre sie Unrecht und Ketzerei......

„Die Bibel ist das lebendigste und thätigste aller Bücher. Sie ist der Sauerteig, der beständig im und am menschlichen Geiste wirkt. Die Resultate eines tiefen und allgemeinen Studiums dieses Buches liegen in der Luft. Unsere Prediger..... sind, wie sie sollten, mit den Resultaten dieser eindringlichen Forschung bekannt. Darum haben etwa dreihundert Pastoren den besonders offenen und ehrlichen Aussprüchen Dr. Cadmanns begeistert zugestimmt. Es ist ebenso nutzlos wie unaufrichtig, dieses ehrfurchtsvolle Studium der Schrift aufzuhalten oder es als etwas Unrechtes hinzustellen. Es wird weitergehen, denn es ist Gottes Absicht, daß es weitergehen soll. Ein einfacherer, mehr begeisternder und mehr unternehmender Glaube wird daraus hervorgehen. Jedermann nehme sich wenigstens in dieser Hinsicht in acht, daß er nicht erfunden werde, als der gegen Gott streite. Toleranz ist das Wesen und der Geist des Methodismus. Wesley war der toleranteste Mensch. Er gab die alte Schriftauslegung auf, um Raum für bessere und klarere Anschauungen zu schaffen. Er fürchtete sich nicht vor der Wahrheit, ja nicht einmal vor dem Irrtum, denn er hatte den unzweifelhaften Glauben, daß die Wahrheit in allen wirklichen Kämpfen Sieger bleiben werde. Mögen die Nachfolger Wesleys ebenso tolerant, ebenso eifrig und ebenso der Wahrheit ergeben sein, wie er es war. Lasse man doch diese Reiberei über wechselnde Meinungen in unwesentlichen Dingen aufhören.“

Den entgegengesetzten Standpunkt nahm man auf einer Versammlung von Methodistenpredigern ein, welche am 15. Mai in Chicago stattfand. Der „Apologete“ berichtet darüber, daß Dr. Munhall in der von ihm verlesenen Abhandlung die Bibel gründlich und entschieden verteidigt und dargethan habe, daß „die höhere Kritik in gelehrten Behauptungen und Meinungen bestehe, denen jeglicher Beweis fehle. Und eine Lehrmeinung, die jeglicher

Wahrheit entbehre, könne auf die Dauer nicht bestehen." Dann aber fährt der Berichterstatter im Apologeten mit folgenden Worten weiter:

„Einen ganz besonderen Eindruck machte es auf viele Anwesende, als Dr. Munhall behauptete, daß die böse Zweifelsucht an Gottes Wort ihren Weg in unsere Kirche gefunden habe. Viele der jüngeren Prediger, die in den letzten Jahren die Schule verlassen, seien davon angesteckt. Es sei das kein Wunder, denn er wisse wenigstens von zwei Predigerseminaren, in welchen Männer als Lehrer angestellt seien, die rationalistisch gesinnt und die mit den Bibelkritikern übereinstimmen. Vielen unserer jungen Männer, welche unter diesen Lehrern studieren, werde der einfache christliche Glaube, den sie mit in die Schule gebracht, geraubt, und als Zweifler an Gottes Wort verlassen sie die Schule. Dr. Munhall hat einige traurige Beispiele als Thatsachen angeführt. Dr. Little, Präsident des Garrett Biblischen Instituts, wollte seine Schule verteidigen und uns versichern, daß solche Zustände in Evanston nicht existieren, wenigstens nicht mit seinem Wissen. Da stand Dr. Caldwell, Vorst. Ältester des Chicago-Distrikts, auf und sagte, daß er von einem Lehrer in Evanston ganz genau wisse, daß er ein Zweifler sei und zu der Klasse der „höheren Kritiker" gehöre. Er habe ihn hören Dinge sagen, die man gewöhnlich nur von Bob Ingersoll gewohnt sei zu hören. Es thue ihm leid sagen zu müssen, daß die jungen Prediger auf seinem Distrikt eine große Abneigung hätten gegen anhaltende oder Auflebungsversammlungen und andere uns Methodisten eigene Gebräuche weder liebten noch beachteten. Wegen den weltlichen Vergnügungen, welche so viele Glieder der Kirche sich erlauben mitzumachen, würden dieselben von manchen dieser Prediger nicht einmal getadelt oder gewarnt. Eine ganze Anzahl der anwesenden Prediger drückten ihr Bedauern aus, daß solche Zustände bereits in unserer Kirche existierten. Bischof Merrill wurde dann ersucht zu reden. Er sagte u. a., er bedaure sehr, daß manches wahr ist, was Dr. Munhall und andere Brüder gesagt haben. Es mache sich da und dort einer oder der andere der jüngeren Prediger, die gerne in den Zeitungen vor das Publikum gebracht werden möchten, mit seinen zweifelnden Ansichten wichtig. Jeder Zeitungsschreiber und andere Leute sollten aber wissen, daß diese Männer nicht unsere Kirche und Lehre repräsentieren. Diese sensationssüchtigen Männer in unserer Kirche repräsentieren überhaupt niemand, als nur sich selbst. Man sollte sie ignorieren und links liegen lassen, wenn sie es nicht zu schlimm treiben. Lehrer und Prediger jedoch, die an der Wahrhaftigkeit und Autorität der heiligen Schrift zweifeln, die solche Irrlehre predigen und lehren und folglich andere auf gefährliche Wege leiten, sollten bei den Autoritäten der Kirche angeklagt, die Sache untersucht und, wenn schuldig befunden, von unserer Kirche ausgeschlossen werden. Diese Äußerungen des Bischofs wurden mit allgemeinem Beifall angehört und aufgenommen."

Nach der Anschauung des Berichterstatters des Apologeten sind derartige kritische Ansichten von der heiligen Schrift in den Kreisen des deutschen Methodismus nicht oder wenigstens noch nicht viel vorhanden. Denn er sagt weiter:

„Es macht mir kein Vergnügen, obiges zu berichten; im Gegenteil, es thut mir in der Seele weh, daß solche Zustände in der englischen Kirche und unter den englischen Predigern vorhanden sind. Wenn je eine Änderung oder Besserung eintreten soll, so ist es besser, wie in der Versammlung angedeutet wurde, wenn man frei, öffentlich von der Leber spricht und diese Zustände rügt. Die Sache vor dem Volk verheimlichen oder vertuschen, dadurch würden die Schäden nicht geheilt. Es wurde auch bemerkt, daß diese Zustände

zum Teil wenigstens die Ursache seien, daß unsere Kirche in den letzten Jahren so wenig Erfolg hatte. Wenn unsere Prediger nicht mehr an Auflebungsversammlungen (revivals) glauben, so dürfen wir keinen Erfolg erwarten. Dr. Little hat mit bewegtem Herzen die Versammlung ersucht, sich mit ihm vor Gott zu beugen und ihn zu bitten, daß er unsere liebe Kirche doch vor dem Verfall bewahren möge."

Es ist zwar richtig, daß auch die politischen Ereignisse dem Reiche Gottes dienen müssen, aber eine so direkte Verbindung von Krieg und christlicher Mission, wie sie der Apologete befürwortet, klingt doch mindestens etwas sonderbar. Der Apologete stellt sich, als ob er der Meinung sei, daß in einem Kriege der unterliegende Teil immer nur die Strafe für seine Gottlosigkeit durch seine Niederlage erleide. Es heißt in einem Artikel:

„Gottlosigkeit irgend welcher Art hat kein Existenzrecht in dieser Welt. Sie feiert nur so lange Siege, bis der Allmächtige selbst eingreift. Diejenigen Geschlechter, die mit der Gottlosigkeit so gut wie identifiziert sind, müssen früher oder später von der Weltenbühne verschwinden. Fügen sie sich nicht gutmütig in das Unvermeidliche, so tritt die Gewalt in ihre Rechte. Es kann nicht abgeleugnet werden, daß die schwere Artillerie gar oft dem Evangelium Bahn bricht; manche Völker aber zeigen keinerlei Verständnis für die Civilisation, es sei denn, kriegerische Operationen bringen einen guten Prozentsatz ihrer verblendeten Söhne unter den grünen Rasen. Aus dem fürchterlichen Gemetzel bei Omdurman entsteht das christliche Kollegium zu Khartum.

Die Weltgeschichte ist der beste Beweis dafür, daß dies die normale Art und Weise war, vermittelst deren alle nennenswerten Fortschritte erzielt wurden. Völker, die selbst an ihrem Zerfall schuld sind, müssen die Strafe für die Laster, denen sie gefrönt und die solchen Verfall herbeigeführt haben, bezahlen. Die Geschichte beurteilt diese Fälle im Lichte der erzielten Resultate. Die Israeliten nahmen auf göttlichen Befehl hin vom Lande Kanaan Besitz, sie erschlugen dessen Bewohner oder machten sie sich unterthan, weil sie des Landes nicht würdig waren."

Ein anderer derartiger Artikel sagt: „Es mag auffällig erscheinen, daß ein Missionar sich von einer Kriegsflotte einen heilsamen Einfluß für die Mission verspricht. Das thut indessen Frau Baird, die Gatlin von Rev. J. F. Baird, der seit 25 Jahren Missionar in der Türkei war. Sie weilt gegenwärtig in Washington, und bezüglich der Schwierigkeiten, welche die amerikanischen Missionare in der Türkei und anderswo haben, um sich den nötigen Schutz zu sichern, sagte sie: „Die amerikanische Regierung sollte öfters etliche Kriegsschiffe in ausländische Gewässer entsenden. Diese Demonstrationen üben einen heilsamen Einfluß auf die Eingeborenen aus und flößen denselben mehr Achtung ein, als alle Argumente, die man ins Feld führen könnte."

Der Apologete fügt dann diese Anschauungen bestätigend und sie womöglich noch überbietend hinzu: „Die amerikanischen Bajonette und Kanonen haben im verflossenen Jahr in Westindien und in den Philippinen unter der Führung der göttlichen Vorsehung erfolgreiche und gesegnete Missionsarbeit verrichtet und in Wirklichkeit sind sie die Vorkämpfer der offenen Bibel gewesen. Diese Art Argumente würde beim Sultan mehr bezwecken, als ein Heer von Missionaren auszurichten imstande ist. Die Geschichte des Reiches Gottes lehrt uns, daß je und dann Pulver und Blei dem Evangelium der Liebe vorangehen mußten. Erst verwunden, dann heilen."

Es ist nun freilich so, daß manche Religionen eine Mission des Schwertes gut ertragen können, so z. B. vor allem der Islam. Auch Karl der Große

hat den heidnischen Sachsen den römischen Katholizismus mit Gewalt beigebracht und in Italien, Spanien und Frankreich ist es eben die Gewalt gewesen, mit der man den römischen Katholizismus in der Herrschaft erhalten hat. Auch in Östreich und Bayern war es die Gewalt, welche allein der jesuitischen Missionsthätigkeit zum Siege über den Protestantismus verholfen hat.

Geradezu wunderbar aber muß es erscheinen, wenn ein methodistisches Blatt dafür eintritt, daß zur Ausbreitung des Christentums Waffengewalt recht zweckdienlich sei. Hat etwa der Methodismus der Gewalt bedurft, um in England oder Amerika oder sonstwo festen Fuß zu fassen. Hat er sich nicht vielmehr trotz Gewaltmaßregeln, die gegen ihn angewendet wurden, ausgebreitet vermöge seiner inneren Lebenskraft? Und jetzt soll auf einmal Pulver und Blei dem Evangelium der Liebe vorangehen müssen?

Eine ganz eigenartige Lösung hat der Streit unter den südlichen Baptisten über die Form der Taufe gefunden (vgl. Th. Ztsch. 1897, Seite 277). Dr. Whitsitt, der infolge seiner geschichtlichen Studien die Entdeckung gemacht hat, daß die englischen Baptisten vor 1671 durch Besprengen oder Übergießen tauften, mußte als Präsident und Professor des theologischen Seminars in Louisville resignieren, weil im andern Falle eine Spaltung der südlichen Baptistenkirche unvermeidlich gewesen wäre.

Damit man sich aber vor der Welt nicht kompromittiere, wurde von demselben Board der Trustees, welches die Resignation annahm, „aufs bestimmteste erklärt, daß durch die Annahme dieser Resignation die unsterblichen Grundsätze für (sic) freie Forschung und Redefreiheit, für welche die Baptisten lange und stets eingetreten sind, in keiner Weise beeinflußt und beeinträchtigt werden."

Mehr kann man doch gewiß nicht verlangen. Die Grundsätze sind zwar unsterblich, wer sie aber anwendet, von dem heißt es wenigstens als Collegepräsident: Es ist besser, er sterbe, als daß er mit Anwendung dieser Grundsätze die hergebrachten Anschauungen des Volkes verderbe.

Die evangelische Bewegung in Östreich geht fortwährend weiter, obwohl die Bischöfe zu Gebeten dagegen auffordern und der Kardinal-Erzbischof Gruscha in Wien gegen die „Wölfe im Schafskleid" eifert, welche die Leute zum Abfall bewegen, und die östreichische Regierung der Kirche in einer Weise ihren Arm leiht, daß die gesetzliche Parität der Konfessionen nur noch ein toter Buchstabe ist. Der Verein evangelischer Glaubensgenossen in Wien wurde in seinen Versammlungen polizeilich überwacht, um unter nichtigen Vorwänden aufgelöst zu werden. Die niederöstreichische Statthalterei hat die ihr untergebenen Behörden angewiesen, Religionsübertritte solcher Personen, welche zu dem Staat in irgend einem Abhängigkeitsverhältnis stehen, sofort der Statthalterei bekannt zu geben. Im nördlichen Östreich ist den Staatsbeamten durch ein „vertrauliches" Rundschreiben der Übertritt bei Strafe der Maßregelung und Versetzung verboten worden. So handhabt man staatlicherseits die Parität ad nutum et patientiam sacerdotis.

Selbst wohlmeinende und vernünftige Maßregeln von einsichtigen Klerikern finden bei den römisch-slavischen Eiferern keine Gnade. So findet z. B. der Fürstbischoff Kopp, der einsichtig genug war, um zu merken, daß ein nicht geringer Grund der Unzufriedenheit darin lag, daß man den deutschen Gemeinden tschechische Priester aufdrängte, in seinen Bemühungen, den in Östreich liegenden Teil seines Sprengels mit deutschen Priestern zu versorgen, nur Widerstand; trotzdem jedermann weiß, daß der Fürstbischof von Breslau katholisch genug ist, um nichts im Interesse der Protestanten, und römisch genug ist, um nichts im Interesse des deutschen Reiches zu thun.

Die Stellung der englischen Bischöfe unter den gegenwärtigen Verhältnissen der anglikanischen Kirche ist eine sehr schwierige, wenn sie so viel erreichen wollen, daß der Anglikanismus vor dem Auseinanderfallen bewahrt wird. Es sind ja wesentlich die äußeren Einrichtungen der Hochkirche, welche Leute von geradezu entgegengesetzter Denk- und Anschauungsweise noch beieinander halten. In welcher Weise man zwischen diesen Strömungen und Winden lavieren muß, zeigt sehr anschaulich ein Bericht der Chron. d. chr. W. über die Reden, welche der Erzbischof von Canterbury bei der Visitation seines Sprengels an verschiedenen Orten gehalten hat.

„In der Kathedrale zu Canterbury sprach er über die Lehre vom Abendmahl und die „Objekte der kirchlichen Verehrung," zugleich auch über die Gebete für die Toten.

In der Abendmahlslehre schied er zwischen zwei verschiednen Ansichten: Nach der einen wird durch das Sakrament keine besondre Gabe mitgeteilt, sondern sein Wert liegt hauptsächlich, wenn nicht ganz und gar, in der Wirkung, die die Erinnerung an das Todesopfer Jesu in der Seele des Empfängers hervorruft. Das Gedächtnis des Kreuzes wirkt, wie nichts sonst, erhebend, reinigend, beruhigend auf den ganzen Menschen, aber eine supranaturale Vermittlung findet nicht statt, wenigstens nicht anders, als dies im Gebet geschieht. Das Sakrament unterscheidet sich vom Gebet nur graduell, nicht der Art nach. — Die andre Auffassung behauptet die Mitteilung einer besondern mysteriösen Gabe, die uns mit Jesus Christus in besondrer Weise und in besonderm Grade verbinde. Eine undefinierbare, geheimnisvolle Wirkung geht von dem Sakramente aus, die unser natürliches Begriffsvermögen weit übersteigt. Brot und Wein sind zweifellos figürlich zu verstehen, aber sie schließen Realitäten in sich. — Die Kirche vertritt die letztere Auffassung. Leib und Blut Christi werden wahrhaftig und wirklich (verily and indeed) dem Gläubigen vermittelt. Wir essen im geistlichen Sinne das Fleisch Christi und trinken sein Blut, wir sind dann eins mit Christus und Christus mit uns. Kann ein Christ aus triftigen Gründen nicht an dem Sakrament teilnehmen, so kann er die Gabe des Sakraments als Antwort auf seine Buße und sein Gebet empfangen, als wenn er die konsekrierten Elemente empfinge. — Über die „Realpräsenz" habe die anglikanische Kirche keine bestimmte Auffassung festgelegt. Der Wortlaut der neunundreißig Artikel und des Prayer Book schließe die Anbetung des unter der Form von Brot und Wein gegenwärtigen Christus nicht aus; für diesen Glauben sind unter dem Schleier der Elemente Leib und Blut Christi nach der Konsekration gegenwärtig. Diese Auffassung ist in den Formularen weder ausdrücklich gelehrt, noch auch verboten. Sie ist gar nicht zu unterscheiden von der lutherischen Lehre von der Konsubstantiation. Ausdrücklich wies der Erzbischof darauf hin, daß es nicht ungesetzlich (unlawful!) ist, diese Auffassung zu haben und in der englischen Kirche zu lehren. — Die Lehre von der Verwandlung (conversion) des Brotes und Weines in Leib und Blut Christi ist von der Kirche als unbiblisch verworfen. Die Kirche lehrt nicht ausdrücklich die lutherische Auffassung, aber sie läßt sie zu. Darüber hinaus darf niemand gehen. Die lutherische Ansicht ist weit verbreitet in der anglikanischen Kirche, ohne daß man sie direkt als die lutherische bezeichnet. „Es ist wichtig, in dieser Zeit der Erregung festzustellen, daß die Kirche diese Lehrauffassung nicht verboten hat, und daß der oberste Appellationsgerichtshof in Kirchensachen erklärt hat, diese Auffassung zu vertreten, stehe jedem frei."

Die zunehmende Hinneigung ritualistischer Kreise zur Heiligenverehrung

veranlaßte den Primas, sich auch über die „Objekte der Anbetung“ zu äußern. Die Neigung, sich nicht auf Gottes Gnade, sondern auf die Hilfe seiner Geschöpfe zu verlassen, schwächt das Gefühl der Verpflichtung zu energischer Selbstbethätigung im geistlichen Kampfe. Sich an die Heiligen zu wenden, heißt um eine Hilfe bitten, wie sie ein Mensch dem andern leisten kann. Dabei ist die Versuchung vorhanden, sich auf diese äußere Hilfe zu verlassen und zu meinen: wenn wir sie nur bekommen können, so brauchen wir uns nicht so anzustrengen. Aber das Ganze bedeutet in Wirklichkeit eine Versündigung gegen das erste Gebot. Zugegeben, daß die, die zu den Heiligen beten, ihnen nicht göttliche Verehrung erweisen wollen, sondern nur um ihren Beistand bitten. Aber der Schritt von einer Bitte um Hilfe, an ein unsichtbares Wesen gerichtet, zu der Anrufung, die nur Gott zukommt, ist so klein, daß die Kirche diese Verantwortung nicht auf sich nehmen kann. Gott allein soll angebetet werden. Weder die Mutter des Herrn, noch ein Apostel soll gottesdienstliche Verehrung genießen. Selbst der äußere Schein solcher Verehrung ist verboten. Hält jemand Christus für gegenwärtig im Abendmahl, so darf er ihn anbeten. Aber außer dem Niederknieen zum Empfang der konsekrierten Elemente sind äußere Zeichen der Anbetung verboten. Dem Priester ist wegen der damit verbundnen Versuchungen die Elevation der Elemente nicht gestattet.

Was die Gebete für Verstorbne anlangt, so ist darauf hinzuweisen, daß unsre Toten bei Gott sind, und daß wir kein Recht haben, den Schleier zu lüften, den er selbst darüber gebreitet hat. Es ist ein großer Unterschied, ob man zu den Verstorbnen oder für sie betet. Sie sind in Gottes Hand, aber es ist möglich, daß er erlaubt, daß unsre Gebete ihnen helfen. Es ist nicht einzusehen, was gegen solche Gebete zu sagen wäre, vorausgesetzt, daß wir uns nicht zu allerlei Träumereien und Einbildungen verleiten lassen. Für die Toten zu beten ist im Neuen Testament nicht verboten, auch nicht von der englischen Kirche. Aber diese autorisiert damit noch nicht die Einführung solcher Gebete im öffentlichen Gottesdienst, außer in höchst vorsichtiger und zurückhaltender Form. Die Lehre der englischen Kirche verwehrt es aber niemand, im privaten Gebet für seine heimgegangnen Lieben zu beten. Der öffentliche Gottesdienst verlangt von uns größere Zurückhaltung und Anerkennung unsres Nichtwissens. Denn wir wissen weder, was in der Welt der Geister vor sich geht, noch wie Gott das zu Ende bringen will, was er in christlichen Seelen angefangen hat.

In der Pfarrkirche zu Ashford setzte der Erzbischof seine Ansprache fort. Diesmal galten seine Ausführungen der in der anglikanischen Kirche immer mehr überhand nehmenden Praxis der Ohrenbeichte. Nach einem kurzen geschichtlichen Rückblick unterzog er das System der Ohrenbeichte einer scharfen Kritik. Unter dieser Beichtpraxis leidet die sittliche und religiöse Selbstbehauptung und Aktivität. Denn der Pönitent bekommt von dem Priester unter viel leichteren Bedingungen Vergebung als von seinem eignen Gewissen. Wenn ein Mensch einem andern noch nie einen großen Fehltritt gestanden hat, so ist das erste Geständnis ein außerordentlich schweres Stück; aber wenn das erste Schamgefühl überwunden und die Beichte gewohnheitsmäßig geworden ist, so ist die Entlastung von der Verantwortung durch die Ohrenbeichte recht billig zu haben. Dazu kommt die große Gefahr der Unwahrhaftigkeit und Unaufrichtigkeit und die Unmöglichkeit, die Sünden andrer vom Beichtstuhl fernzuhalten. Die Reformation hatte mit dem ganzen System aufgeräumt. Natürlich ist nicht zu leugen, daß es trotz aller Einwände Männer und Frauen giebt, die wirklich eine innere Hilfe durch die Ohrenbeichte erfah-

ren, andre finden dabei Trost, während sie ihn lieber nicht finden sollten. — Die englische Kirche besteht darauf, daß die Privatbeichte unter allen Umständen freiwillig sein soll. Kein Priester hat das Recht, sie als Bedingung für Zulassung zu Konfirmation und Abendmahl zu verlangen. Das Prayer Book stellt jedem die Privatbeichte frei. Bedarf er persönlich der Beratung und der Versicherung der Sündenvergebung, so soll der Priester sie ihm zusprechen, soweit eben ein Mensch ihm die Versicherung geben kann, daß Gott ihm seine Sünde vergiebt. Diese Versicherung gleicht der Entscheidung eines untergeordneten Gerichtshofes, die jederzeit durch die höhere Instanz umgestoßen werden kann, dennoch hat sie innerhalb ihrer Grenzen ihren bestimmten Wert, und der Mensch mag sich in dem bestimmten Fall darauf verlassen. Der Unterschied zwischen der Hilfe, die der weiseste Mensch uns zuteil werden lassen kann, und der Hilfe, die wir von Gott erfahren, darf bei alledem nicht übersehen werden: der Mensch wirkt auf den Willen und das Gewissen, Gott durch Willen und Gewissen.

In der Pfarrkirche zu Maidstone sprach der Primas über das Zeremoniell der anglikanischen Kirche und die Gefahr eines Schismas. Das Zeremoniell ist an sich von sehr untergeordneter Bedeutung, es berührt aber den Menschen an seiner schwächsten Seite und erregt auf dem Gebiete der Religion die erbittertsten Kämpfe. Gerade darum hat die anglikanische Kirche auf Uniformität des Zeremoniells stets einen so großen Nachdruck gelegt. Es ist im Prayer Book geordnet, und ohne gesetzliche Autorität in jedem besondern Falle ist eine Änderung schlechterdings verboten. Nur diese strikte Uniformität in der formellen Seite des kirchlichen Lebens macht es der anglikanischen Kirche möglich, in dogmatischer Hinsicht eine so große Weitherzigkeit zu üben. Geistlicher und Laie sind beide durch die festen Vorschriften des Prayer Book gebunden; sobald aber der Geistliche auf der Kanzel steht, ist der Laie nicht gebunden durch das, was er hört. Beide sind innerhalb bestimmter Grenzen frei, aber die Freiheit des Pfarrers würde unmöglich werden, wenn dieselbe Weitherzigkeit, die in Bezug auf die Predigt waltet, auch im Zeremoniell, im Liturgischen herrschte.

Die Gefahr eines Schismas ist nicht gering, wenn die kirchliche Verordnung von den Geistlichen durchbrochen wird. Es ist ungesetzlich, die konsekrierten Elemente im Abendmahlsgottesdienst zu erheben (elevate), sie nach der Feier aufzuheben, sie aus der Kirche zu irgend welchem Gebrauche mitzunehmen, in zeremonieller Form Weihrauch bei Prozessionen zu gebrauchen, Personen und Dinge feierlich zu beräuchern, Gebete, Lieder und Anthems einzuschieben, außer mit ganz bestimmter Erlaubnis. Die Geistlichen sind bei ihrer Ordination auf das Prayer Book verpflichtet und haben sich streng danach zu richten.

Am Schluß seiner Visitation sprach der Erzbischof in der Pfarrkirche zu Croydon über die Jurisdiktion der Bischöfe. Nur einen Weg sehe er für die Diener Christi, um ihrem Meister recht zu folgen: nämlich sich von denen leiten zu lassen, die „unter und durch Gottes Ernennung" (under God's and by God's appointments) ihre natürlichen Führer seien, die Bischöfe ihrer Diözese. — Endlich kam er noch auf die Versuche zu sprechen, die Einheit der alten Kirche wiederherzustellen. Ohne Zweifel hatten die Christen der alten Kirche ihre besondern Segnungen. Aber wir haben auch solche. Was wir übernehmen sollen, das ist der Geist ihres inneren Lebens, nicht ihre äußere Erscheinung. Unsre Aufgabe ist ohne Zweifel, die Welt zu evangelisieren, denn wir haben mehr Gelegenheit dazu als irgend eine andre Kirche oder

Nation. Aus der Evangelisation der ganzen Welt wird dann von selbst die Einheit der Kirche erwachsen. Sollen wir unsre Kraft an so erbärmliche Streitereien verschwenden, die so viel Bitterkeit erzeugen, und bei denen so wenig Gutes herauskommt! — Der Erzbischof schloß mit einer eindringlichen Mahnung, an dem alten bewährten Prayer Book festzuhalten und einen wirklichen Segen in ihm zu sehen."

Diese Ansprachen zeigen einerseits, wie sich der oberste Bischof von England, der wahrscheinlich mit den meisten seiner Mitbischöfe in Beziehung auf die Richtung seiner Kirchenpolitik einig ist, in Beziehung auf die behandelten Streitfragen zu halten gedenkt, andererseits aber haben sie noch ein weitergehendes Interesse. Der Bischof will nämlich die Einheit der Kirche — d. h. der Anglikanischen — wahren — soweit sie noch vorhanden ist. Es wäre ebenso nutzlos wie lächerlich, wenn er die Worte Pauli etwas variierend gesagt hätte: Es kommt nur darauf an, daß wir Anglikaner die Einheit im Geiste wahren und bewahren. Diese ist ja in der anglikanischen Kirche schon längst nicht mehr vorhanden. Aber es ist wenigstens noch die formale Einheit der bischöflichen Verfassung, an der man die Ritualisten festhalten kann, und die sich die Gegner des Ritualismus auch noch gefallen lassen. Das ist der Punkt, von dem aus der Erzbischof operiert. Steht die Autorität der Bischöfe fest, so muß auch ihre Auslegung des Common Prayer Book gelten, die nun von dem Erzbischof nach keiner Seite hin rigoristisch gehandhabt wird. So können die Ritualisten wie ihre Gegner innerhalb der Kirche bleiben, solange sie ihre Anschauungen einander nicht aufdrängen wollen und namentlich die Ritualisten sich innerhalb derjenigen Grenze in den gottesdienstlichen Formen halten, die sie wenigstens formell noch von Rom trennt. So kann auch die englische Kirche eine große dogmatische Weitherzigkeit üben, ja sie muß es thun, denn ohne diese würde sie in verschiedene Denominationen auseinandergehen. Ein richtiger Konfessioneller würde diesen Zustand Union oder Unionismus nennen; er ist aber gerade das Gegenteil davon. Innerhalb der Union ist auch in Beziehung auf Lehranschauungen eine gewisse Freiheit möglich, aber nur deshalb und nur so lange, als eben die Einheit und Einigkeit des Geistes bewahrt wird. Gleichmäßigkeit der äußeren Formen mag in manchen Fällen, um Verwirrung zu verhüten, wünschenswert, ja notwendig sein, aber sie ist nicht das Wesentliche und sie würde sich auch niemals als der zusammenfassende Reif erweisen können, der die Glieder, denen die Einheit des Geistes fehlt, vor dem Auseinanderfallen bewahren würde.

Das vierte Konzil englischer Freikirchen hat dieses Jahr in Liverpool getagt. Die zu diesem Verband gehörigen Freikirchen zählen etwa acht Millionen Glieder. Während man anfangs dieser Verbindung ein baldiges Ende in Aussicht stellte, so ist man jetzt sicher, daß sie lebensfähig und lebenskräftig genug ist, um auf eine längere Zukunft hinschauen zu können.

Die Thätigkeit der vereinigten Freikirchen suchte der Vorsitzende der Versammlung, Dr. Mackenall, mit folgenden Worten zu charakterisieren: „Die große Frage ist nun: Was sind die Mitglieder im Begriff zu thun, angesichts der sich darbietenden Gelegenheit zum Wirken. Sie sind nicht versammelt, um des Ruhmes der Kirchen willen, zu denen sie gehören, sondern um sich Rechenschaft zu geben über die mannigfaltigen Verpflichtungen zum wechselseitigen Dienen. Die Engländer sind nicht da für die Zwecke der Kirchen, vielmehr die Kirchen zum Besten der Engländer; England soll für Christum gewonnen werden; christliche Liebe soll hineindringen bis in den sittlichen Schmutz der Großstädte und ihn wegräumen, soll sich geltend machen im ge-

sellschaftlichen und im staatlichen Leben, soll die Engländer lehren, sich nicht ihrer Schiffe, ihrer vielen Leute, ihres Geldes zu rühmen, sondern vielmehr dessen, daß sie getrost glauben dürfen, zu einer Mission im Sinne des Evangeliums berufen zu sein."

Was die Thätigkeit der Freikirchen in dem Heer und der Marine betrifft, so haben die Wesleyaner 153 Militärgeistliche und die Presbyterianer ebenfalls eine große Zahl angestellt. In Indien haben sich beide Teile gegenseitig unterstützt, indem da, wo nur wenige Angehörige der einen Kirche stationiert sind, sie von den Geistlichen der andern Kirche mitbedient werden. Eine weitere Ausdehnung des Werkes wurde als notwendig bezeichnet.

Das Verhältnis der Freikirchen zum Anglikanismus wurde unter dem Thema: „Moderne Überschätzung priesterlichen Wesens" behandelt. Der eine der Redner wies darauf hin, daß erst Newman in seinen Tracts for the Times im Jahre 1833 die Anglikaner auf die Möglichkeit hingewiesen habe, daß ihre bevorzugte Stellung als Staatskirche auch einmal aufhören könne. Das habe den Anstoß gegeben, daß man auf andere Mittel gesonnen habe, das Volk in Unterwürfigkeit gegen die Kirche zu halten. Da habe man zur Idee des Sacerdotalismus gegriffen; man habe das Priestertum und die apostolische Succession mit einem überirdischen Glanze umgeben. Bei diesen Ansprüchen beharre man, obgleich selbst Gelehrte der eigenen Kirche ihre Grundlosigkeit nachgewiesen hätten. Es gäbe nun einmal keinen Beweis dafür, daß eine bestimmte Berufsgattung in eine übernatürliche Stellung versetzt sei; ebensowenig könne nachgewiesen werden, wie diese Stellung sich auf andere übertrage. Angesichts dieser Thatsachen hätten die freien Kirchen die dringende Verpflichtung, für den lichtvollen, schriftgemäßen Glauben einzutreten. Hätten sich ihre Vorfahren nicht gefürchtet, für ihre Überzeugung zu kämpfen, so dürften auch die Leute der Gegenwart sich nicht mutlos zeigen, wenn es gelte, ihr wertvolles Erbteil zu bewahren.

Ein zweiter Redner erklärte: „Was wir den Leuten der Gegenwart vor Augen zu führen haben, ist das Priestertum der Gläubigen. Die Kirche ist ein Mittel, das Gott zu Gebot steht. Sie ist für die Menschen nicht die Quelle des Heils, kann aber zur Übermittlung dessen dienen, was Gott an den Menschen wirken will." Ein edelgesinnter Adeliger habe kürzlich gesagt, wenn nicht im kirchlichen Organismus ein Wechsel stattfinde, so würden im Laufe der nächsten hundert Jahre die Weiber römisch katholisch und die Männer Gottesleugner werden. Niemals aber, erklärte der Redner, werde dies eintreten können, wenn die freien Kirchen ihrer Aufgabe treu bleiben.

Beide Redner scheinen freilich übersehen zu haben, daß der Sacerdotalismus noch tiefere Wurzeln hat, als die Kirchenpolitik der Anglikaner. Er gehört auch zu den Dingen, nach denen die Heiden trachten, und die Kirchen, welche denselben auf ihre Fahne schreiben oder ihn unter einer andern Bezeichnung zur Förderung ihrer kirchenpolitischen Absichten gebrauchen, nützen diesen heidnischen Zug zu ihrem Vorteil aus, anstatt ihn zu bekämpfen.

Daß die Sonntagsruhe einen der Gegenstände der Besprechungen bildete, ist selbstverständlich; es war namentlich die Schließung der Schenken, worauf der Hauptnachdruck gelegt wurde.

Ein eigentümliches Thema war: „Die Notwendigkeit puritanischen Ernstes im Volksleben." Die Religion, sagte der Redner, verwehre niemals das Wohlbefinden, das Vergnügen und die gute Lebensart, aber diese Dinge könnten in ihrem wahren Sinne nicht anders verwirklicht werden, als daß man dabei den christlichen Ernst zur sittlichen und geistlichen Grundlage

nimmt. Es ist im besonderen Maße eine Pflicht für die Geistlichen der freien Kirchen, an diese Grundlage mit allem Ernst zu erinnern. Wenn die Welt ein Recht hat, diese bunten, mannigfaltigen, prächtigen, zauberischen Gaben an Reichtum, Macht und Glanz zu genießen, so ist das nur möglich unter der Bedingung, daß die Leute lernen gerecht und maßvoll sein, lautere Gesinnung, Edelmut und Selbstverleugnung zu bethätigen. Wahrhaft freikirchliche Männer müssen sich erheben für Redlichkeit im Handel und Wandel, in der Regierung, im Verkehr mit fremden und wilden Stämmen. Aber, sagte der Redner, solche Männer fühlen sich auch gedrungen, Redlichkeit auch seitens der kirchlichen Kreise zu fordern.

Unter der Bezeichnung: „Die kirchliche Krisis" wurde das Verhältnis der Freikirchen zur Staatskirche behandelt. Die Redner und die Resolutionen richteten sich gegen die Unbilligkeiten, die in der Verbindung von Staat und Kirche für die Anhänger der Freikirchen liegen. Der überwiegende Einfluß der Staatskirche im Unterrichtswesen wurde stark angegriffen. Es seien in England etwa 8000 Dörfer, wo die Vertreter der Freikirchen in Schulangelegenheiten kaum etwas zu sagen hätten. An diesen Orten sei ein unbeschränkter Einfluß in den Händen solcher Geistlicher, welche die Lehre von der Messe und vom Beichtstuhl ausbreiteten. Einer der Redner verlas einige Stellen aus einem kirchlichen Katechismus, indem er darauf hinwies, daß die Kinder der freien Kirchen an der Hand desselben unterrichtet würden. Der Katechismus bezeichnete die Nichtzugehörigkeit zur Staatskirche als eine Sünde, die Dissenters als Ketzer, welche nur deswegen nicht exkommuniziert würden, weil das Gesetz des Landes über dem viel heilsameren Gesetz der Kirche stehe.

Ein andrer Redner wies auf den Nachteil hin, in welchem die Freikirchen gegenüber der etablierten Kirche dadurch stünden, daß es ihnen infolge ihrer Zersplitterung unmöglich sei, an Orten mit nur geringer Bevölkerung ständige Geistliche anzustellen. Die Kräfte der Laienprediger reichten zur Erhaltung solcher Gemeinschaften nicht aus. Zudem sei es unschön, ja anstößig, wenn in einem Dorf von etwa 500 Einwohnern vielleicht drei oder vier verschiedene Gemeinschaftsbildungen zu finden seien. [Wenn der Mann sich einmal die Vereinigten Staaten ansehen würde, was würde er dann erst sagen? D. R.] Bei einer besseren Verteilung der Arbeitskräfte würde man bald eine günstige Wendung wahrnehmen.

Selbstverständlich sprach auch das Konzil seine Befriedigung über die vom Kaiser von Rußland berufene Friedenskonferenz aus. Weniger selbstverständlich war das, was unter dem Thema der Beziehung der neueren Apologetik zur biblischen Kritik vorgebracht wurde. Der Redner ging davon aus, daß alle die Prüfungen, durch welche die Bibel und die Kirche in früheren Zeiten hindurchgehen mußten, nicht zu ihrem Untergang geführt hätten, sondern oft zu ihrer Kräftigung; man brauche daher die freie Bethätigung der Vernunft nach allen Seiten hin nicht im geringsten zu fürchten. — Als grundsätzliche Forderungen bezeichnete der Redner etwa folgende: Völlige Freiheit für die Arbeit der Bibelkritik, sorgfältige Prüfung der Grundsätze, nach welchen sie verfährt, freundliches Entgegenkommen für jede nüchterne und ehrfurchtsvolle Forschung; aber auch entschlossene Ablehnung alles dessen, was auf Leugnen des Übernatürlichen hinausläuft; einerseits Bereitwilligkeit, aus hinreichend erwiesenen Gründen Überlieferungen aufzugeben, selbst wenn sie wegen ihres Alters ehrwürdig sind, andererseits eine eindringliche Prüfung der kritischen Theorien, unter denen ja manche ebenso rasch verschwänden als sie auftauchten. Die Kirche habe aber eine höhere Pflicht, als über die Grundsätze betreffs

der Bibelkritik zu wachen. Sie muß immer den Hauptnachdruck darauf legen, daß die Bibel für uns ein Führer in geistlichen Dingen und Christus für alles der Mittelpunkt ist.

Weitere Gegenstände von Vorträgen waren: „Die moderne Apologetik auf dem Gebiete der natürlichen Theologie". Die Sittlichkeitsfrage sowohl in ihrem Verhältnis zur Gesellschaft wie in dem Verhalten der Gemeindebehörden in England und in der Stellung der Armeeleitung dazu in Indien.

Wenn aber der Kongreß die Feier des 300jährigen Geburtstages von Oliver Cromwell mit Freuden begrüßte, so hatte er damit ein gewisses Wagnis übernommen. Die Formulierung des entsprechenden Beschlusses war allerdings in politischer Hinsicht so unverdächtig als möglich; aber das mußte man doch wissen, daß loyale Anhänger der Staatskirche und loyale Unterthanen ihrer allergnädigsten Majestät der Königin auf diese Thatsache hinweisen würden als einen Beweis dafür, daß nur bei den loyalen Anhängern der Staatskirche die volle und ganze politische Loyalität zu finden sei.

Die Jubiläumsbulle, welche die Feier des Jahres 1900 als Jubiläumsjahr anordnet, ist bereits erschienen. Dasselbe dauert von der Vigilie des Weihnachtsfestes 1899 bis zum selben Zeitpunkt 1900.

Über den Jubiläumsablaß sagt die Bulle u. a. folgendes: „Während dieses Jubiläumsjahres bewilligen und erteilen wir barmherzig im Herrn einen vollkommenen Ablaß, die Vergebung und Verzeihung aller ihrer Sünden allen Christgläubigen beiderlei Geschlechtes, welche nach wahrer Reue beichten und kommunizieren und wenigstens einmal im Tage zwanzig Tage mit oder ohne Unterbrechung — ob es natürliche oder kirchliche Tage sind —, gerechnet von der ersten Vesper jedes Tages bis zur vollen Abenddämmerung des folgenden Tages, andächtig die Basiliken der heiligen Apostel Petrus und Paulus, des heiligen Johannes vom Lateran und der heiligen Maria maggiore in Rom besuchen, sofern sie dort ansässig sind. Falls sie aber von auswärts gekommen sind, mögen sie dieselben Kirchen wenigstens zehnmal wie oben angegeben besuchen. Alle sollen aus ganzem Herzen zu Gott beten, um die Erhöhung der Kirche, die Ausrottung der Ketzer, die Eintracht der katholischen Fürsten und das Wohl des christlichen Volkes."

Weiterhin wird dann verfügt, daß auch diejenigen, welchen eine Romreise aus irgend einem ausreichenden Grunde unmöglich ist, ebenfalls des Jubiläumsablasses teilhaftig werden können.

Die aber, welche wirklich nach Rom kommen, werden eindringlich ermahnt, ja ihre Aufmerksamkeit während dieser Zeit auf nichts Weltliches zu richten, sondern nur „unter dem Schutze des katholischen Glaubens in Rom zu weilen." „Vor allem lädt zu solchen Betrachtungen ein" — heißt es weiter — „der ureigenste Charakter der ewigen Stadt, das göttliche Wahrzeichen, das ihr aufgeprägt ist und weder durch menschliche Anschläge, noch durch irgend welche Gewalt verändert werden kann. Jesus Christus, der Heiland der Welt, hat die Stadt Rom einzig und allein vor allen andern zu einer erhabenern und mehr als menschlichen Bestimmung ausgewählt und für sich geweiht. Er hat in ihr nicht ohne eine lange und geheimnisvolle Vorbereitung den Sitz seines Reiches errichtet. Dort sollte nach seinem Willen der Thron seines Stellvertreters für alle Zeiten stehen. Er wollte, daß das Licht der himmlischen Lehre gewissenhaft und unverletzt dort gehütet werden sollte und daß von dort dieses Licht, wie von seinem Ursprung und seiner erhabenen Quelle, sich weithin über die ganze Erde verbreiten sollte, so daß wer immer sich vom römischen Glauben trennt, sich von Christus selbst entfernt."

Es werden dann noch eine Reihe von andern Dingen aufgezählt, welche diese Heiligkeit Roms, welche ja so wie so eine mehr als menschliche ist, noch weiter vermehren, wie die Kirchen und die Apostel- und Märtyrergräber. Es wird dann gesagt, daß „der Gläubige, welcher die Stimmen aller dieser Denkmäler zu hören versteht, ... unter Gottes Beistand ein Besserer als er gekommen ist, zurückkehren werde."

Was die bessernde Kraft der Heiligkeit der Stadt Rom betrifft, so ist dieselbe ja schon seit dem Mittelalter weltbekannt. Von mehr Interesse ist, was über die Bestimmung der Stadt Rom gesagt wird. Es beweist freilich nur, daß der Verfasser der Bulle weder Verständnis von dem Wesen des Christentums, noch Kenntnis von seiner Geschichte, noch von dem Wesen und der Geschichte des römischen Heidentums hat. Für ihn ist das Christentum nur eine Fortsetzung des römischen Imperiums in einer neuen Form oder mit andern Worten: Das Christentum steht für ihn nur im Dienste des Romanismus. In einer andern Form hat es nach seiner Anschauung gar kein Existenzrecht.

Am wichtigsten für uns „Ketzer" ist aber die „christliche Fürbitte" um unsere Ausrottung. Man mag zugeben, daß das eben einmal Kurialstil und der Papst selbst verhältnismäßig unschuldig daran ist, da er höchstwahrscheinlich die Bulle nur unterschrieben, nicht verfaßt hat, aber die ganze Roheit des Ausdruckes, die man nicht einmal durch irgendwelche diplomatische Schminke zu verhüllen gesucht hat, ist doch höchst bezeichnend für den Geist, der im Vatikan umgeht. (Die deutsche Zentrumspresse hat allerdings in ihrer Übersetzung statt Ketzer „Ketzerei" gesetzt, aber die „Ausrottung" hat sie doch nicht wegzuübersetzen gewagt.) Bei diesem Stande der Dinge wird die Jubiläumsbulle wenigstens indirekt ein Anlaß zu einem Jubiläum der Ketzer, denn diese haben wirklich allen Grund, darüber froh zu sein, daß Rom die „Ausrottung der Ketzer" an vielen Stellen nur noch durch seine Gebete betreiben kann, die zwar aus „ganzem Herzen" kommen mögen und denen am Ende auch das Thun entsprechen würde, wenn es noch ginge wie vor 300 Jahren und früher.

Der armenisch-gregorianische Patriarch hat sich neulich mit einer Klage über die Missionsthätigkeit der christlichen Kirchen in der Türkei an den Großvezier gewandt. Das klingt zwar etwas sonderbar, ist aber unter den obwaltenden Verhältnissen doch nicht so unbegreiflich. Nach einer von der Köln. Ztg. mitgeteilten Übersetzung schreibt der Patriarch folgendes: „Ich bin genötigt, die Aufmerksamkeit der Regierung auf einen Zustand zu lenken, der schon lange besteht, sich aber jetzt verschlechtert hat und der von großer Bedeutung für unsere Kirche und Gemeinschaft ist. Im türkischen Reiche genießen die orthodoxen Religionen und die anerkannten Sekten seit undenklicher Zeit vollkommene Freiheit und Sicherheit und es ist nie gestattet worden, daß, wenn eine Gemeinschaft in Not und Leiden geriet, Mitglieder der andern Religion davon Nutzen zogen und deren Seelen zu versuchen und zu gewinnen strebten. Das wird hoffentlich auch jetzt nicht erlaubt werden, wo die Armenier nach mannigfachen Berichten in äußerste Not und Elend geraten sind. Die Armenier, die ohne Subsistenzmittel sind, werden jetzt durch allerhand Versprechungen von Hilfe und Schutz von seiten protestantischer und katholischer Missionare verführt. Namentlich in der Stadt und Nachbarschaft von Wan, wo nicht bloß Elend, sondern Hungersnot herrscht, ist den Armeniern Geldhilfe unter der Bedingung versprochen worden, daß sie ihre Kirche verlassen, zu Rom übergehen, ihr „türkisches Bürgerrecht" [so wird es übersetzt. D. Red.] aufgeben, die Register ändern, und es ist ihnen zugesagt worden, daß ihnen alsdann erlaubt werden würde, wie früher durch das Land zu reisen und für

ihren Lebensunterhalt zu arbeiten. Mit solchen Versprechungen von Hilfe und Schutz durch die Nationen, deren Unterthanen sie werden sollen, sind diese armen Leute zu Wan bestimmt worden, in die römische Kirche überzutreten. Diese Proselytenmacher, oder besser gesagt, diese politischen Agitatoren, haben einen Bischofssitz errichtet mit der Absicht, ihr Arbeitsfeld auszudehnen." — Der Patriarch bittet dann, strenge Befehle zu erlassen, um „unbedingt Bekehrungen aus diesen Gründen zu verbieten."

Daß der armenische Patriarch von der „vollkommenen Freiheit und Sicherheit" der orthodoxen Religionen und anerkannten Sekten redet, ist türkischer Kanzleistil, dessen er sich wohl oder übel befleißigen muß, sonst würde er sich ebenso als ein Empörer darstellen wie die Armenier, die man umgebracht hat. Mehr Bedeutung hat der Umstand, daß der Patriarch kein Beispiel von politischer Proselytenmacherei seitens der Protestanten anzuführen weiß, aber trotzdem die protestantischen Missionare an erster Stelle nennt. Das mag seinen Grund in der allgemeinen Anschauung der orientalischen Christen von den Protestanten haben. Infolge der seit der Reformation stattfindenden Agitation der Jesuiten gegen die Protestanten, sieht man diese als die schlimmsten Ketzer an, denn sie verehren die Mutter Gottes und die Heiligen nicht: eine Gottlosigkeit, die durch keine sonstigen Tugenden gutgemacht werden kann.

Die Geschwindigkeit, mit welcher die türkische Regierung dem Ansuchen des Patriarchen nachkam, dadurch, daß sie sofort drei evangelische Waisenhäuser schloß, ist merkwürdig. Sonst geht es ja in der Türkei langsam, sehr langsam mit derartigen Beschwerden der unter türkischer Herrschaft stehenden Christen. Hat etwa der Großvezier die Beschwerde beim armenischen Patriarchen bestellt, um einen Vorwand zu haben, gegen die auswärtigen Gesellschaften und Kirchen vorzugehen, deren Schützlinge man später nicht so ganz ungeniert abschlachten könnte, wie die gregorianischen Armenier? Oder sind die Agenten der römischen Propaganda in Wan wirklich gar zu dreist geworden vielleicht mit der Erwartung, daß man es wohl nicht wagen werde, die römischen Katholiken, denen immer die eine oder andere europäische Regierung zur Verfügung steht, zu behelligen, während die Protestanten eine ähnliche politische Schutzmacht nicht haben, da England und Deutschland sich an Türkenfreundlichkeit zu überbieten suchen. Es ist auch nichts darüber verlautet, daß die römischen Katholiken irgendwie wären behelligt worden. Die Schließung der drei protestantischen Waisenhäuser ist übrigens auch wieder auf die Einsprache des englischen Botschafters hin aufgehoben worden mit dem Versprechen, daß die andern Waisenhäuser nicht behelligt werden würden.

Fragekasten.

No. 14. Ist es mit den Grundsätzen kirchlicher Sitte und Zucht vereinbar, wenn ein Pastor auch solchen Personen, die offenkundig weder in Gesundheit noch in Krankheit und Todesnot den Dienst des geistlichen Amtes begehrten, die Ehre eines christlichen Begräbnisses zu teil werden läßt, nur weil die Verwandten des Verstorbenen dieses wünschen?

No. 15. Ist es recht, vermittelst Fairs, Bazars, Bierverkaufs bei Picknicks Mittel zur Bestreitung von Gemeindeausgaben flüssig zu machen?

No. 16. Was läßt sich vom religiösen Standpunkte aus einwenden gegen den Anschluß an eine Lebensversicherungsgesellschaft?

No. 17. Warum eignet sich gerade ein jüdischer Proselyt am besten für die so schwach betriebene Juden-Mission?

Bücher und Zeitschriften.

Hochzeits-Album, in deutscher und englischer Sprache zu haben bei Curts & Jennings, 220—222 W. 4. Straße, Cincinnati, O.

Ein überaus feines und passendes Geschenkbuch für Hochzeiten. Für genannte Firma hergestellt von der Lithographischen Kunstanstalt in München. In feinstem Farbenkolorit, mit sorgfältig gewähltem Text. Der Einband ist elegant; Velum-Halb-Seide mit gepreßtem Silbertitel und Silberschnitt. Preis $1.50. — Der englische Titel heißt: Wedding Garland mit engl. Text. Das Buch enthält eine Anzahl farbenprächtiger Kunstblätter; zwei Seiten für die Photographien des Hochzeitspaares, eine Seite für Traubescheinigung und etliche Seiten für Autogramme, alles schön mit Blumen umrahmt.

„Halte, was du hast." Zeitschrift für Pastoraltheologie; Hauptredakteur D. E. Sachse. 22. Jahrg., No. 8, Mai. Preis für den Jahrgang $2.25.

Inhalt: I. Abhandlungen: Die Mission auf der Kanzel. Alex. Vinet als Homilet.

II. Litteratur: Referat über erbauliche und verwandte Litteratur.

III. Meditationen über die Perikopen der deutschen evang. Kirchenkonferenz.

IV. Kasualien: Synodalpredigt; Grabrede; Fahnenweihe bei der Bürgerwehr 1848.

Theologischer Jahresbericht. Achtzehnter Band. Die Litteratur des Jahres 1898. Erste Abteilung: Exegese. Berlin. C. A. Schwetschke und Sohn.

Die erste Abteilung des Theologischen Jahresberichtes ist gegen die des Vorjahres um den Umfang eines Bogens gewachsen (umfaßt 190 Seiten). Wenn man bedenkt, daß eine Menge Schriften und Artikel bloß registriert sind, die meisten der zu einer Besprechung gelangenden möglichst kurz charakterisiert sind und kaum einer litterarischen Erscheinung eine ganze Druckseite gewidmet ist, so kann man sich ungefähr eine Vorstellung von der Masse des registrierten Materials machen. Der Berichterstatter über die Litteratur zum Alten Testament hat sich daher auch genötigt gesehen, in vielen Fällen einfach auf anderweitig erschienene Rezensionen zu verweisen, indem er am Schlusse seines 136 Seiten umfassenden Berichtes sagt: Die Masse der Litteratur, besonders der Aufsätze aus den Fachzeitschriften, die sich . . . . . über den unglücklichen Berichterstatter herwälzt, ist so gewaltig, daß auch ein Argus mit seinen hundert Augen es nicht fertig bringen würde, alles nur anzusehen, geschweige denn zu beurteilen " — Um so wertvoller ist freilich auch der Litteraturbericht für diejenigen welche einen, wenn auch nur allgemeinen, Überblick über die theologische Litteratur haben müssen oder wollen.

Obige Bücher sind in unserm Verlag zu haben oder durch denselben zu beziehen. Adresse: Eden Publ. House, 1716–18 Chouteau Av., St. Louis, Mo.

Anfrage.

Eine Gemeinde, die mit Schulden zu ringen und überdies noch durch Hochwasser gelitten hat, ist im Besitz einer bald 200 Jahre alten, gut erhaltenen Lutherbibel, gedruckt 1708, illustriert; verlegt von Joh. Andreä, ca. 1000 Seiten, 12x18 Zoll, Gewicht 30 Pfund, in starkem Einband. — Diese Gemeinde möchte die Bibel versetzen (ob auch verkaufen?) und bittet um Rat oder Offerten. Man wende sich an P. C. G. Kettelhut, Powhattan Point, Ohio, um Auskunft.

Schlußbemerkungen.

— Den verehrten Einsendern von allerlei Artikeln diene zur Nachricht, daß sich das Material ziemlich angehäuft hat und nur ganz allmählich aufgebraucht werden kann, da die jetzige Ordnung des Blattes mancherlei erfordert und die meisten Artikel nur für die erste Abteilung des Magazins zu verwenden sind. Wir bitten also um Geduld und Nachsicht, wenn ein Artikel nicht sobald erscheint als der betr. Autor es wünscht.

— No. 5 wird voraussichtlich folgende Hauptartikel bringen: Der Adventismus des siebenten Tages. — Der Mensch, das Ebenbild Gottes. — Zur Inspirationsfrage. — Unsere Mitarbeiter im Reich Gottes. — Hilty über das Bibellesen. — Rudolf Kögel und Emil Frommel. — Vielleicht eine Reformationspredigt etc.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 1. Band. St. Louis, Mo. September 1899.

Die Adventisten des siebenten Tages.

Adventismus, d. h. einseitige Geltendmachung der biblisch wohlbegründeten Erwartung einer nahe bevorstehenden Weltumgestaltung durch die Wiederkunft Christi, ist eine Erscheinung, die im Laufe der Kirchengeschichte oft hervorgetreten ist. Der Hinweis auf eine solche, durch die gegenwärtige Machtwirkung Christi maßgebend beeinflußte Umgestaltung der irdisch-menschlichen Verhältnisse ist ja von der Predigt des Evangeliums überhaupt untrennbar; von Anfang an hat der Hinweis auf die Parusie Christi ein Hauptmoment in der apostolischen Verkündigung gebildet, und bis heute kann niemand Evangelium verkündigen, ohne die Überzeugung auszusprechen, daß die Zukunft der menschlichen Geschicke im großen wie im einzelnen durch das Inkrafttreten der Wahrheiten bestimmt sein wird, als deren Verkündiger und Verwirklicher Christus in die Welt gekommen ist; mit einem Worte, das: „von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten," ist ein integrierender Bestandteil unseres Glaubensbekenntnisses, und das: „der Herr ist nahe," der unbeirrt wiederholte Grundton unserer Adventspredigt. Es ist auch naturgemäß, daß bei der Manigfaltigkeit, in der die Gaben des Geistes ausgeteilt sind, die Standpunkte, von denen aus einzelne und durch sie besondes beeinflußte Gemeinschaften den großen Gesamtinhalt der christlichen Wahrheit überschauen und an ihrem Teile zu erfassen suchen, verschieden sein werden, und daß diese Verschiedenheit sich auch namentlich in dem verschiedenen Umfange zeigt, in welchem das gläubige Interesse den zukünftigen Dingen zugewendet ist. Bei dem einen ruht der Blick mehr auf den Thatsachen der Vergangenheit und des Innenlebens, beim andern auf den unmittelbaren Aufgaben der Gegenwart, beim andern auf den Erwartungen der Zukunft; dem einen ist Lehre, dem andern Dienst, dem andern Weissagung als Charisma gegeben; eine andere Rolle, sozusagen, spielt der Hinblick auf die künftige Erscheinung Christi bei dem Apokalyptiker Johannes, als bei dem Evangelisten, bei dem der Rückblick auf die leiblich geschaute Herrlichkeit

des Eingeborenen den breiten Raum im Rahmen seines Glaubensbildes einnimmt. Daß sonach eine Gemeinschaft sich die Pflege des Gedankens an die Zukunft Christi besonders zu ihrer Aufgabe stellt, darin braucht nichts Abnormes zu liegen, wenn anders das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit allen lebendigen Gliedern auch anderer Gemeinschaften, die den Schatz in anderen irdenen Gefäßen haben und ἐκ μέρους an ihrem Teile den Vollinhalt der Wahrheit zu fassen suchen, sie in der Liebe und in der Demut hält, wenn sie sich begnügen, ein Glied der wahren Kirche, des Leibes des Herrn zu sein, und nicht die wahre Kirche, der Leib Christi zu sein beanspruchen. Gleichwohl liegt eine gewisse Gefahr darin, wenn eine Gemeinschaft aus dem Ganzen der Heilslehre einem besondern Bestandteile ihre Aufmerksamkeit mit ausschließlicher Vorliebe zuwendet, daß sie dann das, was im organischen Zusammenhange derselben krönendes Schlußresultat begründender Überzeugungen sein soll, zur Grundlage des Ganzen machen und auf Grund selbsterwählter Lieblingsmeinungen das Ganze in eine ihnen zusagende Beleuchtung stellen. Einseitige Geltendmachung der christlichen Zukunftserwartungen hat es insonderheit immer nach Zeiten vorangehender religiöser Stagnation gegeben, wo das vorhandene kirchliche Leben vorwiegend den Eindruck der Verweltlichung machte, und die Notwendigkeit einer totalen Umgestaltung und Erneuerung besonders fühlbar war. Adventistisch chiliastische Bewegungen pflegen die Begleiterscheinungen religiöser Erweckungszeiten zu sein, und während diese Erweckungen selbst sich schneller verbreitern und verflachen, bestehen die Sonderbildungen, die sich ihnen angeschlossen haben, eben vermöge ihrer kräftigeren Einseitigkeit noch länger fort. So waren die dreißiger und vierziger Jahre mit ihren Revivals und New Measures eine Zeit weitgehender religiöser Erregung für die Vereinigten Staaten, und dieser Zeit verdanken die Adventisten des siebenten Tages ihre Entstehung. In die so wie so für religiöse Sensation empfängliche, zur Hervorbringung und Verbreitung neuer "Notions" so geneigte Bevölkerung der östlichen Staaten brachte der Baptistenprediger W. Miller eine besondere Erregung durch die auf gewisse Berechnungen in der Auslegung des Buches „Daniel" basierte, mit großer Sicherheit vorgetragene Prophezeiung, daß im Jahre 1843 die Welt untergehen werde. Es muß eine gewaltsame, Tausende ergreifende Bewegung gewesen sein, die selbstverständlich auch von großen Unordnungen begleitet war und Enttäuschungen und Rückschläge in ihrem Gefolge hatte. Die wiederholten Fehlschläge der Berechnung haben die Anhänger und Nachfolger nicht von ihrer Neigung abgebracht, die prophetischen Aussagen der Schrift zur Grundlage von Vermutungen und Berechnungen zu machen. Die erfahrene Täuschung erklärten sie für eine göttliche Veranstaltung, um ihren Glauben zu prüfen; nicht in der Berechnung selbst habe der Fehler gelegen, sondern in der Auffassung der Schriftstelle, auf welche dieselbe sich gründete (davon weiter unten); aber die Grundgedanken Millers und ihre Folgerungen seien bleibende Wahrheit.

Für die folgende Darstellung adventistischer Lehre ist zunächst eine polemische Schrift benutzt worden: "D. W. Canwright, Seventh Day Adventism Renounced", in deutscher Bearbeitung von Prof. F. Munz in Cincinnati. Das Buch ist schätzbar und für diejenigen, denen eine Rüstkammer zur Abwehr adventistischer Aggressionen erwünscht ist, empfehlenswert. Es ist jedenfalls mit Sachkenntnis und mit Wahrheitsliebe geschrieben; der Verfasser ist auch unparteiisch genug, um zuzugestehen, daß die Adventisten viele Lehrpunkte mit den andern christlichen Kirchen gemein haben, daß viele ausgezeichnete Männer zu ihnen gehören, und daß sie nicht, wie oft ungerechter Weise geschehe, mit Mormonen, Spiritisten und Ungläubigen auf gleiche Stufe zu stellen seien. Indes bleibt die Beurteilung eines Mannes, der aus einem Anhänger zum energischen Gegner geworden ist, wohl immer unwillkürlich beeinflußt von Erfahrungen, die er persönlich einzelnen gegenüber gemacht, und es wird nicht immer streng unterschieden zwischen Aussprüchen und Handlungsweisen, die aus den Prinzipien der Gemeinschaft notwendig folgen, und solchen, die nur der verkehrten Praxis einzelner schuld zu geben sind. Wenn der Verfasser z. B. sagt, daß die Adventisten die Schriften einer gewissen Frau White der Bibel gleichstellen und fordern, daß die letztere nach den „Zeugnissen" derselben ausgelegt werde, so würde solche Behauptung in unsern Augen allein genügen, die ganze Gemeinschaft als eine Stiftung des Lügengeistes zu kennzeichnen, wenn dieselbe zu den ausgesprochenen Prinzipien der ganzen Gemeinschaft als solcher zu zählen wäre. Das ist aber doch wohl nicht der Fall, sondern es handelt sich wohl mehr um eine menschliche Schwachheit einzelner. „Was sie reden, das muß vom Himmel geredet sein," das wird im Psalm allerdings zunächst auf die Gottlosen angewendet, es gilt aber auch bei manchen Frommen, bei denen nun einmal ihrer imperiosen Natur nach der fromme Eifer mit einer starken Dosis Unfehlbarkeitsbewußtsein verquickt ist, und ein gewisser Kultus hervorragender Personen findet sich auch bei andern Gemeinschaften, die sich sonst einer sehr reinen Lehre rühmen. Jedenfalls wäre es nicht recht, eine Gemeinschaft nur nach Citaten einer gegen sie gerichteten polemischen Schrift zu beurteilen; es seien daher die Angaben über den prinzipiellen Standpunkt der Gemeinschaft nur solchen Darstellungen entnommen, die in gewissem Grade als autorisierte Selbstzeugnisse der Gemeinschaft anzusehen sind. Es sind dies Aufsätze in den Zeitschriften "Independent" und "Progress", ein kleiner Traktat von 25 Paragraphen, der am meisten den Charakter einer kurzen Bekenntnisschrift trägt, und ein Lehrbuch "Synopsis of Present Truth" von U. Smith.

Die Denomination der Siebenten Tags-Adventisten entstand, genau gesagt, im Jahre 1845, nachdem in den beiden vorangehenden Jahren die Millersche Weissagung des Weltendes Fiasko gemacht hatte. Beiläufig sei hier berichtet, wie Miller auf die Zeitbestimmung 1843—44 gekommen ist, wenngleich es einem im Kopfe kraus werden möchte,

wenn man den komplizierten Berechnungen nachgehen soll. In der Weissagung Daniels, Kap. 8, 14, antwortet der Engel auf die Frage: „Wie lange soll währen das Gesicht vom täglichen Opfer und von der Sünde, um welcher willen diese Verwüstung geschieht, daß beide, das Heer und das Heiligtum, zertreten werden?“ „Es sind zweitausend und dreihundert Tage von Abend gegen Morgen zu rechnen, so wird das Heiligtum wieder geweiht werden.“ Diese 2300 Tage werden, mit Recht oder Unrecht, wer will das entscheiden, auf Grund des (begründeten oder unbegründeten) Kanons, daß ein Tag in der apokalyptischen Prophetie überall ein Jahr bedeute, als 2300 Jahre gerechnet. Also: in 2300 Jahren von der Weissagung Daniels an wird das Heiligtum gereinigt werden. Nun heißt's ferner in einer zweiten Weissagung 9, 24: „Siebenzig Wochen sind bestimmt über dein Volk“ rc. Das Wort, das Luther mit „bestimmt“ übersetzt, heißt eigentlich „abgeschnitten“; abgeschnitten wovon? „Selbstverständlich“ von jenen 2300 Tagen; also 70 mal 7 = 490 Tage oder Jahre werden von den 2300 Jahren abgeschnitten, so daß also der Beginn der 2300 Jahre und der 490 Tage zusammenfallen. Nun fragt sich, wann war dieser Beginn? Antwort steht Kap. 9, 25 ff.: „So wisse nun, und merke: Von der Zeit an, so ausgeht der Befehl, daß Jerusalem soll wieder gebaut werden, bis auf den Gesalbten, den Fürsten, sind 7 und 62 Wochen, und nach den 62 Wochen wird der Gesalbte ausgerottet werden; er wird aber vielen den Bund stärken eine Woche lang, und mitten in der Woche wird das Opfer und Speisopfer aufhören, und bei den Flügeln werden stehen Greuel der Verwüstung“ rc. Nun fragt sich, wann ist der Befehl zum Wiederaufbau Jerusalems gegeben worden? Solcher Befehle sind verschiedene erlassen worden, von Cyrus 536 a. Chr., von Darius 519, von Artaxerxes 457, dann noch einmal 444. Mit Aufwand historischer Gelehrsamkeit wird nachgewiesen: das Dekret des Artaxerxes, durch welches Esra die Erlaubnis zum Wiederaufbau erhielt, muß gemeint sein, also 457. Von da an sind zu zählen 7 + 62 Jahreswochen = 483 Jahre, damit kommt man auf das Jahr 27 nach Christi Geburt. Das war das Jahr des ersten öffentlichen Auftretens Christi; seine öffentliche Wirksamkeit hat 3½ Jahre gedauert, im Frühjahre 30 wurde er gekreuzigt, da erfüllte sich die Weissagung von dem Greuel der Verwüstung in der Mitte der 70sten Woche. Dan. 9, 27. Nimmt man nun noch die 2te Hälfte der 70sten Woche, also 3½ Jahre hinzu, so kommt man auf das Jahr 34 p. Chr. Mit demselben endigen die 70 Wochen Daniels, die von den 2300 abgezogen werden müssen. 2300 —490 Jahre sind 1810 Jahre, diese 1810 Jahre müssen also noch zu a. 34 p. Chr. hinzugefügt werden, das macht 1844. Also 1844 kommt der jüngste Tag, sagte Miller, die Rechnung stimmte zu genau. Die erfahrene Enttäuschung warf viele in völligen Unglauben zurück. Ernstergesinnte wurden zu erneutem Suchen auf dem betretenen Wege veranlaßt. Von einem Fehler in der Rechnung, geschweige denn von der Verkehrtheit, überhaupt den Weltplan Gottes so zum Gegenstande

der Berechnung zu machen, konnten sie sich nicht überzeugen; so kamen sie auf den Schluß, daß das entscheidungsvolle Jahr 1844 eine andere Bedeutung für die Geschichte des Gottesreiches gehabt haben müsse, als sie Miller ihm beigelegt. Derselbe habe unter der dann geweissagten Reinigung des Heiligtums das zweite Kommen des Herrn auf die Erde verstanden, und das sei nicht richtig; die Erde sei ja gar nicht das Heiligtum, sondern das sei im Himmel, es müsse sonach der die Weissagung erfüllende Vorgang im Jahre 1844 nicht auf Erden, sondern im Himmel stattgefunden haben. Wie dann allerdings jener Vorgang im Himmel zu denken, was man unter der Reinigung des himmlischen Heiligtums zu verstehen habe, dafür mußte der Vermutung Thor und Thür offen stehen, und es ist Canwright wohl zu glauben, wenn er sagt, daß ein ganzes Nest von Meinungsverschiedenheiten darüber unter ihnen entstanden sei. Die Erklärung, welche in "Synopsis of Present Truth" gegeben ist, ist sonderbar genug. Es muß, heißt es da, im Himmel das Gegenbild von dem vorgegangen sein, was im Vorbilde am großen Versöhnungstage im Tempel vorgenommen ward. Dort ging der Hohepriester in das Allerheiligste und vollzog die Versöhnung durch die Besprengung des Gnadenstuhls mit dem Opferblute. Christus hat also im Jahre 1844 sein am Kreuze vergossenes Blut in das Allerheiligste des Himmels gebracht. Mit dieser Besprengung des himmlischen Allerheiligsten ist das Werk Christi als Priester vollendet, und die "probation" (was wir doch etwa mit „Gnadenzeit" übersetzen können) endigt, und es wird keine Gnade mehr angeboten, es tritt daher hinfort die Gerichtszeit ein. Zum Gericht gehören drei Akte, die Entscheidung aller Fälle, die Bestimmung der Belohnungen und Bestrafungen, die Ausführung der Urteilssprüche. Das Gericht beginnt nicht eher, als bis das priesterliche Werk vollendet ist. Dies ist beendet 1844, und der erste Teil des Gerichts, die Entscheidung, ist seitdem angebrochen. Jetzt heißt's nach Offb. 22, 12: „Wer böse ist, sei immerhin böse, und wer heilig ist, sei immerhin heilig, und siehe, ich komme bald." Wenn Christus auf die Erde kommen wird, dann wird keine Zeit sein für die Entscheidung der Fälle, sondern dann handelt sich's nur noch um die Ausführung; die gerechten Verstorbenen werden dann aufgeweckt, während die Gottlosen noch tausend Jahre länger schlafen, und die gerechten Lebenden werden verwandelt in einem Augenblicke; das zeigt, daß die Entscheidung schon getroffen sein muß, da ist keine Zeit mehr, erst die Bücher nachzuschlagen. Dies geschieht also jetzt seit 1844. Wie lange Zeit dieser preliminare Gerichtsakt in Anspruch nehmen wird, kann man nicht wissen, aber lange wird es nicht mehr dauern, und so kann man wohl sagen, daß seit 1844 das Weltende angebrochen ist.

Nun, jedenfalls hat seit 1845 der Adventismus die Richtung seiner Tendenz einigermaßen geändert, und während bis dahin die Aufmerksamkeit vorwiegend auf die Ausmalung der Zukunft gerichtet war, hat er diese Richtung zwar nicht aufgegeben, aber doch zugleich sein

Streben mehr der Vollbringung der praktischen Aufgaben zugewendet, die ihm eben aus seinen Zukunftserwartungen sich zu ergeben scheinen. War in der früheren Periode das Losungswort: Offb. 14, 6—8: „Fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre, denn die Stunde des Gerichts ist gekommen,“ und „Babel ist gefallen,“ so wendeten sie nunmehr ihre Aufmerksamkeit dem Worte des dritten Engels zu. Offb. 14, 12. „Hier sind die, welche halten die Gebote Gottes und den Glauben Jesu.“ Das führte sie auf die Erwägung, daß bis jetzt die Gebote Gottes in der Kirche nicht genug gehalten worden sind, und daß eine flagrante Verletzung der Gebote in der Verlegung des Sabbats auf den ersten Wochentag vorliege. Doch es sei nun ihrer Selbstdarstellung nach dem Traktat "Words of Truth" das Wort gegeben:

„Die Siebenten Tags-Adventisten haben kein Glaubensbekenntnis außer der Bibel; aber sie behaupten gewisse, wohl abgegrenzte Glaubenspunkte, über die sie jedermann bereit sind Rechenschaft zu geben. Sie glauben:

1. Daß es einen Gott giebt, ein persönliches, geistiges Wesen, Schöpfer aller Dinge, allmächtig, allwissend und ewig; unendlich in Weisheit, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Güte, Wahrheit und Gnade, unveränderlich, und überall gegenwärtig durch (through His representative) den heiligen Geist.

2. Daß da ist ein Herr, Jesus Christus, der Sohn des ewigen Gottes, durch den allein alle Dinge geschaffen sind und bestehen; daß er an sich nahm die Natur des Samens Abrahams zur Erlösung unseres gefallenen Geschlechts, daß er unter uns Menschen wandelte voller Gnade und Wahrheit, lebte als unser Vorbild, starb als Opfer für uns, auferweckt und zu unsrer Rechtfertigung auffuhr zur Höhe, unser einiger Mittler zu sein im Allerheiligsten des Himmels, wo er durch das Verdienst seines vergossenen Blutes Gnade und Vergebung der Sünden wirkt für alle, welche reuevoll zu ihm kommen; und daß er als das abschließende Werk seines Priestertums, bevor er seinen Thron als König einnimmt, für alle solche (Bußfertige) die große Versöhnung (atonement) vollbringen wird, daß ihre Sünden vertilget und hinweggetragen werden vom Heiligtume, wie es im levitischen Priesterdienste abschattend vorgebildet ist.

3. Daß die heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments durch göttliche Inspiration hervorgebracht sind und eine volle Offenbarung seines Willens an die Menschen enthalten und darum die unfehlbare Regel des Glaubens und Handelns sind.

4. Daß die Taufe eine Anordnung der Christlichen Kirche ist, welche dem Glauben und der Buße nachfolgen soll, eine Anordnung, durch welche wir gedenken der Auferstehung des Herrn, insofern wir durch diesen Akt unsern Glauben bezeugen an sein Begräbnis und Auferstehen und dadurch zugleich an die Auferstehung aller Heiligen am jüngsten Tage. Wir glauben, daß keine andere Form der Taufe diese

Vorgänge geeigneter Weise repräsentiert, als die von der Schrift vorgeschriebene Form der Untertauchung.

5. Die neue Geburt umfaßt die ganze Veränderung, welche nötig ist, uns für das Königtum Gottes zu bereiten, und besteht aus zwei Teilen: Zuerst eine sittliche Umwandelung durch Bekehrung und ein christliches Leben, zweitens eine Veränderung der Natur beim zweiten Kommen des Herrn, wobei wir, wenn wir gestorben sind, unverweslich auferstehen werden, wenn lebend, zur Unsterblichkeit umgewandelt werden in einem Augenblicke.

6. Daß die Weissagung ein Teil der göttlichen Offenbarung an den Menschen ist, daß sie für uns und unsere Kinder bestimmt ist, daß sie, weit davon entfernt, ein undurchdringliches Geheimnis zu sein, vielmehr besonders dazu dient, das Wort Gottes zur Leuchte unseres Fußes zu machen, daß eine Segnung denen zugesprochen ist, welche in derselbigen forschen, und daß sie vom Volke Gottes genügend verstanden werden muß, um ihm seine Stellung in der Geschichte der Welt, seine besondern Pflichten in den großen Zeitepochen zu zeigen.

7. Daß die Geschichte der Welt von bestimmten Daten der Vergangenheit an in großen Zügen der Weissagung der Schrift abgezeichnet ist, und daß diese Weissagungen der Schrift jetzt erfüllt sind mit Ausnahme der Schlußscenen.

8. Daß die Lehre von der Bekehrung der Welt und von einem zeitlichen Millennium geeignet ist, die Menschen in einen Stand der Sicherheit einzuschläfern, so daß sie von dem Kommen des Herrn überrascht werden; daß die zweite Zukunft Christi dem Millennium nicht folgt, sondern vorangeht; denn bis der Herr kommt, wird die päpstliche Macht mit all ihren Greueln fortdauern, Weizen und Unkraut zusammen wachsen.

9 und 10 beziehen sich auf den schon erörterten Punkt von der Reinigung des himmlischen Heiligtums.

11. Die sittlichen Forderungen Gottes sind die gleichen an alle Menschen, sie sind summarisch enthalten in den zehn Geboten; dieses Gesetz der zwei Tafeln ist unabänderlich, da es eine Abschrift ist von den Tafeln, welche in der Bundeslade des obern Heiligtums im Himmel niedergelegt sind. Offb. 11, 19.

12. Das vierte Gebot dieses Gesetzes fordert, daß wir den siebenten Tag jeder Woche der Enthaltung von irdischer Arbeit und der Vollziehung religiöser Pflichten widmen. Dieser Tag war festgesetzt schon im Paradiese, seine Heiligung wird im eigentlichen Zentrum (in the very bosom) des Gesetzes gefordert, und er wird einst im wiederhergestellten Paradiese gefeiert werden. Die Namen „jüdischer Sabbat“ für den siebenten, und „christlicher Sabbat“ für den ersten Wochentag sind unbiblisch, menschliche Erfindung und ungehörig.

13. Da der Mensch der Sünde, das Papsttum, Zeiten und Gesetze zu ändern sich erlaubt und fast die ganze Christenheit in Bezug auf das vierte Gebot verführt hat, so muß vor der Ankunft Christi unter den Gläubigen eine Reform in dieser Beziehung bewirkt werden.

14. Nach der Unabhängigkeitserklärung sind alle Menschen vom Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet; dazu gehört das Recht, Gott nach den Vorschriften des eigenen Gewissens zu dienen ohne Belästigung von seiten der Regierung, daher sind alle religiösen Gesetze in unsern bürgerlichen Gesetzbüchern null und nichtig.

15. Die Nachfolger Christi sollten ein besonderes Volk sein, nicht den Wegen der Welt folgen rc.

16. Die Schrift fordert Einfachheit und Bescheidenheit in der Kleidung als besonderes Kennzeichen der Jüngerschaft rc.

17. Die Mittel zur Unterstützung des Werkes am Evangelium sollen dargebracht werden aus Liebe zu Gott und den Menschen, nicht aufgebracht durch Kirchenlotterien und andere Mittel, die den spaßmacherischen oder feinschmeckerischen Neigungen der Weltlichgesinnten Vorschub leisten, die eine Schande sind für die Kirche Christi und ein Anstoß für die Welt. Das Maß der Beiträge unter dem Evangelium kann nicht geringer sein, als wie es in der früheren Verfassung des Gottesvolkes festgesetzt war, dasselbe, welches Abraham dem Melchisedek entrichtete.

18. Da das natürliche, fleischliche Herz in Feindschaft wider Gott und sein Gesetz ist, so kann diese Feindschaft nur unterworfen werden durch eine radikale Umgestaltung der Neigungen, den Austausch unheiliger für heilige Grundsätze; daß diese Umbildung der Buße und dem Glauben folgt, ist das Werk des heiligen Geistes, die Wiedergeburt oder Bekehrung.

19. Da alle das Gesetz verletzt haben und seinen gerechten Forderungen nicht aus sich selbst Genüge leisten können, so sind wir auf Christum angewiesen, zunächst um Gerechtmachung von unsern früheren Sünden, sodann um Gnade, um seinem heiligen Gesetze fernerhin würdigen (acceptable) Gehorsam leisten zu können.

20. Der heilige Geist sollte sich in der Kirche durch besondere Gaben kundgeben, 1 Kor. 12; Eph. 4. Diese Gaben sind nicht dazu da, die Bibel überflüssig zu machen, wie andrerseits die Bibel nicht die geistlichen Gaben unnötig machen kann. Diejenigen, welche diese beständige Wirksamkeit des heiligen Geistes leugnen, widersprechen offenbar den Teilen der Schrift, welche ihm diese Stellung und Wirksamkeit zuschreiben.

21. In Übereinstimmung mit seinem gesamten Handeln an den Menschen sendet Gott die Verkündigung von dem Herannahen der zweiten Ankunft Christi; dies Verkündigungswerk ist symbolisiert durch die drei Engelsbotschaften, Offb. 14, von denen die letzte das Werk der Reform an Gottes Gesetz zur Anschauung bringt, damit sein Volk eine völlige Bereitschaft für jenes Ereignis gewinne.

22. Die Zeit für die Reinigung des Heiligtums, Dan. 8, 14, fällt zusammen mit der Zeit der Proklamation der dritten Engelsbotschaft, Offb. 14, 9 u. 10, und ist eine Zeit des Untersuchungsgerichts, zuerst in Beziehung auf die Toten, und dann, am Ende der Gnadenzeit

(probation) mit Beziehung auf die Lebenden, um zu bestimmen, wer von den Myriaden der im Staube der Erde Schlafenden würdig ist, an der ersten Auferstehung teilzunehmen, und wer von der Menge der Lebenden würdig ist, teilzunehmen an der Entrückung; die Entscheidungen müssen getroffen sein, ehe der Herr kommt, denn wenn er kommen wird, wird dazu keine Zeit mehr sein, dann werden die gerechten Verstorbenen allein auferstehen und die gerechten Lebenden verwandelt werden in einem Augenblicke.

23. Das Grab oder der Scheol oder der Hades ist ein Ort oder ein Zustand, in welchem keine Thätigkeit, kein Planen, keine Weisheit, keine Erkenntnis mehr ist. Weish. Sal. 9, 10.

24. Der Zustand, in welchen wir durch den Tod versetzt werden, ist einer des Schweigens, der Unthätigkeit und völligen Bewußtlosigkeit. Ps. 146, 4. Weish. 9, 5. Dan. 12, 2.

25. Aus diesem Gefängnis des Grabes sollen wir gebracht werden durch eine leibliche Auferstehung; die Gerechten, indem sie teilnehmen an der ersten Auferstehung beim zweiten Kommen Christi, die Gottlosen in der zweiten Auferstehung, welche tausend Jahre nachher stattfindet.

26. Beim Schalle der letzten Trompete werden die lebenden Gerechten verwandelt und mit den auferstandenen Gerechten entrückt dem Herrn entgegen in die Luft.

27. Die so zur Unsterblichkeit Erhobenen werden dann gen Himmel in das neue Jerusalem entrückt, wo sie mit Christo 1000 Jahre regieren, die Welt und die gefallenen Engel richten. Während dieser Zeit liegt die Erde in einem chaotischen Zustande (abyssus, bottomless pit), dort ist Satan gefesselt und wird dann völlig vernichtet.

28. Am Ende der 1000 Jahre steigt der Herr mit seinem Volke und dem neuen Jerusalem hernieder; die gottlosen Toten werden erweckt, kommen auf die Oberfläche der noch unerneuten Erde und sammeln sich um die heilige Stadt, und Feuer geht aus von Gott im Himmel und verzehret sie, sie werden vernichtet, Wurzel und Zweig, als ob sie nie gewesen wären ꝛc.

29. Ein neuer Himmel und eine neue Erde erstehen durch Gottes Macht aus der Asche der alten, und diese erneute Erde mit dem neuen Jerusalem als seiner Hauptstadt wird das ewige Erbteil der Heiligen sein.

Diese Sätze, über die, soviel zu Tage tritt, eine allgemeine Übereinstimmung innerhalb der Gemeinschaft herrscht, sollen nicht ein autorisiertes Bekenntnis noch ein Gesetz für Glauben und Handeln sein, als solche erkennt die Gemeinschaft allein die hl. Schrift an." —

Man wird dieser sehr geschickten Darlegung maßvolle Besonnenheit und Würde nicht absprechen können. Aus den Aufsätzen in den Zeitschriften sei noch hinzugefügt, daß die Gemeinschaft ihre Glieder zu den Grundsätzen der temperance verpflichtet. Unter einer Mitgliedschaft von über 50,000, die aus allen Nationen und allen Ständen,

z. T. auch aus den gesunkensten Klassen gesammelt, sei es fast unmöglich, einen zu finden, der Tabak gebraucht, wenige die Thee oder Kaffee sich gestatten, alkoholische Getränke oder irgend etwas, das stärker wirke als Thee oder Kaffee, werden von niemandem genossen.

Sie haben 428 ordinierte Prediger und 260 Lizensierte, über 900 Kirchen, organisierte Konferenzen in 28 Staaten der Union und einzelne Kirchen in allen anderen Staaten und Territorien; auf der vorjährigen Generalversammlung in Deutschland waren 13 europäische Nationalitäten vertreten, 77 Missionare arbeiten unter der Aufsicht des Foreign Mission-Board in außereuropäischen Ländern. Sie besitzen 8 Publikationshäuser, 3 in Amerika, 3 in Europa, je 1 in Australien und der Kapkolonie, ihre Publikationen werden in mehr als 42 Sprachen veröffentlicht. Sie haben 3 große Heilanstalten, 2 Colleges, 1 Akademie und etliche kleinere Schulen mit 62 Lehrern, über 1000 Sonntagschulen stehen unter ihrer Leitung. In Bezug auf ihre Stellung zu andern kirchlichen Gemeinschaften drückt sich der Berichterstatter so aus: „Unter welchen Bedingungen würden wir uns mit andern Kirchen verbinden? Zu organisierter Gemeinschaft (Federally) unter keiner Bedingung. Solch eine Vereinigung würde nur eine äußerliche, formale sein, ein durchaus menschliches Unternehmen. Was bei solchen Unternehmungen herauskommt, zeigt das vierte Jahrhundert mit seinem Versuche, Kirche und Welt zu vereinigen. Eine föderale Vereinigung aller Kirchen Amerikas, für deren Verwirklichung eine gefährliche Möglichkeit vorliegt, würde nur ein Nachbild des hierarchischen Despotismus dunkler Jahrhunderte ergeben. Damit aber soll nicht gesagt sein, daß wir uns mit andern Christen, ja mit andern Kirchen in keiner Weise zu einen wünschten. Wir sind nicht exklusiv, denken es nie zu sein. Die einzige wahre und dauernde Einheit, die unter Personen oder Vereinen oder Denominationen hergestellt werden kann, entsteht nicht dadurch, daß man versucht, Menschen mit Menschen zu einigen, sondern dadurch, daß Menschen mit Gott geeinigt werden. Die Vereinigung von Menschen mit Gott ist die alleinige zuverlässige Basis der Vereinigung zwischen Menschen mit Menschen. Wo diese göttliche Einheit nicht als Grundlage vorhanden ist, kann nie eine reale Vereinigung entstehen, und wo sie vorhanden ist, da bedarf es keiner andern Einigung."

In allen diesen Äußerungen finden wir sicher vieles Treffliche, das uns aus der Seele geredet ist, und die staunenswerte Thätigkeit der verhältnismäßig kleinen Gemeinschaft nötigt uns Respekt ab. Nach dem Grundsatze: quisque praesumitur bonus, donec exhibeatur malus, haben wir auch, außer auf Grund bestimmter gegenteiliger Erfahrungen, die andere haben mögen, aber wir nicht, kein Recht, alle die schönen Grundsätze und nachahmenswerten Handlungsweisen für ein umgeworfenes Schafskleid zu halten, hinter welchem sich die Heuchelei verberge. Und wenn man uns fragt, glaubst du, daß du persönlich, oder unsre evangelische Kirche als Ganzes, mit Leuten, die solche An=

schauungen und Grundsätze haben, dich in jener Einheit des Geistes durch das Band des Friedens verbunden fühlen kannst, so antworten wir: Ja. Aber wir denken auch daran, daß nicht nur wir, sondern auch andere Leute den Schatz in irdischen Gefäßen haben, und daß die Ausführung schöner Grundsätze in der Wirklichkeit sich oft anders ausnimmt als ihre Formulierung auf dem Papier. Und wenn man uns fragen würde: möchtest du nun, nachdem du die adventistischen Grundsätze gehört hast, Adventist werden, oder wenn du Pastor wärest, daß ihre Lehren in deiner Gemeinde Eingang finden, so sagen wir: Nein. Dieses runde Nein in kurzem zu begründen, soll nun unsre Aufgabe sein.

Zum ersten, mit jener mysteriösen Behauptung von der Reinigung des himmlischen Eigentums im Jahre 1844 oder seit 1844 ist es nichts. Wenn der Verfasser von Synopsis of Pr. T. sagt, wer etwas dagegen einzuwenden habe, daß im Himmel etwas zu reinigen sei, der müsse das mit Paulus abmachen, der Ebr. 9, 28 sagt: „So mußten nun der himmlischen Dinge Vorbilder mit solchen gereinigt werden, aber sie selbst, die himmlischen, müssen bessere Opfer haben," so machen wir das eben mit Paulus aus, der von keinem andern Eingehen in das Allerheiligste weiß, als von dem, da er durch den Vorhang seines Fleisches eingehend, eine ewige Erlösung erfunden hat. Wenn irgend einer Seele durch die unklare Lehre, daß nun das priesterliche Wirken Christi aufgehört und der erste Gerichtsakt, die Untersuchung der Bücher zur Entscheidung der einzelnen Fälle begonnen habe, damit für den großen Augenblick alles fertig sei, in Anfechtung und Verzweiflung gerät, weil für sie keine Gnadenzeit mehr sei, so haben die Adventisten sie auf dem Gewissen. Auf solche Rechnereien, wo man mit den Mitteln historischer Gelehrsamkeit wahrscheinlich macht, daß das Jahr 457 v. Chr. der Ausgangspunkt sein müsse, daß die 70 Wochen und die 2300 Tage, die zwei verschiedenen Weissagungen angehören, durch Subtraktion miteinander verbunden werden müssen, eine den Glauben beeinflussende Anschauung von Gottes Heilsplan basieren zu wollen, ist Kinderei. Daß der Herr nahe ist, weiß die Christenheit schon lange, ohne die Adventisten, aber das buchstäblerische Bemühen derselben, alle möglichen Züge der Weissagung aus ihrem nächsten Zusammenhange herauszunehmen, mit andern zu kombinieren und jede an eine Stelle des künstlich entworfenen Zukunftsbildes einzuflicken, damit man sagen könne, man habe alles berücksichtigt und das Ganze sei genau biblisch, ist ein Mißbrauch der Schrift und bringt dieselbe bei denen, welche nicht im Kern und Stern derselben festgegründet sind, in Mißkredit, wenn sie sehen, wie viel verschiedene und einander widersprechende Konstruktionen des göttlichen Reichsplanes darauf auferbaut werden. Es ist ja an sich kein seelenvergiftender Irrwahn, wenn jemand nach dem Maße des ihm gegebenen Schriftverständnisses sich ein Bild von der zeitlichen Verwirklichung der göttlichen Reichsgedanken in Vergangenheit und Zukunft zu entwerfen sucht, das sich dann doch als Fehlrech-

nung herausstellt; das haben viele fromme Leute gethan, Paulus selbst hat sich geirrt, wenn er geglaubt hat, daß die zweite Zukunft Christi ihn noch unter den Lebenden antreffen würde. Aber er hat die Zeitberechnung nicht zur Grundlage seiner Verkündigung gemacht, hat es vielmehr als seine Lebensaufgabe erachtet, Christum den Gekreuzigten und Auferstandenen zu verkündigen. Säen und Begießen ist nach ihm die Aufgabe der Mitarbeiter Gottes und noch nicht, die Erntesichel zu schwingen, was den Engeln vorbehalten ist. Die eherne Mauer, an welcher alle Zeitberechnungen scheitern müssen, ist das Wort des Herrn, Mark. 13, 32: „Von dem Tage aber und von der Stunde weiß niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater.“

Zum andern: die Kehrseite der Buchstäbelei ist das gesetzliche Wesen. Das zeigt sich charakteristisch daran, wie sie sich die dritte Engelsbotschaft zum Motto gemacht haben, Offenb. 14, 12: „Hier sind, die da halten die Gebote Gottes und den Glauben Jesu.“ Nach ihrer Auffassung sind das zwei nebeneinander selbständig stehende Dinge. Gleichwie bei den Kindern Israel zweierlei dazu gehörte, ein guter Israelit zu sein, das Halten der sittlichen Gebote daheim im täglichen Leben und die Teilnahme an den Kultushandlungen des Tempels, so gehört bei ihnen zum guten Christen, daß er für wahr halte, was die Bibel, namentlich von Jesu, lehrt, daß er sich die Segnungen des hohenpriesterlichen Wirkens Jesu aneigne, aber dann auch mit ebenso selbständiger Bedeutung, daß er die Gebote halte. Dieses Nebeneinanderstellen von Glauben und Werken ist ja dem natürlichen Denken so einleuchtend, daß es immer wieder in der Christenheit zu Tage getreten ist. Bei allem Ingrimme gegen das Papsttum, das Tier mit dem kleinen Horne, das greuliche Worte redete, ist doch der Adventismus ein Rückschlag in den Katholizismus, indem er Glauben und Werke auseinanderreißt und das Bestehen im göttlichen Gerichte abhängig macht von des Menschen Verhalten zum Gesetze. „Alle, welche am Tage des Gerichts als durch das Evangelium, den Glauben Jesu, gerechtfertigt erfunden werden, deren Gerechtmachung wird bezeugt werden durchs Gesetz, und alle, welche an jenem Tage nicht gerechtfertigt durch das Evangelium erfunden werden, werden verdammt durch das Gesetz.“ Die Frucht der Gesetzespredigt wird sein, was sie immer gewesen ist, entweder Selbstgerechtigkeit oder Furcht. Wenn aber ein Gesetz gegeben wäre, das da könnte lebendig machen, so käme die Gerechtigkeit wahrhaftig aus dem Gesetze. Zunächst allerdings vermag die gesetzliche Richtung eine größere Rührigkeit und Straffheit hervorzubringen; wir wissen, daß sich bei uns oft genug eine gewisse Sehnsucht nach diesem Fleischtopfe Ägyptens geltend macht: wir sollten etwas strengeres Gesetz und vor allem ein Mittel haben, die Leute zum Gehorsam gegen dies Gesetz zu zwingen. Die lautere Vernunft ist, wie Jean Paul sagt, wie das reine Gold; dasselbe ist zu weich, um sich ordentlich verarbeiten zu lassen, es muß eine tüchtige Portion Kupfer hinzugethan

werden; so muß auch ein Mensch oder eine Körperschaft einen Sparren zuviel haben, wenn etwas Kräftiges geleistet werden soll. Weil wir nun keinen solchen Sparren haben wollen, so bringen's andere weiter als wir.

Die Adventisten machen ihre Leute zu Anhängern der Temperenzsache. Nun, das ist ja schön. „Einer glaubt, er möge allerlei essen, ein anderer isset nur Kraut; wer da isset, verachte den nicht, der da nicht isset." Wir möchten aber doch wissen, durch welches Mittel sie das eigentlich fertig bringen; fünfzigtausend Menschen so ausnahmslos zur Annahme dieser „feinen äußerlichen Zucht" zu bringen, ist keine Kleinigkeit. Es ist doch zu vermuten, daß dabei der Geschmack der Frau White mehr Ausschlag gebend gewesen ist, als die Bibel, und es ist zu befürchten, daß viele von den fünfzigtausend diese Zucht nicht halten, weil sie „ihrer Meinung gewiß" sind, sondern weil sie mit der Beobachtung einer Menschensatzung sich ihrer künftigen Seligkeit gewiß machen wollen.

Die Adventisten bringen es fertig, von ihren Anhängern den Zehnten einzuziehen; das ist ja herrlich, und sie sind dadurch instand gesetzt, Großartiges zu leisten; es ist um so schöner, da sie den Grundsatz aussprechen, daß die Gaben für das Reich Gottes nicht durch weltliche Mittel aufgebracht, sondern aus Liebe zu Gott und dem Nächsten beigesteuert werden sollen. Wenn und so lange nun jeder von ihnen aus Liebe zu Gott und dem Nächsten den Zehnten giebt, so ist das nur rühmens- und nachahmenswert; aber es ist zu befürchten, daß auch hierbei die Gesetzesfurcht oder die Gesetzesgerechtigkeit bei vielen das treibende Motiv sein wird. Und darum erscheint die Forderung einer bestimmten Abgabe, obwohl sie zunächst für praktische Zwecke recht erfreuliche Folgen haben mag, doch bedenklich, weil sie den viel schlimmeren Schaden nach sich ziehen kann, daß neben der Predigt vom Glauben die vom Gesetze aufgerichtet wird. Paulus war der Bereitwilligkeit seiner Gemeindeglieder im ausgedehntesten Maße gewiß, den Galatern bezeugt er, daß sie sich womöglich die Augen ausgerissen haben würden, um sie ihm zu geben; wenn er's nun für eine Pflicht gehalten hätte, „nicht nur zu glauben, sondern auch die Gebote Gottes zu halten," so würde er gewiß das Gebot der Zehntenabgabe hinterlassen haben; er sagt aber den Korinthern, daß ein jeder geben soll freiwillig, nach dem er hat, nicht nach dem er nicht hat.

Der Zug aber, durch den am meisten das gesetzliche Wesen der Adventisten an den Tag tritt, ist eben der, von dem sie den Namen haben, daß sie zum Schiboleth des Glaubens und der Gesetzestreue die Feier des siebenten Wochentags statt des ersten machen. Hierdurch geben sie sich am meisten aller Welt als ein peculiar people, wie sie es ja sein wollen, kund, dies verleiht ihnen am meisten Fanatismus und zieht am meisten die Aufmerksamkeit der Leute auf sich. Wenn die Leute sonstige Lehren der Adventisten hören, so denken sie: ähnliches dergleichen haben wir auch sonstwo schon gehört, oder: das verstehen wir nicht, das geht

über unsern Kopf hinaus; wenn sie aber hören: es ist Sünde, den Sonntag zu feiern, sondern der Samstag ist der rechte Tag, dann fesselt das die Aufmerksamkeit. Und wenn ihnen dann gesagt wird: seht einmal, da ist die Bibel, die sagt: Gott segnete den siebenten Tag, und da ist die Kirche, an der doch offenbar so vieles auszusetzen ist, dies verderbte Institut, von dessen Verderbnis die Bibel selbst weissagt, hat sich herausgenommen, Gottes Wort zu verändern, so macht das Eindruck. Canwright sagt: „Meine Erfahrung ist, daß der Glaube an dies mehr Leute beeinflußt, den Sonntag für den Samstag aufzugeben, als alle andern Argumente der Sabbatarianer. Überzeuge einen Menschen, daß die Sonntagsfeier nur eine katholische Einrichtung sei, ein Rivale für des Herrn Sabbat und darum in den Augen Gottes verhaßt, so wird er ihn, wenn er ein Gewissen hat, gewiß nicht länger halten."

Es ist auch unleugbar, daß der Argumentation der Adventisten Vorschub geleistet worden ist und wird, zum ersten von den Ansprüchen der katholischen Kirche, welche trotz vielfach geübter Laxheit in der Ausführung des Sonntagsgebotes doch an dem Prinzip festhält, daß sie kraft gottgegebener Autorität das Sabbatgebot in das Sonntaggebot abgeändert habe. Cf. Aug. II, 7. Nun ist zwar die Behauptung der Adventisten unhistorisch, daß „in spätern Jahrhunderten" ein Papst oder das Papsttum die Veränderung vorgenommen habe, sondern die Veränderung ist schon in den frühesten Zeiten geschehen, aber das ist richtig, die katholische Kirche beansprucht, die Würde des Sabbats auf den Sonntag übertragen zu haben. Röm. Kat. Frage: Welches sind die Tage, welche die Kirche befiehlt heilig zu halten? Antwort: 1. der Sonntag, oder des Herrn Tag, welchen wir beobachten gemäß der apostolischen Tradition an Stelle des Sabbats. Sodann erhält die adventistische Behauptung Vorschub durch den Puritanismus, der die Verpflichtung zur Sonntagsfeier auf keine andere Weise zu begründen weiß und sucht, als darauf, daß auf den Sonntag in höherem Maße das zu übertragen sei, was das Gesetz in Bezug auf den Sabbat fordert, und der charakteristisch den Sonntag mit dem Namen des christlichen Sabbats bezeichnet.

„Ich bin nicht gekommen, das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen," hat Christus gesagt, und: „wer nun eines dieser kleinsten Gebote auflöset und lehret die Leute also, der wird der kleinste heißen im Himmelreich." (Er sagt nicht: der wird verdammt werden, denn den Maßstab, der im Gerichte angewendet wird, bilden, obwohl die Werke gemessen werden, doch nicht diese Gebote, wohl aber bietet das Verhalten zu diesen Geboten die Norm für die größere oder geringere Vorbildlichkeit, Lobens- oder Tadelnswürdigkeit des Handelns.) Wer giebt uns denn nun ein Recht, diese Worte des Herrn bloß auf die Gebote der zwei Tafeln zu beziehen und einen prinzipiellen Unterschied zu machen zwischen Geboten, die dadurch erfüllt werden, daß sie beibehalten werden, und solchen, die erfüllt werden dadurch, daß an Stelle des Schattens das Wesen gesetzt wird? „Das Gesetz hat den

Schatten der zukünftigen Güter, der Körper aber ist Christus." Wer giebt uns das Recht, von dem Gesetz, welches nur den Schatten hat, die Gebote des Dekalogs auszunehmen? Christus ist des Gesetzes Ende; wer an den glaubt, der ist gerecht. Wohl hat ja das Gesetz herrliche Vorschriften enthalten, und wir Christen geben dem Psalmisten völlig Recht, wenn er rühmt: „So thut er keinen Heiden, noch läßt er sie wissen seine Sitten und Rechte"; wie hätte denn sonst das Gesetz unser Zuchtmeister werden können auf Christum. Folgt aber daraus, daß das Zuchtmeisteramt permanent sein soll, auch „nachdem der Glaube gekommen ist"? Wenn die Adventisten sich für die Permanenz des Dekalogs seiner Form nach darauf berufen, daß er eine Abschrift der Gesetztafeln sei in der Bundeslade im himmlischen Heiligtume, wie solche der Seher Offb. 11, 19 geschaut hat, so muß es auch einen permanenten Rauchopferaltar geben, da auch einen solchen der Seher Jes. 6 geschaut hat, da er seine (Christi) Herrlichkeit sahe und redete von ihm, Joh. 12, 41, und konsequenterweise dann auch den Brandopferaltar und die Beschneidung und das Schweinefleischverbot, wie Luther sagt: „Sicherlich, wenn Dr. Karlstadt noch mehr über den Sabbat schreibt, so muß der Sonntag aufgegeben und der Samstag heilig gehalten werden; er würde uns wirklich in allen Dingen zu Juden machen, und wir müßten uns beschneiden lassen; denn es ist wahr und kann nicht geleugnet werden, daß der, welcher meint, es sei notwendig, ein Gesetz Mosis zu halten und hält es als das Gesetz Mosis, der muß alle als notwendig ansehen und alle halten."

Was geworden sein würde, wenn Israel seinen Erlöser nicht gekreuzigt hätte, wenn es sich hätte sammeln lassen wie die Küchlein unter der Henne Flügel, in welchem Maße dann die Stiftung des neuen Bundes in ihrer geschichtlichen Entfaltung die Formen der alttestamentlichen Stiftung verklärend beibehalten haben würde, das kann man der gläubigen Vermutung überlassen; es ist aber nun einmal nicht so geschehen, und durch die Kreuzigung Christi ist der Anspruch des mosaischen Gesetzes als solches, die Norm und Form für die Gestaltung des christlichen Lebens zu werden, verfallen, „ihr seid getötet dem Gesetze durch den Leib Christi", Röm. 7, 4, „ja die in Satzungen geschriebene Handschrift selbst ist aus dem Mittel gethan und ans Kreuz geheftet." Was am mosaischen Gesetze ewigen Gehaltes ist, das wird auch in dem „neuen Gebote", das Christus den Seinen in Wort und That gegeben, aufgenommen sich erweisen. Das neue Gebot ist die Liebe, des Gesetzes Erfüllung. Keine sittliche oder kultische Vorschrift läßt sich auf christlichem Gebiete als begründet nachweisen, die nicht ihre Herleitung aus dem Gebote der Liebe nachzuweisen vermag. Aus dem Gebote der Liebe folgt nun auch, wie jede andere Forderung des Dekalogs, die Forderung der Pflege kultischer Gemeinschaft. „Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlung, wie etliche pflegen." An sich ist durch die Pflanzung des neuen Lebens im einzelnen und in der Gemeinschaft das

ganze Christenleben über den Wechsel von gemeinen und heiligen Tagen hinausgehoben; das ganze Christenleben ist zum sabbatlichen Leben verklärt, wie es auch ein beständiges ἑορτάζειν, Ostern halten, sein soll, 1 Kor. 5. Die Priester brechen im Tempel das Sabbatgebot ohne Sünde, und „hier ist mehr denn der Tempel"; wo Christus ist, da ist alles Thun gottesdienstlich. Darum gilt an sich für den einzelnen Christen das Prinzip der Freiheit den Unterschieden der Zeiten gegenüber. Niemand wird uns überzeugen, daß das Wort des Apostels in einem Briefe an eine wohl vorwiegend aus Juden bestehende Gemeinde geschrieben, Röm. 14, 5 u. 6: „Einer hält einen Tag vor dem andern, der andere aber hält alle Tage gleich, ein jeglicher sei in seiner Meinung gewiß," sich auf alle möglichen andern Tage bezogen haben soll, aber nicht auf den Sabbat; ebensowenig kann Kol. 2, 16 hinwegexegesiert werden: so lasset euch niemanden Gewissen machen über Speise oder über Trank oder in betreff von Fest oder Neumond oder Sabbat." Was aber an sich für den einzelnen, der keine Rücksicht auf eine schon bestehende Sitte und Gesellschaftsordnung zu nehmen hätte, ganz dem eigenen Ermessen, dem ebensowohl freien wie gebundenen Gewissen, überlassen sein würde, das empfängt seine Begrenzung durch die nun einmal vorgefundene Sitte der Gemeinschaft. Zur Zeit der Gründung der christlichen Gemeinden konnte eine solche allgemeine Sitte noch nicht bestehen. Unsere Nachrichten über die Bildung der Sitte sind ja spärlich. Wie lange die jüdisch gebornen Christen sich noch an der Sabbatfeier ihres Volkes beteiligt haben, wissen wir nicht, und es ist wohl möglich, daß der Verfasser des Ebräerbriefes bei seiner Mahnung, „lasset uns nicht verlassen unsre Versammlung," noch an eine sabbatliche Versammlung gedacht hat. Sicherlich aber hat man, d. h. die apostolische Gemeinde als Ganzes, abgesehen von solchen unberechtigten Versuchen einzelner, die Kol. 2, 16 zurückgewiesen werden, den Heidenchristen gegenüber auch nicht einmal daran gedacht, ihnen die Sabbatfeier als Gebot aufzulegen; unverantwortlich müssen eigentlich nach dem Urteil der Adventisten die Apostel gehandelt haben, als sie es unterließen, den vier noachischen Geboten Apg. 15, 20, deren Beobachtung von den Heiden gefordert wird, auch das Sabbatgebot hinzuzufügen. Wenn daher die Kirche bis 1845 geirrt hat, so ist nicht erst das Papsttum, sondern es sind die Apostel selbst daran schuld, und eine Konsequenz des Adventismus ist es dann allerdings, daß sie der fortgehenden Weissagung in der Kirche, d. h. den Eingebungen einer Frau White, eine der apostolischen Autorität gleichkommende, dieselbe ergänzende und korrigierende Bedeutung zuschreiben.

Zu des Apostels Zeiten gab es demnach keine in der christlichen Kirche durch den Gebrauch geheiligte Sitte in Bezug auf die Auszeichnung eines Tages vor dem andern, und er konnte deswegen es dem Gewissen jedes einzelnen überlassen, wie er sich dazu stellen wolle: „Welcher auf die Tage hält, der thut es dem Herrn; und welcher nicht darauf hält, der thut es auch dem Herrn." Wenn er aber sagt: „Ein jeglicher sei

in seiner Meinung voll überzeugt," so hat er nicht damit gemeint, daß sich jeder bei seiner Meinung versteifen, sie für die allein berechtigte ansehen solle, daß sich nicht durch freies Aufeinanderwirken gemeinsame Grundsätze und eine feste, allen geheiligte Sitte bilden dürfe. Und so hat sich denn diese Sitte ohne Gesetz aus dem Triebe des christlichen Gemeingeistes herausgebildet. Sie wird in den Andeutungen des Neuen Testaments vorausgesetzt. Apg. 20, 7; 1 Kor. 16, 2; Offb. 1, 10.

Am „Tage des Herrn" kam man zur gottesdienstlichen Gemeinschaft zusammen. Der Barnabasbrief aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ist zwar eine antijüdische Tendenzschrift, aber Thatsachen kann er doch nicht erdichten und leugnen, und glaubwürdig ist daher, daß man zu seiner Zeit die jüdische Sabbatfeier als ganz abgethan betrachtete, und daß dafür bei den Christen der achte Tag trete, an welchem Gott durch die Auferstehung den Anfang einer neuen Welt machte; „darum bringen wir den achten Tag in Freude zu, an welchem Christus von den Toten auferstand." Als den Tag dankbarer Freude, des Sieges, der Freiheit hat man von Anfang an den Tag des Herrn betrachtet, und die früh empfohlene Unterlassung der Arbeit an diesem Tage steht auf gleicher Linie mit der Unterlassung der Kniebeugung beim Gebet; aller anxietatis habitus, alles was an Knechtschaft und ängstliche Furcht vor Gott erinnert, soll abgethan sein. Erst als der Freudengeist aus der Kirche gewichen war, als Überlieferung und Satzung an Stelle der freien Bildung trat, und die vom freien Triebe geschaffene Form durch Gesetz aufrecht erhalten werden sollte, da hat die Kirche den umgekehrten Fehler begangen, den ihr die Adventisten vorwerfen, nicht den Sabbat hat sie in den Sonntag verwandelt, sondern den Sonntag hat sie zum Sabbat gemacht und sich gerühmt, daß sie kraft göttlicher Machtvollkommenheit das Gesetz umwandeln dürfe. In diesen Fehler verfallen alle, die die Forderung der Sonntagsfeier unmittelbar auf das „göttliche Gebot" gründen wollen, und geben damit dem Adventismus Vorschub, der mit Recht behauptet, daß ein göttliches Gebot von keiner menschlichen Autorität verändert werden darf, so wenig wie ein Naturgesetz verändert werden kann; am zugänglichsten für adventistische Verführung werden diejenigen sein, die nicht anders gelernt haben, als daß man dies und jenes am Sonntage nicht thun dürfe, weil es Gott verboten habe.

Freilich hat die Kirche ein hohes Interesse an der Heilighaltung des Sonntags; sie kann es nur mit Schmerz sehen, wenn viele ihrer Glieder in rücksichtslosem Individualismus, als hätten sie keine Gemeinschaftsverpflichtungen, sich der Sonntagsfeier entziehen, ja sie wird die Mißachtung des Sonntags als Sünde und Ärgernis beurteilen müssen; aber es ist nicht zu billigen, wenn auf einer christlichen Kanzel wider „Sabbatschändung„ geeifert wird. Es ist ja ganz richtig, wenn in unsrem Katechismusunterrichte die Verpflichtungen, die wir als Christen der Sonntagsfeier gegenüber haben, durch die Gegenüberstellung des alttestamentlichen Sabbatsgebots veranschaulicht werden: so hat's

Gott mit seinem alten Bundesvolke gemeint, und so meint er es nun mit uns; aber der Begriff der Sabbatschändung ist auf christlichem Gebiete inkorrekt. Was will der eifernde Pastor machen, wenn ihm der gebildete Ungläubige sagt: Herr Pastor, ich halte es mit Paulus: „einer hält die Tage, der andere nicht", ich bin in meiner Meinung gewiß! Er kann ihm antworten: „Zum Gottlosen spricht Gott: warum nimmst du meine Worte in deinen Mund"; aber eine Pflicht zur Sonntagfeier, die irgendwo direkt in der Schrift gefordert werde, kann er ihm nicht nachweisen; im Alten Testament ist von Sabbaten die Rede und im Neuen heißt's: Lasset euch kein Gewissen machen über Sabbate. Freilich ist auf der andern Seite zu gestehen, daß man dem Einfältigen, dem sogenannten gemeinen Manne gegenüber am leichtesten zum Ziele kommt, wenn man eine Forderung, die man an ihn stellt, nicht erst lange mit Gründen zu stützen sucht, sondern einfach als Gebot vorlegt, wie denn auch die Kirche den neubekehrten abendländischen Völkern gegenüber, wenn ihr an der Einführung der Sonntagsfeier gelegen war, am leichtesten zum Ziele kam, wenn sie sagte: So steht's geschrieben: Gedenke des Sabbattages 2c. und der Sabbat heißt jetzt Sonntag. Soll die Pflicht der Sonntagsfeier aber dem gläubigen Verständnis nahegelegt auf eine Forderung des Gewissens gegründet werden, so ist sie aus dem Gebote der Liebe herzuleiten. Freilich, wo es recht steht, wird es gar nicht notwendig sein, von der Pflicht zur Sonntagsfeier viel zu reden, die Erfüllung wird von selbst kommen, die Notwendigkeit der Mahnung: „Lasset uns nicht verlassen unsre Versammlung" ist immer schon ein Zeichen der Ermattung des christlichen Lebens; aber was aus freiem Triebe sich gestaltet hat, das wird sich doch zugleich als in heiliger Pflicht begründet erweisen. Liebe zum eignen wahren Selbst fordert die Sorge für Nahrung und Pflege der Seele durch die Schätze des göttlichen Wortes; Pflichtversäumnis und Sünde ist's, sich selbst satt dünken und die Bereicherung der Seele an Erkenntnis vernachlässigen. Liebe zu Gott und zum Erlöser fordert, die Zugehörigkeit zu ihm im Glauben im besondern Bekenntnisakte zum erkennbaren Ausdrucke zu bringen, Pflichtversäumnis und Sünde ist's, die göttlichen Wohlthaten dahinnehmen und nicht dafür danken. Liebe zum Nächsten fordert, nicht sich selber zu Gefallen zu leben, sondern dem Nächsten zu Gefallen, zum Guten und zur Erbauung. So hat die Kirche in der Geltendmachung des Gebotes der Liebe vollauf Mittel, um von ihren Gliedern alles das zu fordern, was zu einer würdigen Sonntagsfeier gehört, ohne daß sie nötig hat, um ihre Forderung eindringlich zu machen, auf das mosaische Gesetz zurückzugreifen.

Der Adventismus ist in gewissem Grade einem gesetzlichen Puritanismus gegenüber, wie er sich zum Teil auch in der evangelischen Kirche findet, im Rechte, indem er von der Voraussetzung ausgeht, daß ein Gesetz seinen Grund haben muß, daß es, wenn auch im letzten Grunde auf Gottes unerforschlichem Willen beruhend, doch vor Vernunft und Gewissen des Menschen sich als Forderung ausweisen wird. Nach

der Praxis der Apostel war solche Übereinstimmung zwischen göttlichem Gebot und Gewissensforderung nötig; dem Heidenchristen gegenüber war es nicht möglich, das Sabbatgebot als eine Forderung seines eigenen Gewissens nachzuweisen; nicht anders als mit Berufung auf das: „Es steht geschrieben" hätte die Sabbatfeier dem Heidenchristen abverlangt werden können; darum hat die apostolische Kirche dies Gebot auch gar nicht aufgelegt. Die gesetzliche Richtung in der Kirche geht von der Anschauung aus, daß solche Übereinstimmung zwischen geschriebenem Gebot und Gewissensforderung nicht nötig sei, und daß ein Gebot gegeben werden kann, das nicht ursprünglich im Gewissen bezeugt wird, und darum stellt sie das Sonntagsgebot als ein modifiziertes Sabbatgebot auf. Die Adventisten wiederum behaupten, das Sabbatgebot müsse seinen Grund in Gottes Wesen haben, und vermittelst theosophischer Spekulationen und buchstäbischer Schriftauslegung behaupten sie, was sie nicht wissen, daß der liebe Gott im Himmel selber Sabbat feiere und zwar seit der Schöpfung regelmäßig jeden siebenten Tag, so daß derjenige, welcher zu andrer Zeit feiert, sich in Differenz mit Gott setzt und die Erde mit dem Himmel in Zwiespalt bringt. Auf diese dunkeln Pfade mysteriöser Theosophie mögen wir den Adventisten nicht folgen. Wie schade, daß so viel edle Kraft und ernste Energie an eine — Schrulle vergeudet wird. Wenn irgenwo auf einer Insel ein christliches Völkchen entdeckt würde, das im übrigen im Glauben und in der Zucht mit uns eins wäre, feierte aber nach seiner Sitte nicht den Sonntag, sondern etwa den Donnerstag, oder etwa nicht den je siebenten, sondern den je neunten Tag, so wollten wir uns wahrlich mit solchem wohl vertragen und ihrer Sitte das gleiche Recht wie der unsern zuerkennen. Wenn aber in unsrer Mitte eine Gemeinschaft auftritt und wirft uns um ihrer Fündlein willen Abfall von Gottes Wort vor, hält alle andern christlichen Kirchen für ein Missionsgebiet, auf dem sie Seelen für sich zu gewinnen sucht, da ist es schwer, die ausgesprochenen Grundsätze mit der geübten Praxis in Einklang zu bringen. Was soll das heißen: „Wir sind nicht exklusiv," wenn doch jeder andern Gemeinschaft vorgeworfen wird, sie trage das „Malzeichen des Tieres" an sich? Ist etwa nur der exklusiv, der es nicht gestatten will, daß sich andere zu seiner Meinung bekehren? Besteht die Nichtexklusivität darin, daß man Proselyten von überall hernimmt? Wenn eine durch ihre wohlthätige Tendenz gerechtfertigte und durch die Jahrhunderte geweihte Sitte um einer neuauftretenden Schriftauslegung willen angegriffen wird, da entsteht ein Fanatismus, der Mücken seihet und Kamele verschluckt, da wird gegen die Ordnung und gegen die Liebe verstoßen.

Wenn es in staatlicher Gesetzgebung nicht unvermeidlich wäre, daß die Minorität sich der Majorität fügen muß, so wäre den Adventisten gerne zu gönnen, daß sie ihren siebenten Tag ebenso ohne Beeinträchtigung ihrer weltlichen Geschäfte treiben könnten, wie die übrige Christenheit ihren Sonntag feiert. So mag's wohl kommen, daß ein adven-

tistischer Arbeitgeber zwei Feiertage halten muß, weil er am Samstage aus eigenem Antriebe nicht arbeiten mag und am Sonntage keine Arbeiter bekommt. Das ist unvermeidlich; der Staat kann nichts andres thun, als dafür sorgen, daß jedem Bürger sein Anteil an dem regelmäßigen Ruhetage zu teil werde; was nun da für ein Ruhetag gewünscht wird, darüber muß die Majorität entscheiden, und das ist bei uns die christliche Bevölkerung. Von einem Druck und Märtyrertum, dem dabei die Adventisten unterworfen wären, ist da nicht die Rede. Daß wir als Staatsbürger von unserem Rechte Gebrauch machen und uns nicht der adventistischen Minorität unterwerfen, vielmehr beanspruchen, daß sie sich den staatlichen Forderungen und Einschränkungen betreffs des Sonntags unterwerfen, das ist so wenig gegen die Liebe, als die geschlagene politische Partei beanspruchen kann, ihrem Kandidaten müsse das Amt gegeben werden. Als Kirche würden wir ihnen sagen: Feiert, wenn ihr's nicht besser wißt, getrost euren Sabbat; wer den Sonntag feiert, der thut's dem Herrn, und wer den Sabbat feiert, thut's auch dem Herrn. Freilich, die Feier des Sonntags hat einen schöneren Sinn als die des Sabbats; ihr feiert Sabbat um eines mysteriösen Vorgangs im Himmel willen, um mit Gott und den Engeln zugleich zu feiern; wir feiern um des offenbaren Gotteswunders willen, weil Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht ist durch die Auferstehung; aber der Unterschied der Zeit soll uns nicht entzweien; lasset nur ab, anzufeinden und zu richten, vornehmlich die Gewissen der Unbefestigten zu verwirren. Wir wissen auch, daß christliche Entschiedenheit not ist, und bekennen, daß es uns leider noch oft am rechten Maße derselben fehlen mag; aber wir wollen es bei dem lassen: „So jemand den Herrn Jesum Christum nicht lieb hat, der sei Anathema, Maran Atha." Und nicht: So jemand nicht Temperenzler ist und nicht den Sabbat feiert, der trägt das Mal des Tieres an sich.

Die andern hervortretenden Lehreigentümlichkeiten vom Seelenschlaf und von der endlichen Vernichtung der Gottlosen sind mehr Sache der Spekulation, der gläubigen Vermutung und Schlußfolgerung, als des zur Seligkeit nötigen Glaubens. Wir stimmen natürlich nicht bei, würden aber auch niemand deswegen verbrennen. E. O.

* * *

Nachschrift zum Adventismus.

Unser geschätzter Mitarbeiter hat vorstehend eine sehr objektive, sachlich gehaltene Beleuchtung des Adventismus gegeben auf Grund ihrer eigenen Schriften und es ist gewiß unsern echt evangelischen Grundsätzen entsprechend, wenn wir andere Denominationen so mild und schonend als möglich beurteilen. Wir haben selbst in No. 1 zu diesen Grundsätzen uns ausdrücklich bekannt und sind weit davon entfernt, sie jetzt schon vergessen oder beiseite setzen zu wollen. Wir halten auch diese Arbeit unseres Herrn Mitarbeiters in allen Ehren. Allein, wir glauben, daß die Praxis der Adventisten uns denn doch

nötigt, anders mit dem Schwert des Geistes dareinzufahren und diesen heuchlerischen Schwarmgeistern zu zeigen, wer und was sie sind.

Die Adventisten sind meist ungebildete, unwissende, dafür aber um so mehr eingebildete, aufgeblasene Sektierer, Leute, die für einen wirklich objektiven, wissenschaftlichen Beweis noch nicht einmal das Zeug haben, ihn zu verstehen. Sie sind einseitig verrannt in ihre falschen, verschrobenen Grundsätze, sie halten alle anderen für verloren, die sich von ihnen nicht bekehren lassen; geben vor, sie seien die 144,000, welche dem Lamm nachfolgen und das Siegel Gottes an ihrer Stirn tragen (Offb. 7 und 14). Sagt man ihnen, jene 144,000 seien nach Offbr. 7, 4 ff. ja lauter Juden, dann sagen sie ganz naiv: „Wir sind Juden!“ Und wenn man an diesem Zugeständnis sie fassen will und ihnen das Christentum abspricht, wie sie denn in der That kaum eine Idee von Christentum haben, dann springen sie schnell zu Röm 2, 28 f. über, wo vom verborgenen Juden die Rede ist. Natürlich nützt auch diese Ausflucht sie nichts, denn mit Recht kann man ihnen — natürlich mit anderer Deutung jener Stelle — sagen: Ja, ihr seid die verborgenen, die verkappten Juden, ihr sagt oder gebt vor, Christen zu sein, aber ihr versteht noch nicht den ersten Buchstaben des Christentums, sondern ihr verwirrt die Gewissen und richtet Unheil und Unfrieden an mit euren heillosen, falschen Lehren. Sie sind die, welche hin und her in die Häuser schleichen, wie Hausierer sich Eingang verschaffen zu den Frauen, und führen die Weiblein gefangen, denen sie die Köpfe verdrehen, die Gewissen verwirren, ihnen sogar raten, Mann und Kinder zu verlassen, wenn ihnen der Mann nicht erlauben will, Adventisten zu werden. Und wenn sie erst einen Menschen dahin gebracht haben, daß er glaubt, sie allein haben die Wahrheit und den Weg zur Seligkeit, alle anderen sind verloren, dann können sie ja sich erfolgreich auf Matth. 10, 34—38 berufen und fordern, daß ihre Konvertiten im Notfall sich losreißen von der ganzen Familie, um ihre eigene Seele zu erretten. Sie geben vor, sie haben das ewige Evangelium zu verkündigen, Offbr. 14, 6—13. Der Papst habe den Sabbat verändert, der Sonntag sei das Malzeichen des Tiers; alle, die den Sonntag feiern, sind Anhänger des Tiers und gehen verloren!

Mit solchen heillosen Lehren machen sie auf unwissende, urteilslose Menschen, die für eine wissenschaftliche Widerlegung gar kein Verständnis haben, einen ganz gewaltigen Eindruck, können ihnen Angst einjagen um ihrer Seelen Seligkeit, und solche geängstigte Herzen sind es schließlich, die ihnen zur Beute fallen. Wahrlich, da thut es not, daß man nicht mehr bloß mit dem Stabe Sanft kommt, um die bethörten Seelen zurechtzubringen, sondern man muß „mit dem Schwert dreinschlagen“ (Ebr. 4, 12) und diesen Zerstörern des Werkes Gottes die heuchlerische Maske vom Gesicht abreißen.

Die Adventisten sind Buchstabenmenschen und verstehen vom Geist des Christentums auch nicht das geringste. Könnten sie fassen,

was der Herr zu dem samaritischen Weibe sagt: „Gott ist Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten," oder was Joh. 1, 17 sagt: „Das Gesetz ist durch Mosen gegeben, die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden" — so könnten diese zwei Sprüchlein allein schon genügen, den ganzen Adventistenkram über den Haufen zu werfen. Für jeden Verständigen ist es klar, daß der Geist des göttlichen Gebots erfüllt ist, wenn wir irgend einen Tag der Woche feiern: sie aber hängen am Buchstaben des siebenten Tages. Dabei machen sie sich nicht klar, daß es uns nicht einmal möglich ist, auch nur für unsrre Erdkugel genau festzustellen, mit welcher astronomischen Stunde der siebente Tag anfängt und schließt. Sie aber träumen davon, daß ihr siebenter Tag durch das ganze Universum, durch alle Himmelsräume und Weltkörper ganz exakt zur selben Zeit gefeiert werde! Und jeder müsse verloren gehen, der diese Zeit nicht feiert!

Kann man sich größeren Unverstand und Blindheit in religiösen Dingen vorstellen als diese Adventisten-Thorheit? — Für solche Amtsbrüder, welche mit diesem seelenverderblichen, grundstürzenden Irrtum sich in ihrer eigenen Gemeinde praktisch auseinandersetzen müssen, möchten wir einige Winke folgen lassen, wie man etwa gegebenen Falls mit diesen falschen Propheten und betrüglichen Arbeitern verfahren müßte. Vor allem müßte man auf ihre eigene Beweisführung achten, wenn sie ihren siebenten Tag begründen wollen aus der Schrift. Sie fangen an mit 1 Mos. 2, 1, springen dann gleich zu 2 Mose 20 über, um zu begründen, daß das Gebot des siebenten Tages so unwiderruflich sei, wie alle anderen Gebote des Dekalogs. Und weil im Englischen der Sonntag auch Sabbat genannt wird, nennen sie das mit einem Schein des Rechts eine Fälschung. Dann berufen sie sich auf Matth 5, 17—19, um zu beweisen, daß der Dekalog auch für die Heidenchristen volle Geltung habe. Verweist man sie auf Ap.-Gesch. 15, 19. 20. 28. 29., so suchen sie aus der Ap.-Gesch. zu beweisen, daß auch die Apostel stets den jüdischen Sabbat beobachtet haben. Ja aus Kap. 18, 4. 11. rechnen sie sogar die Zahl der Sabbate aus, die Paulus in Korinth gefeiert habe. Und auf des Urteils unfähige Menschen macht das alles Eindruck und erweckt den Schein der Wahrheit.

Dem gegenüber müßte der strikte Buchstabenbeweis geführt werden, daß der Dekalog mit zu dem alten Bund gehört, der durch Christum aufgehoben worden ist. Das ist auch gar nicht schwer. Wir wollen nur die betreffenden Bibelstellen kurz anführen und ihre Bedeutung für den Zweck hervorheben.

Unsere erste These lautet: Der Dekalog (2 Mose 20, 1—17) gehört zu dem Bund, welchen Gott mit Israel machte, und der durch das Neue Testament aufgehoben ist. — Das läßt der Adventist nicht gelten, sondern will nur das sogenannte Zeremonialgesetz als aufgehoben gelten lassen.

Wir fragen ihn nun, was in der Bundeslade im Allerheiligsten war. Will er behaupten, es sei nur das Buch des Bundes, 2 Mos. 24,

8, nicht aber die zwei steinerne Tafeln des Gesetzes darin gewesen, so ist er leicht zu widerlegen. 2 Mos. 25, 22 heißt die Bundeslade: Lade des Zeugnisses, weil in der Lade das Zeugnis war, V. 16. Kap. 31, 18 heißen die Gesetztafeln die zwei Tafeln des Zeugnisses; dieses Zeugnis, d. h. die zwei Tafeln, that Moses in die Lade Kap. 40, 20. Versucht er zu leugnen, daß die zehn Gebote auf den Tafeln des Zeugnisses standen, so fragt man: Was hat Gott nach 2 Mose 19 u. 20 zu dem Volk aus dem Feuer vom Berg geredet? Es ist klar, daß es die 10 Gebote waren. Nun führt man ihn über zu 5 Mose 9, 9 u. 10; 10, 4 u. 5. Damit ist der strikte Buchstabenbeweis geführt, daß die Tafeln des Gesetzes in der Bundeslade waren und daß die 10 Worte darauf standen. Nach 5 Mos. 9, 9 heißen sie „*Tafeln des Bundes*" und ist in der LXX dasselbe griechische Wort gebraucht, das auch Ebr. 9, 4 gebraucht ist: πλάκες διαθήκης. Der alte Bund ruhte eben auf diesen steinernen Tafeln, auf den Worten des Gesetzes, das Gott vom Sinai gegeben. Das ist die erste Hälfte unserer These.

Nach Jer. 31, 31—34 und Ebr. 8, 6—11 ist aber der Beweis für die zweite Hälfte der These nicht schwer. Wir erklären nun als *zweite These*: Das Neue Testament hat und braucht nicht mehr das Amt des *Buchstabens* und reitet nicht mehr auf dem Buchstaben vom siebenten Tag herum; das Neue Testament hat das *Amt des Geistes*, 2 Kor. 3, 6—18; vergl. Hes. 36, 25—27; Ebr. 10, 14—16, der zur inneren Erfüllung des Gesetzes im Geist und in der Wahrheit treibt. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein. Röm 8, 9. Daß aber die Adventisten *den Geist Christi nicht* haben, ist für jeden, der ihre Lehren und Argumente hört und prüft im Lichte des Neuen Testaments, sonnenklar.

Damit ist aber nur erst die *defensive* Seite gegen ihre falschen Argumente dargelegt. Für die *offensive* Seite brauchen wir nicht viele Worte machen. Der ganze *Galaterbrief* gerade in seinen schärfsten Partien (Kap. 1, 6—10; Kap. 3, 1—5, 19. Kap. 4, 8—11. 19—21; Kap. 5, 1—13) darf getrost diesen Irrgeistern ins Gesicht geschleudert werden, denn sie richten heillose Zerstörung und Verwirrung an mit ihrem schändlichen Treiben. Auch Kol. 2, 16—23 gilt hier. Sie verbieten auch den Genuß des Schweinefleisches, halten es aber für keine Sünde, Schweine zu mästen und an „Heiden" zu verkaufen, das Schweinegeld "non olet"; auch Kaffee und Thee soll man nicht trinken nach ihrer Lehre und dergl.

Ferner ist ersichtlich aus Ap.-Gesch. 20, 7; 1 Kor. 16, 2 nach genauer Übersetzung, daß die apostolischen Gemeinden schon den *ersten Wochentag* als Tag heiliger Versammlung hatten, an welchem sie das hl. Abendmahl feierten; dieser Tag heißt Offb. 1, 10 der *Tag des Herrn*. — Und daß nicht erst aus den ersten Anfängen des römischen Papsttums die Verlegung der Feier vom siebenten auf den ersten Wochentag stammt, beweisen Briefe von dem Märtyrer Ignatius, deren Echtheit feststeht. Ignatius, der Bischof von Syrien, starb um das

Jahr 116 unter Kaiser Trojan den Märtyrertod. Er wurde von Kleinasien nach Rom transportiert, um dort zu sterben. Auf seiner Reise berührte er Orte, wo er von Abgeordneten christlicher Gemeinden, auch wenn sie weit von seiner Straße ablagen, doch begrüßt werden konnte. Für die Begrüßung schreibt er dankende Anerkennungsbriefe an die Gemeinden und fügt allerlei andere Ermahnungen bei. Besonders aber mahnt er zur Einigkeit und warnt vor den Judaisten, und zwar das ungefähr mit folgenden Worten:

„Etliche sind gewohnt, in Arglist den Namen umherzutragen. Leute mit schlechter Lehre gehen hin und her. Mit den alten Märchen wollen sie betrügen. Wenn wir jetzt noch nach dem Gesetz jüdisch leben, ist dies das Bekenntnis, Gnade nicht empfangen zu haben. Die Propheten haben in Christi Weise gelebt. Am Tage des Herrn ist unser Leben durch Christum und seinen Tod aufgesproßt, dem entspricht, daß wir nicht mehr den Sabbat feiern, sondern den Tag des Herrn. Aber jenes Aufgesproßtsein leugnen sie. Von Christus Jesus reden und judaisieren reimt sich nicht. Statt von Christo von jüdischen Sitten reden, heißt den Tod in sich tragen." *)

Ist es nun auch wohl nicht möglich, mit vorstehender Darlegung verbohrte Adventisten abzubringen von ihrer Thorheit, so mag sie doch sicher Eindruck machen auf Leute, die von ihnen im Glauben erschüttert und im Gewissen verwirrt sind, so daß sie nicht wissen, was sie thun sollen. Ihnen bieten wir eine feste untrügliche Handhabe, um aus dem Labyrinth von falschen Lehren herauszukommen auf den festen, klaren Grund des Neuen Testaments. Wird das erreicht auch nur bei einer Seele, so sind wir für unsere Arbeit reichlich belohnt. H.

(*Vorstehender Auszug aus den Ignatiusbriefen ist entnommen dem Buch von Dr. W. Fr. Geß: Die Inspiration der Helden der Bibel 2c. Seite 12.

Die Inspirationslehre.

Wir haben in No. 2 und 3 bereits Artikel gebracht, welche sich mit der Lehre der Inspiration der heiligen Schrift beschäftigten. Seite 89 ist auch schon angedeutet, was wir von der sogenannten Verbalinspiration halten, und jener ganze Artikel war darauf berechnet, die Aufmerksamkeit der Leser auf diese wichtige Frage hinzulenken. Im Maiheft wurde dann die Bitte ausgesprochen, vorläufig keine Einsendungen von gegnerischer Seite zu schicken über die Inspirationslehre, da es beabsichtigt sei, noch einen Aufsatz folgen zu lassen über dieses Thema, welcher den Standpunkt der Redaktion genauer darlegen solle. Um nun nicht den Anschein zu erwecken, als ob das bloß ein Kniff war, um den andersdenkenden Brüdern das Wort abzuschneiden und die Sache einschlafen zu lassen, wird es notwendig werden, das dort gegebene Versprechen einzulösen.

Zunächst wollen wir die Vorbemerkung machen, daß der Entschluß, noch einen Artikel folgen zu lassen, bei dem Lesen des geistreichen und

sehr interessanten Buches von F. Vettex entstanden ist, dessen wir schon an anderer Stelle Erwähnung thaten. In dem Buch: „Natur und Gesetz“ kommt der geehrte Autor im 5. Kapitel, das vom Geist handelt, auch auf die Inspiration zu sprechen. Und er spricht darin schöne und wahre Gedanken aus, denen gewiß jeder Denkende gerne zustimmen wird. Er kommt aber zuletzt zu Schlüssen in Bezug auf die sog. „Verbalinspiration“, die notwendig der Berichtigung oder auch vielleicht nur der näheren Erklärung bedürfen, wie der gelehrte Autor es verstanden haben will.

Ausgehend vom Begriff oder Wesen des Geistes sucht er zunächst zu erklären, was Inspiration überhaupt sei, und eben diese Darlegung ist sehr schön. Er sagt S. 405: „Geist ist Wehen, Wind, Sturm, Orkan. Du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er fährt. Frei schaltet und waltet er, säuselt bald leise wie ein Sommerhauch über das Veilchen im Grase, braust bald wie Orgelton und Meeresbrandung daher und entwurzelt die Eichen von Basan.— Wie den einzelnen, so inspiriert der Hauch Gottes auch die Völker. Aber ebenso der Geist des Abgrunds. Wie weht der Geist in der Weltgeschichte; wie stürmen da die Geister auf das Meer der Völker und erregen es, daß seine Wellen bis zum Himmel ihren Gischt spritzen. — Geister des Glaubens rufen: Gott will es! und Hunderttausende wogen von Westen nach Osten. Geister der Zucht und Ordnung bauen Staaten und Reiche auf; solche des Kampfes, des Krieges und der Zerstörung reißen sie ein. — Je und je fährt der Odem Gottes von den vier Winden her in die verdorrten Gebeine eines Volkes und sie werden lebendig und stehen auf ihre Füße, und der Zeugen der Wahrheit ist ein überaus großes Heer. — Und wieder ergreift ein Geist des Taumels ein anderes Volk, und es zerschlägt eilig seine Hausgötter und seinen tausendjährigen Hausrat, tanzt um schon welkende Freiheitsbäume und trinkt Blut dazu! Und legt sich auf Gottes Befehl der Sturm, so schauen sie einander erstaunt an, und wissen nicht, woher kam der Geist und wo fuhr er hin?!

Da zeigt sich, daß alles Thun des Menschen Inspiration ist, eine Einhauchung des Geistes oder der Geister. Geist ist Hauch: „Er hauchte sie an und sprach: „Empfahet den heiligen Geist.“ Inspiration im weiten Sinne ist Einhauchung des göttlichen und oft gleichzeitig des teuflischen Weltgeistes, eine Anregung und Belebung, eine Befruchtung und Besamen des individuellen Geistes, der in sich wohl schöpferische Kraft hat, aber weder Motiv noch Stoff dazu. Selbst Cicero erkennt: „Niemand war je ein großer Mann ohne einen göttlichen Anhauch.“ . . . . „Der Mensch kann nichts nehmen, es sei ihm denn von oben gegeben.“ Nicht nur durchweht stets, den Winden vergleichbar, der Hauch Gottes seine Schöpfung, und ebenso der Satans, des Fürsten dieser Welt, wie auch die Bibel Versuchungen als Inspirationen des Teufels auffaßt; sondern unzählige Engel des Lichts und des Abgrunds, ganze himmlische und höllische Vereine inspirieren täglich, nächtlich den Menschen,

treiben ihn zum Guten und zum Bösen und von beiden ab, und lassen ihm keine Ruhe. Und wo der Geist und die Geister eine offene Pforte finden, da strömen sie ein und beseelen und begeistern den Menschen und erregen den Geist in ihm und aus dem Wirken beider geht das hinreißende Wort und die gelungene That hervor, alles, was eine Bedeutung und einen Wert hat, was zum Herzen spricht, was andere wieder begeistert, was das wahre Thun, die wahre Geschichte der Menschheit ausmacht."

„Bei dem elementaren Menschen bleibt diese Inspiration eine elementare und nur allgemeine; bewirkt Gefühle, Eindrücke, Stimmungen; aber bringt es nicht zum klaren Ausdruck, zum entsprechenden Wort. — Bei intellektuellen Menschen wird die Inspiration eine intellektuelle, verständnisinnige Bewunderung, ein Sichhineinleben in das Begeisternde, ein begeistertes Wiederholen, Mitsingen, Nachbeten seines Wortes. Bei Geistesreichen endlich wird sie schöpferisch, erzeugt das Machtwort und die große That. Ohne Inspiration keine Kunst. Von solcher Wirkung des Geistes, die den Verstand, die Intelligenz, die Seele des Menschen erleuchtet, daß er heller sieht, schärfer faßt, richtiger urteilt, kurz begabter wird, zeugt 2 Mose 35, 31—34. Auch beim Mann der Wissenschaft ist Inspiration Wurzel und Kraft seines Thuns und Erfindens. Es packt ihn die von oben kommende, aber bei ihm vor andern Eingang findende fruchtbare Idee, der zündende Gedanke; da durchglüht ihn eine große Ahnung einer großen Wahrheit, eines ewigen Gesetzes; es geht in ihm eine Morgendämmerung auf. Da setzt er sich mit Begeisterung hin, kann nicht anders, muß forschen, vergleichen, absondern, ordnen, berechnen, bis die Ahnung zur Gewißheit wird und die Sonne ihm und andern aufgeht!. . . ."

„Und jeder Mensch inspiriert den andern! Tritt einer zur Thür herein, so erfüllt alsbald sein Ruach, sein Geist und Hauch und geistiger Geruch, das Zimmer und inspiriert uns auch gegen unseren Willen. Wir schweigen verlegen, werden höflich oder freudig, artig oder vertraut, oder geniert, oder steif und kalt, belebt oder gelähmt, an- oder abgestoßen. Einer bringt Heiterkeit mit, der andere Dummheit oder Langeweile, ein dritter Ernst und Gehalt, der vierte Wortschwall und Leere. Ein jeder Mensch ist eine Pflanze mit eigenem Geruch; sein Äußeres und seine Gebärden, seine Stimme und seine Worte duften Geist aus. — Auch jede Blume, bei der du: wie schön! jede ekelhafte Made, bei der du: pfui! ausrufst, inspiriert dich! — Alles strahlt nicht nur Licht, sondern auch Kraft von sich aus, so Anziehung (resp. Abstoßung!). Alles hat Geschmack und Geruch. Wie wunderbar, daß selbst Metalle einen eigenen Geschmack haben, also in wahrnehmbaren, individuellen Beziehungen zu meiner Seele stehen! Die Welt ist eine große Ex- und Inspiration, eine Aus- und Einhauchung des Geistes!"

„Gesetz der Inspiration ist, daß sie die Individualität erhöht und bereichert; denn sie nimmt ihr nichts, wohl aber giebt sie ihr viel; und zwar das, wonach diese Ichheit sich sehnt, wonach sie hungerte und

dürstete. Der Geist hungert zu seinesgleichen ein, wo er gern gesehen, sehnsüchtig erwartet, zum Bleiben aufgefordert wird, wo er eine offene Pforte findet. „Alles Begehren ist anziehend.“ — Doch auch jeder Gegensatz, der dich unwillkommen aufhält, der dir hindernd in den Weg tritt, nur deinen Unwillen, deinen Zorn erregt, bereichert dich, denn es ist eine unbewußte Inspiration gewisser in dir verborgener Prinzipien, bringt sie zum Vorschein, schon in der Art und Weise, wie du diesen Gegensätzen begegnest; belehrt dich darüber, was du bist. Es kann kein Geist dich anregen, er finde denn in dir seinen Gesellen. Erzürnt dich noch der Hochmut anderer, so bist du noch hochmütig; besudelt dich noch der Schlamm, so bist du noch unrein. Einst aber wird die Seligen kein Zorn Gottes, noch Qual der Verdammten mehr inspirieren, weil in ihnen nicht mehr Zorn noch Qual sein wird. — So ist jede Inspiration eine Vergrößerung und Verstärkung des Geistes im Menschen, eine Vermehrung seines Besitzes und seiner Kraft, eine Erleuchtung seiner Seele. *)

Daraus ergiebt sich das weitere Gesetz der Inspiration, daß sie mit dem Wesen auch Form und Farbe, und mit dem Gedanken auch das Wort giebt. Und zwar je höher und vollkommener sie ist, desto genauer, sicherer, treffender und bis ins kleinste hinein. — Das weiß und fühlt jeder Redner, Künstler, Dichter, vom Geist irgendwie An- und Durchwehter und Inspirierter.“

„Im höchsten Maße gilt das vom Wort; denn die Sprache ist des Geistes, weshalb Tiere, die die Bibel doch „Seelen“ nennt, nicht sprechen. „Der Geist spricht,“ sagt wiederholt die Bibel. Das Wort, wir sehen es an Christo, ist höchste, unmittelbarste That des Geistes. Alle Dinge sind durch das Wort gemacht . . . . Daher auch unsere Verehrung der Klassiker. Sie sind Menschen, die für das, was viele bewegt, das erlösende Wort finden; sie sind die Sprecher der Völker, schenken der Menschheit ihr Denken ausgesprochen zurück, in Worte gegossen, dauerhafter als Erz und Marmor; denn Geist und Wort sind unzertrennlich. Die beliebte Wendung, „man solle nicht am Wort kleben,“ sondern bis zum Geist durchdringen, bekundet meist eine große Ignoranz dessen, was Geist und was Wort ist. Warum kleben wir denn am Wort unserer Klassiker? Warum so ängstlich nach dem Urtext eines Sophokles, Cicero, Shakespeare oder Göthe forschen? Ist das Wort bloß

*) Da der Autor auch von Inspiration von teuflischem Geiste sprach, sollten obige Ausdrücke denn doch vorsichtiger gefaßt sein, denn die Bereicherung, welche der Höllengeist bringt, hat verzweifelte Ähnlichkeit mit der, die ein Räuber und Mörder seinem Opfer bringt. Luk. 10, 30. „Der Weltgeist“ — sagt ein Knecht Gottes seinen Brüdern — „zieht euch wie die Spinnen den Fliegen das Hirn aus.“ Der zu Gottes Bild geschaffene Mensch kann von dem Weltgeist nur beraubt und ausgesogen werden, wenn er nicht die bewahrende Macht in sich trägt, die ihn vor solcher Beraubung schützt. Die scheinbare Bereicherung erfolgt auf Kosten der höchsten Geistestinkturen und Geisteskräfte, die er daran geben muß, wenn der Weltgeist ihn bereichern soll. Siehe Luk. 9, 24 u. 25. Es giebt nicht bloß eine Erleuchtung durch Inspiration, sondern auch eine Verfinsterung. 2 Kor. 4, 4; Eph. 4, 18; Röm. 1, 18—25. — So ist das ganze Heidentum mit seinen Geistesverirrungen, seiner Lügenmacht, seinen Zaubereien, seinen großen Fleischessünden auf Inspiration des Satans zurückzuführen, die wahrlich keine Bereicherungen, sondern Beraubungen genannt werden müssen.

eine so gleichgültige Hülle, gleichsam nur ein entlehnter Überrock des Geistes, dann kann ich auch Göthes schöne Strophen: „Wer nie sein Brot mit Thränen aß“ so ausdrücken: wer nicht oft bei Nacht geweint hat, ist nicht religiös angelegt! *) — Dann hört überhaupt die Kunst, die Schönheit, der Wert und die Macht des Wortes auf.“

„Anders redet die Bibel: Hundertfach wiederholt sie „das Wort des Herrn,“ nicht bloß sein Geist, kam zu . . . . — „Verflucht sei, wer nicht alle Worte dieses Gesetzes erfüllt.“ — „Warum hast du des Herrn Wort verachtet?“ Und so weiter! So spricht Christus: „Die Worte, die ich rede, sind Geist und Leben!“ — „Meine Worte werden nicht vergehen!“ — Und das Wort Gottes schließt mit der ernsten Mahnung: „Wenn jemand von den Worten des Buches dieser Weissagung wegnimmt, so wird Gott sein Teil am Baume des Lebens wegnehmen!“

„Daß Geist und Wort eins sind und man sie nicht trennen kann, noch an einem das Geringste ändern, ohne daß auch das andere leide, diese Wahrheit liegt der Lehre der biblischen Inspiration zu Grunde. — Wenn es einen heiligen Geist giebt, eine göttliche Persönlichkeit, die folglich weit höher steht als der allgemeine, nicht individualisierte Geist und Hauch Gottes in der Welt, so muß ihm in gewaltigster Potenz auch ein Sichaussprechen und ebenso von vornherein die Macht zu inspirieren im höchsten Grade zuerkannt werden. Ja, sein ganzes Wirken muß Inspiration sein; wie soll ein unsichtbarer Geist anders wirken? — Das ist auch biblische Lehre. — „Der Geist der Wahrheit wird euch in alle Wahrheit leiten.“ — „Wenn der Tröster, der heilige Geist, kommt, derselbe wird euch alles lehren.“ „Eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet.“ Und weil der Himmel, von wannen er kommt, so viel höher ist als die Erde, und das Ewige, von dem er spricht, so viel größer ist als das Zeitliche, und er nicht mehr bloß Geist, sondern der Geist ist, so übertrifft auch seine Inspiration weit jede andere, steht unvergleichlich höher als die des Homer durch den homerischen, die des Göthe durch den götheschen Geist; erfaßt den Menschen mit noch ganz anderer Macht, durchglüht ihn mit Himmelsfeuer, durchleuchtet ihn mit Himmelslicht, daß auch die dunkle Zukunft und die vergessene Vergangenheit hell vor ihm liegen, daß er den geheimsten Zusammenhang und die tiefste Wurzel der Dinge schaut, und vom Geist hingerissen und überwältigt, und doch in höchster persönlicher Kraft, in wonnevoller Ekstase, mit wahrhaft göttlicher Begeisterung das Geschaute mit treffendem, allein richtigem, völlig entsprechendem und deshalb gewaltigem Geisteswort aussprechen muß, kann und will.“†)

*) Das wäre sicherlich keine adäquate Paraphrase jener Strophen, denn nicht nur die schöne Form, sondern der ganze Sinn und Inhalt würde dadurch gründlich zerstört.

†) So wahr diese Ausführung an sich auch ist, so ist dabei nie zu vergessen, daß der heilige Geist ethisch wirkt; daß eine entsprechende ethische Grundstimmung, Dispositon, Hingebung, Treue gegen die Zucht des Geistes vorhanden sein muß, und daß von diesen subjektiven Momenten die relative Reinheit, Kraft und Klarheit der Geisteswirkung abhängt. Auch die natürliche Begabung kommt dabei in Betracht. Anders wirkte der Geist in Petrus, anders in Paulus, anders in Johannes. Und alle schauten nur stückweise, keiner das Ganze!

„Wie platt und völlig geistlos der Einwand, daß, wenn der Geist den inspirierten Gottesmännern auch das Wort eingab, sie dann nur seine willenlose Werkzeuge gewesen wären, die Bibel also nur ein „Diktat" des heiligen Geistes wäre! — Und wenn auch?! Dann wäre sie immer noch unendlich besser als die Einfälle unseres Geistes, und wenn von Gott auch nur mechanisch diktiert, unendlich weiser als unsere Weisheit. — Aber ist denn eine Versammlung, die begeistert die Wacht am Rhein oder Luthers Lied anstimmt, oder ein Christ, der mit brünstiger Andacht das Vaterunser betet, ein willenloses Werkzeug des Dichters oder Christi, weil er ihre Worte genau wiederholt? Ist nicht jeder Geist froh, wenn ein anderer ihm dem längst gesuchten, heiß gewünschten Ausdruck seines Sehnens giebt, und spricht man nicht vom offenbarenden und vom erlösenden Wort? Ist das willenlose Knechtschaft? — Wahrlich, es verstehen diejenigen, die obigen Einwand im Munde führen, wenig genug von der alles Menschliche weit übertreffenden Macht und Kraft und Selbständigkeit einer Begeisterung durch den, mit und in dem heiligen Geist."*)

Sehr schön ist, was Vetter weiter vom Organismus der Bibel schreibt: „Nachdem das Kind aus den ersten Büchern der Bibel erfahren, wer sein Vater und wo seine Heimat, und die großen und doch so einfachen Züge der Vorgeschichte gelernt, bekommt der Jüngling das starke Gesetz; der Mann macht Hiobs und Davids Seelenkämpfe und Salomos Weisheit mit, und der Greis schaut in den Propheten eine große und schöne Zukunft des Reiches Christi. — Im Neuen Testament fängt mit der Wiedergeburt ein neues Leben an; an der Krippe Jesu wird der Mensch wieder zum Kinde, begleitet ihn als Jüngling durch die Welt und bekommt von ihm ein neues Gesetz; predigt als Mann Gottes Wort; wächst durch die Episteln in der Lehre und am inwendigen Menschen und schaut in der Offenbarung eine herrliche und ewige Zukunft, wo Gott sein wird alles in allem. Das sind die wahren kulturhistorischen Stufen der Menschheit und des Menschen. Jede Berührung dieses heiligen Geistes heiligt den Menschen, macht ihn reiner, höher und mächtiger."

Um ferner die wörtliche Inspiration zu stützen, citiert der Verfasser Stellen wie Matth. 5, 18; Luk. 21, 33; Sam. 23, 2; Jer. 1, 9; Joh. 14, 10; Matth. 10, 19 u. 20 und fährt dann fort; „Also giebt der Geist den heiligen Männern nicht nur was, sondern auch wie sie reden, ein, giebt ihnen das Wort; und das heißt Inspiraiion. — Oder willst du mir köstlichen Cyperwein ohne Gefäß bieten? — Aber noch inniger als Gefäß und Inhalt sind Wort und Geist verbunden, durch=

---

*) Auch dieser Passus des Verfassers läßt das richtige Maß und die rechte Selbstzucht im Ausdruck vermissen. Wir glauben, daß z. B. Geß dem geschätzten Autor an Geisteskraft und Fähigkeit das, was vom Geiste Gottes stammt, zu beurteilen, mindestens ebenbürtig ist, aber er urteilt in dieser Sache denn doch ganz anders, wie seine Vorrede gezeigt hat, die wir in No. 2, Seite 89—93, zum Abdruck brachten; man vergleiche besonders Seite 91. Unser Autor übersieht im Eifer, daß eine innere ethische Disposition in dem menschlichen Subjekt vorhanden sein muß, um der höchsten Offenbarungen des Geistes fähig zu werden.

dringen einander wie Seele und Leib. Ohnmächtig ist der Geist ohne Wort (??), tot ist das Wort ohne Geist."

„Eine nicht wörtliche Inspiration ist eine Inspiration, die, wie oft genug am Menschen zu sehen, das Wort nicht findet, ist nur der Schatten der wahren; ist, wie wir oben sagten, eine elementare, schwache und allgemeine, die wohl ein Gefühl und einen Drang im Menschen erzeugt, aber es nicht zum klaren Ausdruck bringt. . . . Ist die Bibel nicht wörtlich inspiriert, so kann ich, wie oben Göthes Werke (vgl. unsere Anmerkung dazu) so auch 1 Mose 1, 1 anders ausdrücken und sagen: „Einst ließ ein höchstes Wesen eine Kraft- und Stoffwelt entstehen"; woraus alsbald wird: „Einst enstand aus einer prima causa Kraft und Stoff." Materialismus statt göttlicher Wahrheit. — Aber der Mensch versteht nur die Prinzipien, die er in sich trägt. Um an die Inspiration durch den heiligen Geist zu glauben, muß er schon vom Geist inspiriert worden und mit ihm persönlich bekannt sein. — „Alle Geister," sagt Schopenhauer, „sind dem unsichtbar, der keinen hat."

Soweit Vetter. Wir haben absichtlich und gern dem geehrten Verfasser einen breiten Raum gegönnt und seine Darstellung von der Inspiration fast unverkürzt hier wiedergegeben. Denn es sind sicher im ganzen schöne und fruchtbare Gedanken, die er ausspricht, durch welche wir eine lebensvolle Anschauung von dem Vorgang der Inspiration gewinnen können. Zu bedauern ist nur, daß der phantasie- und geistreiche Mann nicht scharf und präzis genug seine Sätze gefaßt hat. Was er von der wörtlichen Inspiration sagt, klingt ja sehr plausibel und bestechlich für solche, die des scharfen Denkens ungewohnt sind und die oft haarscharfe Grenze zwischen Wahrheit nud Irrtum nicht zu unterscheiden vermögen. Allein man lasse sich doch durch solche allgemeine Sätze nicht imponieren und nicht davon abhalten, der Sache schärfer auf den Grund zu gehen.

Wir könnten zunächst sagen: Schon die ganze Darstellung des Autors ist ein de facto-Beweis gegen die wörtliche Inspiration! Wer das schöne Buch des Verfassers liest, wird ihm sicher eine gewisse Inspiration nicht absprechen können. Und es ist auch gewiß nicht der unheilige Weltgeist, der den Verfasser begeistert hat, sondern von ihm gilt das Wort: „Ich glaube, darum rede ich!" Der Geist des Herrn macht auch ihn zum treuen Zeugen für die Wahrheit! Aber — daß Wort für Wort des Verfassers vom heiligen Geist stamme, das wird er selbst nicht in Anspruch nehmen, und dagegen spricht die Thatsache, daß doch an manchen Stellen sein Ausdruck recht ungenau ist und Raum giebt für falsche Deutungen. Man vergleiche unsere Fußnoten an verschiedenen Stellen.

Wörtliche Inspiration! Ja ganz gewiß, wer wollte es leugnen, daß sehr oft eine Inspiration erfolgte, die sich bis aufs Wort erstreckte? Nicht bloß die Möglichkeit, sondern die Wirklichkeit der wörtlichen Inspiration behaupten auch wir! Aber cum grana salis! Wir nehmen den Mund nicht zu voll, um nun in einem Atemzug zu be-

haupten — wie ja die alten Dogmatiker thaten —, die ganze Bibel von vorn bis hinten sei Wort für Wort vom heiligen Geist eingegeben oder gar diktiert! Hollaz z. B. sagt: singula verba a Spiritu Sancto in calamum dictata = die einzelnen Worte sind vom heiligen Geist in die Feder diktiert worden! notarii sive tabelliones Spiritus Sancti, manus Christi, calami Dei auctoris: Notare und Protokollführer des heiligen Geistes, die Hand Christi, die Feder des göttlichen Autors (waren die biblischen Schriftsteller).

Gegen solchen Unverstand müssen wir entschieden Protest einlegen! Es ist auch keineswegs die Auffassung, welche die Reformatoren selbst von der Entstehung der Schrift vertraten. Im Gegenteil wissen wir, daß sich z. B. Luther sehr freie Äußerungen erlaubte über einige Teile der Schrift, die er sich nicht hätte erlauben dürfen, wenn er der Meinung war, daß zum Beispiel Jakobus der Notar und Protokollführer des hl. Geistes war.

Es ist vor allem daran festzuhalten, daß es sehr verschiedene Stufen und Grade der Begeisterung giebt. Welche Unterschiede müssen doch da konstatiert werden zwischen den verschiedenen Verfassern der Schriften des Alten Testaments einerseits und derer des Neuen Testaments andererseits! Und Unterschiede zwischen den Verfassern beider Zeitperioden unter sich! Nicht einmal die gleichzeitig lebenden Zeitgenossen sind ganz gleichmäßig vom Geiste durchdrungen, nicht zu reden von den verschiedenen Zeitperioden, in welchen die alttestamentlichen Propheten lebten. Moses z. B. stand auf solcher Geisteshöhe, daß es von ihm heißt 5 Mose 34, 10: „Es stand hinfort kein Prophet in Israel auf wie Mose, den der Herr erkannt hätte von Angesicht zu Angesicht!" Josua, der so lange neben und mit Mose lebte und arbeitete, kam nie zu der Geisteshöhe seines Vorgängers. Und welch ein Unterschied muß doch konstatiert werden zwischen den Schreibern der Geschichtsbücher, der Chronika und dem Propheten Jesaja in seinem ersten und noch mehr im zweiten Teil! Wörtliche Inspiration? Gewiß, wenn irgendwo, so dürfen wir ganz besonders an wörtliche Inspiration denken bei dem Propheten Jesaja, so besonders im zweiten Teil, und κατ' ἐξοχήν beim 53. Kapitel, wo jedes Wort solch prägnanten und wunderbaren Sinn hat, daß es weit über das menschenmögliche Maß hinausragt!

Und sogar soweit dürfen wir gehen zu sagen: Es giebt einzelne Stellen der Schrift, die wir buchstäblich als Diktate bezeichnen dürfen: Offb. 14, 13; Kap. 2 u. 3; Kap. 19, 9; Kap. 21, 3—5 ff. und gewiß viele andere Stellen, besonders auch im Alten Testament, z. B. Habakuk 2, 2—4 und andere!*) Wieder andere Worte sind nicht zum Schreiben diktiert, sondern zum Aussprechen in den Mund gelegt, so namentlich bei den Propheten; aber auch bei den Aposteln, besonders

*) Wir wollen keine vollständige Aufzählung geben, sondern zitieren nur, was ohne Suchen und Nachschlagen uns einfällt. Der geneigte Leser mag das zu einem Spezialstudium machen.

vor Gericht und wo es genau auf das Wort ankam, da hat der Herr selbst es verheißen, daß ihnen das Wort soll gegeben werden! — Das alles soll und muß anerkannt werden, um es festzustellen, daß es allerdings eine wörtliche Inspiration giebt. Aber wenn von Verbalinspiration die Rede ist, so versteht man darunter eben hauptsächlich jene übertriebene Vorstellung der altprotestantischen Scholastiker, von welcher wir oben einige lateinische Ausdrücke zitierten. Diese übertriebene Vorstellung ist in das Fleisch und Blut des Volks übergegangen und wird von engherzigen Gläubigen bis auf diesen Tag ängstlich festgehalten, so daß sie meinen: Wenn nicht Wort für Wort vom heiligen Geist diktiert oder doch eingegeben ist, wie können wir dann wissen, was Gottes Wort ist und was nicht? Sie fürchten, daß der ganze Glaubensgrund und ganze Bau der göttlichen Wahrheit ihnen zusammenfällt, wenn sie nicht mehr behaupten dürfen: Die ganze Bibel, jedes Wort in der Bibel ist Gottes Wort, vom heil. Geist eingegeben! Von dieser kindlichen, um nicht zu sagen kindischen, Vorstellung das Volk zu befreien und ihm zu einer freieren, lebensvolleren Erfassung der göttlichen Wahrheit zu verhelfen, das ist gewiß auch unsere Aufgabe. Es kann daher einem Pastor nicht erlassen werden, daß er selbst eingehend die Frage studiere und sich möglichst zur vollen Klarheit hindurchringe, wo kein Irrtum ihn betrügt.

Und es ist ja doch nicht allzuschwer, es sich klar zu machen, wie mannigfach verschieden die Inspiration des Geistes notwendig sein muß. Ein wichtiger Hauptunterschied besteht schon zwischen der alt- und der neutestamentlichen Offenbarungsstufe: In jener herrschte die Beiwohnung des Geistes, die Assistenz und von außen kommende Beeinflussung und Anregung des Geistes; im Neuen Testament haben wir die Einwohnung des heiligen Geistes in den Herzen der Gläubigen. Diese Einwohnang aber ist die Folge der durch Christum, den lebendigmachenden Geist geschehenden Neuzeugung zum Leben; d. h. zuerst muß der lebendige Christus sich einleben in das Herz des Gläubigen und in ihm eine Gestalt gewinnen, ehe der heilige Geist von dem innersten Lebensherd aus nun auch die einzelnen Seelen- und Geisteskräfte von innen erneuern, stärken, beleben kann. Erst wenn man den Wein getrunken hat, steigt der Geist des Weines auf. Erst wenn man Christum im Herzen wohnend hat, fängt der Geist Christi an, von innen zu wirken auf Intelligenz, Willenskraft, Gedächtnis und alle einzelnen Seelenkräfte. Bei solcher durch den innewohnenden Geist erfolgenden Inspiration, wie sie den Aposteln in hohem Grade eigen war, wird die Selbstthätigkeit des menschlichen Geistes nicht aufgehoben oder suspendiert, sondern auf die höchste Stufe der Aktivität gehoben. Das Wort ist Produkt nicht ausschließlich des göttlichen Geistes, sondern des gottmenschlichen Geistes Christi, der in den einzelnen Personen lebt und wohnt. Und das Wort bekommt nolens volens den Geruch und Geschmack der Persönlichkeit, deren Geist als mitwirkender Faktor beim Aussprechen oder

Schreiben des Wortes mit thätig war. Und diese Personen standen nicht zu allen Zeiten unter so intensivem, bewußtem Einfluß des innewohnenden Geistes, daß jedes Wort, das sie sagten oder schrieben, in gleicher Weise als Produkt des mitwirkenden Gottesgeistes zu betrachten ist. Sie haben manches gesagt und geschrieben, wo es übertrieben ist, die Autorschaft des heiligen Geistes dafür in Anspruch zu nehmen. Beim „Diktat" wird der Empfänger zwar nicht zum „willenlosen" Organ der Gottheit,—wer möchte nicht mit tausend Freuden sich zum Notar und Schreiber des heiligen Geistes hergeben! aber die Selbstthätigkeit und Selbstproduktion des menschlichen Geistes, seine organische Mitwirkung wird auf ein Minimum herabgesetzt und er wird nur der rezeptive Empfänger und Verkündiger der Botschaft. Der Wert der Botschaft wird dadurch ja nicht herabgedrückt, aber diese Weise der Offenbarung wählt der freie Gottesgeist nur ausnahmsweise. Die Regel ist, daß der menschliche Faktor organisch mitwirkt und der freien Selbstthätigkeit Spielraum gelassen ist.

Darauf ist es dann auch zum Teil wieder zurückzuführen, daß manche Schriftworte an einer Unklarheit und Zwei- oder Vieldeutigkeit leiden, die sicher nicht bestünde, wenn alle Worte in gleicher Weise vom heiligen Geist eingegeben wären. Zwar giebt es ganze Gattungen von einzelnen Worten und von längeren Reden, die absichtlich dunkel und rätselhaft gehalten sind; d. h. es war die Absicht des göttlichen Geistes, daß sie so sein sollten. Der Kürze halber zitiere ich nur die Stellen, welche besagen, was ich meine: Jes. 6, 9 ff; Math. 13, 10—15; Joh. 2, 19; Matth. 16, 4 u. pp.; 1 Kor. 14, 21—25. Die Dunkelheit mancher Gottesworte hat eine gerichtliche Bedeutung; die anderer hängt mit der Perspektive zusammen, wonach das von fern Geschaute minder deutlich ist als das Nahe.

Aber es giebt auch Worte, bei welchen weder der eine noch der andere Grund der Dunkelheit und Zwei- oder Vieldeutigkeit ersichtlich ist, z. B. 1 Kor. 7, 21; Gal. 3, 20; Worte von denen das Wort Hiltys gilt: „Sie sind Gottes Wort, aber in einer sehr menschlichen, allzu rasch und oft nicht einmal in gewöhnlichem Sinne gut geschriebenen Form."

Kurz, bei aller Achtung und Ehrfurcht vor der heiligen Schrift muß man doch sich hüten, durch übertriebene Vorstellungen von der Entstehung des Schriftworts das rein menschliche Werden und Mitwirken zu leugnen oder zu übersehen, denn sonst macht man den heiligen Geist verantwortlich für Schwachheiten, Fehler und Widersprüche, die im ganzen wenig auf sich haben, sobald die menschliche Mitwirkung anerkannt wird, die aber den Spott und Widerspruch der Feinde reizen und herausfordern, wenn man hartnäckig die wörtliche Inspiration der ganzen Bibel zu verteidigen wagt.

Vielleicht können wir in einem späteren Artikel einen positiven Aufbau dieser Lehre folgen lassen. H.

Homiletisches und Exegetisches.

Reformationspredigt,

gehalten am 4. Nov. 1877 in der Ramsau, Steiermark, Oesterreich.

(Aus dem Predigtbuch: „Von hoher Warte" von Pfr. E. Jul Diez, weil. Pfarrer daselbst, ein kräftiges Zeugnis wider die papistische Finsternis mitten in einem von den Römlingen beherrschten Lande.)

Festtext: Jeremia 23, 29: Ist mein Wort nicht wie ein Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt?

Am verflossenen Mittwoch waren es 360 Jahre, daß auf dem Ackerfeld der Reformation die ersten Furchen gezogen wurden. Manche unter euch haben vielleicht bei diesen Worten die Frage auf den Lippen: Wie sollen wir das verstehen? Diesen soll jetzt Klarheit gebracht werden.

Am 31. Oktober 1517 schritt eine Gestalt in Mönchsgewand auf die Schloßkirche Wittenberg zu, in der einen Hand ein Blatt Papier, in der anderen einen Hammer. Das war alles. Nichts Besonderes und doch etwas Außerordentliches. Nichts Besonderes; denn einen Hammer und ein Blatt Papier kann jeder tragen. Und doch etwas Außerordentliches; denn das Blatt in des Mönchs Hand enthielt in 95 Sätzen gar gewaltige Gedanken, die bis dahin niemand ausgesprochen, niemand auszusprechen gewagt hatte. Und der Hammer in der anderen Hand war das Zeichen, daß diese Gedanken nicht sollten im Verborgenen bleiben, sondern von der Kirchthüre herab des anderen Tages sprechen sollten zu allem Volk. Das Blatt also war der Träger großer Gedanken; der Hammer der Vertreter einer kühnen That.

Mit wuchtigem Hammerschlag hatte der Mönch das Blatt mit den 95 Sätzen an der Thüre der Schloßkirche befestigt. Was wollte er damit? Antwort: Zeigen wollte er's dem bethörten Volk, daß die Vergebung der Sünden keineswegs könne erkauft werden, wie solches der Ablaßkrämer Tetzel nun schon seit Wochen hinausposaunte in die deutschen Lande, sondern daß Sündenvergebung sei ein freies Geschenk der Gnade Gottes, das erworben werde einzig und allein durch Buße und Bekehrung, durch kindlichen Glauben und heißes Gebet. Das waren einfache Gedanken; unter uns jedem geläufig. Damals aber waren es unerhörte Worte, denn sie waren gerichtet gegen einen Mißbrauch, der mit bischöflicher und päpstlicher Sanktion betrieben, der von der obersten Kirchenbehörde gebilligt ward.

Doch wer war dieser kühne Mönch, der mit Wort und Hammerschlag seiner Kirche Machtgebot erschütterte? Ihr habt ihn alle längst erkannt: der Mönch war Dr. Martin Luther.

Luther hatte die Bibel gelesen; hatte aus der Lebensquelle der göttlichen Wahrheit getrunken, und darum widerte ihn an der Lügentrank, den pfäffische Genußsucht und Habgier gebraut hatten in dem Ablaßkram und den man seinem deutschen Volk nun vorsetzen wollte

als Lebenselixir und Himmelslabsal. Das Wort Gottes hatte in Luthers Herz ein Feuer entzündet, das nun herausbrannte und hinausflammte in die Welt in zündenden Gedanken und Worten. In Luthers Hand sollte dieses Gotteswort auch noch werden zu einem Hammer, der Felsen zerschmeißt. Dazu hat der Hammerschlag von Wittenberg das Anschlagen jener 95 Thesen gegen den Ablaß den ersten Anstoß gegeben. Wir haben also ein Recht, am Reformationsfest jenen ersten Hammerschlägen von Wittenberg unsere Aufmerksamkeit zu schenken und darum wollen wir heute zum Gedächtsnis der Reformation einmal in den Mittelpunkt unserer Betrachtung stellen

den Hammerschlag von Wittenberg, wie er geworden:

1) Ein Menetekel für die entartete Kirche Christi;
2) ein Hephata für das verstummte Gotteswort.

Der Hammerschlag von Wittenberg ist geworden:

1. Zu einem Menetekel für die entartete Kirche Christi.

„Mene, mene, tekel, upharsin! Man hat dich auf einer Wage gewogen und zu leicht erfunden!" Das war die Flammenschrift, die einst beim Zechgelage Belsazars, des Königs in Chaldäa, die Prasser erbeben machte und den König derart in Angst und Schrecken setzte, daß ihm die Lenden schütterten und die Beine zitterten (Dan. 5). Er hatte aber auch den Frevel zu weit getrieben. Die heiligen Gefäße aus Jehovahs Tempel, die einst sein Vater Nebukadnezar mitgenommen hatte bei der Zerstörung Jerusalems, ließ er herbeischaffen, um damit seinen Spott zu haben mit seinen Buhl- und Zechgenossen im Taumel wüster Schwelgerei. Das konnte der Herr nicht ungestraft lassen. Dem flammenden Richterurteil an der Wand des königlichen Prunkgemachs folgte bald auch der Gerichtsvollstrecker. Belsazar ward in gleicher Nacht getötet und sein Reich fiel in der Medier Hand.

Auch die Kirche Christi war in Luthers Tagen einer tiefen Entartung anheimgefallen gewesen. Die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit war geschwunden. An ihre Stelle war als bequemer, den Sinnen schmeichelnder Ersatz die Verehrung von Heiligenbildern und Reliquien getreten. — Der Wandel in den Fußstapfen Christi war als ein Wandel der dienenden, selbstverleugnenden Liebe, als ein Wandel in der Wahrheit und nach Gottes Gebot gar vielen längst zu lästig geworden. Da war es einfacher, das Gesetz aufzulösen, statt zu erfüllen; da war es behaglicher für das träge Fleisch, nach eigenem Gedünken und Gelüsten zu leben, und um den lieben Gott, der sich doch nicht ganz umgehen ließ, zufriedenzustellen, konnte man ja dann und wann ein sogenanntes verdienstliches Werk vollbringen: fasten, sich kasteien, wallfahrten oder eine wohlthätige Stiftung machen. Auf das, was 2 Petri 1, 2—10 geschrieben steht, kam's da freilich nicht mehr an. — Die Geistlichkeit hatte sich, um mehr Gewalt zu haben — ganz entgegen der Lehre Christi, daß der Vornehmste des andern Diener

sein (Lukas 22, 26) und der Apostel sich nicht höher dünken soll, denn der ihn gesandt hat (Joh. 13, 16) —, über das Volk gestellt und von demselben sich abgesondert als eine in alttestamentlichem Sinne vermittelnde Priesterschaft. Demgemäß waren allerlei Über- und Unterordnungen entstanden, die für die Gewissen immer beengender, drückender und peinlicher wurden. So wurde das Volk vom Genusse des Abendmahles unter beiderlei Gestalt ausgeschlossen und demselben nur das—nach der Lehre der Kirche — in den Leib Christi „verwandelte“ Brot gereicht, während der Genuß des Kelches als ausschließliches Vorrecht der Priesterschaft betrachtet wurde. Die zur Vorbereitung für eine würdige Abendmahlsfeier so heilsame Einrichtung der Beichte, eines auf Selbstprüfung beruhenden öffentlichen Sündenbekenntnisses, erfuhr — abermals im Interesse der herrschsüchtigen Priesterschaft—die sittenverderbende Umgestaltung der Ohrenbeichte. Gottes Wort sollte von dem Volke gar nicht mehr gelesen werden, sondern demselben nur so weit zugänglich sein, als die Geistlichkeit ihm solches in Lehre und Unterricht darzubieten geneigt war. Das also Dargebotene war aber meist nur ein kümmerlich Stücklein vom Lebensbrot, oder ein arg verwässerter, auch oft vergifteter Labetrank, und so existierte die Bibel für beide Teile bald nur mehr dem Namen nach.

Daß unter solchen Umständen der Wandel beim Prediger und Hörer nun auch immer mehr rückwärts ging, immer mehr aus der Art und das Pauluswort ins Gesicht schlug (Römer 13, 13): „Lasset uns ehrbarlich wandeln als am Tage“—begreift sich von selbst. Die auf Ehelosigkeit angewiesenen Geistlichen verfielen in allerlei Schande und Laster. Unzucht und Trunksucht, Schwelgerei und Völlerei entweiheten die Altäre in Stadt und Land, also daß ein Sprichwort damaliger Zeit das schreckliche Urteil fällte: „Was ein Mönch zu thun wagt, dies würde selbst der Teufel zu denken sich schämen.“ — Das Volk legte sich bei solchen Vorbildern natürlich auch keine Zügel an. Genußsucht und Schamlosigkeit griffen immer mehr um sich, namentlich an Höfen und unter dem Adel. Unwissenheit und Roheit gingen Hand in Hand mit Gottentfremdung und Priesterspott. Man schreckte vor keiner Schandthat mehr zurück; wußte man doch, um welche Summe Geldes man alles wieder ungeschehen machen konnte. — Den Höhepunkt aber hatten diese Mißbräuche und Verirrungen erreicht in Luthers Tagen. Da wohnte in dem „heiligen“ Rom ein prachtliebender Papst, umgeben von einer sinnentrunkenen buhlerischen Priesterschaft, und in Deutschland ruhte die oberkirchliche Macht in den Händen eines ebenso ehrgeizigen als verschwenderischen Gewalthabers, des Kurfürsten Albrecht von Mainz. Da wie dort brauchte man Geld, um seiner Prunksucht und Prachtliebe Nahrung zu geben, um seiner Augenlust und Fleischesgier zu frönen, kurz um sein verkehrtes, tolles Treiben fortführen zu können.

Nun hatte der Papst Leo X. einen sogenannten Ablaß ausgeschrieben, dessen Ertrag dem Ausbau der herrlichen Peterskirche in Rom zugewendet werden sollte. Für die deutschen Lande hatte Kurfürst Albrecht von Mainz diesen Ablaßhandel in Pacht genommen, will sagen: er versprach dem Papst die eine Hälfte des Ertrages. Die andere behielt er für sich; nicht aber, um auch irgend ein Heiligtum aufzubauen, sondern um seine Schulden zu bezahlen und seiner Lasterwirtschaft ungestörten Fortgang zu sichern. Der Verwendung seines Ertrages entsprach denn auch die Durchführung des Ablaßhandels. In marktschreierischer Weise wurde der Erlaß aller möglichen Sünden ausgeboten. Mord und Diebstahl, Unzucht und Meineid, Gotteslästerung und Kindesfrevel, Wortbruch und Ehrenraub, kurz alle Nachtgestalten arger Menschenherzen fanden da ihren Freipaß nach geringerer oder höherer Taxe. Sogar die noch im Gedankenschrein schlummernde, nicht zur That gewordene Sünde konnte gelöst werden und erhielt dadurch die Berechtigung, That zu werden, ja ward geradezu genährt und geweckt, gereizt und herausgefordert. Dabei verlautete natürlich kein Wort von Buße und Wiedergeburt, von Herzensverderbtheit und Erlösungsbedürftigkeit, von Sündenfluch und Gottesgnade. Nein:

Sobald das Geld im Kasten klingt,
Die Seele in den Himmel springt.

Das war des frechen Ablaßhändlers wohlfeiler Trost für die blinde, bethörte, verkehrte, in Geistesnacht versunkene Käuferschar.

Solchen Unfug ließ die Kirche nicht nur gewähren, sondern sie förderte ihn, sie gab ihm die Weihe; denn wo der Ablaßhändler erschien, da zogen Obrigkeit und Priesterschaft, jung und alt, Schule und Haus mit Fahnenschmuck und Glockengeläut aus, um diesen Satansknecht als einen Gottesboten hoch willkommen zu heißen.

Und nun sagt einmal: schrieen solche Thaten weniger gen Himmel, als jene Gastmahlsfrevel Belsazars?! Wurden da nicht auch die heiligen Gefäße Gottes — die ihrer hohen Bestimmung entrissenen Menschenherzen — im schnöden Sündendienst entweiht, zu Fluch und Schmach mißbraucht? Waren die Kirchenfürsten, die solchen Mißbrauch billigten, besser als jener König von Chaldäa unter seinen Buhldirnen und Zechkumpanen?! — Nun, das Mene Tekel sollte nicht ausbleiben! Luther hatte den Zerfall und die Entartung der Kirche geschaut und blutenden Herzens durchgekostet. Er war in Rom gewesen und hatte den Hauptkrebsschaden gerade dort gefunden, wohin die Blicke von Millionen in anbetendem Gehorsam gerichtet waren, — an den Thronesstufen des sogenannten Stellvertreters Christi auf Erden. Er hatte die traurige Bestätigung des alten Sprichwortes selbst erfahren: „Je näher Rom, je weiter von Gott!" Luther wußte nun, daß aus der trüben Quelle kein klares Wasser fließen konnte und daß der Mangel lauteren Christentums in seinem Vaterlande seinen letzten Urgrund hatte in der vermeintlich heiligen Stadt.

Was solche Wahrnehmungen für unsern Luther waren, begreift jeder, der ihm ein wenig ins Herz geschaut hat. Der Mann, der mit Fasten und Beten, Kämpfen und Ringen endlich zu der Überzeugung gekommen war, daß der Gerechte seines Glaubens leben werde, wir aber vor Gott nur gerecht werden durch den Glauben an Jesum Christum, — der Mann, der mit heiligem Entzücken hinabgestiegen war in die Tiefen der ewigen Wahrheit und kein höheres Streben kannte, als dieser Wahrheit in Wort und Wandel Ausdruck zu geben; — was mußte dieser Mann fühlen, als er sah, wie man Himmel und Seligkeit, Gottesfrieden und Heilandsgnade als käufliche Ware behandelte und gleich altem Trödelkram oder gleißendem Marktflitter an den Meistbietenden verschacherte! Konnte er, durfte er schweigen zu solch gotteslästerlichem Schandwerk, zu solch himmelschreiender Verkehrtheit? Nein, da galt's zu handeln! Und wie Christus der Herr einst im heiligen Ingrimm das entweihte Heiligtum gesäubert hatte von Käufern und Verkäufern trotz Priesterhaß und Krämerwut; und wie Petrus einst Simon dem Zauberer entrüstet die Thür wies, als er die Geistesmacht der Apostel um schnödes Geld erkaufen wollte, und zu ihm sprach: „daß du verdammet werdest mit deinem Gelde, daß du meinest, Gottes Gabe werde durch Geld erlanget"; — so trat nun auch Luther, gestärkt im Gebet, gewappnet durch Gottes Wort, hervor mit seinen 95 Sätzen gegen den Ablaß und gab damit das erste gewaltige Zeugnis von seinem Glaubensmut und Wahrheitsdrang, und warf damit dem Lügengeist seiner Zeit den Fehdehandschuh ins Angesicht.

Was er Großes damit gethan, ahnte und wußte Luther damals selbst noch nicht. Wir aber wissen es. Wir wissen, daß dieser Hammerschlag von Wittenberg durch ganz Deutschland zitterte, ja ganz Europa erbeben machte. Wir wissen, daß diesem Tag von Wittenberg die Tage von Worms, von Speyer und Augsburg folgten. Wir wissen, daß des Wittenberger Mönches Worte, weil sie Worte waren aus Gottes Mund, zu Richtern wurden der Gedanken und Sinne des Herzens in Hütte und Palast. Wir wissen, daß die katholische Kirche, wenn sie schon zur lebendigen Quelle des lautern Gotteswortes zurückzukehren sich sträubte, doch durch den Hammerschlag von Wittenberg und durch alles, was drum und dran war, genötigt ward und durch die Kirche der Reformation fort und fort genötigt wird, sich zu entraffen dem Pfuhl des Lasters, sich zu hüten vor Versumpfung und Fäulnis. Und weil wir solches wissen, so haben wir heute am Reformationsfest ein Recht zu sagen, daß jener Hammerschlag von Wittenberg eine Mene Tekel war für die in Lastern entartete Kirche Christi, ein: „Man hat dich gewogen und zu leicht erfunden!" — Aber, gottlob! auch

2. ein Hephata war er für das verstummte Gotteswort.

Am See Tiberias brachte man zu dem Herrn einst einen Tauben, der stumm war; und sie baten, daß er die Hand auf ihn lege. Und

der Herr nahm ihn von dem Volk besonders, legte ihm die Finger ans Ohr, rührte seine Zunge und sahe auf gen Himmel und sprach: Hephata! d. i. thue dich auf! Und alsbald that sich das Ohr auf und lösete sich das Band seiner Zunge und redete recht. So berichtet uns Markus, Kapitel sieben.

Auch Luther, meine Lieben, begegnete einst einer Stummen im Kloster zu Erfurt. Sie war zwar nicht von Geburt zu diesem Schicksal verurteilt; war ihr doch der Sendbefehl in die Wiege gelegt worden: „Gehe hin in alle Welt, lehre und predige!" Auch hätten ihr Kraft und Fähigkeit zu zeugen keineswegs gemangelt, denn es hatte eine Zeit gegeben, wo auch von ihr das Apostelwort gegolten: „Du hast bekannt ein gut Bekenntnis vor vielen Zeugen!" Aber man hatte die edle Zeugin stumm gemacht, indem man sie einfach nicht mehr zum Wort kommen ließ und, wenn sie je zuweilen noch reden durfte, so mußte dies in fremder Sprache geschehen, daß die Arme von der großen Mehrzahl nicht verstanden ward. So war sie schier einer Stummen gleich.

Nun, Luther hat dieser Stummen wieder zum Wort geholfen. Der Hammerschlag von Wittenberg war das Hephata für das verstummte — Gotteswort. Aus jenen 95 Sätzen gegen den Ablaß klang dieses verstummte Gotteswort wieder heraus in seiner alten Kraft und Frische, und der gewaltige Eindruck, den diese Sätze auf Tausende und aber Tausende machten, sowie der starke Zulauf zu Luthers Predigten, die aus Gottes Wort geschöpft und von Gottes Geist durchhaucht waren, zeigten es diesem klar und deutlich, welche verborgene Kraft der bisher stummen Bibel innewohne. Der Hunger des Volks nach Gottes Wort und die Kraft seiner Wahrheit, die allein wieder Leben bringen konnte in die toten Glieder der Kirche Christi, ließen Luther ohne Zweifel, daß etwas geschehen müsse, um die Bibel zum Eigentum des deutschen Volkes zu machen. Und so übersetzte er mit Hilfe Melanchthons die heilige Schrift in die deutsche Sprache. Da war denn der Stummen das Band der Zunge vollkommen gelöst und sie redete recht.

Hephata! scholl es jetzt von Land zu Land, von Volk zu Volk — thut auf eure Herzen! Und siehe, die Herzen haben sich aufgethan. Im Tiefland und im Hochgebirg, in den volkreichen Städten an den Ufern deutscher Ströme und in den einsamen Alpenhütten am Fuße zerklüfteter Felsenriesen; in den Hörsälen der Gottesgelahrtheit und im Bergesschacht beim Grubenlicht; in Handwerksstätten und hinter den Spinnrocken; im fürstlichen Prunkgemach und unter dürftigem Zelt im Feldlager: überall ließ sich's bald hören in kräftigem deutschen Klang — das Wort aus Gottes Munde. Das deutsche Volk las sich hinein in die Bibel wie sonst keines, sog daraus köstliche Nahrung für Geist und Herz und erstarkte dadurch an Haupt und Gliedern. Die Kunst ließ sich von ihr die Wege weisen und die Dichtung lieh ihm ihre Schwingen; Sitte und Brauch ließen sich von ihr heiligen, und das

Leben verneuerte sich allenthalben in ihrem Glanz. Wenn Frömmigkeit und Treue noch immer als besonders deutsche Tugenden gelten, so hat dieses Lob, das deutschem Volk gezollt wird, seine Hauptquelle in der Bibel Luthers. Und wenn hier in unseren Bergen trotz aller gegnerischen Machtanstrengung durch anderthalb Jahrhunderte doch noch evangelisches Leben sich forterhalten hat, so ist's abermal ein Sieg der deutschen Lutherbibel, deren kernige Kraftsprüche sich vom Vater auf den Sohn fortgeerbt haben, tröstend, stärkend, zur Lehre und zur Mahnung. Und wenn's heute an vielen Orten noch nicht so schlimm steht, wie es stehen könnte auf Grund unserer gottesleugnerischen Aufklärungssucht, so mögen sich die Feinde des Gotteswortes bedanken bei der Bibel, die noch immer ihre Segensquellen fließen läßt in das Volk und die noch manchem in den Gliedern steckt aus seiner Kindheit besseren Tagen, wenn er schon meint, er habe die Ammenmärchen alle abgeschüttelt!

Ein Hephata von jenem Hammerschlag zu Wittenberg zittert auch in unsere heutige Festversammlung; und dieses Hephata ruft uns mit Paulus zu (Kol. 3, 16): „Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen in aller Weisheit; lehret und ermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern und singet dem Herrn in euren Herzen!" Vergeßt nicht, welche Kämpfe es gekostet, das Wort Gottes wieder zur Geltung zu bringen in der in Sünde und Irrtum verderbten Christenheit; vergeßt nicht, welche Opfer gebracht werden mußten, dasselbe auch uns zu erhalten! Schart euch immer aufs neue mit Freuden an dem Ort, da Gottes Ehre wohnt und da man prediget seine Wunder! Haltet's mit dem Psalmisten auf Weg und Steg, im Trübsalsdunkel und am Freudentag, im Arbeitsschweiß und am Sonntag-Morgen und lasset's eure Losung sein: „Ich habe Lust zu deinen Zeugnissen, die sind meine Ratsleute!" Laßt dieses teure Gotteswort allezeit sein eure gute Wehr und Waffen wider die listigen Anläufe des Teufels und wider die seichte Aufklärungssucht, die es abgesehen hat auf eures Herzens Frieden! Gedenkt dabei an unser Texteswort: „Ist mein Wort nicht wie ein Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißet?" — So haltet heute den Gedenktag der Reformation, so reformieret alle Tage euer Denken und Thun, euer Dichten und Trachten!

Und so thue nur allezeit deinen Mund auf unter uns — Hephata — wir hören dich gern, du liebes Bibelbuch! Wir grüßen heute im Geist deinen Befreier, den Herold der Wahrheit, unsern teuren Luther, und danken ihm, daß er dich deutsch gelehrt hat! Vor allem aber danken wir Gott, dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen und Alleinweisen, daß er uns einen Luther gegeben und daß er diesen Luther so selige Wege geführt; ihm den Glauben ins Herz und den Hammer in die Hand gegeben hat zum Hammerschlag von Wittenberg.

An diesen Dank aber schließe sich dann auch das Gebet des edlen Zinzendorf:

Herr! dein Wort, die edle Gabe,
Diesen Schatz erhalte mir,
Denn ich zieh es aller Habe
Und dem größten Reichtum für;
Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten,
Worauf soll der Glaube ruhn?
Mir ist's nicht um tausend Welten,
Aber um dein Wort zu thun!

Amen.

Die beiden Scherflein.

Ordinationsrede über St. Lukas 21, 1—6, von Bischof Fog, † in Kopenhagen.

Eingesandt von P. K. Wiegmann.

Der eben verlesene evangelische Abschnitt erzählt uns, die wir in diesem schönen Gotteshause versammelt sind, wie der Herr Jesus und seine Jünger nebst dem Volk, das sich um sie geschart, vor dem Tempel zu Jerusalem standen, welcher von feinen Steinen und Kleinodien geschmückt war. Da sah der Herr auf und schaute die Reichen, wie sie ihre Gaben in den Gotteskasten einlegten, und unter den Gebern erblickte er auch eine arme Witwe, die zwei Scherflein einlegte. Die schlichte Geschichte erzählt uns nur Thatsachen, ohne von dem zu reden, was im Innern der verschiedenen Geber vorgegangen. Die Reichen gehen vorbei, nachdem sie ihre Gaben eingelegt; auch die arme Witwe geht vorbei, nachdem sie ihre beiden Scherflein geopfert. Allein wir können versuchen uns vorzustellen, was für Gedanken die Umgebung denen, die in den Tempel gingen, besonders aber den Armen, so leicht nahe legte. Sowohl der gegenwärtige Augenblick als auch die Zukunft konnte ihnen recht niederdrückend und trostlos vorkommen. Vor ihren Augen stand der prachtvolle Tempel, dessen Dach von Gold war, dessen Mauern von scheinendem Marmor und dessen Schmuck funkelnde Kleinodien waren. Was wird unser geringes Opfer, mochten sie denken, wohl zur Aufrechterhaltung oder Vermehrung solcher Pracht beitragen können! Auf der andern Seite sah die Zukunft drohend aus. Was das himmelklare Auge des Herrn mit dem Seherblick der Gewißheit voraussah, was seine himmlischen Lippen mit der Besiegelung der Sicherheit verkündeten, das sahen wohl gar manche andere in Jerusalem mit banger Ahnung nach menschlicher Berechnung der Wahrscheinlichkeit. Über all diese noch dastehende Herrlichkeit herrschten fremde feindlichgesinnte Herren, denen diese Gottesverehrung ein Ärgernis und diese Tempelpracht eine Lockspeise war, und die nur auf eine Veranlassung lauerten, um das Ärgernis zu entfernen und die reiche Beute heimzubringen; und diesen Herren stand die ganze Weltmacht, ja alle Künste und Wissenschaften der Welt zu Dienste. Was — mochten da gar manche in Jerusalem, insonderheit die Armen, denken — kann's helfen, daß wir uns das wenige, das wir haben, entziehen, um gegen solch große und drohende Gefahr eine Schutzwehr zu errichten? So mochten sie

denken. Ich sage nicht, daß jene arme Witwe daran gedacht habe; ich glaube das auch nicht. Ich glaube eher, daß es ihr genügte zu denken: Ich will auch dabei sein, wenn mein Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde, meiner Väter Gott, Israels Sonne und Schild, geehrt wird. So legte sie denn ihre beiden Scherflein in den Gotteskasten und ging hinweg, ohne sich weitere Gedanken zu machen, nur darüber betrübt, daß sie nicht mehr geben konnte, aber darüber froh, daß sie gab, was sie konnte.

Dies Evangelium habe ich für diese Weihestunde ausgewählt, um dasselbe euch, die ihr hier versammelt seid, vorzulegen, der Gemeinde, die anwesend ist, euch, meinen älteren Brüdern, die ihr mit mir an dieser feierlichen Handlung teilnehmt, und vornehmlich euch, meine Freunde und jüngeren Brüder, die ihr nun in diesem Heiligtum unsers Gottes die Weihe zum Amte empfangen sollt. Ich habe euch die Gedanken hervorgehoben, zu welchen der Rahmen dieses Evangeliums eine Veranlassung giebt, denn ich habe geglaubt, daß in euerm Herzen ähnliche Gedanken waren und noch jetzt in dieser feierlichen Stunde in euerm Innern sind; ja, ich gesteh's, ich würde es beklagen, wenn dieselben nie in euerm Innern gewesen wären, ich würde darüber trauern, wenn sie sich noch nicht in dieser Stunde in euch bewegten. Wir stehen hier in dieser Kirche*), wo das Bild unsers Herrn Jesu Christi, das Bild des gekreuzigten und wieder auferstandenen Heilandes, die gebenedeiten Hände vom Altar her ausbreitet, wo die Bilder der Apostelschar, alle auf ihrem Antlitz das Gepräge des Geistesfeuers und =ernstes tragend, womit sie für die Sache und das Reich ihres Herrn gearbeitet, die meisten in ihren Händen die Werkzeuge haltend, womit ihr Märtyrertod herbeigeführt wurde, längs der Mauern stehen. Nun wissen wir zwar, daß die Kirche unsers Herrn Jesu Christi keine Bilderkirche ist und daß der Ruhm derselben nicht die feinen Steine ihrer Mauern sind; wir wissen, daß, wie der Eckstein derselben der lebendige Heiland ist, so auch sie ganz aus lebendigen Steinen erbaut werden soll. Allein je mehr wir dies wissen, desto mehr muß die Erinnerung an alle die Männer aus vergangenen Tagen an uns herantreten, die ihren glühenden Eifer, ihre selbstverleugnende Liebe, ihren stählernen Willen, ihre tiefen Gedanken, ihre reiche Beredsamkeit, ihr Leben und ihren Tod zum Einmauern in das Kirchgebäude dargebracht haben. Ehemals — so wird erzählt — sah Jerusalems Marmortempel mit dem güldenen Dach für die Festreisenden von Judäas Höhen her wie ein Schneeberg aus, über welchem die Morgenröte aufging. Allein die Kirche unsers Herrn Jesu Christi, von lebendigen Steinen erbaut, liegt auf dem himmlischen Berge, von der Mittagsonne bestrahlt, und man sieht sie von einem Meer bis zum andern und vom Wasser an bis zum Ende der Erde. Allein, müßt ihr da nicht denken, meine Brüder, wie sich eure Liebe, euer Eifer, euer Wille, eure Gedanken, eure Gaben mit dem Werk jener großen Männer sollten messen können, wenn es gilt,

*) Die Frauenkirche in Kopenhagen mit Thorwaldsens „Der segnende Christus".

an dem großen Kirchgebäude zu bauen, wenn es gilt, sich in dasselbe einmauern zu lassen? Müßt ihr nicht wohl denken: Ach! die Sache ist zu groß und herrlich und ich bin zu gering und unbedeutend, ich bin zu diesem Dienst allzu unwürdig? So mögt ihr wohl denken, wenn ihr auf die Kirche unsers Herrn schauet, wie dieselbe gewesen ist und wie sie noch unter uns steht. Und wiederum, wenn ihr euern Blick in die Zukunft der Kirche hinrichtet, mögen wohl schwere Gedanken bei euch entstehen. Wie in jenen Tagen, in welchen die vorhin gelesenen Worte geredet wurden, dem Tempel auf dem Berge Zion große Gefahren drohten, so drohen vor unsern menschlichen Blicken der Kirche unsers Herrn Jesu Christi auf Erden große Gefahren. Bald ist's Advent und die Botschaft kehrt wieder: Saget der Tochter Zion: siehe, dein König kommt zu dir! Allein ihr wißt, daß der Herr selber sein Reich mit einem König verglichen hat, dessen Bürger ihm feind waren und schickten Botschaft nach ihm und ließen ihm sagen: Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche (Luk. 19, 14), und ihr wißt, daß es in unsrer Zeit viele giebt, die alle Tage dem Herrn Jesu Christo Botschaft schicken, daß sie nicht wollen, daß er über sie herrsche; ihr wißt, daß sie alle menschliche Kunst und alle menschliche Wissenschaft aufbieten, um, wenn's möglich wäre, die Grundfeste seiner Kirche zu untergraben, um, wenn's möglich wäre, keinen Stein auf dem andern zu lassen, der nicht zerbrochen werde. Da mögt ihr denn wohl denken: Was sind wir, was ist unsre Macht, unsre Waffen, unsre Kunst und Wissenschaft gegenüber all diesen Feinden? Wohl mögt ihr so denken. Allein in einem der Psalmen Israels steht geschrieben (Ps. 94, 19): Ich hatte viel Bekümmernisse in meinem Herzen, aber deine Tröstungen ergötzten meine Seele. Und wenn nun in eurem Herzen Bekümmernisse gewesen und noch da sind, so meine ich, daß das evangelische Wort eure Seele mit reichem Trost ergötzen kann. Die Pracht des Tempels zu Jerusalem ist längst zerstört; die denselben zerbrochen haben, haben sich nur ein blutbespritztes Andenken hinterlassen. Allein der Herr hat die beiden Scherflein aus dem Gotteskasten genommen, wohinein die fromme, arme Witwe dieselben in ihrer Herzenseinfalt gelegt, und hat sie in seine frohe Botschaft hineingelegt und nun werden sie mit derselben weit in der Welt umhergetragen, um die frommen und einfältigen Seelen zu ergötzen. O denket daran, daß von dem ganzen reichen Tempelschatz nur die beiden Scherflein gerettet worden sind. So seid denn nicht verzagt, meine Brüder, wenn euch bedünken will, daß ihr nur geringe Scherflein zu der Kirche Gottes bringen könnt, in deren Dienst ihr euch gestellt habt, zu deren Herrlichkeit nicht genug dargebracht werden kann und zu deren Verteidigung keine Befestigungen errichtet werden können, die stark genug sind. Wenn ihr bringt, was ihr habt, in der Frömmigkeit des Herzens, in der Einfalt des Glaubens und in der Aufrichtigkeit des Willens, so wird der Herr schon die Scherflein in seine Hand nehmen und sie werden noch klingende und gangbare Münze sein, wenn viele köstliche Gaben, die mit eitelm Sinn hingeworfen wurden, längst ihr

Gepräge und ihren Wert verloren haben. Mit diesem Trost tretet freimütig in den Dienst des guten und getreuen Herrn!

Dies habe ich zu euerm Trost geredet, allein denselben könnt ihr nur recht empfangen, wenn ihr auch den Ernst im Evangelio recht zu Herzen nehmt. Jene arme Witwe empfing den Ruhm vom Herrn, daß sie mehr als alle gegeben hatte; allein diesen Ruhm empfing sie nur, weil sie auch das Zeugnis vom Herrn bekommen konnte, daß sie von ihrer Armut alles, was sie hatte, eingelegt hatte. Beachtet es wohl, meine Brüder, daß ihr nur rechte Zuversicht fassen und in solcher Zuversicht euch die gnädige Verheißung euers Herrn zueignen könnt, wenn er euch, indem ihr ihm eure Scherflein darbringt, in euerm Gewissen das Zeugnis giebt, daß ihr alles, was ihr habt, ihm dargebracht habt. In den Sprüchen des Alten Testaments steht ein Wort, das wohl von Eltern an ihr Kind gerichtet werden mochte: Gieb mir, mein Sohn, dein Herz, und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen (Sprüche 23, 26)! Allein mit wie viel größerer Wucht müssen diese Worte nicht auf euch fallen, wenn ihr euch dieselben an einen jeden von euch von dem Heiland eurer Seelen und dem Heiland der ganzen Welt gerichtet denkt! Gieb ihm dein Herz, es ist ja dein Eigentum, allein es muß sein Eigentum werden; gieb ihm dasselbe mit allem, was von Glauben darin ist, gieb's ihm mit allem, was darin noch in Liebe brennen kann, gieb's ihm mit allem, was darin in Hoffnung licht werden kann. Gieb ihm dein Herz nicht halb und geteilt, sondern ganz und ungeteilt. O ich glaube es von euch zu jeder Zeit, insbesondere jedoch in dieser Stunde, daß ihr dem Herrn gern euer Herz geben wollt. Allein ich bitte euch, doch über euch selbst zu wachen, denn es ist auch noch ein anderer Herr da, der um euer Herz wirbt, der Fürst dieser Welt. Ihr wisset, wie es jenem reichen Jüngling ging, der wohl dem Herrn nachfolgen wollte, allein traurig wegging, als von ihm gefordert wurde, daß er all seine Habe den Armen geben sollte, denn er hatte viele Güter. So verhält es sich kaum mit irgend einem von euch. Allein gedenket daran, daß unter dem, womit das Herz eines Menschen beschwert werden kann, auch Sorgen der Nahrung genannt werden. Ach, mit dieser Sorge sind viele Brüder beschwert worden, indem sie damit anfingen, daß sie meinten, sie seien darüber erhaben, daß sie sich täglich in Genügsamkeit und Selbstverleugnung üben sollten. Ich werde nun nicht von dem vielen andern reden, womit ein Menschenherz beschwert werden kann, aber erinnern will ich euch an das Wort des Herrn von dem bösen Geist, der aus einem Menschen ausfährt, allein mit sieben andern bösen Geistern zurückkehrt, so daß es hernach mit demselbigen Menschen ärger wird als vorhin; auch daran will ich euch erinnern, daß es keine Zeit im Leben giebt, da wir aufhören dürften auf die Mahnung zu achten: Wer da stehet, sehe wohl zu, daß er nicht falle! Ja, wachet über euer Herz, daß ihr dasselbe dem Herrn ganz und ungeteilt geben könnt. Lasset dann auch euern Augen seine Wege wohlgefallen. Ihr findet wohl an seinen Wegen Wohlgefallen, wenn

ihr mit dem Auge des Geistes ihn auf dem lichten Himmelswege zum Reich des Vaters auffahren seht; allein ihr sollt auch an seinen Wegen Wohlgefallen finden, wenn er, der Himmelskönig, in die untersten Örter der Erde niedersteigt. Ihr findet wohl an seinen Wegen Wohlgefallen, wenn er auf den Berg steigt oder sich im Schiffe niedersetzt und große Scharen sammeln sich um ihn, um seinen gewaltigen Worten zu lauschen; allein ihr sollt auch an seinen Wegen Wohlgefallen finden, wenn er seine neunundneunzig folgsamen Schafe verläßt und in die Wüste geht, um das eine verirrte, das verloren ist, aufzusuchen. Ihr findet wohl an seinen Wegen Wohlgefallen, wenn ihr in der Schar derer, die dem einziehenden König Halleluja rufen, obenan seid; allein ihr sollt auch Wohlgefallen an seinen Wegen finden, wenn dieselben über den Ölberg zwischen den Richthäusern des Hohenpriesters und des Landpflegers gen Golgatha führen, und wenn er sich dann umwendet und zu euch spricht: Wer mir nachfolgen will, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Achtet wohl darauf, daß ich in allem dem nur von den beiden Scherflein geredet habe, von dem, was ihr ganz gewiß habt; denn ein Herz hast du doch in deiner Brust, es kommt nur darauf an, ob du dasselbe ganz und ungeteilt — alles, was du hast — dem Herrn geben willst; und Augen hast du ja auch, um des Herrn Wege zu sehen, es kommt nur darauf an, ob du an denselben Wohlgefallen finden wirst.

Allein nun kann ich den großen Unterschied zwischen euch und jenem Weibe im Evangelio nicht unberührt lassen. Sie war eine verlassene Witwe, sie war arm und wir dürfen sie uns wohl auch alt vorstellen. Sie hatte bloß zwei Scherflein und konnte gewiß nicht mehr verdienen. Allein unter euch ist nur einer, der den Mittag es Lebens erreicht hat; ihr übrigen stehet alle noch in den Morgenstunden. Darum sage ich euch, daß ihr angreifen und arbeiten müßt, auf daß ihr in den Gotteskasten der Kirche des Herrn ein stets vermehrtes Eigentum einlegen könnt. Wenn ihr glaubet, daß Jesus Christus in Wahrheit Gottes Sohn ist, daß der Vater durch ihn die Welt geschaffen, so müßt ihr auch glauben, daß in ihm alle Schätze der Erkenntnis und Weisheit verborgen liegen. Und wenn ihr das glaubt, so sollt ihr nicht dabei stehen bleiben, daß ihr darüber klaget, daß die Künste und Wissenschaften dieser Welt von den Feinden des Kreuzes Christi in den Dienst genommen werden, sondern sollt danach streben, daß ihr gegen die Weisheit von unten her könnet die Weisheit von oben her setzen. Um das zu können, werdet nie müde, aus dem Quell, den Gott uns in seinem heiligen Wort hat entspringen lassen, zu schöpfen, und je nachdem ihr Gelegenheit habt, fordert dem Himmel ein Zeugnis von der Ehre Gottes ab, nötiget die Erde, daß ihre Fülle die wunderbaren Werke Gottes erzähle. Glaubt ihr, daß Gott seinen Geist aussendet und ihn denen nicht verweigert, die ihn darum bitten, so müßt ihr auch glauben, daß er auch euch die Gabe des Geistes geben wird, die wiederum euer Scherflein zum Aufbau seines Tempels sein soll; und so sollt ihr mit der Bitte zu Gott anhalten, bis ihr der leichtfertigen fleischlichen Sprache der Welt

die heilige Sprache in der Beweisung des Geistes und der Kraft entgegenstellen könnt. Glaubt ihr, daß Gott die Liebe ist und seine Liebe in die Herzen seiner Gläubigen ausgießt, so sollt ihr auch um den Baum eures Lebens graben und wässern, daß derselbe mehr und mehr voll Früchte der Liebe werde, daß die Leute eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen. Alles können wir alle allerdings nicht in gleichem Maße. Allein deshalb sage ich euch zuletzt: haltet doch den häßlichen Teufel der Mißgunst fern von euren Seelen, daß ihr die Gabe, die nicht euer ist, nicht geringschätzet, sondern ehret und preiset, daß alle Gaben zusammen in einem großen Einklang die Herrlichkeit dessen verkündigen, der uns von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht berufen. O wäre es so nur recht bei denen, welche die Weihe zum Dienst im Heiligtum des Herrn empfangen haben, da glaube ich, es würde sich bald zeigen, daß der, welcher in uns ist, stärker ist als der, welcher in der Welt ist. Allein, meine Brüder, gehet nun von dieser Weihestunde hinweg mit dem Beschluß, unter Gebet und Arbeit eine stets wachsende Habe zu erwerben, die ihr in den Gotteskasten des Herrn einlegen wollt, mit dem Beschluß, mit allen Aufrichtigen zusammen arbeiten zu wollen, daß Gott in allen Dingen geehrt werde durch unsern Herrn Jesum Christum. Wenn dies euch durch Gottes Gnade gelingt, so bleibt es doch dabei, daß wir niemals weiter kommen, nie wünschen oder begehren dürfen, daß es anders werden möge, als daß wir nur von unsrer Armut geben können. Darum sage ich euch zuguterletzt: Laßt die Demut auf all euer Thun ihr Merkmal setzen. Eitelkeit und Eingebildetheit verderben alles, was sie anrühren, allein die Demut ist, wie ein frommer Denker gesagt hat, die jüngste Tochter der Tugend und die einzige Freude ihrer Mutter. So segne denn Gott all euer Werk und mache dasselbe reich und mannigfaltig, allein stets zugleich geschmückt und geziert mit dem jungfräulichen Schleier der Demut! Amen in Jesu Namen.

Kirchliches und Synodales.

Unsere Mitarbeiter im Reich Gottes.

Wer fühlt nicht in unsern Tagen die weite Kluft, die sich aufthut zwischen der offiziellen christlichen Kirche und breiten Schichten des Volks? Die christliche Predigt, welche so vielfach sich noch in den veralteten Formen des überlieferten Schematismus bewegt, und bezüglich des Inhalts sich an die theologischen Feststellungen und dogmatischen Darstellungen vergangener Jahrhunderte gebunden erachtet, sie geht unverstanden und gering geschätzt über die Köpfe der Zuhörer hinweg und hat im allgemeinen nur wenig praktisch-ethische Erfolge aufzuweisen.

Um so mehr sollten ernstgesinnte Geistliche es dankbar begrüßen, wenn urteilsfähige, christlichgesinnte Männer aus dem sogenannten

Laienstande, d. h. Nichttheologen, es unternehmen, frei und offen ihr Urteil auszusprechen teils über die heutige Predigtweise, teils über die dogmatisch gerichtete Art des Inhalts der Predigt, teils über allgemein religiöse Fragen, die unsre gegenwärtige Zeit mehr oder weniger tief bewegen und für welche oft gerade diejenigen Männer am wenigsten Verständnis und Entgegenkommen zeigen, die als berufene Vertreter der christlichen Kirche den religiösen Pulsschlag der Zeitgenossen am ersten sollten beurteilen können.

Nicht ganz zu den „Nichttheologen" zu rechnen ist Henry Drummond, dessen Schriften allerdings mehr den Naturforscher als den Theologen hervorkehren. Zwei seiner Schriften können unserm heutigen Volk nicht zuviel empfohlen werden, nicht bloß zum Lesen und Studium, sondern zum praktischen Erproben im Leben. Das eine ist sein Buch: Das Naturgesetz in der Geisteswelt. Kein Theologe kann es seinen Zuhörern schärfer und einschneidender predigen als der Naturforscher Drummond, daß wir ohne Christus kein Leben haben und dem Tode verfallen sind für immer. Kein Ethiker kann präziser und schneidender den Unterschied markieren zwischen der natürlichen Tugendhaftigkeit und dem durch Christi Geist erzeugten sittlichen Lebenswandel des Christen; kein Seelsorger kann seinen Zuhörern es schärfer einprägen, daß die bloße Kirchlichkeit und das äußere Mitthun in der Kirche uns nicht zu Christen macht, als H. Drummond es in genanntem Buche thut! Die gewaltige Kluft zwischen den toten natürlichen Menschen und den göttlich belebten Gotteskindern, in denen ein Lebensprinzip waltet, das nicht ruhet bis die Christus ähnliche Vollendung erreicht ist, sie ist wohl von keinem Ethiker bestimmter und ergreifender dargestellt worden, als von Drummond. Wie kleinlich stehen theologische Kritiker neben diesem Mann, die sich mit ihm nicht befreunden können, weil er nicht in den breit ausgetretenen Wegen theologischer Deduktionen dahergeht und den Leuten in den überlieferten, dogmatischen Formen von Sünde, Buße, Gnade, Rechtfertigung rc. das Christentum vordociert!

Eine seiner kleinen Schriften erscheint mir besonders köstlich und wertvoll, obwohl auch sie denselben Mangel (wenn's einer ist!) zeigt: „Das Schönste im Leben." Da zeigt er in ergreifenden Worten, wie nutzlos alles eigene Ringen nach Reinigung und Heiligung des Herzens sei. Dann weist er auf Grund von 2 Kor. 3, 18 das Grundgesetz aller ethischen Umgestaltung in das Bild des Herrn nach, ergreifend schön für den, der selbst in seinem Herzen kein höheres Streben kennt als die Vollendung in Christi Bild. Das sind Schriften, welche treue Diener des Herrn nicht unbeachtet beiseite liegen lassen sollten. Sie können uns aus der theologischen Einseitigkeit, durch welche wir dem Volk entfremdet werden, heraushelfen und uns Wege zeigen, wie wir in neuer, packender, zum Teil unerhörter Weise — im Gewand neuester Naturforschung — die alte Wahrheit mit einschneidender Schärfe den Gewissen einprägen können.

In gleiche Reihe sind zu stellen die schon mehr beachteten Schriften von F. Bettex; wobei ich hauptsächlich im Auge habe die Bücher: „Naturstudium und Christentum“ und „Natur und Gesetz“. Der Inhalt dieser Bücher ist kein solch prägnant ethischer, wie der der vorgenannten Bücher von Drummond, d. h. sie haben es nicht mit Fragen des innern Lebens des Christen zu thun. Dagegen bieten sie großartige Einblicke in das Gesamtbild der Schöpfung, der Naturforschung, der Wissenschaft, der menschlichen Entwicklung und Gesellschaft. Sie heben den in eng theologischen Zirkeln sich bewegenden Geist gleichsam auf eine Bergesspitze und lassen ihn, wie der Herr den Moses, in ein Land blicken, das es gilt einzunehmen und für Gottes Volk zu erobern. Denn haben nicht die Kananiter jetzt die Vorherrschaft auf allen weltlichen Gebieten der menschlichen Wissenschaft? Herrscht nicht ein gottfeindlicher Materialismus über die Denkformen der heutigen Gelehrtenwelt? Und dieser gottfeindliche Geist sickert in Gestalt von Halbbildung und protzenhafter Unwissenheit in breite Schichten des Volks. Belesene Schwätzer und Schöngeister bringen den Geistlichen durch allerlei Fragen in Verlegenheit und in den Geruch der Ignoranz, wenn er sich nicht überlegen zeigt auf dem Gebiet des weltlichen Wissens. Da müssen wir froh und dankbar sein, wenn fähige Männer, wie Drummond und Bettex, uns Einblicke in Fachwissenschaften thun lassen, die unserm Denkkreis meist ferne liegen; und wenn sie uns Wege zeigen, wie auch diese weltlichen Wissenschaften im Dienst des Herrn zu verwerten sind.

Ein Schriftsteller ganz eigener Art ist aber der Jurist, Prof. Dr. C. Hilty in Bern. Auch ihn müssen wir als Mitarbeiter im Reich Gottes herzlich und freudig willkommen heißen, seine Schriften atmen einen solch edeln, vornehm-christlichen Geist, zeigen ein solch gereiftes, ernstes, gediegenes Christentum, wie wenige Bücher unsrer Zeit. Dabei zeigt der Verfasser eine erstaunliche Belesenheit auf allen Gebieten des Wissens, besonders auch der Kirchengeschichte, und eine markante Entschiedenheit des Urteils, die ja ohne Zweifel auch häufig zum Widerspruch reizt. Sein Hauptwerk, so weit uns bekannt, hat den Titel: „Glück“, und ist bis jetzt in zwei Bänden erschienen, der dritte ist noch zu erwarten. Das Buch ist voll von praktischer Lebensweisheit und christlicher Erfahrung, das man nicht bloß der Jugend, sondern auch dem gereiften Manne, auch dem schon lange im Amt stehenden Geistlichen aufs beste empfehlen kann. Allerdings bietet dieses Buch nicht, wie die von Drummond und Bettex, Gedanken dar, die unmittelbar praktisch in der Predigt zu verwerten sind. Es erfordert vielmehr den Umweg der ethischen Assimilierung oder geistigen Verdauung und persönlichen Aneignung. Aber gerade der Predigerstand, der andern so viel predigt, Berufs halber, und der durch eben den Beruf so leicht abgestumpft wird gegen Berufspredigten und durch kritisches Verhalten oft die Spitze abbricht, die ins eigene Herz dringen sollte, er hat es um so mehr nötig, daß tüchtige Männer aus dem sogenannten Laienstande

Bücher schreiben, die auch dem Stande der Prediger und Theologen sagen, was ihm fehlt und welche Fehler der heutigen Predigt und Lehrmethode anhaften. Nicht zwar ist das etwa die vorwiegende Tendenz in Hiltys Schriften. Aber ab und zu kommt ein Brocken, an dem ein in krystallisierten Formen sich bewegender Geist lange zu arbeiten hat, ehe er damit fertig wird.

Während wir nun auf das „Glück“ nur hinweisen und es dringend empfehlen möchten, wollen wir auf ein anderes kleines Buch des gleichen Verfassers etwas genauer eingehen. Der Titel des in neuer Auflage erschienenen Buches ist: Lesen und Reden; es ist 124 Seiten stark. Der erste Teil „Über das Lesen“, war ursprünglich ein Vortrag in einem Jünglingsverein und ist besonders als Wegweiser durch das unübersehbare Labyrinth der heutigen Bücherwelt sehr hoch zu schätzen. Das Lesen, das größte und allgemeinste aller Bildungsmittel des modernen Menschen, sollte mit vernünftiger, zweckentsprechender Auswahl getrieben werden und zwar so, daß man von dem, was man liest, zugleich den größtmöglichen Gewinn zieht. Wer aber übersieht das unermeßliche Gebiet der Litteratur? Wer sagt uns, was wir lesen sollen und was nicht? Wie wir lesen sollen und wie nicht? Hilty giebt bewährte, praktische Grundsätze über die einschlägigen Fragen, ohne sich ins Detail zu verlieren. Dabei bringt er, der im Leben viel erfahrene Mann, besonders wichtige Gedanken über das Hauptbuch der Menschheit, die Bibel und deren richtigen Gebrauch. Wir haben die spezielle Erlaubnis des geehrten Verfassers, von seinem Buche Gebrauch zu machen und werden davon in der nächsten Nummer einige Hauptgedanken zum Abdruck bringen.

Im zweiten Teil: „Offene Geheimnisse der Redekunst“, einem Wiederabdruck eines schon früher erschienenen akademischen Vortrags, behandelt der Verfasser die Redekunst in prägnanter, sachentsprechender Weise und spricht dabei gelegentlich wieder Wahrheiten aus, die kein Prediger des Evangeliums unbeachtet lassen sollte. Wir wollen nicht auf alle einzelnen Punkte eingehen. Wichtig aber erscheint uns, was er sagt über die auswendig gelernte Predigt, die im Augenblick des Vortrags nicht mehr die ursprüngliche Frische und Lebendigkeit des Geistes hat, weil man „den Geist nicht ebenso aufspeichern kann, wie den Ton und die Elektrizität“. Ferner, was er sagt über das Angeben der Disposition. „Wenn dann, wie dies merkwürdigerweise stets der Fall zu sein pflegt, der erste Teil der längste ist, so kann es kaum fehlen, daß der Zuhörer nach Ablauf desselben auf die Uhr sieht und die Aufmerksamkeit verliert. Das muß der Zuhörer spüren, daß Logik und Disposition in der Sache ist.“ In Bezug auf den Inhalt der Predigt betont er, daß sie vor allen Dingen ein persönliches Zeugnis sein müsse, das durch die Macht der subjektiven Wahrheit, der eigensten innern Erfahrungen, ansteckend wirkt, so daß auch blasierte Weltmenschen bekennen müssen: „Es fehlt nicht viel, du“ ꝛc. Der Prediger von Beruf hat zu vermitteln zwischen den zwei Gegensätzen:

studierte Rede und Zeugnis selbsterlebter Wahrheit. Das letztere kann er nicht bieten, wenn er nicht mit ganzem Herzen und Wandel in der Wahrheit lebt, die er verkündigen soll. Und doch, ohne ernstes Studium wird er sich bald ausgepredigt haben, wenn er allein Jahr um Jahr 1-, 2- oder 3mal wöchentlich vor demselben Publikum über die höchsten göttlichen Wahrheiten predigen soll. Da muß also auch jeder Wink von gebildeten Nichttheologen uns willkommen sein, der uns Wege zeigen kann, die wir gehen, andere, die wir meiden müssen. Was Dr. Hilty darbietet, sind Gedanken, die zum eigenen Nachdenken anregen und das eigene Urteil zur Reife bringen sollen, so daß wir klarer und bestimmter, zielbewußter unsere Amtspflichten erfüllen können.

Zusammenfassend möchten wir sagen:

H. Drummond ist als Biolog ein bewährter Führer in den tief verborgenen Geheimnissen der Wiedergeburt aus dem Geiste, in den Fragen des innern Lebens über das geheimnisvolle Werden, Entstehen, Wachstum, Entwicklung und Ausgestaltung des zu dem Ebenbilde des Sohnes Gottes erneuerten Menschen. Zugleich zeigt er, wie durch eigene Schuld des Menschen, durch Nichtgebrauch der geistigen Anlage, der Mensch für das Göttliche innerlich abstirbt, stufenweise dem geistlichen Tod anheimfällt und notwendig zuletzt im Tode bleibt.

F. Bettex, ein leuchtender, brilliant strahlender Feuergeist und Führer im Gebiet des weltlichen Wissens, der eine unglaubliche Menge dieses Wissens aus Natur und Geschichte beherrscht, und eben dieses Wissen für den denkenden und wollenden Geist zu einem Wegweiser zu Gott und den göttlichen Wahrheiten zu gestalten sucht. Er führt, so zu sagen, an die Schwelle des Heiligtums, des eigentlichen innern Lebens und überläßt es jedem, einzutreten in dasselbe, oder außen zu bleiben, nach eigener Wahl.

C. Hilty, ein Philosoph, ein durch christliche Erfahrung durchgebildeter, fester, entschiedener Charakter, frei von aller und jeder überlieferten Form des Dogmatismus und Gesetzeszwangs, auch innerlich freier als Bettex, was sich, beispielsweise in der verschiedenen Stellung der beiden zur Inspirationsfrage zeigt, sucht dieser Autor auch seine Leser zu gleicher Geistesfreiheit anzuleiten. Und diese Freiheit zeigt sich bei ihm darin, daß er dem, der ihm folgen will, den Weg zeigt, wie er frei werden kann von allen äußern Lebensumständen (was die Welt Glück oder Unglück heißt), frei von der Welt, frei von den Nebenmenschen, frei vom eigenen engherzig lieblosen Ich, frei von kirchlichem Zwang und Despotismus, frei von ängstlichem Gesetzesgeist, auch frei von jeder ängstlich übertriebenen Vorstellung von der Schrift, kurz, von allem, was den nach wahrer Freiheit schmachtenden Geist bedrücken kann.

Und dieser Freiheitsgeist zeigt sich auch in der Form seiner Darstellung, die in scheinbar plan- und zusammenhangslosen, aneinander gereihten Einzelstücken durch die zwei Bändchen sich hindurch bewegt.

Eine äußerlich erkennbare Disposition ist nicht vorhanden, aber ein innerlicher, organischer Fortschritt, dem vergleichbar, der in den Schriften der Bibel wie spielend und absichtslos, doch unverkennbar vorhanden ist. Es sind Sätze von wuchtigem Inhalt, die man nicht leichthin, flüchtig lesen und dann verwenden kann, sondern die man oft lesen und sich innerlich aneignen muß, wenn man den rechten Gewinn davon haben will.

Rudolf Kögel und Emil Frommel.*)

Kögel predigte einst über die Stelle im Johannes-Evangelium, wo es heißt, daß Petrus im Blick auf Johannes den Herrn gefragt habe: Was soll aber dieser? Der Herr antwortete: So ich will, daß er bleibe, bis daß ich komme, was geht es dich an? Folge du mir nach. Auf Grund dieses Textes sprach Kögel über die Mannigfaltigkeit der Jünger und ihre Einheit im Herrn. Mannigfaltig sind die Eigentümlichkeiten der Jünger, aber sie sind allzumal ein Eigentum des Herrn. Mannigfaltig sind die Führungen der Jünger, aber es giebt nur eine Nachfolge Jesu. Mannigfaltig ist der Hingang der Jünger, aber alle erwartet ein Heimgang.

Diese Worte wollen wir jetzt auf unsere beiden Prediger anwenden; wir sind dazu um so mehr berechtigt, als eine gewisse Ähnlichkeit zwischen ihnen und jenen beiden Jüngern im Evangelium besteht. Kögel gleicht mehr dem Petrus, dem Manne des bekennenden Glaubens, des heiligen Eifers, der entschlossenen That, der organisatorischen Kraft, während Frommel eine Johannesgestalt war mit seiner Gottinnigkeit, der Tiefe seines Gemütslebens, der Kindlichkeit seines Wesens und seinem in der Liebe Christi großen und weiten Herzen.

Mannigfaltig sind die Eigentümlichkeiten der Jünger, aber sie sind alle das Eigentum des Herrn. Das ist das Herrliche, daß der heilige Geist die verschiedenen menschlichen Naturanlagen nicht aufhebt, sondern entfaltet und in den Dienst der höchsten Aufgaben stellt. So sind auch Kögel und Frommel verschieden, jeder hat seine Eigentümlichkeit hinsichtlich der äußern Erscheinung, der Begabung und der Predigtweise. Wer Kögel in den achtziger Jahren in der Vollkraft seines Wirkens auf der Domkanzel gesehen hat, dem wird seine Erscheinung unvergeßlich bleiben: die stattliche Größe, die hohe Stirn, der ernste Blick, das Königliche in der Haltung, die vornehme Ruhe im Auftreten, das Angemessene in den Bewegungen und die Selbstzucht in dem ganzen Wesen auf und unter der Kanzel. Wie aus Erz gegossen stand er da, zumal wenn er bei festlichen Versammlungen das Wort nahm, wie man sich die Gestalt und Vollmacht des alttestamentlichen Propheten denkt. Wie anders der Soldatenpfarrer auf der Kanzel der Garnison-Kirche! Eine ehrwürdige Greisengestalt mit weißen, wallenden Haaren, aber

*) Aus: „Emil Frommel als christlicher Volksschriftsteller", von Dr. Gottlob Meyer. 258 Seiten, broschiert 3 Mark. Bremen. C. Ed. Müller.

jugendfrisch und jugendfroh wie ein Jüngling; aus den Augen leuchtet Feuer, kindliche Unschuld und herzliche Freundlichkeit, alles an ihm Leben und Bewegung, seine ganze Haltung ist ohne Berechnung, sie ist der natürliche Ausdruck des augenblicklichen Denkens und Empfindens.

Dieser Eigentümlichkeit im äußern entspricht eine Verschiedenheit der Anlage und der Begabung. Kögel ist ein echter Sohn des Nordens, wo man größtenteils mühevoll der Scholle den Ertrag abringen muß und darum auch mit Zähigkeit das Erworbene festhält. Frommel ist ein glückliches Kind des Südens, wo einem die Früchte der Erde, die Güter des Lebens fast mühelos in den Schoß fallen (??). Kögel war eine verschlossene Natur, die nur dann und wann die Fülle ihres Lebens keuschen Augen offenbarte. Frommel hatte mehr das Herz auf der Zunge, aber es war ein grundgutes, argloses und treues Herz, das sich auch dann nicht erbittern ließ, wenn man seine Offenheit mißdeutete oder gar mißbrauchte. Kögels Wesen hat, zumal für Fernerstehende, einen düstern Anstrich; bei Frommel ist eitel Sonnenschein und blauer Himmel, der mit köstlichem Humor gepaarte Frohsinn eines Gotteskindes, das die Welt überwunden hat und das Wort Pauli versteht: Es ist alles euer, ihr aber seid Christi. Kögel ist der scharfsinnige Denker, der nach dem Kern der Erscheinungen forscht, ein Mann des Gedankens und der Begriffe; Frommel der gestaltende Künstler, dem alles zum Gleichnis wird, dessen Stärke lebhafte Vorstellung und herzliches Mitgefühl ist. Kögel geht mehr in die Tiefe, Frommel mehr in die Weite.

Daher ist auch ihre Predigtweise verschieden. Kögel, dem jedes überflüssige Wort ein Greuel ist, arbeitet die Predigt wörtlich aus und memoriert sie gewissenhaft. Frommels Vorbereitung besteht, wie bei Schleiermacher, in der geistigen Meditation; den Ausdruck des Gedankens überläßt er dem Augenblick; er erscheint als Ergebnis des unmittelbaren Verkehrs mit der um ihn versammelten Gemeinde. Kögel gleicht einem Baumeister, der Satz auf Satz, Granitblock auf Granitblock setzt, und sein Amen gleicht der Turmspitze eines schönen gotischen Doms. Frommel ist ein alter Arzt, der zugleich Hausfreund ist; er setzt sich neben den Kranken, fühlt seinen Puls, läßt ihn sein Herz ausschütten und verschreibt dann nicht bloß das rechte Heilmittel, sondern giebt es selber ein. Kögels Stärke ist die Schriftauslegung, Frommels die Anwendung auf das Leben. Wer Kögels Gedankenschritt nicht folgen kann, bleibt liegen. Frommel nimmt uns bei der Hand und trägt uns sogar ein Stück, wenn es nicht mehr gehen will. Kögel hat mehr Gedanken, Frommel *einen* Gedanken in allseitiger Beleuchtung. Kögel ist Logiker und Dialektiker, Frommel Psychologe; jener wendet sich an den Verstand und den Willen, dieser an das Gemüt und das Gefühl. Wenn man den Dom verlassen hatte, dachte man an das Psalmwort: „Es geht gewaltig zu in seinem Heiligtum“; aus der Garnisonkirche brachte man die Empfindung mit: „Wie herrlich ist's, ein Schäflein Christi werden!“

Mannigfaltig sind die Eigentümlichkeiten dieser Zeugen Christi auch nach folgenden Seiten. Kögel ist der Kirchenmann, Frommel der Freund des allgemeinen Priestertums der Christen. Kögel der Bekenner vor Kaiser und Reich mit dem Wahlspruch: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; Frommel ein Mann des Friedens und der Vermittlung, aber nicht im Sinne einer falschen Duldsamkeit, sondern aus der Erfahrung heraus: Wem viel vergeben ist, der liebt viel. Kögel ist Theologe, Frommel Volksschriftsteller; Kögel Hofprediger vom Scheitel bis zur Sohle, Frommel ist ein Volksprediger geblieben; er hat zuerst dem kleinen Mann ins Herz geschaut und den Bauer gefragt, wo ihn der Schuh drückt, bevor er vor den Kaiser trat.

Aber sie beide waren — und das ist die große Einheit bei aller Verschiedenheit — Knechte Gottes und Jünger Christi. Sie standen auf demselben Glaubensgrunde, auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. Sie kennen das selige Nun, von dem Paulus spricht: „Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben." Sie beherzigten Zinzendorfs Mahnung: „Wollt ihr Posaunen der Gnade sein, so räumet euch selber der Gnade erst ein." Von dem Lösegelde, mit dem Christus uns erkauft hat, wollten sie auch nicht einen Gulden hergeben. Den Kaiser so gut wie den Bettler haben sie auf die enge Pforte und den schmalen Weg hingewiesen, der allein ins Himmelreich führt. Selbst solche Zuhörer, die bei ihren Predigten den Genuß des Schönen suchten, konnten nicht ohne den Eindruck scheiden: Es handelt sich um dein Heil; und wenn vielleicht Kögel mehr im Allerheiligsten des Glaubens stand und dort des Amtes waltete, während Frommel absichtlich in den Vorhof trat und die Vorbeieilenden rief und lockte: Kommt, denn es ist alles bereit! so empfing man doch bei beiden stets eine Schärfung des Gewissens, eine Glaubensstärkung und eine Förderung in der Heiligung. Jahrzehnte hindurch haben sie den Ruf gehabt, zu den bedeutendsten Predigern Berlins zu zählen und sie hätten sich gegenseitig beneiden können, wären sie nicht vom Geiste Christi erfüllt und durch das Band innigster Freundschaft miteinander verbunden gewesen.

Mannigfaltig sind die Führungen der Jünger, aber es giebt nur eine Nachfolge Jesu. Auch das finden wir bei Frommel und Kögel bestätigt.

Frommel kam aus vornehmen Verhältnissen. Sein Elternhaus in Karlsruhe war damals ein Sammelpunkt bedeutender Künstler und Gelehrter. Für die Idealität des Schönen wurde er da mehr begeistert als für die des Wahren und Guten, wenn auch seine Mutter zu den Stillen im Lande gehörte. Seine Studentenjahre waren seine Sturm- und Drangperiode. Erst dem Vikar des seligen Pfarrers Henhöfer in Spöck ging das Verständnis für die Wahrheit auf: Aus Gnaden selig durch den Glauben. Als Stadtpfarrer in Karlsruhe hat er in reichem Segen gewirkt; er galt dort als einer der wenigen Positiven in einer Zeit, da der Unglaube auf Kanzel und Katheder herrschte, und der

Liberalismus im Kirchenregiment und in den Gemeinden. Seiner Vaterstadt und besonders dem Hofe des Großherzogs hat er bis in seine letzten Tage eine besondere Liebe bewahrt. Im Wupperthale hat er sodann in seiner Gemeinde viel Liebe empfangen, aber die Berufung zum Garnisonprediger nach Berlin im Jahre 1869 wurde ihm willkommen, da die engherzige Frömmigkeit der Wupperthaler und die dauernde Kontrolle der Presbyter seinem weiten Herzen und aufrichtigen Willen auf die Dauer würde beschwerlich geworden sein. Im Jahre 1870 ging er mit seinen Soldaten in den Krieg, und das eiserne Kreuz, das er heimbrachte, hielt er lebenslang für sein teuerstes Ehrenzeichen. Der Hofprediger Frommel hat dann Jahrzehnte hindurch eine großartige Wirksamkeit entfaltet, und wenn man die Eigenart seiner Arbeit und seiner Erfolge nennen will, so muß man sagen: Er hat Liebe gesät und hat Liebe geerntet.

Kögel entstammte einem einfachen Pfarrhause in Posen. Der Christenglaube und die Liebe zur heiligen Theologie war ein Erbstück aus dem Elternhause. Bald finden wir ihn als gefeierten Religionslehrer an einem Gymnasium in Dresden, als Prediger in Nakel, als Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde im Haag, wo der preußische Hof auf seine Kanzelgaben aufmerksam wird. Der im Jahre 1863 nach Berlin berufene Hofprediger steigt von Würde zu Würde. In den Gang der preußischen Kirchengeschichte hat er wiederholt maßgebend eingegriffen; aber daß seine Gemeinde in ganz Deutschland zu finden war, das verdankte er seinen Predigten. Als Seelsorger des großen Kaisers hatte er die einflußreichste Bedeutung.

Trotz aller dieser Erfolge war seine Lebensführung ernster doch als die Frommels. Der Tod seiner ersten Gattin und eines hoffnungsvollen Sohnes gehörten zu den schwersten Erfahrungen seines Pilgerlebens. Frommels Lebensgang war ohne schmerzliche Erschütterungen, soweit ein Fernstehender urteilen kann. Er ist sanft und fröhlich den Weg des Lebens und des Heils geführt worden. Aber so verschieden ihr äußerer Lebensgang, es giebt nur eine Nachfolge Jesu und in dieser haben sich beide bewährt durch den Mut ihres Zeugnisses vor Kaiser und Reich; durch die Demut ihres Wesens trotz der Höhe und des Glanzes ihrer Lebensstellung und der Lobsprüche begeisterter Anhänger; durch die selbstlose Hingabe im Dienste des Herrn, besonders auch in der Treue der Seelsorge, die sich der Öffentlichkeit entzog; durch die Bewährung im Kreuz, das ihrem Heimgange voranging. Mannigfaltig ist der Hingang der Jünger, aber alle erwartet ein Heimgang.

Wie schwer es Kögel geworden, ein Amt nach dem andern niederzulegen; wie ergreifend und beherzigenswert seine letzte dreifache Mahnung an die Geistlichkeit bei seinem Abschiede: Nie zu vergessen, daß, wer andere bekehren will, zunächst selber wahrhaft bekehrt sein muß; daß die alten Gnadenmittel, Wort und Sakrament, noch heute Lebenskraft haben und sich wirksam erweisen an den Herzen; daß end=

lich das Reich Gottes nicht mit äußeren Gebärden kommt, sondern gebaut wird durch die Erweisung des Geistes und der Kraft! Frommel hat noch in seinen alten Tagen seine Gemeinde verlassen; aber wenn er auch das von ihm so oft angeführte Wort bestätigt fand, daß es nicht gut ist, einen alten Baum zu verpflanzen — er wächst selten an —, so war er doch reichlich entschädigt durch das Vertrauen seines kaiserlichen Herrn und durch die schöne und hohe Aufgabe, dem künftigen deutschen Kaiser schon in der Jugend das Christenleben in seiner wahren Gestalt zu zeigen durch Wort und persönliches Beispiel. Beiden gemeinsam ist, daß sie der Herr noch in die Stille und in die hohe Schule des Kreuzes geführt hat; er hat sie für würdig befunden, ihnen zu allen den Orden, die ihre Brust schmückten, den glänzenden Stern der Gotteskindschaft und den hohen Orden des heiligen Kreuzes zu schenken. In welchem Sinne sie ihrem Heimgange entgegensahen, erkennen wir aus ihren eigenen Wünschen und Worten. Frommel wünscht keine Kränze und Lobreden, sondern Freude in den Hütten der Armut und Verkündigung des Wortes, das den Inhalt seines Lebens wiedergiebt. Kögel hat beim Gedanken an sein Grab gesungen:

Pflanzt zu Häupten mir die Tanne,
Denn sie sagt von einem Manne,
Der zu Weihnacht kommen ist;
Der den Tod für mich geschmecket,
Alle Sünden zugedecket.
Lob und Preis dir Jesus Christ!

Nun sind sie hinübergegangen in das Reich des ewigen Lichtes!

Ich schließe mit zwei Worten, die wir als Vermächtnis dieser beiden Zeugen beherzigen wollen, und die zugleich ihre Eigenart in schöner Weise wiederspiegeln. Frommel beschließt den ersten Band seiner Predigten über das Evangelium Lucä mit einer Predigt über das Wort: „Eins ist not“ und sagt am Schlusse: „Tröste dich, wenn du nichts mehr für andere thun kannst. Wenn dich Gott in die Stille führt, dann thue den Mariendienst, daß du dir dienen lässest und sprich mit dem seligen Probst Nitzsch: Sehen kann ich nicht mehr, hören nicht mehr, reden nicht mehr, aber ich kann noch lieben.“

Und Kögel beschließt eine Totenfestpredigt mit den ergreifenden Worten: „Dazu gehen uns die Entschlafenen mit dem Bekenntnis ihrer Hoffnung, mit dem Beispiel ihres Sterbens voran, damit an ihren geschlossenen Augen die unseren sich öffnen, damit an den Fackeln, mit denen ihr scheidender Zug sich durch das dunkle Todesschattenthal bewegt, die unseren sich entzünden. Geh nicht als Fremder hinüber oder gar als Feind Jesu. Dich schirme und schütze das Gebet: Herr Jesu, dir leb ich, Herr Jesu, dir sterb ich, Herr Jesu, dein bin ich tot und lebendig. Mach mich selig, o Jesu. Amen.“

War doch selbst Christus in der Welt von den Menschen verschmäht und in seiner größten Not unter Spott und Lästerungen von seinen Bekannten und Freunden verlassen.

Antworten zum Fragekasten.

Von unserm Heft No. 3 steht noch aus die Frage No. 7. Bis zur Stunde hat sich niemand ums Wort gemeldet, so mag etwa folgendes als Antwort dienen.

Der Fragesteller hat sich nicht darüber erklärt, ob er alle biblischen Rätselfragen als unpassende Spielerei mit der Bibel bezeichnet wissen will, oder nur eine bestimmte Klasse oder Art dieser Rätsel. Nun ist es Thatsache, daß auch sehr gewissenhafte Leute, welche selbst sehr streng die genaueste Verbalinspiration verteidigen und andere scheel ansehen, die sie nicht festhalten, sich dennoch kein Gewissen daraus machen, Rätselfragen aus der Bibel für jung und alt aufzustellen. Und jedenfalls hat es für viele Kinder und junge Leute die heilsame Wirkung, sie zur Erforschung der Bibel anzuspornen. Dr. Chr. G. Barth hat ein eigenes Büchlein mit biblischen Rätselfragen herausgegeben und war vielleicht für viele der Vorgänger in diesem Stück. Es wird sich also bei dieser Frage nur darum handeln können: Ist es recht oder unrecht, die Kinder mit solchen Rätselfragen zum Bibelstudium anzutreiben? Ein Unrecht kann es doch wohl kaum genannt werden. Es könnte höchstens in die Reihe sogenannter Adiaphora eingereiht werden. Eine Mahnung, den rechten Takt und schuldigen Respekt vor der heiligen Schrift zu wahren, darf immerhin der Frage 7 entnommen werden.

Wir kommen zu Frage No. 14 im Juliheft, Seite 319.

Es ist allerdings eine Thatsache, daß kirchliches Begräbnis im Volk noch als eine Ehre gilt. Doch ist es nicht bloß die Ehre, die dabei gesucht wird. Das Volk hat im allgemeinen das Gefühl, daß es gegen die Menschenwürde verstößt, wenn man einen toten Menschen ohne Sang und Klang, ohne Wort Gottes und Gebet zu Grabe bringt. Oft sind es nicht einmal die nächsten Anverwandten, welche die kirchliche Beerdigung fordern, sondern es sind die umwohnenden Nachbarn, welche es als im höchsten Grade anstößig betrachten, wenn eine Familie ihre Toten ohne Mitwirkung des Pastors bestatten will. Die Rücksicht also auf Sitte und allgemeinen Brauch wirkt oft mit bei der Forderung des kirchlichen Begräbnisses. Die Frage ist nun: Soll der Pastor dem Verlangen entsprechen oder es abschlagen?

Handelte es sich bloß darum, den Verstorbenen damit zu ehren, dann müßte das kirchliche Begräbnis allen solchen verweigert werden, die nie weder in Gesundheit noch in Krankheit und Todesnot den Dienst des geistlichen Amtes begehrten. Ja, dann müßten wir am Ende noch weiter gehen und auch vielen andern das kirchliche Begräbnis verweigern, welche, obgleich keine entschiedene Ungläubige, doch selten im Gotteshause zu sehen sind und mit der christlichen Kirche in einem sehr losen Verband stehen.

Die Frage wird jedoch nicht bloß mit Rücksicht auf die zu Beerdigenden zu beantworten sein. Es kommt vielmehr darauf an, wie der Prediger persönlich sein Amt auffaßt und auszurichten gesonnen ist.

Wer bei Leichenfeiern nur Gedächtnis- und Trostreden halten, oder gar den Verstorbenen rühmen will, der wird freilich oft mit seinem Gewissen ins Gedränge kommen, wenn ihm solche Fälle vorkommen, wo nichts zu trösten und nichts zu rühmen ist. Wer aber sich berufen glaubt, im Namen seines Herrn an jedem Ort, bei jeder Gelegenheit, „zur rechten Zeit oder zur Unzeit" das Evangelium zu verkündigen, zu strafen, zu drohen, zu ermahnen mit aller Geduld und Lehre, der wird kein Gewissensbedenken tragen, den Befehl des göttlichen Meisters zu jeder Zeit und an jedem Ort auszurichten, wo der Herr ihm Gelegenheit giebt dazu. Wenn man bedenkt, daß gerade solche Leichenfeiern oft die einzige Gelegenheit darbieten, einer ungeheuren Menge unkirchlicher Leute, die man sonst nie erreichen kann, den ganzen Ernst der Wahrheit ungeschminkt zu verkündigen, so könnte es vielmehr zur ernsten Gewissenspflicht werden, solche Gelegenheiten nicht abzuweisen, sondern sie zu ergreifen, wo und wann immer sie sich bieten. Man vergl. 1 Kön. 20, 31—43; Hes. 33, 1—11. — Von diesem Gesichtspunkt aus beantwortet sich auch die Frage, ob der Pastor bei Beerdigung von Selbstmördern mitwirken soll. Er predigt ja nicht den Toten, sondern den Lebendigen. Und wenn er nicht „ein stummer Hund" ist (Jes. 56, 10), so hat er da die beste Gelegenheit, davon zu zeugen, daß „die Sünde der Leute Verderben" und daß „der Tod der Sünde Sold" ist. Damit dürfte im voraus auch schon die Antwort auf Frage No. 18 gegeben sein, welche diese Nummer des „Magazins" bringt.

Ist der Pastor erst bekannt, daß er „grobe Leichenpredigten" hält und kein Schönredner, Schmeichler und lügenhafter Phrasenheld ist, so wird man auch ihn nicht allzu oft begehren in unkirchlichen Kreisen, und wo man ihn dennoch begehrt, da betone er, daß er nicht der Menschen, sondern Christi Knecht ist und Gewissens halber so reden muß. Wenn sie dann auch ihn dafür hassen oder verlästern, so hat er doch einen starken Trost: Matth. 5, 11 u. 12, das genügt ihm, auch wenn er keinen andern Lohn für seine Leichenpredigt bekommt, als Lästerung und Verfolgung. — Das ist nicht graue Theorie: rei hujus periti sumus!

Zu der Frage No. 15 möchte zu bemerken sein, daß die Synode es bei den Distrikts- und Generalkonferenzen nicht fehlen läßt, fortwährend Zeugnis abzulegen gegen die weltliche Art, durch Befriedigung der sinnlichen Lüste Geld zu machen für kirchliche Zwecke. Es wird aber auch bei all diesen synodalen Zeugnissen nichts herauskommen, so lange die Prediger im einzelnen nicht ihre ganze Existenz in einer Gemeinde einzusetzen wagen und im Aufblick auf den Herrn ein mutiges Zeugnis ablegen gegen den Unfug, der mit diesem Geldmachen verbunden ist. Ferner ist hier zu sagen, daß Prediger auf dem Lande in der Nähe von Großstädten oft einen schweren Stand haben. Denn wenn sie auch dem Unfug mit aller Macht entgegenarbeiten, so verdirbt das ärgerliche Beispiel der Gemeinden in den Großstädten oft wieder alle Arbeit eines gewissenhaften Arbeiters. „Wehe der Welt der Ärgernis

halber, es muß ja Ärgernis kommen, doch wehe dem Menschen (und der Gemeinde), durch welche Ärgernis kommt."

Die Frage No. 16: „Anschluß an eine Lebensversicherungsgesellschaft," läßt sich kaum so beantworten, daß sie für jedes Gewissen entschieden ist. Wer Gewissensbedenken hat, sol . en Anschluß zu vollziehen, der thut besser, wenn er es bleiben läßt und sich um so fester und unbedingter auf den Herrn, seinen Gott, verläßt. Denn was man nicht mit gutem, ruhigem Gewissen thun kann, das gehet nicht aus dem Glauben, und was nicht aus dem Glauben gehet, das ist Sünde. (Röm. 14, 23.) Ein solcher darf dann aber konsequenterweise auch in keine Feuer- und Sturmversicherung eintreten. Wer nur fest steht im Glauben, darf gewiß auch darin erfahren, daß der Herr zu ihm spricht: Dir geschehe, wie du geglaubet hast! — Wer nun aber ein solcher Starkgläubiger ist, daß er jedes Sichverlassen auf menschliche Stützen sich zur Sünde rechnet und demgemäß handelt, der hüte sich nur vor zwei Abwegen, die hier drohen.

1. Er hüte sich vor geistlichem Hochmut, daß er nicht um deswillen sich für besser hält, als seine Brüder, und am Ende gar ein Verdienst und Rechtsanspruch an Gott zu haben glaubt. Gott, der Herr, könnte einen solchen, der die Feuerversicherung z. B. vermeidet, auf eine sehr ernste Probe stellen, wo vielleicht sein Glaube doch nicht standhalten würde.

2. Er hüte sich, seine Brüder zu richten, die darin anders stehen und anders urteilen, als er. Ein jeder steht und fällt seinem Herrn. „Wer auf die Versicherungen etwas hält, der thut's dem Herrn und danket Gott; und wer nichts darauf hält, der thut's dem Herrn nicht und danket Gott." (Röm. 14, 6.) Oder sollte eine solche Paraphrase unstatthaft sein? Wir wollen gerne uns belehren lassen. Wir müssen lernen, aus allgemeinen Prinzipien die einzelnen Lebensfragen zu entscheiden. In diese Kategorie gehört auch die Frage: Soll man in Krankheitsfällen den Arzt rufen und Medizin nehmen, oder sich allein auf den Herrn verlassen, der gesagt hat: Ich bin der Herr, dein Arzt? Wer nur stets sich bewußt bleibt, daß immer der Herr die letzte Ursache alles Segens, aller Bewahrung, aller Hilfe und Heilung 2c. bleibt, und sein Vertrauen nicht auf Menschen, sondern auf den Herrn allein setzt, der wird mit ebenso ruhigem Gewissen den Arzt rufen und der Versicherungsgesellschaften sich bedienen, als er Speise und Trank gebraucht, obgleich er weiß, daß Gott auch ohne irdische Nahrung ihn am Leben erhalten könnte.

Zu Frage No. 17: Warum sich gerade ein jüdischer Proselyt am besten für die Judenmission eigne, möchten wir sagen: Das ist eine petitio principii! Es ist denn doch sehr die Frage, ob in allen Fällen ein Proselyt am besten dafür geeignet ist. Hat der Proselyt z. B. nicht von Jugend auf schon spezifisch jüdische Ausbildung im Hebräischen und allen jüdischen Sitten und Rechten, muß er das alles auch erst nachlernen, wie der Nichtisraelite, so dürfte mancher der letzteren leicht ein besser geeigneter Judenmissionar werden, als der Proselyt, dem von seiten der Juden ein größeres nationales Vorurteil gegenübertritt, als dem Nichtjuden. Jener gilt als ein Abgefallener und wird mit mehr Verachtung behandelt, als der Nichtjude, wenn er nicht mit überlegener Geistesmacht seinen Volksgenossen so imponieren kann, daß ihnen das Verachten von selbst vergeht und sie höchstens zur Lästerung schreiten können. Wem die Geistesmacht fehlt, die freche Spötter verstummen machen kann, der dürfte kaum zu dem Beruf eines Judenmissionars geeignet sein.

Pädagogisches.

Anschauungs-, Lese- und Realunterricht in ihren gegenseitigen Beziehungen.

(Von Prof. H. Brodt.)

Unser Thema redet von gegenseitigen Beziehungen zwischen verschiedenen Unterrichtsfächern und deutet auf den allgemeinen Grundsatz hin, daß kein Unterrichtsfach der Volksschule mit souveräner Selbständigkeit ohne Rücksicht auf die andern Fächer betrieben werden darf, wenn anders der Schulunterricht als eine organische Einheit erscheinen soll. Daß eine solche Beziehung zwischen den Unterrichtsfächern nicht allein natürlich und darum erlaubt, sondern auch ersprießlich und darum geboten ist, ist ein so allgemein anerkannter Grundsatz, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, wollte man darüber in einer Versammlung von Pädagogen noch viel Worte verlieren. Schon Amos Comenius forderte, daß das, was von Natur verbunden sei, nicht getrennt werden dürfe, daß man vielmehr sachlich verwandte Gegenstände miteinander verbinde. Die Zeit hat auch in der That in ihrem Laufe so viele neue Bildungsstoffe zutage gefördert, daß der Lehrer, welcher den Zeitbedürfnissen Rechnung tragen will, oft nicht weiß, wie er die Stoffe in der ihm zu Gebote stehenden Zeit bewältigen soll. Er sinnt auf Abhilfe und findet das Mittel in der Konzentration des Unterrichts, in der Verschmelzung, Verbindung und gegenseitigen Beziehung der Unterrichtsfächer. Dieses Mittel ist ihm um so erwünschter, als es ihm den Hauptzweck alles Unterrichts, die Erziehung, in einer einheitlichen Weise erstreben hilft. Wenn die Folge davon auch vielfach eine Beschränkung des Unterrichtspensums ist, so wird doch auch andrerseits eine Vertiefung der Einsicht in denselben herbeigeführt, die für den Schüler nur vorteilhaft und nützlich sein kann. Man täuscht sich sehr, wenn man die Erreichung der Bildungsziele dadurch zu fördern glaubt, daß man die Schüler mit den mancherlei Wissensstoffen, welche unsre Zeit bietet, vollstopft. Dadurch erzielt man vielfach nur Scheinbildung, Verbildung oder eine gewisse Überbildung, aber keine einfache und gesunde Lebensbildung, die doch allein wahren Wert hat. Letztere erreicht man um so sicherer, je zweckmäßiger man die unterrichtlichen Mitteilungen des ganzen Lehrgebiets der Volksschule nach Maßgabe ihrer inneren Verwandtschaft miteinander in Beziehung setzt. Allerdings liegt hierbei die Gefahr nahe, daß man in der gegenseitigen Verschmelzung und Beziehung zu weit geht und unnötige Verbindungen erstrebt, oder unzulässige erzwingt. Jedem der Fächer, die der Volksschule zugewiesen sind, gebührt so viel Selbständigkeit, als es zur Erreichung der Aufgaben nötig hat, die ihm seiner Natur nach zufallen. Auch bewirkt ja das allzulange Verweilen bei einem Stoffe abstumpfend, und das wahre Ausruhen von einer Thätigkeit erfolgt nicht durch Nichtsthun, sondern durch Wechsel der Arbeit. Deshalb fordern wir für die Jugend das Nebeneinander der Fächer, soweit es unter den gegebenen Schulverhältnissen sich

durchführen läßt. Aber dieses Nebeneinander derselben schließt die gegenseitige Bezugnahme in einzelnen Pensen derselben nicht aus; die Berechtigung und Notwendigkeit einer solchen ist durchaus nicht in Zweifel zu ziehen. Als erste These stelle ich daher folgende auf:

„Jedem Unterrichtsfach der Volksschule gebührt die zur Erreichung seiner Ziele erforderliche Selbständigkeit; doch muß bei der gesonderten Behandlung der einzelnen Unterrichtsfächer, wo es nötig und zulässig ist, eins in den Dienst des andern gestellt werden."

Zunächst ist im Thema der Anschauungsunterricht als eine der Disziplinen bezeichnet, die mit andern in Beziehung zu setzen ist. Ehe wir diese Beziehungen ins Auge fassen, wird es nötig sein, uns die nötige Klarheit über Wesen, Zweck und Entwicklung dieses Unterrichts und über seine Stellung zu den andern Unterrichtsfächern im allgemeinen zu verschaffen.

Mit dem Ausdruck Anschauungsunterricht weist man entweder auf das allgemein anerkannte Prinzip der Anschaulichkeit des Unterrichts hin, oder man bezeichnet damit einen Zweig des Unterrichts in den Elementarklassen der Volksschule, welcher in einer Reihe von Übungen besteht, die das Kind die Außenwelt richtig auffassen und kennen lehren, ihm Gedanken und Worte zuführen und sein Anschauungsvermögen stärken sollen. Der Begründer des Prinzips der Anschaulichkeit für die wissenschaftliche Forschung ist Baco von Verulam, und das Verdienst, die Geltung dieses Prinzips auch im Unterricht betont zu haben, gebührt dem holsteinschen Pädagogen Ratichius, während der Böhme A. Comenius der erste ist, der den Satz aufgestellt hat, daß *aller* Unterricht Anschauungsunterricht sein müsse. Seit jener Zeit wurde das Verlangen nach Sachen im Unterricht ein allgemeines. Ernst der Fromme, Franke, Rousseau, Basedow und Pestalozzi bildeten dann den Anschauungsunterricht zu einem selbständigen Unterrichtsfache aus, das in verschiedener Weise und mit verschiedenem Erfolge neben den andern Unterrichtsgegenständen, zum Teil auch im Zusammenhange mit denselben in den Schulen getrieben wurden. Tüchtige Schulmänner bezeichneten den im Anschauungsunterricht zu verarbeitenden Stoff und treffliche Methodiker gaben Anweisung für die Behandlung desselben. Dabei bildeten sich zwei Hauptrichtungen aus: die *formale*, welche insbesondere die Bildung der Kraft des Kindes zum Reden im Auge hatte und den Stoff logisch anordnete, und die materiale, welche die Aneignung des durchzuarbeitenden Materials als die Hauptsache betrachtete und deshalb dasselbe auch sachlich aneinander reiheten. Eine weitere Fortbildung erfuhr der Anschauungsunterricht durch Denzel, welcher deutlich den *religiösen*, den *formalen* und den materialen Gesichtspunkt unterschied und darauf die Forderung gründete, daß der Anschauungsunterricht den Stammunterricht alles folgenden Unterrichts bilden müsse. Allein der Versuch, alle andern Unterrichtsgegenstände aus diesem Stammunterrichte abzuleiten, ist als fehlgeschlagen zu betrachten; in den allermeisten Fäl-

len schrumpfte der Stammunterricht alles Unterrichts zu einem Stammunterricht in den Realien zusammen, und endlich brachte ihn kein Geringerer als K. v. Raumer auf die Anklagebank, indem er behauptete, er sei weit mehr eine Übung des Sprechens, wenn auch des geistlosesten, als eine Übung der Sinne. In der letzten Hälfte unsers Jahrhunderts hat man daher namentlich im Norden unsers deutschen Vaterlandes den Anschauungsunterricht von der Liste der selbständigen Unterrichtsfächer gestrichen — weder die Regulative noch die allgemeinen Bestimmungen fordern einen selbständigen Anschauungsunterricht—, während er im Süden noch immer als selbständiges Unterrichtsfach figuriert. Bedeutende Pädagogen, wie z. B. Kehr, sind Gegner eines selbständigen Anschauungsunterrichts. Kehr fordert den Anschauungsunterricht als das Erste des Elementarunterrichts und verbindet ihn organisch mit dem gesamten Sprach- und Schulunterricht. Er rechtfertigt dieses Verfahren, indem er fragt: „Wenn aller Unterricht Anschauungsunterricht sein soll, wozu dann noch extra Anschauungsunterricht in besonderen Stunden?" und fügt hinzu: „Bei uns ist der Anschauungsunterricht keine Disziplin, sondern ein Prinzip."

Es fragt sich nun, auf welche Seite wir uns bei unsern amerikanischen Schulverhältnissen stellen wollen. Meiner Meinung nach muß für uns die Frage den Ausschlag geben, ob wir ohne den Anschauungsunterricht als selbständige Disziplin ebensoweit kommen als mit gesondertem Anschauungsunterricht. Denn wir haben in unsern Gemeindeschulen nachgerade Unterrichtsfächer genug, so daß uns die Lust, die Zahl derselben noch zu vermehren, nicht so leicht anwandeln dürfte. In der That kommen wir ohne diese Vermehrung auch recht gut aus, wenn wir — wie es ja zumeist auch geschieht — den Anschauungsunterricht mit dem ersten Lese- und Sprachunterricht verbinden, und andrerseits jedes Unterrichtsfach mit Anschauungen beginnen, so daß jedes gleichsam seinen besonderen Anschauungsunterricht hat. Es möchte zudem den Gegnern dieser Ansicht schwer werden, nachzuweisen, daß ein *besonderer* Anschauungsunterricht im Wesen der Kindesnatur begründet liegt; und woraus anders wollte man seine Notwendigkeit für das Wesen des ersten Unterrichts ableiten? Wir stellen daher als zweite These auf:

„Der Anschauungsunterricht ist in unsern evang. Gemeindeschulen nicht als selbständiges Unterrichtsfach neben den andern zu betreiben, sondern er gilt als oberstes und allgemeines Prinzip des Unterrichts und verbindet sich als Teil des ersten Lese- und Sprachunterrichts mit dem gesamten Schulunterricht."

Es ist nun nach diesen zwar etwas entfernt liegenden, aber durchaus notwendigen Auseinandersetzungen des weiteren unsre Aufgabe: a) *die Beziehungen des Anschauungsunterrichts zum ersten Lese- und Sprachunterricht*, b) *seine Beziehungen zum Realunterricht* und c) *die Beziehungen des Lese-Unterrichts zum Realunterricht* näher ins Auge zu fassen und im einzelnen zu erörtern.

Welche Beziehungen bestehen also zwischen dem Anschauungs- und dem ersten Lese- und Sprachunterricht? „Die Anschauung ist das absolute Fundament aller Erkenntnis," wie Pestalozzi sagt, und ein andrer Pädagoge fügt hinzu: Die Anschauung ist die Heerstraße der Wissenschaft. Darum beginnen wir jeden, auch den ersten Lese- und Sprachunterricht mit der Anschauung und machen auch in seinem Fortgange von der Anschauung Gebrauch, wo immer bei dem Kinde die Anschauung fehlt. Als Anschauungsmaterial beim ersten Leseunterricht betrachten viele Lehrer die zur Bezeichnung der Laute dienenden Buchstaben. Sie bedenken dabei aber nicht, daß das toter Anschauungskram ist, der ertötend wirken muß. Manche fühlen es wohl und sagen mit dem Normalkantor in Polacks Brosamen: „Diese toten Dinge müssen belebt werden, damit sie gleich den Totengebeinen beim Propheten sich zusammenfügen, regen und leben. Wenn ich die fremden Zeichen und Namen identifiziere mit bekannten Dingen und Lauten, dann kriegt die fremde Welt ein bekanntes Gesicht, und den Kleinen wird wohl in der schwarzen Gesellschaft."

Das ist nun allerdings kein übles Mittel und jedem Lehrer dringend zum Gebrauch anzuraten; allein es bleibt doch nur ein kümmerlicher Ersatz für das Anschauen und Besprechen solcher Dinge, die der lebensvollen Umgebung des Kindes entnommen sind und denen man nicht erst auf künstliche Weise Beziehung zum Leben, Leben und Bewegung verleihen muß. Eine recht gute Idee wäre die von Polack angedeutete, nämlich ein Ding zu finden, das mit dem Buchstaben eine Ähnlichkeit besäße, und in dem Wirkungskreise dieses Dinges einen Laut ausfindig zu machen, der dem Laute des Buchstabens entspräche — wenn sie sich durchführen ließe; aber da werden wir — wie Polack selbst sagt — uns oft umherwürgen wie der Widder, der mit den Hörnern in der Hecke hing, ohne daß wir vom Fleck kommen. Solange das von Polack angedeutete Problem noch nicht gelöst ist, werden wir uns damit begnügen müssen, von solchen Dingen auszugehen, deren Name den Laut in sich schließt, welchen wir samt seinem Zeichen den Kindern vorführen wollen. Diese Dinge sind in der Umgebung des Kindes zu suchen: in Schule, Haus, Hof, Garten, Wald, Feld und Firmament. Es kommt bei der Wahl der Objekte darauf an, daß man solche zu finden wisse, welche in hohem Grade geeignet sind, das Interesse des Kindes zu erregen, und deren Besprechung in ganz besonderer Weise belehrend und bildend auf das Kind wirkt und seine Sprache fördert. Zugleich dürfte es sich auch empfehlen, hier schon auf den weitgehenden Unterricht des Kindes Rücksicht zu nehmen, so daß also die ersten Spuren des Realunterrichts in den sich an die gewählten Objekte anschließenden Besprechungen zu finden wären. Selbstverständlich dürften letztere dann nicht so kurz und fadenscheinig sein, wie sie in sehr vielen Fällen gehalten werden. Sie sollten nicht bloßes Beiwerk für die Einführung des Lautes und seines Zeichens sein, das man in etwa fünf bis zehn Minuten abmacht, sondern müßten den Raum einer halben Stunde

einnehmen, so daß nach Verlauf der letzteren ein lohnenswertes Resultat der Besprechung in Form von bestimmten in sprachrichtigen Sätzen ausgedrückten Erkenntnissen zu verzeichnen wäre. Die Besprechung des neuen Objektes müßte immer in der Zeit stattfinden, in welcher der vorhergehende Laut und der zu demselben gehörige Übungsstoff schriftlich geübt wird. Erst in der folgenden halben Stunde wird dann der neue Laut entwickelt, das Zeichen für denselben vorgeführt und eingeübt. Es erscheint mir wichtig, an dieser Stelle zu bemerken, daß sich die Besprechung, wo es nur immer möglich ist, an konkrete, wirkliche Dinge anschließen muß, daß lebendige Naturgegenstände toten Kunsterzeugnissen stets vorzuziehen sind. Bilder sollten nur im Notfalle oder als Erinnerungsmittel gebraucht werden. Gerade in diesem Stücke sollte jeder Lehrer sich durch Herzog Ernst von Göthe das Gewissen schärfen lassen, der alles vom Unterrichte solange ausschloß, was der Lehrer den Sinnen der Kinder nicht in natura vorgeführt hatte. Wenn der Herzog in diesem Stücke auch etwas zu weit ging, so würde die Beherzigung seiner Vorschrift doch das Gute haben, daß dadurch der fast unglaublichen Gleichgültigkeit mancher Lehrer in Bezug auf Veranschaulichung ein Ziel gesetzt wäre. Aber nicht nur bei der Einführung der Laute hat der Anschauungs-Unterricht den Lese- und Sprachunterricht zu begleiten, sondern auch auf den nächstfolgenden Stufen dieses Unterrichts. Dabei hat er sich an die Fibel- und Lesebuchstoffe anzulehnen. Zugleich verzweigt er sich jetzt nach zwei Richtungen. Während er bis dahin nur beschreibender Natur war, tritt jetzt neben dem beschreibenden auch der erzählende Anschauungs-Unterricht in seine Rechte. Die Stoffe des letzteren bilden Geschichten, Fabeln und Märchen. Aus diesen Anschauungsübungen soll das Kind die Grundelemente des Denkens schöpfen, Vorstellungen von Dingen, Thätigkeiten, Verhältnissen und Eigenschaften, von Ort und Zeit, von Art und Weise, von Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck gewinnen und durch die Sprache ausdrücken lernen. Es ist geradezu unglaublich, wie armselig und verworren der Kreis von Anschauungen und Vorstellungen bei den Kindern im allgemeinen ist. Deshalb muß sich jeder Lehrer verpflichtet fühlen, alle Kräfte aufzubieten, das Fehlende nachzuholen, zu ergänzen, zu klären, zu berichtigen. Der bei dem Anschauungs-Unterricht nötige Anschluß an das Lesebuch wird den Lehrer nicht hindern, die Objekte nach Art der Natur selbst zu gruppieren und sich an das Naturjahr anzuschließen. Freilich darf er dann nicht — wie es leider heutzutage noch viele Lehrer thun — in mechanischer, ich möchte fast sagen sklavischer Weise einfach dem Gange des Lesebuches folgen, indem er vorne in demselben anfängt uud hinten aufhört.

These III. **Der Anschauungs-Unterricht begleitet den ersten Lese- und Sprachunterricht von der Einführung der Laute an durch die Fibel hindurch ins Lesebuch hinein. Das Material desselben bilden nicht sowohl Buchstaben, Bilder und leblose Kunstgegenstände, als vielmehr**

lebendige Naturkörper, sowie Naturerscheinungen, Märchen, Sagen und Erzählungen, die mit Anschluß an Fibel und Lesebuch aus der Umgebung des Kindes zu wählen, naturgemäß zu gruppieren und ausführlich in geist- und sprachbildender Weise zu behandeln sind.

Wir haben ferner die Beziehungen des Anschauungs-Unterrichts zum Realunterricht ins Auge zu fassen. Über diesen Punkt können wir uns nach allem, was bisher gesagt wurde, etwas kürzer fassen. Wenn der den ersten Lese- und Sprachunterricht begleitende Anschauungs-Unterricht rechter Art ist, wenn insonderheit die Auswahl des Stoffes für denselben richtig getroffen wird, so sind die realistischen Unterrichtsfächer: Geographie, Geschichte und Naturkunde durch ihn in genügender Weise vorbereitet, so daß der Lehrer sie — natürlich in richtiger Aufeinanderfolge und geordneter Wechselwirkung auftreten lassen kann. Bei der Auswahl des Stoffes für den Anschauungs-Unterricht sowohl als auch bei der Behandlung desselben ist daher von vornherein Rücksicht auf die realistischen Fächer zu nehmen, so daß die wichtigsten Grundbegriffe dieser Fächer bei den Kindern bereits vorhanden sind, wenn der Unterricht in denselben beginnt. Ehe z. B. der geographische Unterricht mit der Heimatskunde seinen Anfang nimmt, sollte das Kind durch den Anschauungs-Unterricht der ersten zwei oder drei Schuljahre schon mit den wichtigsten Objekten und Erscheinungen auf dem festen Erdboden wie: Erhöhung und Vertiefung, Berg und Thal, Fuß und Gipfel, Rücken und Abhang bekannt sein; es sollte Ackererde, Lehm, Thon, Sand, Schiefer, Sandstein, Kohle, Salz und die bekanntesten Metalle unterscheiden und trennen können; auch müßte es bebautes und unbebautes Land, Äcker, Gärten, Felder, Wiesen, Wälder und Steppen nicht bloß durch die Anschauung kennen, sondern auch im Unterricht bezeichnen gelernt haben; sodann müßte es auch über die wichtigsten Arten der Gebäude und ihre Zwecke, wie auch über die verschiedenen Berufsarten und Beschäftigungen wenigstens einigermaßen im klaren sein. Ebenso sollte es die wässerigen Lufterscheinungen und die Erscheinungsformen des Wassers innerhalb des Landes und umgekehrt sich richtig vorzustellen und sie zu bezeichnen imstande sein.

Endlich sollten ihm Vorstellungen wie Luft, Wind, Sturm, Wärme, Kälte, Feuchtigkeit, Trockenheit, Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Monat und Woche, Stunde und Minute, die Tages- und Jahreszeiten, die wichtigsten Feste, Gemeinde, Volk, Vaterland, Beamte, Obrigkeit und andere ähnliche geläufig sein. Zur besseren Erreichung dieses Zieles muß der Lehrer den Anschauungs-Unterricht durch Spaziergänge, die das Kind entweder in seiner Begleitung oder in Begleitung seiner Eltern macht, unterstützen. In ähnlicher Weise sind auch die *anderen* realistischen Fächer durch den Anschauungs-Unterricht vorzubereiten: die *Naturgeschichte* durch Besprechung von einzelnen Naturgegenständen, die als Repräsentanten der bekanntesten Tier- und Pflanzenklassen gelten können, die *Geschichte* durch Märchen, Sagen und Erzählungen, die, wenn möglich, mit der heimatlichen Flur

verwachsen sind. Wenn nach solcher Vorbereitung die realistischen Fächer auftreten, so hört jener mit dem Lese- und Sprachunterricht verbundene Anschauungs-Unterricht auf; der Anschauungs-Unterricht wird zum Prinzip derselben.

These IV. Der in Verbindung mit dem ersten Lese- und Sprachunterricht erteilte Anschauungs-Unterricht ist so zu gestalten und der Stoff für denselben so auszuwählen und zu behandeln, daß die realistischen Fächer dadurch genügend vorbereitet werden. Mit dem Auftreten der letzteren hört jener auf. Der Anschauungs-Unterricht wird zum Prinzip des Realunterrichts.

Es bleibt uns nun noch übrig, die Beziehung des weitergehenden Leseunterrichts zum Realunterricht darzulegen. Solche Beziehungen sind überhaupt nur da möglich, wo das Lesebuch so eingerichtet ist und die Lesestunde so erteilt wird, daß letztere neben der sprachlichen Förderung auch Befestigung und Bereicherung der realistischen Bildung nach sich zieht. Allerdings soll das Lesebuch kein Kompendium für den Realunterricht sein. Jedenfalls muß es aber eine genügende Anzahl von Lesestücken enthalten, welche zur Belebung, Ergänzung und Wiederholung der realistischen Fächer dienen. Der realistische Unterricht darf nie von diesen Stücken ausgehen, sie etwa zur Grundlage weitergehender Belehrungen machen, sondern darf zu ihnen nur hinführen. Deshalb sind solche realistischen Lesestücke erst zu behandeln, nachdem sie durch den Unterricht in den Realien genügend vorbereitet sind; oder sie sind — falls letzteres noch nicht geschehen sein sollte — in anderer Weise zu behandeln als rein sprachliche Lesestücke. Der Lehrer hat sie nicht von vornherein vorzulesen oder lesen zu lassen, wie es sonst geschieht, sondern er hat den in ihnen enthaltenen Stoff frei, wenn auch in kurzer bündiger Weise darzustellen und zu behandeln, ehe er zum Lesen schreitet. Bei dieser Vorführung und Behandlung hat der Lehrer das Fundamentalgesetz alles Elementarunterrichts vollkommen zur Geltung kommen zu lassen: Unterrichte anschaulich! Er muß die Geisteskräfte der Schüler wecken, Spannung und Sammlung erzielen und die Sprachkraft der Schüler entfesseln. Zu dem Zwecke muß er sich sorgfältig und gründlich vorbereiten und sich für jedes Stadium des Unterrichts klar darüber werden, wie er am leichtesten und sichersten zum Ziele kommt. Er gleiche einem Wechsler, der sich vorher seine Geldrollen wickelt und das kleine Geld zurechtlegt. Ist das geschehen, so ist das Auszahlen eine Lust und geht rüstig und richtig von statten. Bei der Vorbereitung auf das Lesestück hat der Lehrer insbesondere darauf zu sehen, daß schwierige Ausdrücke desselben dem Kinde klar werden, ehe es ans Lesen geht; dann geht auch das Lesen nachher ohne Stocken und Aufenthalt vor sich und bereitet Lehrern und Kindern Freude. Für das Heranbringen des Stoffes an die Kinder sowohl als auch für das Lesen und die mündliche und schriftliche Reproduktion desselben empfiehlt es sich, das Ganze in kleine Abschnitte zu zerlegen

und jedem derselben eine passende Überschrift zu geben. „Wer gut gliedert, der lehrt gut.“

These V. Die im Lesebuch enthaltenen realistischen Stoffe sind nicht als Ausgangspunkt für den Real-Unterricht zu benutzen, sondern dienen nur zur Belebung, Ergänzung und Wiederholung desselben. Das Lesen derselben ist entweder durch den Realunterricht vorbereitet, oder sie sind anders als die rein sprachlichen Lesestücke zu behandeln, nämlich durch anschauliche und freie, wenn auch nur kurze Vorführung ihres Hauptinhaltes, wobei auf Erklärung schwieriger Ausdrücke des Lesestücks und auf richtige Gliederung desselben Bedacht zu nehmen ist.

Gedanken und Beispiele.

J. Ruskin, einer der gelesensten und geachtetsten englischen Schriftsteller unserer Tage, besonders wenn es sich um Fragen der Kunst und Architektur handelt, hat am 8. Februar d. J. sein 80. Lebensjahr vollendet. Er war einer der innigsten Freunde des altbekannten Predigers Spurgeon und Sonntag für Sonntag sein aufmerksamer Zuhörer, so oft er sich in seiner Nähe aufhielt.

Auch in seinen Schriften über Kunst kommt er immer wieder auf religiöse Fragen zu sprechen und schreibt z. B. in einer derselben über „göttliche Offenbarung“ folgendes:

„Alle Irrtümer dieser Art — und wir sind in unsern Tagen immer in der schwersten Gefahr, darein zu verfallen — fließen aus dem von Anfang an mißverstandenen Gedanken, daß der Mensch „durch gründliches Nachdenken Gott, den Allmächtigen, vollständig ausfindig machen könne,“ d. h. daß er mit Hilfe gründlicher philosophischer Studien, durch Ansammlung von allerlei Wissenschaften das innerste Wesen der Gottheit viel genauer erforschen könne als in einem Zustand von vergleichungsweiser Unwissenheit. Und doch ist es ganz klar von Anfang der Zeit bis zum Ende, daß Gottes Weg, auf dem er sich selbst seinen Geschöpfen offenbarte, ein ganz einfacher Weg sein mußte, den alle diese Geschöpfe verstehen konnten. Ob sie nun gelehrt oder ungelehrt waren, ob ihnen geringere oder größere Verstandeskräfte zur Seite standen, so ist es doch ganz klar und notwendig, daß die Verbindung und gegenseitige Mitteilung der beiden nicht darauf beruhen konnte, daß sie z. B. eine genaue Kenntnis von der Astronomie, sondern daß sie eine menschliche Seele hatten. Um diese Verbindung möglich zu machen, ist die Gottheit von ihrem Thron herabgestiegen und hat nicht bloß in der Person des Sohnes das Gewand des menschlichen Fleisches, sondern auch in der Person des Vaters das Gewand unserer menschlichen Gedanken an sich genommen und uns durch seine eigene ausgesprochene Autorität bevollmächtigt, ihn einfach und klar als einen liebenden Vater und Freund zu betrachten, als ein Wesen, mit dem man wandeln und umgehen könne, das von unsern Bitten bewegt, durch unsern Ungehorsam erzürnt, durch unsere Kälte abgestoßen, durch unsere Liebe angezogen, durch unser Wirken verherrlicht und endlich in eine unmittelbare und wirksame Gegenwart und Verbindung mit all den Kräften und Änderungen der Schöpfung gebracht werde.

Diese Auffassung Gottes, welche die eines Kindes ist, ist augenscheinlich die einzige, welche überall und allgemein erfaßt werden und deshalb die ein-

zige, welche für uns wahr sein kann. In dem Augenblick aber, wo wir in dem Hochmut unseres Herzens uns weigern, die Herablassung des Allmächtigen anzunehmen, und wo wir in kindischem Unverstand verlangen, er solle nicht durch Erfassen unserer Hände uns zu sich erheben in seine Herrlichkeit, da hoffen wir hochmütige Menschenkinder, wenn wir uns auf ein oder zwei Sandkörnlein menschlicher Weisheit und Erkenntnis stellen, wir stehen viel höher, als unsere Mitbrüder, und wir können nun den Schöpfer sehen, wie er sich erhebt. Ja, er thut das wirklich: Er erhebt sich zu seiner unsichtbaren und unbegreiflichen Majestät; er schreitet weiter auf den Wegen, welche nicht unsere Wege, und hüllt sich ein in die Gedanken, die nicht unsere Gedanken sind. Und so stehen wir dann da, verlassen und allein, und dann erhebt sich unser eitles Herz und bläht sich auf und sagt: „Es ist kein Gott."

Merkwürdig sind auch seine Gedanken über das Bibellesen mit Kindern, die er in einer seiner Schriften ausdrückt. Er sagte nämlich: „Wie viel verdanke ich meiner lieben Mutter, daß sie mich so recht in die heilige Schrift einführte, so daß ich sie mit der wachsenden Erkenntnis erfassen konnte, und vor allem, daß sie mich lehrte, sie hochzuschätzen als ein Mittel, das alles Denken recht erhöhen und unsern ganzen Wandel schmücken kann. Und das brachte sie nicht durch ihr eigenes Reden und ihre persönliche Autorität zustande, sondern ganz einfach dadurch, daß sie mich ermutigte und anleitete, das Buch ganz für mich selbst zu lesen.

Sobald ich fließend lesen konnte, begann sie mit mir einen Kursus von Bibelarbeit, der erst mit meinem Abgang auf die Universität Oxford sein Ende fand. Sie setzte sich zu mir, und wir lasen abwechslungsweise je einen Vers, wobei sie genau darauf sah, daß ich meine Stimme dem Inhalt anpaßte und alle falsche Intonation verbesserte, bis sie merkte, daß ich meinen Vers verstand, soweit er innerhalb meiner Fassungskraft lag. Ging derselbe gänzlich über sie hinaus, das machte ihr gar keine Sorge; nur soweit ich ihn erfassen konnte, sorgte sie dafür, daß ich ihn gleichsam am rechten Zipfel faßte.

Auf diese Weise begann sie mit dem 1. Verse der Genesis, und fuhr fort bis zum letzten Vers der Offenbarung, durch alle schweren Namen- und Geschlechtsregister, durch Volkszählungen und levitische Gesetze und alles hindurch. War ein Name schwer auszusprechen, um so besser war die Übung der Aussprache; war ein Kapitel ermüdend, um so größer war die Übung der Geduld; war es schwer, so gab es eine Übung des Glaubens, daß doch etwas Bestimmtes daraus zu lernen sei. So nahmen wir jeden Tag nach dem Frühstück zwei bis drei Kapitel vor (je nach ihrer Länge), und da wurde keine Unterbrechung geduldet, nicht von den Dienstboten und nicht von Besuchen. Wollten diese nicht an dem Lesen sich beteiligen, so wurden sie in das Wohnzimmer geschickt. Auch geplante Ausflüge und Spaziergänge durften keine Unterbrechung bringen, nur größere Reisen. Von jedem Kapitel hatte ich dann ein paar Verse auswendig zu lernen, und von Zeit zu Zeit gab es ein kleines Examen, ob auch das Vorhergegangene noch vorhanden sei. Außer den Versen selbst hatte ich dann auch noch die alten schottischen Paraphrasen zu lernen, und diesen kräftigen, prächtigen, melodisch einherfließenden Sprüchen habe ich neben der Bibel selbst alles zu verdanken, was in meinem Stil gut und wohlklingend ist. Es ist sonderbar, daß von allen Stücken der Bibel, welche mich am meisten Mühe kosteten, und welche meinem kindlichen Verstand und Gemüt am wenigsten zusagten, z. B. der 119. Psalm, jetzt für mich die köstlichsten und liebsten geworden sind wegen der Liebe für das Gesetz Gottes, die in ihnen ausgedrückt ist.

Zu dem obigen setzt er ein andermal hinzu: „Wenn einer meinen sollte, meine Mutter habe mich damals zu einem lebendigen, evangelischen Christen gemacht, so irrt er sich gewaltig. Ich wollte damit nur sagen: sie hat mir den sichern und festen Grund für mein künftiges, praktisches und geistliches Leben gelegt."

Sein Lebensbeschreiber aber setzt hinzu: Es ist merkwürdig, wie in vielen seiner Schriften biblische Phrasen und Ausführungen beständig wiederkehren, aber so, daß sie auf den behandelten Gegenstand ein ganz auffallendes Licht werfen; sie sind nicht wie so zufällig aufs Papier gespritzte rote Flecken, sondern wie eingelegte Edelsteine. F. M.

Kirchliche Rundschau.

Die Beobachtung oder Behauptung, daß die presbyterianischen Kirchen in der Stadt New York im Rückgang begriffen seien, taucht immer wieder von neuem auf und findet immer wieder neue Erklärungen. Als Thatsache wird angegeben, daß zehn Presbyterianerkirchen in New York ohne Pastoren sind, und manche derselben Mühe haben, sich zu halten. Sogar die „Fifth Avenue Kirche", einst die reichste und einflußreichste der Presbyterianergemeinden, sei ohne Pastor.

Diese Angaben sind zwar bestritten worden, aber sie wurden indirekt bestätigt dadurch, daß das New Yorker Presbyterium in den Verhandlungen mit McGiffert ihn auf dieselben hinwies, indem es ihm dadurch nahe zu legen suchte, sich freiwillig von der Presbyterianerkirche zu trennen, anstatt sie durch die Verwirrung und Verbitterung eines Ketzerprozesses noch mehr zu schwächen. Es ist leicht begreiflich, daß McGiffert auf einen solchen Gedanken nicht eingegangen ist, sondern erklärt hat, sein Glaube stünde gar nicht im Widerspruch mit dem der Presbyterianerkirche.

Von einem andern wird der Grund des Zurückgehens dieser Kirchen in einem Mangel an „Glauben" gefunden. „Glaube" ist für ihn freilich nur das unerschütterliche und unbewegliche Festhalten an den Lehrsätzen der Westminsterkonfession. Daran fehle es sowohl auf der Kanzel wie in den Kirchenbänken, und wenn man den „Glauben an diese Lehren" nicht wieder beleben könne, so sei der Presbyterianerkirche eben nicht mehr zu helfen.

So einfach scheint einem weiteren Beurteiler die Sache doch nicht zu liegen. Er meint, die Ursache des Niedergangs liege einmal in der Streitsucht der Presbyterianer, sodann in ihrem Übereifer für auswärtige Mission, und endlich daran, daß der kalte Kalvinismus in Lehre und Kultus die Menschen heutzutage nicht mehr anspreche.— Nein, sagt ein New Yorker Presbyterianerprediger. Gerade der Kalvinismus, die echten und großen Wahrheiten desselben haben die Leute immer mehr angesprochen und ihre Aufmerksamkeit mehr erregt und mehr Glauben gefunden, als irgendwelche andre Vorstellungen. Es sei nicht das Volk, sondern nur ein paar aufgeblasene und selbstsüchtige Kritiker, die sich vom Kalvinismus abwendeten. Das gemeine Volk habe diese Lehren immer gerne gehört. Daß man sich über die „Kälte" des Kultus beklage, käme von katholisierenden Anschauungen her. Wer wirklich vom Presbyterianismus durchdrungen sei, der werde den Geist und die Wahrheit in einer Scheune der Phantasie und dem Prunk in einem großen Tempel vorziehen. — Was endlich die Streitigkeiten der Presbyterianer beträfe, so wäre das Streiten durchaus nicht unchristlich, denn Christus und Paulus hätten immerwährend gestritten.

Daraufhin wird entgegnet, daß Christus niemals mit seinen Jüngern, und Paulus niemals mit seinen Gemeinden gestritten hätte, sondern nur mit Pharisäern und Schriftgelehrten, mit Juden und mit Heiden. Die Presbyterianer müßten aufhören, unter sich zu streiten. Wenn man Christum zum Hauptgegenstand der Predigt mache, anstatt Lehrstreitigkeiten zu behandeln, dann werde das Presbyterianertum von New York mit neuem Leben durchdrungen werden. Man dürfe den Kalvinismus nicht über die Bibel stellen. Außerdem wäre es ganz gut, wenn man den Kultus der Presbyterianerkirche schöner, anziehender und kunstvoller gestalten würde, so daß er dem Geschmack des Volkes mehr zusagen würde. Dann werde man ein wachsendes Interesse auf allen Gebieten des christlichen Lebens wahrnehmen.

Während die Liturgie einzelnen Presbyterianern als ein Wiederbelebungsmittel ihrer Kirche erscheint, so wird sie im „Outlook" als Mittel einer kirchlichen Vereinigung hingestellt. Das mag auf den ersten Anblick befremden, denn die Liturgie befaßt sich doch mit derjenigen Form des christlichen Lebens, in der es sich im Gottesdienste darstellt, und Formen sind nach der Anschauung vieler, eben weil es Formen sind, Adiaphora. Diese Anschauung ist freilich nur teilweise richtig, aber wenn z. B ein Lutheraner das mangelhafte Luthertum eines andern nur noch darin findet, daß er „Unser Vater" betet, statt „Vater unser", so macht er eine bloße Form zum wesentlichen Unterscheidungszeichen. Wird diese Form auch noch gleich, so ist der Unterschied verschwunden und die Einheit ist da.

Der „Outlook" führt nun aus, daß die kirchlichen Bekenntnisse nicht vereinigend, sondern trennend sind, denn sie seien so formuliert, wie sie sind, nicht um alle Christen ein-, sondern um einen Teil auszuschließen. Während alle diese Bekenntnisse theologischer Natur seien, so sei dagegen das Apostolikum nicht Theologie, sondern Geschichte, es sei nicht konstruiert, sondern gewachsen, es gebe keine Theorien, sondern Thatsachen; darum sei es für den liturgischen Gebrauch aller Denominationen geeignet; ein Umstand, der bei der allgemeinen Neigung nach mehr Liturgie im Gottesdienst von großer Bedeutung sei.

Diese Neigung zum Liturgischen sei teilweise eine Reaktion gegen die Überschätzung der Predigt, die in vielen Kirchen vorhanden sei, anderseits gegen die Mängel, die in langen unpoetischen Gesängen, in der Verwandlung des freien Gebetes in eine nur leicht verhüllte Rede, in dem mechanischen, trockenen und eintönigen Verlesen der Schrift zu Tage getreten seien. Dasselbe Bestreben zeige sich, wenn auch in andrer Form, in den mehr künstlerischen Kirchen, bessern Gesangbüchern, einer würdigeren Haltung beim Gebet und in der größeren Sorgfalt, welche die Pastoren auf die „extemporierten" Gebete verwendeten.

Unglücklicherweise aber macht sich, so wird das weiter ausgeführt, bei Verwertung dieser Neigung zum Liturgischen für das kirchliche Leben ein verkehrter Individualismus geltend. Jeder Prediger macht sich seine eigene Liturgie, manchmal jede Woche eine andere. Nur eins hätten alle diese unliturgischen Liturgien gemeinsam: Sie seien aus Bruchstücken der Liturgie der Episkopalkirche zusammengesetzt, aber nur anders geordnet, damit sowohl der Prediger wie die Gemeinde glaube, es sei nicht episkopal. Dadurch werde aber die ganze Sache wertlos, denn gerade bei einer Liturgie sei eine feste Form unerläßlich.

Diesem Schaden will nun der „Outlook" dadurch abhelfen, daß er die anglikanische Liturgie [der Schreiber des betr. Artikels scheint andre Liturgien

höchstens dem Namen nach zu kennen. D. R] allen nicht liturgischen Kirchen zur Annahme empfiehlt. Allerdings auch nicht ganz unverändert. Zunächst läßt er die Absolution, als für puritanische Gemeinden unannehmbar, ganz weg. An die Stelle des Tedeum setzt er einen Chorgesang; zwischen die alt- und neutestamentliche Schriftlesung und nach der letzteren schiebt er Gemeinde- oder Chorgesang ein; statt des Nicenum wird sodann das Apostolikum als Liturgiebekenntnis gesetzt; nach diesem wird statt eines gedruckt formulierten ein „extemporiertes" Gebet gestattet, worauf dann Predigtlied und Predigt folgen.

Es fehlt dann freilich nur noch, daß die „nicht liturgischen" Kirchen eine solche Liturgie einführen. Dann würde ein fremder Kirchenbesucher, der den Namen der Kirche nicht wüßte, sondern nur die Liturgie und die Predigt hörte, in vielen Fällen nicht wissen, ob er sich in einer Methodisten-, Presbyterianer- oder Kongregationalisten- oder sonst einer Kirche befinde, namentlich wenn die Predigt anstatt „alter Doktrinen" moderne Anschauungen bringen würde, und an solchen Predigten fehlt es hierzulande auch nicht.

Die Klage über Verweltlichung der Kirchen hierzulande hat durch „Jan Maclaren", oder wie er mit seinem gewöhnlichen Namen heißt, Dr. Watson, aus Liverpool, wieder einen neuen Anstoß erhalten. Derselbe berichtete nämlich seiner Gemeinde in Liverpool über die Erlebnisse einer mehrmonatlichen Reise, die er in den Vereinigten Staaten gemacht hatte. Eines sei ihm sehr auffällig gewesen, die Macht des weltlichen Sinnes und die Schwäche der Kirche. In diesem Lande (Amerika) hingen die Leute in einer Art am Gelde, die er sich nicht hätte vorstellen können, und die christliche Kirche würde zum großen Teil nur als eine große Geschäftseinrichtung behandelt Es gäbe Gebiete, wo die Kirche thatsächlich von den Männern verlassen sei, und die Gemeinden fast ganz aus Frauen beständen.

Diese Bemerkungen haben natürlich auf dieser Seite des Oceans sehr starken Widerspruch erfahren und wohl, insofern mit Recht, als das englische Volk mindestens ebenso eifrig im Gelderwerb ist, als das amerikanische. Einzelnes, wird erklärt, möge richtig sein, aber im allgemeinen sei ein derartiges Urteil falsch und ungerecht. Ein südliches Kirchenblatt geht auch von diesem Punkt aus, bewegt sich aber wieder auf einer andern Linie. Es meint nämlich, daß es sehr schlimm mit der Verweltlichung der Kirchen des amerikanischen Nordens und Westens stehen müsse, wenn sogar jemand, der von Liverpool und London komme, dadurch in Erstaunen und Kummer versetzt werde. Aber das komme daher, daß „Jan Maclaren" sich vorzugsweise in den Mittelpunkten des „rohen und rauschenden" Lebens des Westens aufgehalten habe. Er möge das nächste Mal nach dem Süden kommen, da würde er die Dinge anders finden. Es sei zwar auch genug Weltlichkeit vorhanden, „aber unsre Kirchen sind nicht ganz der Welt ausgeliefert, noch sind sie von den Männern verlassen". Ein Hauptgrund für die Anwesenheit der Männer in der Kirche und für die Thätigkeit und die Früchte des religiösen Lebens liege darin, daß die Geistlichkeit nicht verweltlicht sei, und sie die Kanzel nicht verweltlicht habe. Sie sei nicht bestrebt, in kraftloser sensationeller Weise über politische, soziale, wirtschaftliche und sonstige Tagesfragen zu reden, sondern habe das göttliche Wort in ihrer Hand und verkündige die göttliche Botschaft der Gerechtigkeit sowohl, wie der Gnade. Hier habe man noch die Bibel, den göttlichen Erlöser und die Erlösung durch das Kreuz und das halte eine Menge der besten Männer aller Klassen in der Kirche, und es halte die Kirche an zu geistlichem Dienst und fruchtbarer Arbeit. — Da mag man im Süden Gott danken, ...

Der Streit mit Briggs ist dadurch, daß Bischof Potter von New York Briggs in die Episkopalkirche aufgenommen und sogar ordiniert hat, zu einem Streit wegen und um Briggs geworden. Zunächst haben die Presbyterianer sich durch die Aufnahme und Ordination von Briggs beleidigt gefühlt, weil sich darin eine Mißachtung der Presbyterianerkirche zeige. Noch mehr aufgebracht aber sind sie durch eine briefliche Äußerung von Bischof Potter. Derselbe hatte nämlich in einem Briefe an einen Laien, der ihn wegen der Aufnahme von Briggs zu Rede stellte, gesagt, daß er selbst zwar nicht alle Anschauungen von Briggs annehme, aber daß irgend eine derselben irgend eine fundamentale Lehre leugne, oder bekämpfe, könne nur durch Verstümmelungen oder Verdrehungen des von Briggs Gesagten dargethan werden, die ebenso böswillig wie gewissenlos seien.

Dem gegenüber beklagen sich nun auch noch die Methodisten über die Rücksichtslosigkeit des Bischofs gegen alle Gegner von Briggs und gegen alle andern Kirchen. Eine derartige Haltung des Bischofs sei einer Einigung der christlichen Kirchen wenig günstig. Ob Bischof Potter etwas darauf entgegnet hat, wissen wir nicht. Soviel ist aber sicher, daß es den Episkopalen gar nicht darum zu thun ist, sich mit Presbyterianern und Methodisten zu vereinigen; wollen diese kirchliche Einheit haben, so mögen sie es machen wie Briggs und sich der Episkopalkirche anschließen.

Die Veröffentlichung der Ordinationsrede von Bischof Potter hat allerdings für die streitenden Parteien wenig Material geliefert. Alles, was man gefunden hat, um sich streiten zu können, sind zwei kurze Sätze: „Die Zeit," sagte der Bischof, „ist gekommen, wo die Kirche und ihre Lehren sich mit etwas mehr rechtfertigen müssen, als mit Rede, die sich zu dogmatischen Formeln verhärtet hat. In unsrer Zeit und in einer Welt, die liest und vergleicht und untersucht, muß sich die Autorität selbst rechtfertigen durch den Appell an diejenigen Richter aller Wahrheit, welche in dem Bilde des Göttlichen im Menschen sind — die geistigen Anschauungen, das Gewissen und die Vernunft."

Über die Bibel äußerte sich der Bischof in den Worten: „Das Buch ist eine Litteratur, unbezahlbar, unvergleichlich und höchst wertvoll, aber immerhin ist es eine Litteratur, und es muß samt denen, die es lieben und verehren, sich die Bedingungen seiner Existenz gefallen lassen."

Was der Bischof gesagt hat, ist leicht zu lesen; was er gemeint hat, das muß man erraten; ja, man kann sich fragen, ob er überhaupt etwas gemeint hat, d. h. ob er nicht die Absicht gehabt habe, mit seiner ganzen Rede so wenig zu sagen, als irgend möglich, um niemand einen Angriffspunkt darzubieten. Es ist darum auch kein Wunder, wenn ihn ein Blatt als einen Agnostiker hinstellt, der eben nichts sagt, weil er nichts weiß, oder gegebenen Falls auch nichts wissen will. Hat der Bischof gemeint, daß die Wahrheit aus den geistigen Anschauungen, aus dem Gewissen und der Vernunft des Menschen hervorgehe? Gesagt hat er's nicht. Oder hat er gemeint, daß die Wahrheit nur Anerkennung finden kann, wenn sie sich den geistigen Anschauungen, dem Gewissen und der Erkenntnis, in einer faßbaren Form darstellt? Das hat er auch nicht gesagt. Und wenn er es gesagt hätte, so wäre schlechterdings nicht gesagt, was nur für die heutige Zeit gilt, sondern was zu allen Zeiten so war, und immer so sein wird, gerade wie das Einmaleins immer richtig ist. Gerade so ist es mit dem, was der Bischof über die Bibel gesagt hat. Das einzige, womit er sich befaßt, ist die Form ihrer Existenz als Buch: daß sie nämlich in dieser Form existiert hat und noch lange existieren wird und die Bedingungen ihrer Existenz Existenzbedingungen eines Buches sind. Das braucht man sich

aber nicht erst von dem Bischof von New York sagen zu lassen. Kein Wunder, wenn sowohl die Gegner wie die Anhänger des Bischofs meinen, er habe etwas ganz anderes gedacht, als was er gesagt hat. Diese finden eine große Wahrheit und jene eine arge Ketzerei in seinen Worten, und beide haben wahrscheinlich gleichviel Recht oder Unrecht.

Nach dem Bericht des Sekretärs der Endeavor-Gesellschaft, der auf der Versammlung in Detroit gegeben wurde, umfaßt dieselbe gegenwärtig 55,813 Vereine, die zusammen etwa 3,500,000 Glieder haben. Die meisten Vereine entfallen natürlich auf die Vereinigten Staaten, nämlich 42,075; auf Canada kommen 3487, auf Großbritannien über 6000 und auf Australien über 2000. Kein anderes Land hat über 500 aufzuweisen. Indien, das die höchste Zahl hat, hat nur 454, China 148, Afrika hat 136, Mexico 108, die westindischen Inseln 103, Deutschland 101, Japan 73, Spanien 36 u. s. w. Der Zuwachs des letzten Jahres betrug beinahe 2000 Vereine und mehr als 100,000 Glieder; ein Anzeichen dafür, daß die Bewegung noch immer im Fortschritt begriffen ist.— Der Sekretär wies in seinem Bericht besonders darauf hin, daß in den letzten zehn Jahren über eine und eine halbe Million Glieder der Endeavorgesellschaft Kirchenglieder geworden seien.

Es scheint aber dennoch die Ansicht über die Hilfe, welche die Endeavor-Vereine den einzelnen Kirchen leisten, eine geteilte zu sein. Der Predigerverein von Newark, der vorzugsweise aus Methodisten- und Presbyterianerpredigern besteht, hatte sich nämlich mit der Frage beschäftigt, woher es wohl komme, daß die Zahl der Kirchenglieder und Probeglieder in New York, Philadelphia und manchen Orten in New Jersey zurückgegangen sei. In der Debatte, die sich hierüber entspann, wurde die Ursache davon zum großen Teil der Epworth Liga bei den Methodisten und der Endeavorgesellschaft bei den Presbyterianern zugeschoben.

Es wurde behauptet, daß diese Gesellschaften die Anwesenheit der Glieder durch ihre Sechs-Uhr-Versammlungen und die Geselligkeit der Gemeinde durch ihre besonderen Versammlungen für sich in Anspruch nähmen. Die kirchlichen Vereine seien eine Art religiöser Klubs geworden, die sich selbst ein Gesetz wären und sich zu einer unabhängigen Kirche machten. Dieses Anhängsel entzöge der Kirche Kräfte, die in der Kirche selbst zur Verwendung kommen sollten.

Die Mennoniten scheinen von dem modernen kirchlichen Vereinswesen nicht allzusehr begeistert zu sein. Einer derselben spricht sich im „Herold der Wahrheit" u. a. in folgenden Worten darüber aus: „Manche Leute glauben, je mehr Vereine sie gründen, desto reiner sei die Gemeinde. So kommt es in manchen Gemeinden buchstäblich dahin, daß die jungen Leute jeden Abend in der Woche zu irgend einem Verein müssen, um als loyale Gemeindeglieder betrachtet zu werden. Liegt darin nicht eine Gefahr? Wird dadurch nicht der Familiensinn systematisch untergraben? Wie schön war's doch früher an den Winterabenden um den deutschen Familientisch, wenn Mutter und Töchter spinnend oder strickend zuhörten, wie der Hausvater aus Gottes Wort oder aus einem andern guten Buche vorlas.

Wir wollen uns nicht absolut gegen die Vereine stellen, aber so viel ist gewiß: auch das Vereinswesen kann übertrieben werden und dann mehr schaden als nützen.

So kommt es, daß manche Gemeinschaften in ihrem Gemeindehaushalte solch eine komplizierte Maschinerie von Vereinen, Statuten, Gesetzen und Nebengesetzen, Ämter und Ämtchen aufweisen, daß für wahren Gottesdienst

im Geist und in der Wahrheit keine Zeit bleibt. Wahre Demut spreizt sich nicht. Der wirkliche Christ kann Gott zu Hause gerade so gut anbeten wie sonstwo. Ich fürchte, daß gerade das Gebet im Kämmerlein, das Ausschütten des Herzens in aller Einfalt vor dem großen Gott durch zu vieles öffentliches Beten und Auftreten verdrängt wird. Keine äußerliche Stätte der Anbetung ist maßgebend, kein System, durch menschlichen Verstand erdacht, bringt uns das ewige Heil, sondern allein die demütige Hingabe an Gott.

Es macht einen betrübenden Eindruck, wenn man sieht, wie auf gewissen Vereinen junge Leute, die noch gar wenig Erfahrung im Christenleben haben, vor ihren jugendlichen Kameraden auftreten und in steifer Kravatte und Manschetten, mit aufgebauschtem Haar, die ganze Umgebung mit dem Dufte eines teuren Parfüms füllen und mit pathetischen Handbewegungen von rechter Demut und völliger Hingabe sprechen. Ist's nicht nur eine Farce? Wer nicht mit dem allgemeinen Strom schwimmt, der wird scheel angesehen; ja man geht so weit, ihm die Seligkeit abzusprechen. Nichtssagende Kleinigkeiten sind zur Hauptsache, und die Hauptsache: ein nüchternes, konsequentes Christentum ist ganz zur Nebensache geworden. Und manche „Leiter" füllen ihre Zeit damit aus, daß sie stets daran sind, neue Gesetze, Vorschriften und Verhaltungsmaßregeln bis ins kleinste auszuarbeiten, oder auch damit, daß sie stets bemüht sind, immer etwas Neues aufs Tapet zu bringen, um die Gemüter ihrer Untergebenen stets in Schach zu halten und um dieselben ja nicht zu nüchternem Nachdenken kommen zu lassen."

In der evangelischen Kirche Deutschlands geht es, soweit die innern Angelegenheiten in Betracht kommen, gegenwärtig ruhiger zu als seit langer Zeit. Eine Anzahl von Vereinigungen haben, wie alljährlich, getagt und sich wesentlich in denselben Bahnen bewegt, aber sie sind gegenüber den andern Parteien in der evangelischen Kirche viel weniger kampflustig, als man es sonst gewöhnt war.

Selbst die Generalsynode der Brüdergemeine — dieselbe tagt alle zehn Jahre — ist ungemein ruhig verlaufen. Die Erregung, welche sich der Brüdergemeine bemächtigt hatte (siehe Theol. Ztsch. 1897, Seite 245 und 345 und 1898, Seite 22) und deren Ursachen zu eingehenden Verhandlungen der Generalsynode der Deutschen Unitätsprovinz Anlaß gaben, ist zum größten Teile überwunden, und die Generalsynode der gesamten Brüderkirche hat es dabei bewenden lassen, zu erklären, daß sie „auf dem Lehr- und Glaubensgrund stehen und bleiben wolle, auf welchem die Brüdergemeine und Brüderkirche durch Gottes Gnade einst gegründet wurde, und auf welchem sie bis heute gestanden." Für die weitere Erläuterung dieser Worte verweist sie auf den General-Synodal-Verlaß von 1889.

Zum erstenmal haben an den Beratungen dieser Generalsynode drei Eingeborene der Missionsgebiete als Abgeordnete teilgenommen, davon zwei aus Westindien. — Das Missionsgebiet in Grönland wurde der dänischen Staatskirche zu übergeben beschlossen. Diesen Schritt hat, wie berichtet wird, die Brüdergemeine gethan, in der Überzeugung, „daß diese Lösung der vorhandenen Schwierigkeiten für ihre Pflegebefohlenen das beste sei. Bei den engen zwischen Dänemark und Grönland bestehenden Beziehungen und der guten kirchlichen Versorgung der grönländischen Christengemeinde durch die dänische Staatskirche sei es das Richtige, hier den Wünschen der letzteren entgegenzukommen."

Eine ähnlich friedliche Tagung hatte die badische Generalsynode, obwohl dort der Unterschied der Parteien ein tiefgehender und auch jetzt noch

viel schärfer ist, als der zwischen den verschiedenen theologischen Richtungen der Brüdergemeine. Die liberale Majorität machte ihre Überzahl nicht rücksichtslos und verletzend für die Minorität geltend und die Minorität erkannte dieses Entgegenkommen auch in entsprechender Weise an, was freilich um so leichter war, als die der Synode vorliegenden Gegenstände sich nicht auf das Gebiet der „Lehre und des Bekenntnisses" bezogen.

Aus den Beschlüssen heben wir einen hervor, der sich ganz auf praktischem Gebiet bewegt und überall von Interesse ist, nämlich, den Kandidaten der Theologie die Erwerbung musikalischer Kenntnisse und Fertigkeiten (in mäßigen Grenzen) zur Pflicht zu machen.

Auch das interkonfessionelle Gebiet wurde in einem Beschluß der Synode berührt. Im März dieses Jahres wurde in Rom eine Entscheidung der Inquisition veröffentlicht, daß in katholischen Krankenhäusern, wenn Bekehrungsversuche an ketzerischen Kranken fruchtlos seien, man dem Verlangen dieser nach einem ketzerischen Seelsorger passiven Widerstand leisten solle, d. h. nichts thun solle, um einen solchen herbeizurufen. Der Oberkirchenrat wurde ersucht, darauf zu achten, ob von katholischen Ordensschwestern diese Vorschriften evangelischen Kranken gegenüber wirklich ausgeführt werden.

In dem Kampf zwischen den Ritualisten in der englischen Hochkirche und ihren Gegnern ist nur insofern etwas Neues vorgekommen, als es durch Ablehnung der "Church Discipline Bill" von seiten des Parlaments beim alten bleibt. Die Bill hatte bestimmt, daß jeder Geistliche der englischen Hochkirche, dem (vor einem besondern dazu zu bestellenden Gerichtshof) eine Abweichung von der gesetzlichen Form des Kultus nachgewiesen werde, das Versprechen der Abstellung dieser Mißbräuche geben müsse, und wenn er das innerhalb von drei Monaten nicht ausführe, so sei er ipso facto seines Amtes entsetzt.

Da es auch an Bischöfen mit ritualistischen Neigungen nicht fehlt, so haben in manchen Diözesen die Ritualisten freie Hand, während man ihnen in den andern Diözesen fast nichts anhaben kann, denn nach den bisher geltenden Gesetzen können die Verhandlungen von den Ritualisten ins Endlose gezogen werden. Unterdessen bleiben aber die angefochtenen Dinge in den Kirchen und die ritualistischen Zeremonien in Übung, und bis sie gesetzlich beseitigt werden können, sind sie eingebürgert. So kam man z. B. in einem Fall nach sechswöchentlichen Verhandlungen zu dem Schluß, daß Weihrauch an sich nicht „ungesetzlich" sei. Dann aber kam die wichtige Frage, ob das Schwingen des Weihrauchfasses „gesetzlich" sei oder nicht. Ob in dieser Frage etwas entschieden wurde und wann, sagt der betr. Bericht nicht. Aber selbst wenn eine Entscheidung erfolgt, so dauert es mehr Jahre, sie zur Ausführung zu bringen, als er Wochen bedurfte, um sie zu erlangen. So können die Ritualisten getrost weiter arbeiten; man kann sie gesetzlich etwas darin stören, aber nicht daran verhindern.

Der Sieg, den der Jesuitismus über alle Keime fortschrittlicher Bestrebungen innerhalb der römischen Kirche errungen hat, ist zwar nicht sehr schwer gewesen, sofern es sich um einzelne geistige Regungen gehandelt hat; man hat sie einfach erdrückt. So ist es auch jetzt wieder einem amerikanischen katholischen Gelehrten ergangen, der seinerzeit auf einem katholisch wissenschaftlichen Kongreß in Freiburg eine Rolle gespielt hat: Dr. Zahm, Provinzial der Väter des heiligen Kreuzes und Präsident der Universität von Notre Dame in Indiana. Allerdings scheint er klug genug gewesen zu sein, sein Buch „Evolution und Dogma," das bereits eine sehr weite Verbreitung erlangt hat, zeitig genug zu widerrufen, sobald er durch eine „unanfechtbare Autorität" erfah-

ren hatte, daß „der heilige Stuhl einer ferneren Verbreitung desselben abgeneigt sei." Auch einer der Übersetzer des Buches hat die gleiche Erklärung veröffentlicht. Man könnte geneigt sein, diese Leute, die so prompt und so löblich sich unterwerfen, von protestantischen Anschauungen aus, der Charakterlosigkeit zu bezichtigen (starke Charaktere sind sie wohl schwerlich), aber Protestanten wollen sie nicht werden, und die erste Forderung an den römischen Katholiken ist die Forderung der Unterwerfung unter das imperium, die Herrschaft Roms. Wer das nicht will, der muß Macht genug haben, widerstehen zu können. Nun, ein einzelner Gelehrter, der über weiter nichts verfügt, als über den geistigen Einfluß, den er durch litterarische oder lehrende Thätigkeit gewonnen hat, ist keine Macht, die sich dem römischen imperium auf seinem Gebiete entgegenstellen könnte; er thut klug, dieser Macht aus dem Wege zu gehen, wenn er nicht von ihr zerdrückt werden will.

Und diese römische Herrschaft reicht weit und macht sich fast überall geltend. In Östreich stellt sich Staat und Polizei ihr zur Verfügung, in Bayern werden den Protestanten ihre Rechte nach Möglichkeit verkürzt und beschnitten. Drei vorwiegend protestantischen Städten, Nürnberg, Schwabach und Nördlingen, wurde die Fronleichnamsprozession, die nach dem betr. Beschluß des Tridentinums einen Triumph über die Ketzerei darstellt, aufgezwungen. Im deutschen Reichstag muß die Regierung die Erklärung abgeben, daß der Jesuitenorden von den deutschen Kolonien nicht ausgeschlossen sei, um die Zustimmnng des Zentrums zur Erwerbung neuer Kolonien zu erlangen. — Auch hierzulande ist die Macht Roms vermöge seines politischen Einflusses derart, daß die Regierung jeder Stadt, jedes Staates und der Vereinigten Staaten fortwährend Rücksicht darauf nimmt.

Aber immerhin ist diese Macht nicht grenzenlos, wenn sie auch auf vielen Punkten noch im Fortschreiten begriffen ist. Wie erstlich einmal die Welt immer noch größer war, als das Gebiet, welches die römischen Kaiser unter ihre Militärmacht zu beugen imstande waren, so ist die heutige Welt in sehr verschiedenen Richtungen immer noch größer als das kirchliche römische Reich. Zunächst ist in rein katholischen Ländern gerade infolge des Zurückbleibens der geistigen Entwicklung auch der geistige Einfluß Roms viel geringer, als man nach der Lage der Dinge erwarten könnte. Sodann reicht die Macht der Kurie einem Erzbischof wie Ireland gegenüber nicht soweit wie gegenüber einem einfachen Gelehrten; man muß sich dem ersteren gegenüber mit einer inhaltlosen, rein formellen Unterwerfung zufrieden geben.

Aber noch mehr. In Östreich kann man zwar die Protestanten polizeilich auf jede Weise bedrängen, man kann außeröstreichische protestantische Geistliche ausweisen, aber man kann nicht mehr mit Gewalt verhindern, daß gegenwärtig Tausende die römische Kirche verlassen und evangelisch werden. Man kann den Aufsatz Roseggers: „Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke" von der Polizei aus dem Blatt in dem er veröffentlicht wurde, „herausreißen, in ein Arrestlokal bringen und dort von den Gefangenen gelegentlich verbrennen lassen," aber dem Schreiber muß man doch die Freiheit und das Leben lassen.

Ebenso hat sich in Frankreich eine Grenze der Macht Roms gezeigt. Gegen hundert Priester sind aus der römischen Kirche ausgetreten, andere teilen ihre Anschauungen und suchen sie zu vertreten; man kann sie zwar exkommunizieren, aber nicht vernichten. Während der Protestantismus in Frankreich kaum in Frage kommt, so tritt in der Geldmacht des Judentums und in den antiklerikalen Zeitanschauungen der Macht Roms eine andere entgegen, die zu überwinden mindestens nicht leicht, wenn nicht gar unmöglich ist.

Vollends auf vorwiegend protestantischen Gebieten besteht die Stärke der römischen Macht vor allem in der Schwäche und Uneinigkeit derer, gegen die sie vorzugehen sucht. Man sollte, schrieb neulich ein deutsches Blatt, den Kampf gegen römische Übergriffe nicht dem Evangelischen Bund allein überlassen. Dasselbe Blatt hat aber seinerzeit den Evangelischen Bund ebenso eifrig und anhaltend bekämpft, als ob es römisch-katholische Interessen zu vertreten hätte. Es ist gut, wenn man zu der Erkenntnis kommt, daß von der römischen Macht alles nicht römische schließlich die gleiche Behandlung zu erfahren haben wird. Es giebt derselben gegenüber nur ein zweifaches: entweder Knechtschaft, wenn man innerhalb ihres Gebietes sich bewegen will: oder Freiheit; dann muß man sich aus ihrem Gebiet hinausbegeben und seine Freiheit selbst behaupten. Freilich, Rom will weder auf geistlichem noch auf weltlichem Gebiete eine Stelle freilassen, die nicht unter seiner Herrschaft stünde. Es mag sein, daß noch manche der Führer der römischen Macht an dem Glauben festhalten, daß keine Ketzerei über vierhundert Jahre daure, aber dieses Festhalten nimmt in demselben Maße, als die Zeit dahin geht, einen krampfhaften Charakter an, und es werden wohl nur wenige wirklich glauben, daß bis 1917 alles wieder sich Rom unterworfen haben wird, obgleich Leo XIII. und die ihn beherrschenden Geister es weder an Klugheit noch an Eifer fehlen lassen, um den Pontifex maximus von Rom unter dem Titel eines vicarius dei zum Fürsten dieser Welt zu machen.

Ein französischer Schriftsteller, Urbain Gohier, hat unter dem Titel: „Die schwarze Armee“ über den fortschreitenden Einfluß der Jesuiten in Frankreich Mitteilungen gemacht, aus denen hervorgeht, daß die Jesuiten durch Vermehrung ihrer Schulen und durch die Geschicklichkeit, mit der sie es verstehen, Schüler zu werben, nicht nur dem öffentlichen Unterricht eine sehr starke Konkurrenz machen, sondern sich auch einen bedeutenden Einfluß zu sichern wissen.

Für den Mittelschulunterricht giebt es in Frankreich 418 geistliche Anstalten gegenüber von 337 weltlichen. Die Kongregation hat Volksschulen, Mittelschulen, Hochschulen und Fachschulen. Der Erzbischof von Cambrai, der Bruder des Kommandeurs des IV. französischen Armeekorps, hat in Lille eine geistliche Kunst und Handwerksschule eröffnet. Ein Blatt erlaubte sich bei diesem Anlaß die halb scherzhafte Bemerkung, die Klerikalen würden demnächst auch noch eine Militärschule errichten. Das haben sie aber gar nicht nötig, denn ein Drittel der Angehörigen der Kriegsschule in St. Cyr sind frühere Zöglinge der Jesuitenkongregation und von der Marineschule sind es nahezu die Hälfte, während von den Schülern des Polytechnikums etwa der vierte Teil aus klerikalen Anstalten hervorgegangen ist.

Die Kriegs- und Marineschüler klerikaler Herkunft sind meist Söhne von Generälen, Offizieren oder sonst angesehenen und reichen Leuten und die Aussicht auf die höheren Kommandos ist ihnen von vornherein sicher. Gohier meint, die Zeit werde bald da sein, wo es in der französischen Armee keine Brigade und kein Regiment mehr geben werde, das nicht unter dem Befehl eines Jesuiten stände.

Auch hierzulande ist ein ähnliches Bestreben erkennbar, die Armee und die Flotte unter römisch klerikalen Einfluß zu bringen. Wenn die Sache nicht die pure Gedankenlosigkeit ist—und das wird sie wohl nicht sein—, so kann ihr am Ende doch nur die Vorstellung zu Grunde liegen, daß schließlich die entscheidende Instanz zwischen Ketzern und Gläubigen die rohe Gewalt sein werde, oder daß Kanonen und Gewehre die gesegnetste Missionsarbeit verrichten sollen, indem durch sie die ganze Menschheit als eine Herde unter einem Hirten zusammengetrieben werde.

Für die meisten, die etwas von der Gnosis Valentinians wissen, existiert sie nur in den Lehrbüchern der Kirchengeschichte; daß sie sich weiter fortgepflanzt und sogar bis zu unserer Zeit erhalten haben soll, davon weiß man nichts. Ein Mitarbeiter des Pariser „Matin", Serge Basset, hat, wie die „Chron. der chr. Welt" berichtet, eine Gemeinde von Gnostikern aufgefunden, die behaupten, ihren Kultus von Simon Magus, Valentinian und Montanus herzuleiten. Schon die Vermischung des Montanismus mit der Gnosis zeigt, daß diese Tradition von Leuten erfunden ist, denen eine richtige Kenntnis der Geschichte fehlt.

Immerhin aber hat ein phantasievoller Kopf es fertig gebracht, aus zusammengesuchten Bruchstücken von geschichtlichen Berichten, kirchlichen Gebräuchen und modernen Ideen eine Art Kultus zu gestalten, der einerseits modern genug ist, um die „gebildeten" Pariser, für welche die römische Messe ungenießbar geworden ist, anzulocken, theatralisch genug, um vor allem die Phantasie anzusprechen, und hinreichend mit Latein, und Griechisch, sowie mit kirchlichen und antiken Kostümen ausgestattet ist, um sich als alte Tradition aufspielen zu können.

Über den Gottesdienst selbst, zu welchem Basset von dem Patriarchen dieser modernen Gnostiker, Synesius — unter diesem Namen verbirgt sich ein bekannter zeitgenössischer Dichter — eingeladen wurde, wird folgendermaßen berichtet:

„In einem weißausgeschlagenen Saal fand Basset etwa 30 Personen vor. Auf der einen Seite die Männer in schwarzem Gesellschaftsanzug mit breiter weißer Schärpe, auf der andern die Damen in schwarzer Robe, ebenfalls mit weißer Schärpe. Ein schwarzer Vorhang trennt die Vorhalle vom Chor, in dem der Altar steht. Auf dem Vorhang leuchten in blauer Seide dem Zuschauer die Worte entgegen: „Kommet hierher, alle, die ihr dürstet nach wahrer Liebe, Gott ist die Liebe." Mit einem freundlichen Lächeln führte die Sakristanin — "elle est très bien, cette petite sacristine" — Basset an seinen Platz und übergab ihm das Ritual, damit er dem Gottesdienst folgen könne. Derselbe beginnt mit einem feierlichen Chorgesang in antiker Melodie und Tonfall hinter dem Vorhang:

Lucerna Pleromatis,
Lucet mei semitis;
Inclinavi cor meum,
Ad tuum eloquium*).

Plötzlich teilt sich der Vorhang, der Altar wird sichtbar, in glänzendem Weiß, goldgeschmückt, in einem Lichtermeer. Der Patriarch celebriert die Messe. Er ist ein Mann von mittlerer Größe, mit grauem Haar und majestätischem liebevollen Blick. Er trägt den schwarzen Rock der Katharer, an der Taille zusammengefaßt mit dem grünen „Knosti", geschmückt mit 33 Schleifen, und die sattviolette orientalische Mitra. Ihm zur Seite administrieren zwei Bischöfe mit Stola und Antoniuskreuz. Hinter ihnen eine Frau von strahlender Schönheit,—es ist die „Großdiakonissa"—sie erhebt ihre Hände über einen Chor von Jungfrauen, die alle mit der Tunika und dem „Peplon" der Alten bekleidet sind. Das volle Licht fällt auf ihre weißen Gewänder, ihre bloßen Arme, ihr ruhiges Angesicht, Statuen von lebendem Marmor. Der Patriarch segnet die Menge, die sich ehrfurchtsvoll verneigt, dann tritt er zur Diakonissa und spricht: "Accipe osculum pacis", worauf sie sich umarmen

*) O Licht aller Fülle, es strahlt auf meinen Weg. Mein Herz neigt sich zu deinem Wort.

und küssen, dann treten die Bischöfe zu den Jungfrauen und umarmen und küssen sich, wie Vollkommene, Gläubige, Brüder und Schwestern.

Auf diese Kommunion der Seelen folgt das "Credo", welches mit enthusiastischen Bewegungen die Diakonissa vorträgt: ‚Ich glaube an einen Gott des Universums, einen einzigen Vater, dessen Gedanke, die heilige Ennoia, eins von aller Ewigkeit her mit ihm selbst, die Hierarchie der heiligen Äonen hervorgebracht hat . . .

Ich glaube, daß der letzte der heiligen Äonen, Sophia, von Liebe zum Vater erfüllt, mit Macht versuchte, emporzudringen zu ihm, aber durch das Gewicht ihres Begehrens in die untern Regionen geschleudert wurde . . .

Ich glaube, daß aus diesem Begehren geboren wurde Sophia Achamoth, die den unvollkommenen Demiurgen zur Welt brachte, den Ordner des Stoffes, den Schöpfer des Himmels und des Alls . . .

Ich glaube, daß der Äon Christus, die Frucht des heiligen Pleroma, nachdem er die durch die Begierde der Sophia zerstörte Harmonie des Pleroma wiederhergestellt, in Jesus zur Erde herabgestiegen ist, daß beide ihm durch Inspiration die ewige Lehre des Evangeliums eingegeben, und daß sie ihn erst im Moment seines Leidens verlassen haben.

Ich glaube an die Erlösung des Weltalls in der Liebe und durch die Liebe.'

Nach diesem Credo trat die Diakonissa zurück und der Patriarch erteilte den Segen: Perfecti und Perfectae und ihr, Hyliker*), die heiligen Äonen seien mit euch!

Nun erst begann das heilige Officium, einer römisch-katholischen Messe nicht unähnlich, immerhin doch mit wesentlichen Differenzen. Feierlich wurde eine Stelle**) aus dem Johannes-Evangelium in griechischer Sprache reciтiert, und — entzückende Vision aus einer andern Zeit—während des Officium und der Konsekration führte der Chor der Jungfrauen unter der Leitung der Diakonissa zwischen Altar und Vorhang heilige Tänze auf, deren Figuren und Bewegungen das ausdrücken, was Worte nicht mehr aussprechen können, die höchsten Symbole der Religion Valentins.

Die Kommunion: Die Bewegungen der heiligen Mädchen werden lebhafter, leidenschaftlicher, erregter, Leben rinnt durch die weißen Marmorgestalten, die Augen blitzen, die Körper zittern, die Linien und Kreise des mystischen Gedichtes vor dem Altar umgeben den Patriarchen, der vor dem Altar dem Deus Propator die reine Hostie (in der Form eines Antoniuskreuzes) darbringt: „Gott ist die Liebe" ruft er aus, und alles bricht aus: „Gott ist die Liebe! Laßt uns einander lieben, vollkommene Männer und Frauen;" worauf das Gebet folgt:

Beati vos Aeones
Vera vita vividi
Vos, Emanationes
Pleromatis lucidi
Adeste, visiones,
Stolis albis candidi!

Nun wurde das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gefeiert, und der Friedenskuß verband aufs neue Brüder und Schwestern, Basset nicht ausgenommen. Die Segnungen des Pleromas „des heiligen Geistes der Gnostiker" schlossen die eigentliche Messe, an die nun eine merkwürdige Scene sich anschloß.

*) Hyliker ist der noch nicht in die Vollkommenheit der Gnosis erhobene, irdisch gesinnte Mensch. „Es scheint, daß ich damit gemeint bin!" sagt Basset.

**) Für die Bibelkenntnis der gebildeten Pariser ist der Wortlaut des Originalberichts bezeichnend: „Das Evangelium Johannis wird vorgelesen." Wie groß denkt sich Basset den Umfang des Johannesevangeliums?

Die heilige Magdalena erscheint. Ein Weib in weißem Schleier, eine Fackel in der Hand, nähert sich schluchzend dem Altar. Eine Fülle von Elend und Schmerz liegt auf ihrem Antlitz. Erschreckt durch ihren Anblick teilt sich der Chor der Heiligen. Die Mädchen fliehen zur Seite, während die schöne Büßerin sich dem Patriarchen zu Füßen wirft. Einer der Bischöfe tritt auf sie zu und tröstet sie. Sie legt ihre Beichte ab, und der Patriarch erteilt ihr Absolution und Segen: „Mögen Helene Ennoia Hedone und Sophia dir beistehen, empfange den Kuß des Friedens!" Zwei zarte barmherzige Küsse richten die Verzweifelnde auf, ihre Augen leuchten vor Freuden, sie wankt zur Diakonissa und umarmt sie. Und wieder einigt unendlich süß und keusch der Friedenskuß die Gläubigen. Der Patriarch lächelt in Ekstase und spricht die heiligen Worte: Gott ist die Liebe.

Stürmisch setzen die Tänzerinnen mit Reigentänzen ein. Es ist ein Anblick, um den Skeptiker zu bethören. Sind das Töchter Griechenlands, die auf den goldenen Gefilden Joniens den Apoll Musagetes, die Minerva Purificatrix verherrlichen?

Ite, missa est ... dem esoterischen Kult, dem Consolamentum darf kein Hyliker beiwohnen. Einer der Gläubigen steht auf und bittet mit vollendeter Höflichkeit Herrn Basset zu gehen. —

Ein nicht ganz neuer, aber doch gegenwärtig stärker wie früher betriebener Thätigkeitszweig der Kurie ist aus Anlaß der Heirat einer mecklenburgischen Prinzessin und ihres Übertritts zur römischen Kirche in weiteren Kreisen bekannt geworden. Die Kurie macht nämlich ein starkes Geschäft in Standeserhöhungen bei den Franzosen, da der Präsident der französischen Republik dieses Recht nicht mehr hat. Das dazu nötige Verdienst erwirbt man sich ziemlich einfach durch hohe Stiftungen zum Besten der Kirche. So ist der Gatte der mecklenburgischen Prinzessin erst vor kurzem zum Grafen gemacht worden. Außerdem nennt das betr. Blatt noch zwei Herzöge und zwei Fürsten, denen dieser Titel im letzten Jahre durch den Papst verliehen wurde.

Da das Schließen der Waisenhäuser in der Türkei, die von ausländischen Missionaren geleitet werden, dem Sultan nicht ohne weiteres möglich ist, so will er für die Waisen türkischer Nation eigene Waisenhäuser errichten. Sobald diese fertig sind, sollen die bisher von den ausländischen Missionaren verpflegten Waisen diesen abgenommen und dann natürlich muhammedanisch erzogen werden.

Bücher und Zeitschriften.

Ein Ritter vom heiligen Schwert. Eine geschichtliche Erzählung aus dem 17. Jahrhundert von Erich Zech. Sechster Band der Evangel. Familienbibliothek. Leinwand, mit Rücken- und Seitentitel in Golddruck, 207 S. Preis 50 Cts. Herausgegeben vom Eden Publishing House, St. Louis, Mo.

Die Geschichte beginnt mit dem Schluß des dreißigjährigen Krieges und spielt sich in Unterfranken ab. Der Held der Erzählung, ein evangelischer Pfarrerssohn, ist eine recht sympathische Heldengestalt, für den der Leser oft zittert und bangt. Um so herrlicher wird dann der Ausgang der äußerst spannenden Erzählung. Wer die Geschichte erst angefangen hat, wird das Buch nicht gerne weglegen, ehe er es zu Ende gebracht hat. Der Leser zittert für die leidende Unschuld, er zürnt über den Abgrund pfäffischer Bosheit, die mit Hexenprozessen den westfälischen Frieden umgehen und ein protestantisches

Dorf mit den Schrecken der Furcht, der Folter und der Hexenverbrennungen einem tyrannischen, katholischen Lehensherrn gefügig machen will; und er jauchzt zuletzt über den willkommenen Sieg des Rechts, der Wahrheit und Gerechtigkeit, der gerade dann hereinbricht über die Gottlosen, wo die Bosheit aufs höchste scheint gestiegen zu sein.

„Lesen und Reden“ ist der Titel eines neu aufgelegten Buches von Prof. Dr. C. Hilty in Bern. Wie alle Schriften des Autors sehr empfehlenswert und inhaltsreich.

Wir behalten uns vor, gelegentlich in Auszügen auf das Buch zurückzukommen. Für dieses Mal fehlt es an Raum

---

„Halte, was du hast“, Zeitschrift für Pastoraltheologie. Unter Mitwirkung namhafter Gelehrter herausgegeben von D. Eugen Sachsse. 22. Jahrgang, No. 10. Juli 1899. Preis für den Jahrgang $2.25. Verlag von Reuther & Reichard, Berlin.

I. Abhandlungen: Zur speziellen Seelsorge. Doppelkapellen. — II. Litteratur: Schriften über Geschichte und Fragen der Seelsorge. Referat über die neueste katechetische Litteratur. — III. Meditationen über die Perikopen der deutschen evang. Kirchenkonferenz. 2. Reihe der Evangelien für den 13. bis 17. Sonntag nach Trinitatis. — IV. Kasualien: Antrittspredigt bei der Einführung ins Ephoralamt über 1 Kor. 3, 9. Rede, gehalten bei Einführung eines Strafanstalts-Geistlichen.

Obige Bücher sind in unserm Verlag zu haben oder durch denselben zu beziehen. Man adressiere: Eden Publishing House, 1716 und 1718 Chouteau Ave., St. Louis, Mo.

Berichtigungen.

Der Artikel über das Tanzen, Juliheft, Seite 255 ff. ist nicht von P. S. Weber, sondern von P. F. Weber in Femme Osage, Mo., wie dem Kundigen wohl schon selbst klar geworden ist.

Unsere Vorbemerkung Seite 276 ist, wie es scheint, mißverstanden worden. Die dem Artikel beigegebene Replik stammt von unserem Herrn Mitarbeiter Prof. Otto; während in gegenwärtiger Nummer ein Artikel von L. J. Haas sich weiter über die Verbalinspiration ausspricht.

Fragekasten.

No. 18. Wenn **Gott**, der Herr, sagt: „Verflucht sei, wer nicht alle Worte dieses Gesetzes erfüllt, daß er danach thue,“ sind **wir** dann berechtigt, den Selbstmord, eine Übertretung des sechsten Gebotes, als eine gröbere Sünde als die Übertretung der anderen Gebote zu betrachten? und dementsprechend auch bei der Beerdigung von Selbstmördern einen Unterschied zu machen?

No. 19. Ist es nicht ein Mißbrauch des Sakraments der heil. Taufe, auch da Kinder zu taufen, wo sowohl Eltern wie Taufzeugen in keiner Weise das Glaubensbekenntnis (insbesondere Artikel II) anerkennen und noch viel weniger die geforderten Verpflichtungen erfüllen?

Bemerkung.

Für No. 6 des Magazins sind in Aussicht genommen folgende Artikel: Pontius Pilatus. — Die sogenannte Christliche Wissenschaft. — Gedankenkreis der Predigt. — Exegese über Phil. 2, 12 u. 13, und andere.

᛭ Magazin ᛭

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 1. Band. St. Louis, Mo. November 1899.

Gedankenkreis der Predigt, zumal in der Trinitatiszeit.

(Für das mit dem 1. Advent neu beginnende Kirchenjahr empfehlen wir unseren Lesern nachfolgende, von P. H. Kamphausen gelieferte reichhaltige Arbeit der sorgfältigsten Beachtung. D. R.)

Worüber soll ich predigen? Das ist eine Frage, die in theologischen Zeitschriften schon oft aufgeworfen und deren Beantwortung daselbst schon manchmal unternommen worden ist. Aber sie kehrt ja jeden Montag wieder für den Geistlichen, der Sonntags die Waffen niedergelegt, um sie Montags wieder in die Hand zu nehmen (für die andern erst gegen Ende der Woche), also kann nicht leicht zu oft ein Vorschlag zu ihrer Lösung gemacht werden. Es giebt Pastoren, und nicht die schlechtesten, welche gestehen, daß ihnen die Wahl des Textes mehr Zeit und Mühe kostet, als die Bearbeitung desselben. Und dann ist es doch damit nicht abgethan, daß man einen Text gefunden hat für den nächsten Sonntag, der einigermaßen der persönlichen Stimmung oder dem Bedürfnis der Gemeinde entspricht. Wer fühlt nicht die Notwendigkeit, auch einen Zusammenhang der einzelnen Texte anzustreben, einen Fortschritt der Gedanken innezuhalten, dem ganzen Reichtum der Wahrheit und der Vielseitigkeit des christlichen Lebens gerecht zu werden? Andernfalls würde man ja wie ein Tagelöhner — was doch der Prediger nicht sein soll — nur aus der Hand in den Mund leben oder, um einen allerdings nicht schönen Zeitungsausdruck zu gebrauchen, nach dem Grundsatz handeln: Es wird fortgewurschtelt! Es wird damit das Verfahren jener kurzsichtigen — namentlich österreichischen — Politiker gekennzeichnet, welche immer nur so weit sehen, als ihre Nase reicht, welche zufrieden sind, wenn die lautesten Schreier gestillt, der dringendsten Not abgeholfen ist, und die, wenn sie hier ein Loch zumachen, dort wieder eins aufthun müssen. Laßt uns nicht jenen Männern gleichen, ihr Ministerium ist meist kurzlebig, von unserm wünschen wir, daß es so lange reicht, wie unsere Lebenszeit, und seine Frucht gar noch darüber hinaus.

Wenn die vorliegende Frage eine so brennende ist, sich für den Prediger und indirekt für die Gemeinde zum mindesten 52mal jährlich

geltend macht und dabei beinahe so alt ist wie das Predigtamt selbst, so ist es leicht erklärlich, daß man in Anbetracht der menschlichen Schwachheit und zum Besten der Hörer versucht hat, der Schwierigkeit ein für allemal abzuhelfen mit einem Geniestreich, den Predigern also die Qual der Wahl und den Gemeinden das Unangenehme einer verfehlten Wahl zu ersparen. Als die Kirche frei geworden war von dem Druck der Verfolgung und sich unter dem Sonnenschein kaiserlicher Gunst wohnlich einrichten konnte in dieser Welt, da wurde Ordnung und System geschafft nicht bloß in der Kirchenlehre, der Verfassung, dem Leben und den andern liturgischen Gebräuchen, sondern auch in den sonntäglichen Texten, welche der Gemeinde vor- und auszulegen waren. Hieronymus, der Liebhaber und Förderer des Mönchtums, der Freund gelehrter Studien, der Sprachforscher, Übersetzer, Historiker, fügte den vielen Diensten, welche die Kirche ihm verdankt, auch noch den hinzu, daß er ihr in seinem Comes die Grundlage des Perikopensystems gab, eine Sammlung von Evangelien und Episteln für jeden Sonntag. Es ist bekannt, daß sein Erfolg auf diesem Gebiete seinem Erfolg als Übersetzer gleich kam: Wie seine Vulgata zu gleicher Höhe mit dem Grundtext erhoben wurde, so wurde das Perikopensystem nach und nach die Bibel der katholischen Kirche, und jeder evangelische Christ und namentlich Theologe dürfte wissen, daß später Luther noch als Mönch im Kloster glaubte, die Perikopen seien in der That die ganze Bibel.

Obwohl nun der Reformator der Kirche wieder die ganze Schrift aufgethan und gegeben hat, so war doch sein historischer Sinn zu ausgebildet und seine Kenntnis des Volkes zu genau, als daß er alle Sitten und Ordnungen der alten Kirche über Bord geworfen hätte. Er wußte, daß Prediger und Gemeinde noch gar wohl der alten, lieb und beinahe unentbehrlich gewordenen Krücke bedurften. So ging denn das Perikopensystem in die evangelische Kirche über, wurde zwar einiger Marien- und Heiligentage entkleidet, aber dafür auch durch andere Zusätze vermehrt. Da ist es denn geblieben, mit ihr auch nach Amerika gekommen und erspart noch heute manchem Prediger die mühevolle Suche nach einem Texte für den nächsten Sonntag.

Unser Jahrhundert, dem der Sinn fürs Geschichtliche wieder aufgegangen, und das zugleich mit einer starken Gabe der Kritik bedacht ist — wie das ja immer in Epochen der Gährung, des Brausens und Wallens nach Gestaltung ringender Gedanken zu sein pflegt —, legt an allem Überkommenen forschende, sichtende Hand an, es stellt das Bewährt Gefundene ins Licht und verwirft das andere als verjährt oder als Ballast. Diesem Prozeß sind auch die Perikopen unterzogen worden. Während Schott, Ranke, Suckow, Bobertag sich vorwiegend kritisch gegen sie verhalten, ist ihnen in A. Nebe ein mit allem historischen und wissenschaftlichen Rüstzeug gewappneter Kämpe erstanden. Br. L. Pfeiffer, der uns schon mit manchem Beitrag in der Theologischen Zeitschrift bedacht hat, hat uns im November und Dezember 1896 aus dem rühmlichst bekannten (oder wenigstens genannten) Buche von

A. Nebe „Die evangelischen Perikopen" die Resultate mitgeteilt, zu welchen dieser Forscher gekommen ist. Br. Pfeiffer ist mit seinem Autor in der glücklichen Lage, das alte Perikopensystem aus dem Feuer der Kritik nur in erneuter Herrlichkeit, wie ein Phönix aus der Asche, erstehen zu sehen. Die Einwürfe gegen dasselbe kommen nur aus Mißverstand, habt erst den tiefen Zusammenhang begriffen, und ihr werdet nie über einen andern Text predigen. Wie gut (oder wie schade), daß der alte Hieronymus dieses nicht mehr zu Gesicht bekommt, es würde eine starke Versuchung für seinen alten Adam sein, da ja nach den Kirchenhistorikern Eitelkeit seine schwache Seite war.

Unterdessen sind nicht alle so glücklich, zu dem obigen befriedigenden Resultat zu kommen. Uns persönlich hat die Nebesche Perikopenrettung ganz und gar nicht eingeleuchtet. Was er von der ersten, der festlichen, Hälfte des Kirchenjahres sagt, mag noch angehen. Aber es liegt auf der Hand, daß da die Ordnung und Folge der Festthatsachen einen bestimmenden Einfluß ausüben mußte, daß die Perikopen wesentlich die Festgeschichte samt ihren Ausläufern und ihrer Entfaltung enthalten würden. Aber auch da überzeugt uns Nebe im einzelnen gar nicht durch Aufzeigung natürlichen und naheliegenden Gedankenzusammenhangs und -fortschritts in den Perikopen. Zum Beispiel: Am 3. Sonntag nach Epiphanias (Evangelium vom Hauptmann zu Kapernaum, Epistel Röm. 12, 17—21) heißt es zur Motivierung bei Nebe: „Seine Gläubigen sind seine Braut, nicht bloß Juden, auch Heiden." Nun freilich der Hauptmann war ein Heide, aber was hat er mit der „Braut" des Herrn zu thun? Dieses Bild ist bloß veranlaßt durch das vorangehende Evangelium (2. nach Epiph.) von der Hochzeit zu Kana. So besteht auch kein Zusammenhang zwischen den Evangelien der folgenden Epiphaniassonntage. Ferner bei den sechs Passionssonntagen handeln zwar die drei ersten Evangelien vom Reich der Finsternis, aber die drei letzten haben mit „der Erlösung vom Reich der Finsternis" nichts zu thun, und in ihnen die Darstellung der drei Ämter zu finden ist durch nichts motiviert als durch den Gedanken, daß allerdings im letzten der Herr als König einzieht in Jerusalem.

Doch wir wollen ja hauptsächlich handeln von der Trinitatiszeit, und das ist auch die eigentliche crux des Perikopensystems, wie der Textwahl des einzelnen Predigers. Hier leidet das Perikopensystem hinsichtlich Gedankenfortschritts und innerem Zusammenhangs vollständig Schiffbruch und Nebes Versuch der Einteilung und Rechtfertigung muß als vollständig fehlgeschlagen betrachtet werden. Er gruppiert: die dreimal neun Sonntage nach Trinitatis. Die ersten neun sollen von den irdischen Gaben handeln, die zweiten neun von den geistlichen: von vornherein eine äußerst mißliche Teilung. Wer kann denn neunmal von irdischen Gaben reden und dann noch neunmal von geistlichen? Indes paßt die erste Überschrift zum ersten Evangelium (vom reichen Mann) allenfalls, auch beim zweiten vom großen Abendmahl und bei Luk. 15 vom verlorenen Sohn. Beim folgenden

Evangelium (von der Barmherzigkeit) kommt sie schon ins Wanken, bei sechs und acht paßt sie gar nicht, bei sieben und neun besser.

Während sich bei den ersten neun für die Einteilung noch einiges sagen läßt, geht sie bei den zweiten neun vollständig in die Brüche. Das erste ist das Evangelium von den Thränen Jesu. Was hat das mit „geistlichen Gaben" zu thun? Der Herr war allerdings die Gabe aller Gabe, aber wir denken bei geistlichen Gaben an andere Dinge als das. Der Titel kommt nur herein von der Epistel 1 Kor. 12 (mancherlei Gaben und ein Geist). Dann das Evangelium vom Pharisäer und Zöllner, vom barmherzigen Samariter, von den zehn Aussätzigen, wozu dient es, dieselben unter dem Gesichtspunkt der „geistlichen Gaben" zusammenzufassen? Warum steht Matth. 6, 24 ff. (vom Sorgen um die Nahrung) nicht vielmehr unter I, den irdischen Gaben? Dann der Jüngling zu Nain, wo bleiben da die geistlichen Gaben?

Endlich die letzten neun sollen alle handeln von der „Zubereitung auf den jüngsten Tag", dabei sind doch die drei, welche wirklich davon reden, erst durch Luther hinzugefügt. Freilich in gewissem Sinn ist all unser Trachten nach Wachstum im Glauben und in der Heiligung eine Vorbereitung auf den jüngsten Tag. Aber das ist wieder eine jener allgemeinen Überschriften, die alles umfassen und darum im besondern zu nichts dienlich sind.

Demnach ist offenbar Nebes Versuch mißglückt und so wird es allen andern gehen, die da behaupten wollen, daß die Perikopen der Trinitatiszeit nicht disiecta membra, sondern ein lebensvoller Organismus seien. Überhaupt, wenn es solcher Künste und solchen Scharfsinnes bedarf, einen Zusammenhang herzustellen für den Prediger, wie können wir dann erwarten, daß sich die Gemeinde desselben bewußt wird?! Die Gemeinde liebt zwar die Evangelien, aber um ihres Inhalts willen, nicht weil sie zur Perikopenreihe gehören. Eine Verbindung zwischen dem Evangelium und dem betreffenden Sonntag vollzieht sie in den allerseltensten Fällen.

Die Verteidiger der Perikopen weisen im allgemeinen auch auf ganz andere Dinge hin als den Zusammenhang. Ahlfeld, einer der besten Evangelienprediger und ein warmer Verteidiger der Perikopen, sagt: Die ganze Schrift kann nicht so ins Bewußtsein der Leute übergehen, wie diese bestimmte, ausgewählte, immer wiederkehrende Reihe von Geschichten. Dazu bieten sie den Vorteil, daß der Hausvater sie am Samstag-Abend oder Sonntag-Abend seiner Familie schon vorlesen und dieselbe auf die Predigt vorbereiten kann. Ganz gut, wenn's geschieht. Aber wie ist es nun mit den Episteln? Es ist bekannt, daß man in der lutherischen Kirche ein Episteljahr ein Hungerjahr zu nennen pflegte, weil die Gemeinde infolge der oft schwierigen, wenig anschaulichen epistolischen Texte sonntäglich auf eine gar dürre Weide geführt wurde. Dieser Ausdruck richtet den ganzen Brauch in vernichtender Kürze und Gründlichkeit. Woher könnte man die Erlaubnis, ja das Gesetz herleiten und rechtfertigen, über die Gemeinde alle zwei

Jahre eine geistliche Hungersnot zu verhängen? Verfasser hat niemals ein solches Hungerjahr erlebt, aber er kann sich die Empfindungen der Gemeindeglieder denken. Es gehört seitens ihrer eine Lammesgeduld, eine unerschütterliche, nicht murrende, noch denkende, nur beharrende, und seitens des Predigers eine wahre Todesverachtung dazu, sich immer wieder vor die teils zornsprühenden, teils schlaftrunkenen, teils still ergebenen, lautlos duldenden Blicke der Gemeinde zu stellen.

Mit den Evangelien allein aber kann man wohl ein oder zwei Jahre haushalten, aber dann sieht man sich füglich nach etwas anderem um, es sei denn, daß sich bei Pfarrer oder Gemeinde der Gedanke eines Wechsels in anderer Beziehung aufdrängt; denn wir Pastoren in der Freikirche kennen das Lied aus Erfahrung: Mein Leben ist ein Pilgrimstand.

Des Pfarrers Weg hat auch sein Ach,
Er wandelt nicht auf weichen Rosen.
Oft er sich von dem Platze sehnt,
Eh er sich noch hat eingewöhnt.

Also wir fassen den Entschluß, ein Jahr lang über freie Texte zu predigen. Wodurch lassen wir uns bei der Wahl derselbigen bestimmen? In der festlichen Zeit wird es nicht schwer sein. Die Gemeinde verlangt unabweislich Rücksicht auf die Festthatsachen. Wir lassen deshalb, wie auch in der Fassung das Thema, diese Hälfte ganz beiseite. Aber nun ist Pfingsten gefeiert, die Gemeinde gegründet, der Geist gegeben. Lassen wir uns treiben, wohin er weht? Ja freilich, wer ihn so hätte wie die Apostel, welche immer predigen konnten, immer zur Sache, immer angemessen und mit ein- und durchschlagender Wirkung. Inzwischen gedenken wir, daß wir zwar auch den Geist haben, wenigstens zu haben hoffen, daß aber doch ein fühlbarer Unterschied ist zwischen Zeiten der ersten Fülle, der jugendkräftigen, schöpferischen Gemeinde, der missionierenden, evangelistischen Thätigkeit der Apostel und der ausbauenden, befestigenden, zurückführenden, kritischen Thätigkeit unserer Tage, gleichwie im Alten Testament ein Unterschied war zwischen der Voll- und Schöpferkraft prophetischen Zeugnisses und der säenden, auslegenden, pflegenden, vertiefenden Thätigkeit der alttestamentlichen Weisheit, wie sie in einigen Psalmen und den salomonischen sowie einigen apokryphischen Schriften vorliegt.

Demnach wird bei uns ein bedachtsames Sichvertiefen in den Reichtum des göttlichen Wortes am Platze sein, ein Gedenken, daß, wie sehr auch der Christenstand der Gemeinde ein unvollkommener sei, unsere Thätigkeit doch zunächst darin besteht, was von guter Erkenntnis, von heilsamem Samen gesunder Lehre in ihr schlummert, lebendig zu machen, das Pflanzen und Begießen zugleich zu pflegen, sowie keinen Punkt der Lehre vom Heil ungebührlich vor- oder zurücktreten zu lassen und ebenso auf den individuellen Charakter der Gemeinde Rücksicht zu nehmen. Es soll auch nicht verschwiegen werden, daß der eigene Her-

zens- und Glaubensstand des Predigers, die inneren und äußeren Erfahrungen, die er macht oder gemacht hat, ihre Berücksichtigung fordern. Aber hier müssen wir uns vor den gefährlichen Klippen des Subjektivismus hüten. Es scheint uns doch zu viel zu sein, wenn Spurgeon, auf dessen homiletische Weisheit wir sonst mehr geben als auf die irgend einer der anerkannten Autoritäten, gegen Perikopenpredigten und überhaupt gegen Predigten über fortlaufende Bücher einwendet, es könne dann eintreten, daß der Prediger, der sich vielleicht in einer gedrückten Stimmung befindet, über einen jubilierenden Text zu predigen habe. Es will uns doch bedünken, daß die Gemeinde nicht so abhängig sein darf von den zufälligen Stimmungen des Predigers. Es mag sein, daß in gewissem Sinn die Predigt des Sonntags ein Produkt der inneren und äußeren Erlebnisse der Woche ist, aber dabei kann doch der Text schon längst festgestanden haben. Unsere englischen Brüder scheinen uns überhaupt das protestantische Prinzip der Freiheit in dieser Beziehung zu mißbrauchen. Es kann doch nicht erbaulich sein und dem harmonischen Wachstum des inneren Lebens förderlich, wenn die Gemeinde Sonntags nolens volens den wunderlichen Sprüngen des Predigers folgen muß, der bald das Alte, bald das Neue Testament an einer unverhofften Stelle öffnet, indem er sich teils von seiner Liebhaberei für obskure oder paradoxe Texte, teils von seiner Sucht, eine kleine Sensation zu verursachen, teils von seinem theologischen Steckenpferdchen bei der Wahl seines Gegenstandes leiten läßt. Mit welchem Recht kann er dann wohl sich selbst zum Trost sagen: der Herr bescherte mir's? Da sagt Spurgeon sehr richtig: „Ich halte es für gut, die Listen meiner Predigten öfters zu mustern und zu untersuchen, ob irgend eine Lehre meiner Aufmerksamkeit entgangen ist. Wir möchten jeden Teil der heiligen Schrift zu seinem Recht gelangen lassen, Gesetz und Evangelium, das Ganze der offenbarten Wahrheit, Lehre, Vorschrift, Geschichte, Sinnbild, Psalm, Sprichwort, Erfahrung, Warnung, Verheißung, Einladung, Drohung, Strafe in den Kreislauf des Lehramtes einschließen."

Auf welche Weise sollen wir nun den Weg finden im Darthun und Entfalten der göttlichen Wahrheit; wie sollen wir es lernen, das Wesentliche in den Vordergrund zu stellen, ohne doch monoton zu werden, und während wir auf der einen Seite immer tiefer graben und bauen, den Tempel Gottes doch auch emporsteigen zu lassen und mit der Gründlichkeit die Mannigfaltigkeit zu verbinden, mit den zentralen Wahrheiten die peripherischen in rechten Zusammenhang zu setzen?

Es giebt der Wege viele nach Rom. 1. Nachdem man in der festlichen Hälfte den Grund des Heils gelegt hat, die Thaten des Herrn verkündigt, durch welche die Erlösung des Menschen gewirkt worden ist, so bietet sich die Trinitatiszeit dar, daß man auf die Aneignung des Heils und seine Ausgestaltung im christlichen Leben Gewicht lege. Nachdem man die Gemeinde zuvor auf die Höhepunkte evangelischer Berichterstattung geführt, gelangt man naturgemäß zu

dem Buch, das die Jugendzeit und das Wachstum der ersten Kirche beschreibt, wie sie die für alle Zeiten maßgebenden Grundsätze und Charakterzüge darbietet, zur **Apostelgeschichte.** Pfingsten ohne Apg. 2 ist ja überhaupt kaum denkbar. Die Kapitel 2, 3 und 4 bieten des Stoffs genug für viele Sonntage. Es weht Pfingstluft in ihnen, der Geist des Zeugnisses, der ersten Liebe, der Geist, der lebendig macht und die Frucht hervorbringt, die da ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit. In jeder Gemeinde sollte die Predigt, wohl viel mehr als meist der Fall ist, erwecklichen Charakter haben. Es thut's nicht, bloß von der Entfaltung christlichen Lebens zu reden, wenn dasselbe noch gar nicht eigentlich zum Durchbruch gekommen ist, wie Funcke sagt, „immer nur: Fahre fort! zu singen, wenn noch gar nicht angefangen worden ist.“ Es ist nötig, wie es Paulus selbst bei so reich begabten und geistlich lebendigen Gemeinden, wie die korinthische, thut, recht eindringlich den Mahnruf ins Gewissen dringen zu lassen: Prüfet euch, ob ihr im Glauben seid! Nichts ist dazu mehr geeignet, als die Texte aus Apg. 2, zum Teil auch 3. Hier ist die Frage des geängsteten Herzens: Was soll ich thun, 2, 37, und die klare, eindringliche und so einfache Antwort: Thut Buße und glaubet, 2, 38, so auch 3, 19. So ist oftmals noch später die Apostelgeschichte ihrem Charakter entsprechend gewürzt mit ursprünglichen und markigen Bekehrungsgeschichten, so Kap. 8 vom Kämmerer, 10 vom Kornelius, 16 vom Kerkermeister und vor allen Dingen als locus classicus und exemplum praecipuum Apg. 9: die Bekehrung des Saulus, des Antitypus des Benjaminiten Saul im alten Bund. Da ist kein Beispiel schlagender, überwältigender, fruchtbringender für das: Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen, es ist alles neu geworden. An diesem Wunder, wie die Gnade ist überaus mächtig geworden, hat die Kirche zu lernen, so lange sie existiert. Ferner das W e s e n d e r K i r c h e als einer Gemeinschaft lebendiger Glieder, die da hängen an ihm, dem erhöhten, aber gegenwärtigen Haupt, e i n Herz und e i n e Seele, die da beständig ist in der Apostel Lehre, Gemeinschaft, im Brotbrechen, im Gebet, die ihre Gabe und Habe zu der Apostel Füßen legt zum Werk der Barmherzigkeit, zum Bau des Reiches Gottes, und die zugleich im Feuer der Verfolgung ihre weltüberwindende Kraft beweist und des Schutzes ihres Herrn inne wird, die aber bei alledem doch nicht ohne Afterglieder und ohne Strafe und Läuterung sein kann (Ananias und Sapphira): woher soll alles dies klarer der Gemeinde unserer Tage vorgehalten werden als aus Apg. 2—4? Wie viel Gelegenheit, von den G n a d e n m i t t e l n, Gottes Wort und Sakrament, sowie von dem Gebet, dem Gebet im Namen Jesu, dem gemeinsamen, anhaltenden, erhörlichen, zu reden, ferner von der Kirche Aufgaben in äußerer und innerer (Kap. 6) Mission, von ihren Pflichten gegen einander in dienender, mitteilender, unerschöpflicher Liebe (gegenüber einem Glauben, der tot, ohne Werke ist), von ihrer Zeugniskraft, auch von ihren Ämtern (Kap. 6) und

schließlich auch von ihren Flecken! Wer dann das Missionsleben des Apostels Paulus nicht weiter verfolgen will in sonntäglichen Predigten (cf. Funcke: „St. Paulus zu Wasser und zu Lande", voll frischer, praktischer, zum Teil überraschender Gedanken und Parallelen), der kann etwa die Gerechtigkeit des Himmelreiches, den neuen Sinn, welcher der Gemeinde geschenkt ist und den sie zu bethätigen hat, an der Hand der Bergpredigt noch eingehender schildern oder, will er noch einmal das Erweckliche, Evangelistische hervortreten lassen, die Gleichnisse von Matth. 13 verwerten.

2. Es sind von den Homileten auch viele andere Wege eingeschlagen worden. Kögel zum Beispiel, wohl der gedankenreichste, formvollendetste und selbständigste unter den deutschen Predigern der letzten Jahrzehnte, hat einen Jahrgang „Evangelischer Zeugnisse über alttestamentliche Texte" herausgegeben, überschrieben: „Aus dem Vorhof ins Heiligtum", in der Weise, daß er jedesmal zu der herkömmlichen Perikope eine Parallele aus dem Alten Testament gewählt hat. Statt dessen, meint er, könne man auch „die Hauptzüge der Lebensgeschichte von Abraham, Isaak, Jakob, Mose u. a. zur Darstellung kommen lassen und später in freier Auswahl Stücke aus den Lehrbüchern, Psalmen und prophetischen Schriften folgen lassen." Er führt dabei das Wort von Nitzsch an: „Biblische Erkenntnis, Freude an Gottes Reich und Wort läßt sich nicht halten noch geben, wo der Weg des Herrn im Alten Testament sich der Gemeinde verdunkelt. Vertrautheit mit dem Alten Testament thut der evangelischen Gemeinde not und wohl." Keiner wird das in Abrede stellen, ist doch das Neue Testament voll wörtlicher und sachlicher Anführungen aus dem Alten; wie viel würde der Gemeinde entgehen, wenn die Geschichte der Glaubenshelden des alten Bundes ihr verblaßte, jener Wolke von Zeugen, welchen Ebr. 11 ein so ergreifendes Denkmal gesetzt ist. Wie könnte sie entraten der Weisheitsgedanken Gottes, welche sich in der Erwählung, Führung und Erziehung des Volkes Israel in Gnade und Gericht offenbaren. Ist doch das Alte Testament die Knospe, welche unter vielen Hüllen den Lebenskeim des Neuen enthält, jene schützenden Hüllen öffnen sich eine nach der andern, und in der Fülle der Zeit erschließt sich die Blüte der israelitischen Geschichte: der wahre Israel, welcher zu seiner Zeit die reife Frucht der vollen Erlösung der ganzen Menschheit darbietet. Dabei wird dem Prediger aber doch die Wahrnehmung nicht entgehen, daß die Gemeinde leicht ermüdet, wenn ihr jeden Sonntag alttestamentliche Texte vorgelegt werden. Es liegt das wohl daran, daß man lieber die Blüte sieht als die verschlossene Knospe, lieber die Frucht schmeckt, als das Wachstum des Baumes beobachtet; daran, daß es ein nicht geringes Geschick erfordert, zugleich dem Text gerecht zu werden, der von den alten Juden handelt, und doch auch zu bedenken, daß ein Quentchen Anwendung besser ist als ein Pfund der besten Auslegung, daß man es also zu thun hat mit den mehr oder weniger ungeduldigen, anspruchsvollen, kurz angebundenen Menschen

des 19. (bald 20.) Jahrhunderts. Vielleicht empfiehlt es sich, das Alte Testament (in ausgewählten Abschnitten) in Bibelstunden oder in den Abendgottesdiensten im Zusammenhang zu betrachten, vorausgesetzt, daß sich in den Abendgottesdiensten die Besten aus der Gemeinde versammeln, die Treuesten, welche Geduld und Interesse genug haben, sich den ganzen Gang wieder führen zu lassen, den die Offenbarung mit dem erwählten Volk gegangen, bevor sie sich an alle Menschen wandte. Verfasser hat dies seit einigen Jahren gethan und dabei die „alttestamentlichen Bibelstunden zur Einführung der Gemeinde in das Verständnis der Heilsgeschichte" von W. Grashoff als sehr dienlich gefunden.

3) Das einfachste und naheliegendste Mittel aber, in unsere Textwahl System und Ordnung und dabei doch Lebendigkeit, Zweckmäßigkeit und praktische Verwendbarkeit zu bringen, ist noch gar nicht genannt. Bibel und Gesangbuch nehmen wir mit in die Kirche. Bibel und Gesangbuch brauchen wir bei der Vorbereitung der Predigt, wenn wir zur Veranschaulichung und Belebung unserer Lehre einen Kraftvers der singenden Gemeinde anzuführen wünschen, Bibel und Gesangbuch müssen wir zu Rate ziehen, wenn das Zeugnis der Predigt gehoben werden soll durch das freudige Responsorium des Gemeindegesanges, wenn Predigt und Choral zusammenpassen sollen wie Thema und Variationen. Das ist nicht leicht, da man einerseits nicht immer so im Gesangbuch zu Haus ist (besonders wenn man nicht „drin konfirmiert worden ist"), andererseits das Gesangbuch einen oft im Stiche läßt, wenn man es gar gut brauchen könnte. Leichter aber dürfte es sein, wenn man sich vom Gesangbuch leiten läßt bei der Wahl und Folge seiner Texte. Vorn im Inhaltsverzeichnis desselben findet sich ja eine kleine Dogmatik und Ethik in nuce, freilich nur die Überschriften einer solchen. Wenn man verschiedene Gesangbücher vergleicht, so wird man finden, daß die Einteilung derselben im wesentlichen ganz gleich ist. Es scheint also über die Grundstücke christlichen Glaubens und Lebens in deutsch-evangelischen Gemeinden ein Einverständnis zu herrschen. Um so sicherer dürfte der Weg sein, auf welchen jene Überschriften den Prediger weisen, wenn er sich anschickt, das Ackerfeld der menschlichen Herzen, die seiner Pflege anvertraut sind, zu bearbeiten. Zwar das Gesangbuch schildert und spricht aus das Bedürfnis der Gesamtgemeine, nicht der einzelnen, und es wird keine Rücksicht genommen, ob der Prediger beschlagener und geschickter in der Dogmatik oder in der Ethik ist. Daraus folgt, daß man sich selbstverständlich nicht knechtisch an die angegebene Reihenfolge binden kann, und wie man niemals die Lieder eins nach dem andern singen läßt, so gehen auch die Predigttexte nicht einförmig weiter von der ersten Erde, 1 Mose 1, bis zu dem neuen Himmel und der neuen Erde, Offenb. 21. Es muß da auf mancherlei Dinge Rücksicht genommen werden. Aber eins ist klar: Der Natur der Sache nach zerfallen die Gegenstände dort im Gesangbuch (also auch in unse-

rer Verkündigung) in zwei Gruppen, die erste die Heilswirkung, die andere die Heilsaneignung und -entfaltung. Man könnte also auch sagen in drei: Heilswirkung, Heilsaneignung, Heilsleben. In die zweite pflegen sich Dogmatik und Ethik zu teilen, wir bleiben also bei zwei. Die erste Gruppe umfaßt alsdann die Heilsthaten, wie sie in den drei Artikeln kurz zusammengefaßt sind, und wie sie in der festlichen Hälfte zur Bezeugung gelangen, ist also wesentlich Dogmatik. Die zweite Gruppe handelt von dem Heilsleben, wie es der zu Pfingsten gestifteten Kirche eingepflanzt ist und sich nun bethätigt, ist also wesentlich Ethik. Die letzten Dinge und die Heilsvollendung, welche sonst als letztes Stück der Dogmatik abgehandelt zu werden pflegen, sind im Gesangbuch wie im Kirchenjahr passend an das Ende gestellt. So wird man also in der ersten Hälfte des Kirchenjahres Lieder und Texte wählen müssen aus No. 1—5 des Inhaltsverzeichnisses, und für die zweite Hälfte steht einem das weite Gebiet von No. 6—10 zur Verfügung. Die Nummer und Gruppe der Lieder von Sonntag zu Sonntag wird Zeugnis und Prüfstein sein, ob wir das Ganze der Heilsverkündigung harmonisch behandeln oder das eine oder das andere Stück ungebührlich bevorzugen!!

Wir wiesen schon oben darauf hin, daß es sich unwillkürlich einem aufdränge, in der Zeit nach Pfingsten über der Kirche „Wesen, Kampf und Schutz," gemeinschaftliche Ausbreitung, die Thätigkeit ihrer lebendigen Glieder an der Hand von Texten aus der Apostelgeschichte zu predigen. Auch bieten sich dazu fast ungesucht Texte aus den Reden des Herrn in Fülle, sowie aus den Briefen des Paulus und Petrus. Es hieße Eulen nach Athen tragen, solche Texte angeben zu wollen. Wir werden uns auch bei den folgenden Stücken der ermüdenden Aufzählung von Bibelstellen möglichst enthalten. Jede Konkordanz, z. B. die große von Büchner-Heubner, giebt deren ja eine Menge unter den betreffenden Stichworten. Dazu pflegen Schriftcitate selten nachgelesen zu werden, auch ein angegebener Text selten inspirierend zu wirken. Das Textfinden ist eine zu persönliche Sache. Zuweilen findet man beim Begehen seines Ackerfeldes einen solchen Schatz wie zufällig, zuweilen tauchst du nach langem Suchen auf tiefem Meeresgrund plötzlich auf mit einer überaus köstlichen Perle.

Über die Gnadenmittel zu reden ist eine Sache, der sich niemand entziehen kann, besonders über das Wort Gottes. Die Beroenser haben wenig Gesinnungsgenossen in unserer vielgeschäftigen, unruhigen, zeitungslesenden, oberflächlichen, materiellen Zeit. Wer kann aber sich zufrieden geben mit einer Gemeinde, die Sonntags wohl das Wort über sich ergehen läßt, aber die nicht forscht, ob es sich also hält? Wer möchte sein ohne die Befruchtung, die dem Prediger zu teil wird von in der Schrift lebenden Gemeindegliedern? Wo findet man aber hier solche, es sei denn, sie haben es mitgebracht von drüben, von ihren gesalbten, volkstümlichen Predigern aus dem Ravensberger Land, oder vom Niederrhein, welcher das Gedächtnis

Tersteegens noch in Ehren hält, oder von den Bergen und Thälern des Siegerlandes, Jung-Stillings Heimat, oder aus Württemberg, das noch immer zehrt vom Erbe seiner Schriftgelehrten Bengel und Rieger, oder seiner tiefsinnigen Mystiker wie Oetinger, oder seiner Pietisten, wie vor allem des fast apostolischen Hofackers? ! Kann unser Ziel aber ein anderes sein, als selbständige Christen heranzuziehen, die sich nicht mehr wiegen lassen von jedem Wind der Lehre? Und wie sollen wir das zustande bringen, als indem wir streben, den Kindern der evangelischen Kirche wieder schmackhaft zu machen die Speise des göttlichen Wortes. Wir nehmen die Sonntagschule, den Konfirmandenunterricht, die Jugend- und andere Vereine zur Hilfe, aber dann am Sonntag hören wir nicht auf, die Schrift allen denen, die in Not sind, als die wahre Zuflucht anzupreisen, dem kämpfenden Sünder als die geistliche Waffenrüstung und die rechte Trostquelle, dem Manne als die hohe Schule, in welcher die tiefsten Probleme aufgeworfen, und, soweit auf Erden möglich, gelöst werden, als das stählende Bad wahrer Mannhaftigkeit in Gedankenarbeit und Schaffensfreudigkeit, den Weibern als Ruhestätte ihrer Seelen, die wahre Weihe der Jungfräulichkeit und Weiblichkeit, das Buch, dem sie einen so viel höheren Dank schulden als die Männer. Wir werden in unserem Zeugnis die Gemeinde lehren, die Schrift recht zu treiben, vom Leichten zum Schweren aufzusteigen, wir werden sie erinnern, daß ihnen einiges ja von Jugend auf lieb und vertraut ist, werden ihnen sagen, daß sie sich ja die Kirche des Wortes nennen, daß einst ein katholischer Herzog von den Evangelischen sagte: Sie sitzen in der Schrift und wir daneben, und so werden wir nicht ruhen, bis wir einen nach dem andern zu den Füßen des Herrn sehen, oder bis wir wenigstens bemerken, daß sich die Hände anfangen auszustrecken nach Gottes Wort, und, wenn auch bescheidene, Zeugnisse sich einstellen, daß unsere Arbeit nicht vergeblich war.

Über die Sakramente werden wir grade nicht ganze Predigten halten, wir werden dazu passende Gelegenheiten und Texte benutzen. Vor dem heiligen Abendmahl werden wir die Herrlichkeit des Sakramentes preisend ins helle Licht stellen und besonders auch die Männer einladen, die sich in Stadtgemeinden vielfach fernhalten. Wir erkennen daran, daß sie gern in Jesu bloß den großen Lehrer sehen, aber aus mangelndem Sünderbewußtsein noch nicht den Versöhner, in ungebrochener, stolzer Naturkraft noch nicht den Heiland bedürfen. Es geht ihnen das weibliche Bedürfnis der Hingebung und Anlehnung, das nach Befriedigung verlangende religiöse Gefühl vielfach ab, das bei den Frauen oft die Brücke zur Beteiligung an Wort und Sakrament bildet. Dem gegenüber werden wir versuchen, sie jenen Männern beizugesellen, welche die erste Abendmahlsgemeinde bildeten und daraus so viel Freude und Liebe, so viel Kraft zu epochemachendem, welterneuerndem Thun schöpften.

Über die Taufe reden wir, wenn es der Text mit sich bringt, und nehmen auch wohl Veranlassung, bei baptistischen Strömungen für das

gute Recht der Kindertaufe in die Schranken zu treten. Wir legen den Ton darauf, daß die heilende, rettende Thätigkeit des Heilandes nicht sowohl auf den einzelnen als auf ein abgerissenes Blatt geht, sondern als Glied der Gemeinschaft.

Wir zeigen schon aus dem Alten Testament, daß er Israel als Volk erwählte, daß er die Familie der Bundesgnade teilhaftig machte, indem er ihre männlichen Glieder alsbald durch die Beschneidung in seinen Bund aufnahm. Wir werden dann an das bedeutsame Wort des Herrn von den Kindern anknüpfen, welchen das Reich Gottes gehört, und an die den Segen und alle Fülle des Heils spendende Handauflegung*, sowie an das Wort des Paulus, das die Kinder des gläubigen Vaters (oder Mutter) heilig nennt, sie also von Juden- und Heidenkindern unterscheidet, endlich an die bestimmende Stellung des Vaters (oder der Mutter), wenn er zum Glauben kam, welche charakterisiert wird in dem öfters gebrauchten Wort: er ließ sich taufen mit seinem ganzen Haus, oder er glaubte mit seinem ganzen Haus. Dann, denken wir, wird die Gemeinde festen Boden unter den Füßen haben. Die immer noch Ängstlichen, welche ein direktes Bibelwort vermissen, erinnern wir daran, daß ein solches auch für die Feier des Sonntags nicht besteht, und daß doch alle namhaften christlichen Kirchen darin eins sind. Zugleich aber verfehlen wir nicht auf die enge Verbindung aufmerksam zu machen, in welcher die Kindertaufe mit der Kindererziehung steht, damit der gepflanzte Keim zur Entfaltung komme. Dies läßt sich wohl in Schulpredigten thun.

Von den Gnadenmitteln sprechen wir. Die theologische Wissenschaft rechnet das Gebet nicht dazu, die Praxis jedoch sehr. So ist es hier am Platze, wie immerdar. Wo wäre eine Predigt über das Gebet nicht in der Ordnung, vor Ostern (Passion: Gethsemane), vor Pfingsten!, nach Pfingsten, bei der Entstehung des christlichen Lebens, den Geburtswehen einer neuen Zeit, in Kreuz und Trübsal, in geistlichen Kämpfen, als Lob- und Dankgebet, in Not und Tod? Wer sollte besser von seiner Notwendigkeit reden können, von seiner Macht und seinem Segen zeugen, zu diesem herrlichen Vorrecht einladen, als der Prediger, welcher betet und beten muß immerdar, vor, bei und nach der Predigt uud wie so oft und schmerzlich während seines Wochenwerkes! Er wird einzelne seiner Gemeindeglieder auffordern, mit ihm betende Hände aufzuheben (natürlich nicht im Gottesdienst), er wird sie erinnern, wie flehentlich Paulus bat um die Fürbitte der Christen, wie viel mehr also bedarf sie der Prediger! Sie sollen den Sabbat weihen zum Tag des Dankopfers und der Fürbitte und die Feierstunde eines jeden Tages zur Sabbatstunde machen.

Die Bezeugung der Trinitatiszeit wird, ohne je die dogmatische Begründung außer acht zu lassen, einen eminent ethischen Charakter haben. Sie zeigt, wie der dogmatische Besitz des Christentums nicht ein Ballast toter Lehrsätze ist, den man im 19. Jahrhundert füglich hinausthun kann, sondern die treibende Kraft eines wahrhaft reinen,

*) Mark. 10, 16.

fruchtbaren und gehobenen Lebens. Sie zeigt, wie aus ihr die christliche Ethik erwächst. Dies ist als Disziplin die Wissenschaft von dem durch Christum erneuerten Leben, als Predigtstoff aber die in Praxis übergeführte Wissenschaft desselben. Wir stehen da auf einem Boden, welcher wissenschaftlich noch viel mehr brach liegt als die Dogmatik. Die lutherische Kirche hat vor allen Dingen den Glaubensgrund gelegt, sie hat viele große Dogmatiker erzeugt, dagegen sind die besten Ethiken erst 30 Jahre alt. Es ist das unbestreitbare Verdienst der reformierten Kirche, zu der Betonung der ethischen Seite des Christentums von vornherein fortgeschritten zu sein. Das liegt in dem Streben dieser Kirche, ihre Glieder dazu anzuspornen, daß „sie des Glaubens aus seinen Früchten gewiß werden." (Heidelberger Katechismus.)

Es betrachtet die Ethik den Menschen erst als das Einzelwesen, das durch den Glauben erneuert, mit Christi Geist erfüllt, nun ein anderes Leben führt (individuelle Ethik), dann den einzelnen als Glied der gottgesetzten Gemeinschaft, Familie, Staat, Kirche samt seinen Pflichten gegen dieselbe. Es wird uns ein Bedürfnis sein, entspricht der Ordnung im Gesangbuch wie dem subjektiven Drang protestantischer Frömmigkeit, zuerst das Individuum zu verfolgen, wie es auf dem alten, sichern, im einzelnen vielfach verschlungenen und sich krümmenden Weg der Heilsordnung zur Seligkeit gelangt

Da stellt die Ethik das Gesetz in den Vordergrund, das durch Christum in seiner Tiefe aufgefaßte und vorgelebte, aus welchem Erkenntnis der Sünde kommt. Die bekannten Texte aus der Bergpredigt (Ihr habt gehört u. s. w.) bieten sich von selbst, ebenso die Bußpsalmen, besonders 32, 51, 130 und manche packende Erzählungen aus den Evangelien, auch die Weck- und Trostrufe des Herrn, sowie Röm. 7, das aufwachende und sich seines Zwiespaltes bewußt werdende Gewissen. Es ist hier am Platze, vom Gewissen zu reden, vom toten, schlafenden, aufwachenden, bösen, getrübten, verwirrten Gewissen (vgl. Heiden und ihre Frömmigkeit), vom Gewissen als der Stimme Gottes, dem Mitwisser (συνείδησις) um unsere Sünde und Verantwortlichkeit vor dem höchsten Richterstuhl (Röm. 2 der Gedanken, die sich untereinander verklagen oder entschuldigen).

Der Gang ist nun zunächst einfach und gegeben, stehen wir doch hier am eigentlichen punctum saliens unserer Weisheit und unseres Wirkens, Buße und Glauben an Christum zu treiben. Zu treiben, sagen wir, ohne zu meinen, daß mit „Treiben" bei Buße und Glauben viel zu machen sei. Wir sehen in methodistischen revival meetings, die wir zuweilen besuchen, eine wie undankbare Sache es um dies Treiben ist. Aber darin hat der Methodismus Recht, daß er lehrt, es müsse in unserem Glaubensleben zu einem gewissen Abschluß kommen. Wir müssen Freudigkeit gewinnen zu sagen: Mir ist Erbarmung widerfahren; wir sind gerecht geworden durch den Glauben, wir haben Frieden mit Gott; auch dies muß in irgend einer

Weise von uns gelten: Ehemals Finsternis, nun aber ein Licht in dem Herrn. Wir haben die Gemeinde zu erinnern, daß sie nicht mit einem kranken Glaubensleben sich begnüge, mit einem solchen, das dem Wort: „sie erhalten einen Sieg nach dem andern," geradezu ins Angesicht schlägt.

Wenn wir dann bei den Stufen des Gnadenthrones angelangt sind, zu welchem uns der Zugang in Christo aufgethan ist, Röm. 5, 2, so heißen wir die Gemeinde sich umschauen und sehen die große Veränderung, die vor sich gegangen: Vorher Knechte der Sünde, jetzt zur Kindschaft Gottes gelangt und berufen zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Stehen wir aber hier, so fordern wir auf, nach Luthers schönem Ausdruck, daß, die durch den Glauben zu Herren aller Dinge geworden sind, sich in der Liebe zu Knechten aller Menschen machen.

Wir reden im Verlauf des christlichen Lebens von den Zeiten der ersten Liebe und von den Anfechtungen des Glaubens (dem seligen, freudigen und dem nackten Glauben), von Kreuz und Trübsal, von dem guten Werk, das die Treue Gottes angefangen und auch vollenden wird, von der Notwendigkeit, Beruf und Erwählung festzumachen, von dem Wettlauf um die unvergängliche Krone und von der Heilsgewißheit und -versiegelung, die sich aus Prüfung und Bewährung je mehr und mehr ergiebt. (Röm. 5.)

Während in alledem der Liederborn der Kirche reichlich sprudelt (siehe No. VIII 1—7 des „Inhaltes"), so suchen wir fast vergeblich, wenn wir bei der „Nächstenliebe" stehen. Die Lieder der Liebe handeln alle von der Liebe zu Gott und Christo (und doch hatte Paulus gerade von der Nächstenliebe jenes hohe Lied der Liebe, 1 Kor. 13, gesungen). Der durchaus evangelische Gedanke, daß der Glaube in der Liebe thätig ist, kommt im Gesangbuch nicht genügend zum Ausdruck. Die Arbeit des Gläubigen für den Herrn und seine Sache tritt vollständig in den Hintergrund gegen die Arbeit des Herrn für uns und in uns! Es ist das ein charakteristischer Unterschied zwischen der deutschen und englisch-amerikanischen Kirche. In der letzteren ist die Losung des wiedergeborenen Lebens: All for Christ, the world for Christ. Es erschallt wieder und wieder der Ruf: Work, for the night is coming. Es herrscht die Anschauung, daß in der Kirche der Herr schon sein Werk gethan, jetzt soll die Kirche an die Arbeit. Das Richtige wird liegen in der Vebindung der deutschen Glaubensreceptivität mit der amerikanischen Aktivität. Das führt uns hinüber auf das Feld der Glaubenswirkungen ins Weite, in die Gesellschaftskreise, in die Gebiete des sozialen Lebens, wir stehen bei der Sozialethik.

Wir betrachten das Verhältnis des Christen zu Familie, Staat, Kirche, zu den irdischen Gütern, Berufsarbeit, als Gatte, Bürger, Arbeiter im Reich Gottes. Das Evangelium der Reformation hat dem Glauben seine Weltflucht genommen und ihm die Kraft und das Ziel der Weltüberwindung und -durchdringung wieder zugeteilt: Die Arbeit, der weltliche Beruf im Gehorsam und Glauben gegen den Herrn

getrieben, in Treue ausgeführt, wird als Gottesdienst angesehen, darum die Arbeit des Bischofs, wenn er segnet und ordiniert, wie Luther sagte, um kein Haar geistlicher, als die der Magd, wenn sie den Besen führt (1 Mos. 3, 19; Spr. 6, 10; 13, 4; 25, 19; Theff. 3, 10—12; Eph. 4, 28). Die Stellung zum irdischen Gute ist nicht die der mönchischen Verachtung, die sich doch nicht festhalten läßt, sondern des treuen Haushaltens, der sein eigen Haus zwar erst versorgt, aber auch hat, zu geben dem Dürftigen und sich mit dem Mammon Freunde macht in den ewigen Hütten. Wie wichtig dieser Gedanke: nicht zum Behalten und Vermehren (auf dem Land), auch nicht zu Genuß, Prunk und Verschwendung (in der Stadt) hat man es, sondern so, daß das Herz nicht dran hängt, daß man hat, als hätte man nicht, daß man seiner braucht, um es in gute Werke umzusetzen.

Die Familie ist der Brunnen alles menschlichen Lebens, die Grundform aller Gemeinschaft. Wie reich ist das Wort an Familientexten, an Haustafeln, an tiefen Sinnbildern des Verhältnisses zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern. Mann und Weib verglichen mit Christo und der Gemeinde, wie viel Tiefe, Hoheit, Adel, heilige Kraft in diesem Gleichnis! Den Kindern aber werde das fünfte Gebot eingeprägt, das erste, das Verheißung hat und 1000mal nötig in diesem Lande, wo alle Autorität, auch die elterliche, so aufgeweicht und aufgelöst ist, daneben gleich wichtig: Wahrhaftigkeit! Hier kann man wieder von Hausandacht, Gotteswort, Haus-Priestertum des Vaters, Kraft des Vorbildes (Exempla trahunt) reden. Kinder lernen mehr vom Absehen als Abhören!

Dann die Kirche, Freikirche. Erkläre es so, daß ihr volle Freiheit in Christo gegeben, alle ihre Kräfte zu entfalten, daß jeder einzelne in Dienst genommen werde. In vielen Gemeinden thut der Prediger alles; das mag eine Nachwirkung der Staatskirche sein oder eine allgemeine Folge angeborener Trägheit. Der Prediger ist aber ohne die Gemeindeglieder beinahe machtlos. Er bedarf ihres Gebetes, ihrer Mitarbeit, sie müssen die Kirche füllen, nicht nur indem sie selbst kommen, auch andere mitbringen, besonders zu den Abendgottesdiensten. Er bedarf ihrer in den Vereinen, in der Arbeit für die Mission. Sie sind auch willig zu helfen, wenn man sie nur anstellt, freilich am liebsten für Konzerte, Picknicks, fairs, lectures, festivals, socials, oyster and ice cream suppers etc. Er bilde sich einen Stamm heran von wirklichen geistlichen Mitarbeitern und Mitbetern! Hier bilde synodalen und noch mehr „Reichsgottesstandpunkt" aus.

Vom Vaterland und unsern Pflichten gegen das „gute Land, das uns der Herr gegeben", bietet sich Gelegenheit genug zu reden, nur nicht in die allgemeine Lobhudelei und das widerliche Großthun verfallen, natürlich auch nicht in Schimpfen und ungerechtes Verkleinern. Politik halten wir gänzlich fern von der Kanzel, vor und nach der Wahl, für oder gegen Prohibition, bauen wir aber den sittlichreligiösen Grund an und reinigen wir ihn, auf welchem das nationale Leben wächst.

So kommen wir zu dem Ende des Kirchenjahres und damit zu den letzten Dingen. Für den Christen bestehen sie nicht allein in Tod, Gericht und Ewigkeit und ihren erschütternden Momenten, sondern auch in der Vollendung seiner Hoffnung. Er braucht sie zur Mahnung: Nehmet immer zu im Werk des Herrn, denn ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist im Herrn. Hoffnungsfreudigkeit beseelt sein Thun; er weiß, ihm und dem Reich seines Herrn gehört die Zukunft. Er kennt die Zeichen der Zeit. Er ist kein Optimist, er kennt die zerstörenden Kräfte und ihre Macht; er sieht, wie sich die Gegensätze von Licht und Finsternis, von Glaube und Unglaube immer entschiedener gegenüber treten; er vertraut nichts den edlen Trieben der Menschennatur, dem natürlichen Charakter auch des besten Volkes: aber er hat den Optimismus des Glaubens, daß die Gnade mächtiger ist und daß die Heilsgedanken Gottes zu ihrem Ziele kommen trotz allen Widerstandes. Er sieht die Fortschritte des Evangeliums, und wie das Weltreich ihm dienstbar sein muß und sich alles vorbereitet zum großen Häupteraufheben am letzten Ende. Der Prediger wird also den Wiederkunftsgedanken, die zuletzt auftreten und oft so wenig zur Geltung kommen, die krönende Stellung einräumen in seinem Lehrgebäude.

So haben wir denn, wie wir denken, den Umkreis der Heils- und Lebensgedanken christlicher Predigt ein wenig durchschritten, ohne auf Vollständigkeit auch nur Anspruch zu machen. Fürchten wir doch ohnehin, das Wort länger verzogen zu haben, als manchem lieb ist. Immerhin schien es uns gut zu sein, einmal nach dieser Seite hin einer Aussprache das Wort zu reden. Es ist schon viel über Predigtvorbereitung und -ausarbeitung in der Theologischen Zeitschrift gesagt worden, aber unseres Wissens noch wenig über die Predigt, sofern sie das ganze Gebiet christlicher Unterweisung umfaßt, sofern sie eine praktische, populäre Dogmatik und Ethik für jedermann sein soll, sofern sie voraussetzt, daß der, welcher das Volk lehrt, selbst eine Dogmatik und Ethik habe.

Es wird kaum einen der Brüder geben, der nicht eine gedruckte Dogmatik oder Ethik auf seinem Bücherbrett stehen hat, zum wenigsten die vergilbten Papiere, auf welchen er einst die Vorlesungen seines Professors niedergeschrieben, aber ist es nicht etwas viel Wünschenswerteres, Besseres und Lebensvolleres, seine eigene ungedruckte Dogmatik und Ethik zu haben? Selber im Lauf der Jahre tief und tiefer den Grund zu legen in den Felsen des in Christo geoffenbarten Heils und dann Stein um Stein in weiser, geduldiger, sich nicht überstürzender Arbeit hinzuzulegen? Gar manche Probleme werfen sich einem entgegen im Fortgang der Predigtarbeit wie Felsblöcke, abgesprengt in der Urzeit und nun ebensowohl den Weg hemmend, als zum Sinnen über die Katastrophe auffordernd, die sie dahergeschleudert. Anders wirkt das Zeugnis des Predigers, wenn man merkt, er hat sich den Weg gebahnt durch widriges Gestrüpp und wünscht der Gemeinde die Schwierigkeiten des Weges zu ersparen, den er überwunden. Hier sieht der

Zweifler, daß der Mann sich mit all seinen Einwürfen zuvor abgegeben, hier ist mehr Geistesarbeit eines denkenden, forschenden, nach Licht ringenden Geistes, und hier, merkt das weibliche Gemüt, ist das Ausruhen, das volle Genüge in dem Frieden Gottes, der alle Erkenntnis übertrifft. Hier, sieht der wissenschaftlich gebildete Mann, ist eine Kenntnis des modernen Geistes, welcher alles Menschliche in kritische Prüfung nimmt und auch im Worte Gottes, wie in Christo, die menschliche Seite als das zerbrechliche, vergängliche Gefäß ansieht, in welchem uns der ewige Inhalt göttlicher Offenbarung dargeboten wird.

Es thut's nicht in unserer Zeit, sich auf den Lorbeeren, die (vielleicht noch gar nicht errungen sind) niederzulassen. Man kann sich nicht mit einigen Predigtbüchern für den Haus- und Kanzelbedarf durchs Leben schlagen, überhaupt nicht mit Lesen von Büchern und immer wieder neuen Büchern, sondern man muß sein eigenes Lebensbuch schreiben (wenn auch nicht zum Drucken), das da enthält die Summa unseres Glaubens, unserer Predigt und Denkarbeit, das System unserer Theologie, den Inhalt der festlichen und festlosen Hälfte.

Ja fest*losen* Hälfte. Darauf legten wir in unserm Thema den Nachdruck und wollten die Ethik zu dem Inhalt derselben gemacht haben. Nun der Bücher können wir doch nicht ganz entraten. Wir beschränken uns aber auf eins, ein wirklich altbewährtes, dessen Ruhm nicht erst von uns begründet und bekundet zu werden braucht: Die *Ethik* von *Martensen* in drei Bänden. Salonethik ist sie zwar genannt worden, als wäre sie für vornehme Leute geschrieben, vom Standpunkte des vornehmen Mannes aus, der auch im Christentum mit Glacehandschuhen angefaßt werden müßte. Doch ihr, die ihr es kennt, wißt, daß der Vorwurf unbegründet ist. Ihr wißt, daß seine Sprache zwar etwas salonmäßig Feines und Glattes an sich hat, auch nicht jenes Abstrakte, Theoretische, Unverdauliche der Zunfttheologen, daß das Buch auch auf straffe, systematische Geschlossenheit keinen Anspruch macht: aber welcher Reichtum der Gedanken, welche unerschöpfliche Fülle von Gesichtspunkten, welches Eingehen auf die brennenden Fragen des Tages, auf die Kämpfe des Individuums mit der Gemeinschaft und umgekehrt, welche Kenntnis der klassischen, antiken und modernen Litteratur, und wie licht- und geistvoll die Besprechung derselben, wie glücklich ausgebeutet und wie trefflich verwertet! Wer sich in jenes Buch vertieft, dem kann es nimmer an Stoff fehlen, auch selten an Inspiration, er setzt seine Gemeinde vor (alttestamentlich zu sprechen) „Mahle von Fett", und es wird ihr in der festlosen Zeit gar manches Festmahl am Sonntag bereitet.

Man nehme dazu die „Vorlesungen Spurgeons aus seinem Predigerseminar" Bd. I. und es kommt zu jener Fülle des Stoffes das Feuer der Hingabe, der heilige Ernst, die stille Konzentration, der betende, kämpfende und ringende Glaube, die Kraft aus der Höhe, welche alles entzündet und in lebendige Bewegung versetzt. Dies beides gehört freilich zusammen, wie denn Augustin bekanntlich zur meditatio

die oratio (das Gebetsleben) fügt; an der tentatio (der prüfenden, läuternden Erfahrung) wird's nicht fehlen. Dafür sorgt unsere Gemeinde, unser eigenes trotziges oder verzagtes Herz und Gottes gütige, weise, erziehende, tragende und durchführende Barmherzigkeit.

Der Mensch, ein Ebenbild Gottes.

Von P. E. Schweizer.

I. **Vom Wesen der göttlichen Ebenbildlichkeit des Menschen; und**
II. **Von der Verpflichtung, die sie uns auferlegt.**

I. „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, in unserm Bilde, nach unserm Gleichnis — nach unsrer Ähnlichkeit —, die da herrschen über die Fische im Meer" etc. 1 Mose 1, 26. Die Befähigung zur Herrschaft war den Menschen eben mit dem Ebenbild Gottes gegeben. Nun ist zum Herrschen Verstand — Weisheit —, Wille, aber ein Wille verbunden mit Macht, und Liebe erforderlich. Vor allem die Macht. Wie Jesus, der wahre Menschen- und Gottessohn, nur ein Wort sprechen konnte, und die Kranken wurden gesund, die Toten lebten auf, die Dämonen fuhren aus, Wind und Wellen legten sich, und war ihm alles gehorsam — so sollte der Mensch vermöge der Anlage seiner göttlichen Ebenbildlichkeit und seiner Gottessohnschaft — Luk. 3, 38 — mit seinem Machtwort die Erde und alles, was darauf lebt, beherrschen als ein Stellvertreter Gottes ohne List und Kunst.

Hätte der Mensch neben Verstand und Gemüt nur einen an und für sich machtlosen Willen gehabt, so wie er ihn jetzt noch hat, so wäre zwischen der menschlichen und tierischen Seele nur ein gradweiser Unterschied gewesen. Denn auch die Tiere höherer Klassen haben Verstand, Wille und Liebe oder Gemüt. Wer diese Eigenschaften dem Tiere abspricht und seine gesamten Seelenthätigkeiten „Instinkte" nennt, hat sie nicht gehörig beobachtet, oder wird von der ganz unbegründeten Sorge bestimmt, es möchte dann kein Unterschied zwischen Mensch und Tier übrig bleiben. Einer Hindufrau war, während sie an einer Arbeit saß, ihr eben zweijähriges Kind auf die Gasse gelaufen. Als sie es suchen ging, sah sie einen zahmen Elefanten mitten im Wege stehen und mit seinem Rüssel über einen dunklen Gegenstand auf dem Boden hin- und herfahren. Es war das Kind, und der Elefant hatte einen Zweig abgebrochen, womit er dem zu Boden gefallenen Kinde die Ameisen abwischte. In Owensboro, Ky., wurde mir erzählt, daß ein Neufundländer zwei Kinder ins Freie getragen, als das Haus zu brennen anfing, und sonst niemand da war. — War nun das Instinkt oder Verstand? Und giebt es ein verständiges Handeln ohne Willen, der dem Verstande zur Verfügung steht?

Es ist nun freilich das tierische Seelenleben ein gebundenes, was beim Menschen ein freies ist; aber auch bei diesem fehlt es nicht an instinktiven Funktionen. „Kann auch ein Weib ihres Kindleins ver-

gessen?" Muß man einer Mutter erst befehlen, ihr Kind zu lieben? Also Verstand, Wille und Gemüt unterscheiden den Menschen noch nicht wesentlich vom Tier, sondern seine Herrschermacht erhob ihn über die ganze übrige Schöpfung und verlieh ihm eine göttliche Würde. Daß nun der Mensch diese Macht und Würde nicht mehr besitzt und statt mit unwiderstehlichem Wort jetzt mit Verstand und äußern Hilfsmitteln allein eine notdürftige Herrschaft ausübt, ist ein Beweis seiner Degeneration, seines Falles, wodurch er wesentlichen Schaden an seiner Seelennatur gelitten hat. Die Lasterhaftigkeit und elende Lebensweise ist auch der Grund der niederen Bildungsstufe und geistiger Impotenz so mancher Menschen und Völker. Die Sünde ist der Leute Verderben und reduziert ihre Fähigkeiten.

Nun sind Kräfte nur Wirkungen und die Ursachen sind Substanzen. Es ist zwar der Materialist, der den Satz aufstellt: „Ohne Stoff keine Kraft." Aber mir scheint diese Behauptung unwiderleglich; womit ich dem System des Materialismus keine Konzession mache, sondern nur einer Wahrheit beipflichte.

„Gott hauchte dem Menschen einen lebendigen Odem ein. Und also wurde der Mensch eine lebendige Seele", die sich von der Tierseele durch ein göttliches Accidens unterscheidet. „Der Geist ist doch kein Stoff", spottet eine gewisse Theologie; aber noch weniger nur Idee, Gedanke und Wille, sondern eine Substanz, eine übersinnliche Realität. Von dem in des Menschen Seele gehauchten Geist ging des Menschen Kraft aus. Aber dieser Geist war doch nicht die Quelle, sondern vielmehr nur das Organ der Geisteswirkungen. Denn durch den göttlichen Hauch in seine Seele stand der Mensch in wesentlicher Gemeinschaft mit Gott. Und Gott blieb dem Menschen die Quelle des Geistes und der Kraft. Hat doch auch Jesus gesagt, seine Kraftthaten seien des Vaters Werke: Joh. 10, 25. 32. 37; 14, 10; conf. 11, 41 u. 42.

Als dann der Abfall geschah, hörte der göttliche Kraftzufluß auf. An dem Tage, da sie sündigten, wurden sie eine Beute des Todes. Mit der ethischen Scheidung von Gott trat auch die physische, d. h. der Tod ein; nun ging's dem Menschen wie dem Simson, als man diesem die Locken abschnitt: er wurde schwach und seine Herrschermacht und Würde war dahin.

Doch war die göttliche Ebenbildlichkeit nicht völlig eingebüßt und die menschliche Seele nicht zur Tierseele herabgesunken, des göttlichen Hauches bar. Der Mensch hat immer noch ein Bewußtsein von Gott, verbunden mit dem Gefühl der Abhängigkeit von und der Verpflichtung gegen Gott. „Er hat immer noch das Zeugnis und Vermögen des Glaubens in sich, indem ihm in seinem Innern das Unsichtbare und Ewige sich zu vernehmen giebt, daß er Gott suchen und finden kann. Der Mensch hat nämlich immer noch ein göttliches Licht und Gesetz in seinem Gewissen, hat Geisteswilligkeit zum Guten, Wahrnehmungskraft und Verstandeskraft für

das Unsichtbare und Ewige!" (Beck im Leitfaden, Seite 56.) Durch seine religiöse und sittliche Anlage ist der Mensch gründlich vom Tier geschieden und immer noch mit Gott einigermaßen verbunden und kann, auf Grund dieses Restes von göttlichem Leben in seiner Seele, durch Gottes Gnade erneuert und wiederhergestellt werden zu Gottes Ebenbild.

II. Das ist seine Bestimmung geblieben und darum zu sorgen ist seine Verpflichtung. „Heilig sollt ihr sein, denn ich bin heilig!" sprach Jehovah, als er seinem Volk das Gesetz gab, womit das Gesetz als ein Mittel der Heiligung — ich möchte sagen — als der Anfang des Weges zur Gottähnlichkeit bezeichnet ward. „Vollkommen sollt ihr sein, wie der Vater im Himmel vollkommen ist!" sagte der Herr in der Rede, in welcher er die Gerechtigkeit beschrieb und ihre Regeln vorschrieb, die besser noch als die des Gesetzes. Es versteht sich, daß wir Gott nur ähnlich werden können, denn ihm, oder auch nur dem Mensch gewordenen Sohne Gottes, gleich kann kein Mensch werden.

Gottes Heiligkeit ist seine Vollkommenheit in jeder Beziehung. Als der Heilige ist Gott der absolut Gute, der absolut Lebendige und der absolut Selige. Das vollkommene Seligsein hat das völlige Gut- und Lebendigsein zur Voraussetzung, denn von ethischen oder physischen Mängeln gedrückt ist volles Wohlsein unmöglich. Das absolute Gutsein Gottes besteht in seinem Gerecht- und Liebesein. Die Wahrhaftigkeit halte ich für ein Moment der Gerechtigkeit. Denn, was wahr, das ist, wie es sein soll, also recht oder gerecht. Nun ist Gerechtigkeit und Gericht des göttlichen Thrones Festung — Fundament; die Basis seiner Weltregierung. Also auch — wenn ich so sagen darf — seines Charakters. Darum ist's nicht ganz wahr zu sagen: Unser Gott ist lauter Liebe! „Das Böse soll mir nicht nahen!" spricht Gott. Und wie oft ist in der Schrift vom Zorn Gottes die Rede. Der Verfasser des Ebräerbriefes, ein Schriftkenner und Theologe ersten Ranges, schreibt: „Schrecklich ist es in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen"; „denn unser Gott ist ein verzehrendes Feuer!" Man redet darum mit gutem Grund von Gottes „heiliger" Liebe, d. h. von seiner Liebe, die um keinen Preis auf Kosten der Gerechtigkeit liebt und seinem Charakter untreu wird. Daher bleibt Gott auch beim Vergeben sich treu und handelt gerecht, denn er vergiebt nicht ohne Sühne, d. h. nicht ohne Anerkennung seiner Rechte und Beugung unter dieselben in aufrichtiger Buße.

Und die Sühne, welche menschliche Buße zu liefern vermag, genügte nicht zu einer ewig gültigen Vergebung. Gott mußte den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde machen, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit Gottes. Auf Grund der Versöhnung nur giebt es eine Nichtzurechnnng der Sünde, Friede mit Gott und eine Ausgießung des heiligen Geistes ins Herz und dadurch eine Wieder-

geburt und Heiligung des Menschen. In dem allem liegt die nachdrücklichste Aufforderung, mit dem Selbstgericht und der Aneignung der Versöhnung im Glauben, mit der Gottesgemeinschaft und Heiligung Ernst zu machen. Denn auf diesem Weg kommt uns die rettende Liebe Gottes entgegen. Joh. 3, 16. „Darin preiset und beweiset Gott seine Liebe gegen uns, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren.“ Conf. 1 Joh. 4, 9 u. 10; Kol. 1, 12 ff.

Also ohne die Stellvertretung von seiten des Sohnes gäbe es keine Offenbarung der Liebe Gottes, gerade wie es ohne die Sünde keine Offenbarung des Zornes und der Strafheimsuchungen gäbe. Röm. 1, 18 ff. Nun hat Gott auch da, wo der Sohn Gottes noch nicht hingekommen, und ehe er nur in die Welt gekommen, viel Liebe erzeigt. Er hat seine Sonne aufgehen lassen über die Bösen wie über die Guten, und regnen lassen über Gerechte und Ungerechte. Er hat Dankbaren und Undankbaren den Tisch gedeckt und der Heiden Herzen erfüllet mit Speise und Freude. Er hat die Philosophen, die Dichter und Künstler erweckt und berufen, damit sie ein Trost, ein Licht und Salz unter ihren Völkern wären. Diese Liebe hat Gott nicht erwiesen aus Pflicht und Schuldigkeit; obwohl er das Gute vergilt und sich im Gesetz verpflichtet hat, auch das Geringste, was ihm zulieb geschehe, zu lohnen, denn er hat auch die Ungerechten gesegnet. Wenn keine Wiedergewinnung des Verlorenen, keine Wiederherstellung des Verdorbenen möglich gewesen wäre, würden wir von all diesen Erweisen der göttlichen Menschenfreundlichkeit nichts wissen. Wie schließlich alle, die den Sohn nicht haben, das Leben nicht sehen, sondern unter dem Zorn bleiben werden, so wäre die ganze Welt mit dem Bann geschlagen worden ohne den Sohn Gottes. Mit seiner so reichlich erwiesenen Liebe wollte Gott der Menschen Herzen gewinnen, daß sie ihn ehrten mit Dank, Liebe und Vertrauen, und daß sie sich seiner freuten. Gottes Güte sollte, und soll jetzt noch, zur Buße leiten. Nun hat Gott viel gesäet, ohne zu ernten; und viel gegeben, ohne wieder zu nehmen. Aber die, welche die Gnade nicht vergeblich empfangen, lohnen der Mühe, daß ihn auch des Verschwendeten nicht gereut, und daß er noch nicht müde geworden ist, auf Hoffnung weiter zu säen.

„So seid nun Gottes Nachahmer!“ mahnt der Apostel Paulus, „und wandelt in der Liebe, gleichwie auch Christus uns geliebt hat, und sich selbst dargegeben hat für uns zur Gabe und Opfer, Gott zu einem süßen Geruch.“ Wir werden Gottes Nachahmer, wenn wir Jesu Sinn annehmen und in seine Fußstapfen treten. Jesus ist vollkommen geworden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist, des Vaters Ebenbild. Unsre Jesusähnlichkeit ist unsre Vollkommenheit, unsre Gottebenbildlichkeit. „Wer mich siehet, siehet den Vater,“ konnte Jesus sagen. In seinen Jüngern soll man ihn, den Meister, sehen.

Christus soll in uns eine Gestalt gewinnen. Zu verschiedenen Malen redet der Apostel vom Ausziehen eines alten, verdorbenen Menschen, und vom Anziehen eines neuen Menschen, der nach Gott geschaffen sei. Damit meint er eben die Jesusähnlichkeit, wie er denn Röm. 13, 14 den Herrn Jesum Christum anzuziehen ermahnt. So wird, wer in Christo — und Christus in ihm — eine neue Kreatur, wobei das Alte vergangen. — Eng ist die Pforte und schmal der Weg, der zur Jesusähnlichkeit führt. Sein eigener Weg zu seiner Vollendung war ebenfalls schmal, ein Weg des unbedingten Glaubens, des absoluten Gehorsams, eines Gehorsams, der bis zur tiefen Erniedrigung des Missethätertodes, ja bis zur tiefsten Tiefe der Gottverlassenheit führen sollte und ihn geführt hat. Schritt für Schritt hat er sich zu verleugnen, zu opfern, bis er sein Leben ganz hingegeben. „An dem, das er litt, hat er Gehorsam gelernt," sagt der Ebräerbrief sehr treffend; „und also ist er vollendet worden in der Tugend des Menschensohnes und der Herrlichkeit des Gottessohnes würdig. Conf. Philip. 2, 9: „Darum hat ihn auch Gott erhöht" etc. Offb. 5, 12: „Würdig ist das Lamm, das geschlachtet ist, zu nehmen Kraft" etc.

Ist unser Weg ans Ziel der Gottebenbildlichkeit und Herrlichkeit der Kinder Gottes leichter als Jesu Weg? Unser Weg ist, daß ich so sage, weniger gefährlich. Ein einziger Fehltritt des Herrn Jesu wäre verhängnisvoll geworden für seine Person sowohl als sein Werk. Wir fehlen alle mannigfaltig; aber wir finden Gnade zur Buße und Vergebung. Im übrigen ist unser Weg nicht leichter. Denn hatte Jesus ein unbeflecktes Selbst, ein normales Eigenleben auf den Altar zu legen, so sind wir in der üblen Lage, ein verdorbenes Eigenleben, ein sündiges „Fleisch" in den Tod geben zu müssen. Und ist es dem Herrn schon sauer geworden und erforderte es seine ganze Energie und Geisteskraft, sein „schwaches" Fleisch zu opfern, sollte es denn uns leichter sein, unsere mit allerlei bösem Hang behaftete Natur hinzugeben. Dazu sind wir von uns selbst ganz und gar nicht tüchtig. Christus muß und kann uns zu Überwindern machen; das geschieht aber auf keine dem Fleisch sanfte Weise, sondern durch viel Zucht und Demütigungen, wobei es dann aber auch an Trost nicht fehlt. „Ich will ihm zeigen, wieviel er leiden muß um meines Namens willen!" sagt der Herr von seinem auserwählten Werkzeug. Nach dieser Regel erzieht sich der Herr fast alle seine Werkzeuge.

Unsere Sorge um die Gottesgemeinschaft und die zukünftige Herrlichkeit; unser Ernst, dem kein Weg zu schwer, kein Preis zu teuer, wenn es gilt, den Friedensbund mit Gott zu gewinnen und zu bewahren, ist nur eine Seite unsrer Jesusähnlichkeit. Jesus ist mit seinem Gehorsam, mit seiner Hingabe an Gott, mit seiner Beugung unter Gottes Gericht, kurz: mit seinem Leben und Sterben in den Dienst der Menschenliebe Gottes getreten. „Des Menschen Sohn ist nicht

gekommen, um die sündige Welt zu richten und der Menschen Seelen zu verderben, sondern das Verlorene zu suchen und die Welt zu retten." Wohl vergab er den Majestätsrechten und der Ehre Gottes nicht das mindeste und weicht nicht ein Haar breit von Recht und Wahrheit ab, um den Menschen zu gefallen und sie sich geneigt zu machen, sondern übt scharfe Zucht an der Heuchelei und andrer Untugend und Sünde der Menschen. Je und je sichtet er auch den Haufen seiner Nachfolger von unlautern Elementen, und wollte lieber nur wenige, aber rechtschaffene, als viele, doch nur unentschiedene, Jünger haben. Aber zu den Mühseligen und Beladenen, zu den Bußfertigen und Heilsbegierigen ließ er sich sanftmütig herab, und nahm, die zu ihm kamen, als vom Vater ihm gegeben auf in seine Liebe uud Pflege.

Hierin hat er uns ebenfalls ein Vorbild gelassen und uns verpflichtet, ihm nachzufolgen: Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr etc. Joh. 13, 34 u. 35. Nun gilt in aller Welt das Christentum für die Religion der Liebe. Mit obigen Worten und durch sein eignes, hellleuchtendes Vorbild hat er seiner Gemeinde selbst diesen Stempel aufgedrückt. Jedermann ist verpflichtet, wahrhaftig, gerecht, ehrbar, keusch etc. zu sein. Aber vom Christen erwartet man mehr, man muß von ihm Liebe erwarten, Liebe, die nicht ihr Eigenes sucht; Liebe, die mit allem, was sie hat, weiß und kann, sich zum Segen setzt in ihrem Kreise und Beruf, an ihrem von Gott angewiesenen Orte. — Es hat je und je edle Menschenfreunde gegeben, die schon aus natürlicher, angeborner Gutherzigkeit Bewunderungswertes geleistet haben (z. B. Pestalozzi), die Jesu Geist in sich haben, sind alle Menschenfreunde: 1 Joh. 2, 10; 4, 20 u. 21. Und ist einer kein zu Liebe und Dienst bereiter Menschenfreund, so ist er eben kein oder nur ein schwacher Christ und dem Herrn nicht ähnlich. Es wäre aber sehr unbillig, wenn man von jedem Christen erwartete, daß er ein Held der sich selbst verleugnenden, opferwilligen und dienstfertigen Menschenliebe sei. Beim besten Willen und aller Treue wird die frömmste Diakonisse die heilige Elisabeth nicht erreichen, es sei denn, daß sie dieselbe Wärme und Tiefe des Gemüts und dieselbe Fülle der Gefühle schon von Natur besitze. Die Natur ist das Substrat der Gnade. Die Gnade heiligt und verwertet die natürlichen Anlagen; daß sie nicht vorhandene Anlagen schaffe, möchte ich nicht behaupten. Es ist einer ein treuer Seelsorger, wenn ihm seine Gemeindeglieder am Herzen liegen, ihm Freude oder Kummer machen mit ihrem Herzenszustand. Aber mit dem Apostel zu wünschen verbannet zu sein von Christo hinweg für seine Brüder und, so es anginge, seine eigene Seligkeit an andrer Seligkeit zu setzen, das ist mehr, als bei unser einem zur Treue gerechnet und erwartet werden darf und kann. Aber Klugheit und Treue wird der Herr von jedem Haushalter fordern; einen priesterlichen, mitleidigen Sinn, geduldig mit den Schwachen und Sündern, die teuer

erkauft sind und nicht gesetzt zum Zorn. Auch vor der sündigsten Menschenseele muß man noch Hochachtung haben, denn jede Seele ist wertgeachtet in Gottes Augen. Auf jeden Fall sollten wir Christen wirklich lieben, sonst sind wir nicht Gottes Nachahmer und Christi Ebenbild.

Es werden Werke der Liebe gethan ohne Liebe, ohne Gemüt und Gefühl. „Die Anerkennung der sittlichen Notwendigkeit, sein Einzelsein und dessen Ansprüche zu begrenzen und der Ordnung eines Ganzen zu unterwerfen, ist sie nicht schon das erste Ausgehen des Menschen aus seiner selbstischen Einsamkeit, in der das Ich den Inhalt seines Lebens nur auf sich bezieht? So ist Liebe selbst der innerste Sinn aller Ordnung als solcher, und die tiefe Ehrfurcht vor dem Gesetz, der Gehorsam gegen einen höheren Willen, diese heiligen Mächte, die das Leben des Menschen kräftig zusammenhalten und seiner Thätigkeit bestimmte Kreise anweisen, sind nichts anders als verhüllte Liebe!" (Jul. Müller, Lehre von der Sünde I. 114.) So zwingt das Gesetz Liebe zu üben; aber nur wer von Herzen liebt, ist dem Herrn Jesu ähnlich und Gottes Kind. Von ganzem Herzen etc. will Gott von uns geliebt sein; und beiläufig bemerkt, „solche Liebe zu Gott ist das eigentliche Wesen des sittlich Guten — und jede andere Gesinnung und Handlungsweise wird erst dadurch gut, daß sie darin wurzelt." J. Müller. Eben darum ist alle Verpflichtung am letzten Ende Verpflichtung gegen Gott. — Um so mehr ziemt sich, daß wir unsre Liebespflichten nicht als ein bloßes „Müssen", mit kaltem Verstand und Willen, sondern von Herzen erfüllen, da Gott auch nicht nur mit Verstand und Willen Liebe übt, sondern von Herzen, mit Gemüt und brünstigem Geist; darum ist der Mensch Gott nicht nur durch Verstand und Willen, sondern auch durch sein Gemüt ähnlich, d. h. nur in einer Liebe von Herzen, mit Affektion ist er Gottes und Jesu Ebenbild. (Vergleiche die schöne Ausführung bei Geß, Christi Person und Werk, III., 439 ff.)

Zum Heilig- oder Vollkommensein nach Gottes Ähnlichkeit, oder zur Jesusähnlichkeit gehört schließlich auch das vollkommene Lebendig- und Seligsein. Wie bei unserm Herrn auf Grund seiner ethischen Vollendung die physische, seine Aufnahme in die Herrlichkeit, folgte, so wird bei uns die innere Jesusähnlichkeit zur äußeren Gleichgestaltung. Conf. Röm. 8, 17, 18 u. 29; Philip. 3, 21; 1 Kor. 15, 20—48; 1 Joh. 3, 2.

Schon oben habe ich bemerkt, daß die Seligkeit im Bewußtsein sittlicher Vollendung, bei einem absolut guten Gewissen, und im Gefühl nicht nur völliger Erlösung von allem Druck und Übel, sondern auch voller Lebensvollendung, d. h. Wesensvollendnng, bestehe. Durch den Glauben haben wir Frieden mit Gott und wissen uns in Christo gewiß, daß uns nichts mehr scheiden kann von der Liebe Gottes. Das ist eine große Gnade und ein köstliches Glück. Doch sind wir stets mehr in Hoffnung als in Wirklichkeit selig. Denn nie ist

unser Gewissen völlig entlastet und unser Friede vollkommen; nie hört der Kampf mit der Sünde auf und unser Leben ist allezeit von schweren Mängeln gedrückt und die Anfechtungen und Bedrängnisse nehmen hier kein Ende. Ja, auch wenn wir siegreich und selig enden dürfen und unsre Seelen kommen im Paradiese zur Ruhe, so sind wir noch nicht am Ziele. Dann warten wir auf des Reiches Vollendung und unsres Leibes Erlösung. Erst die Auferstehung und Verklärung bringt uns die volle Wiedergeburt und Gotteskindschaft, die völlige Jesusähnlichkeit und Seligkeit. Hier bleibt alles nur Anfang und dem Werden unterworfen. Aber treu ist Gott, was er angefangen, führt er hinaus bis zur völligen Austilgung aller Spuren der Sünde und des Todes, wobei er alles in allem und alle Welt seiner Herrlichkeit voll werden wird.

Die sogenannte „Christliche Wissenschaft“.

In einem kürzlich erschienenen Pamphlet versichert ein begeisterter Anhänger der „Christlichen Wissenschaft“, daß noch nie seit ihrer Entstehung dieselbe so vielfach zum Gegenstande der Besprechung gemacht worden sei als gegenwärtig, und daß diejenigen, welche am wenigsten davon verstehen, am meisten darüber reden. Das ermutigt denn den Schreiber dieses auch, seine paar Ansichten über die Sache auf den Markt zu bringen, sintemal es augenscheinlich nicht unbedingt nötig ist, daß man a l l e s an der Sache verstehe, um darüber reden zu dürfen. Jedenfalls ist die Erscheinung und das Wachstum der „Christlichen Wissenschaft“ und der auf sie gegründeten kirchlichen Gemeinschaft eine für Kirchengeschichte und innere Zeitgeschichte bedeutsame Thatsache. „Das Wachstum,“ heißt es im Independent, „zeigt sich nicht nur in den Ver. Staaten, sondern auch in Deutschland, England, Frankreich, Italien, Schweden und Norwegen, in Südafrika und Japan. Gegenwärtig giebt es 304 gesetzlich gegründete Kirchen, ein Zuwachs von 75 Kirchen im letzten Jahre, monatlich 6; dazu 111 regelmäßig etablierte Sonntagschulen, 85 öffentliche Leseräume. Das eigentliche Textbuch der Wissenschaft: “Science and Health with Key to the Scriptures, by Mary Baker G. Eddy,” das im Jahre 1875 zum erstenmale erschienen, erlebt jetzt seine 160. Auflage von je 1000 Exemplaren. (Es kostet $3.50, und muß demnach ein anständiges Sümmchen abwerfen, kann aber doch wohl kaum zu teuer genannt werden, da, wie annonciert wird, viele Leute schon durch das Lesen des Buches gesund geworden sind, und da, wie es selbst versichert, jeder, der es r e ch t liest, von jeder Krankheit gesund werden m u ß.) Die Zahl unterzeichneter Kirchenglieder ist mäßig geschätzt ca. 70,000, während die Zahl der sonstigen Anhänger bedeutend größer ist, nicht weniger als 300,000 in den Ver. Staaten und Canada. Die Zahl der Kirchenbesucher hat sich in den letzten zwölf Monaten mehr als verdoppelt. Die Zahl der aktiven Dienerschaft der Kirche, bestehend aus angestellten „Lesern, Lehrern,

Missionsarbeitern, Heilern, beträgt etwa 10,000 u. s. w." Als Hauptgründe des wunderbaren Wachstums werden angegeben: „1. Die Wiederherstellung der christlichen Krankenheilung nach dem Vorbilde der apostolischen Kirche, 2. die Stellung (establishment) des Christentums auf eine wissenschaftliche, praktisch demonstrierbare Basis, 3. die metaphysische und geistliche Interpretation der Lehren Christi als eine allumfassende Reaktion gegen Materialismus und äußern Formalismus in der Religion."

„Ein einzigartiger, interessanter Zug," heißt es noch weiter in dem erwähnten Pamphlet, „in den öffentlichen Gottesdiensten dieser Gemeinschaft ist der Umstand, daß jede Kirche jeden Sonntag im Jahre ein und dieselbe Predigt bekommt. Die Predigten werden arrangiert von einem Bibel-Komitee, das von der Christian Science in Boston ernannt ist. Die Gegenstände der Predigten sind geordnet nach den Internationalen Bibellektionen und bestehen aus Citaten (references) aus der Bibel und aus dem Textbuch Science and Health. Sie werden von jeder Kanzel herab von zwei Vorlesern, gewöhnlich einem Männlein und einem Fräulein, gelesen. Das Amt des kirchlichen Vorlesens ist eine Wiederbelebung eines urchristlichen Kirchenamtes. Die Referenzen beleuchten den Gegenstand der jedesmaligen Predigt und werden von den Vorlesern abwechselnd gelesen ohne jegliche begleitende Bemerkung. Ein überaus schöner, belehrender und interessanter Diskurs ist auf diese Weise veranstaltet, und die praktische und geistliche Bedeutung jedes Schrifttextes wird einer Zuhörerschaft übermittelt, die mit viel gespannterer Aufmerksamkeit dieser Form des Predigens und Lehrens folgt als den alten Formen. Einfachheit und vom Einfluß der Persönlichkeit befreite Darstellung ist auf diese Weise erreicht, und der Gefahr, bloße Ansichten und persönliche Meinungen anhören zu müssen, ist vorgebeugt."

Das ist ja alles recht schön und bringt einem eine ziemlich hohe Meinung von der Durchschnittsstufe der Intelligenz in diesen aufmerksamen Zuhörerschaften bei; daß die Leute diese „schönen, belehrenden und interessanten Diskurse" alle verstehen und sich daran erbauen können, zeugt von einem Grade der Intelligenz, der über den des Schreibers dieses hinausgeht. Hoffentlich findet derselbe aber unter jenen Zuhörerschaften noch etliche Leidensgenossen, die, wenn sie ehrlich sein wollen, gestehen müssen: es war alles recht schön, aber verstanden haben wir's nicht.

Wer über „Christliche Wissenschaft" irgendwie kompetent reden will, muß sich mit dem Buche der Mrs. Eddy: Science and Health" bekannt gemacht haben, und es ist insofern verhältnismäßig leicht, sich über die ganze Erscheinung ein Urteil zu bilden, als man weiter nichts zu thun braucht, als ein Buch von 663 Seiten durchzulesen, um zu wissen, was in den Kreisen der „Christlichen Wissenschaft" für Wahrheit gilt; "Science and Health with Key to Scriptures" ist der Koran der „Christlichen Wissenschaft". Wer eine ernsthafte, nüchterne und zu-

treffende Kritik des Werkes zu lesen wünscht, dem sind die Schriftchen von Prof. Fr. Grether: „Christliche Wissenschaft im Lichte des Wortes Gottes geprüft" und "A Lecture on Christian Science", herausgegeben vom Publikationshause der Reformierten Kirche in Cleveland, Ohio, durchaus zu empfehlen.

Schreiber dieses möchte sich von jenem Kritiker nur dadurch unterscheiden, daß er mit dem Knaben Absalom etwas säuberlicher zu verfahren wünscht in Rücksicht auf das viele wirklich Schöne, das in dem Buche enthalten ist; es ist daher weniger die Absicht, eine in schwerer Rüstung einhergehende Kritik zu liefern, sondern bescheiden eine unmaßgebliche persönliche Ansicht zu äußern, was man ja wohl wird noch thun dürfen.

Das Buch "Science and Health" ist natürlich sehr inhaltreich; es enthält ja eine gesamte Weltanschauung und setzt sich mit Theologie, Philosophie, Medizin und wer weiß was sonst noch auseinander; es sollten also eine Unmasse Gedanken darin enthalten sein und sind's ja in gewissem Sinne auch, denn die Verfasserin ist jedenfalls eine sehr gebildete Dame und weiß über alles zu reden, von der Zeder auf Libanon an bis zum Ysop, der aus der Wand wächst; allein sie findet bei ihren ausgedehnten Wanderungen durch alle Gebiete noch immer Zeit, unzähligemale, man möchte sagen, bis zur Ermüdung, sich zu wiederholen, und abgesehen von etlichen Orakelsprüchen, von denen es zweifelhaft erscheint, ob sie irgend jemand, die Verfasserin selbst eingeschlossen, verstehen kann, ist es eigentlich nicht zu schwer, sich in das gesamte System hineinzudenken; hat man sich erst des „Schlüssels" bemächtigt, so versteht sich alles einzelne von selbst.

Da es sich hier, wie gesagt, nur um die Wiedergabe eines subjektiven unmaßgeblichen Eindrucks handelt, so gebietet die Ehrlichkeit, zu gestehen, daß derselbe dem Verfasser die Erinnerung an eine Plauderei des Professor Erdmann in Halle wachgerufen hat. Derselbe war einst von einem litterarischen Verein aufgefordert, einen Vortrag „über die Dummheit" zu halten. Er berichtet in seiner anmutigen Weise, daß er sich eigentlich durch die Ideenassociation wenig geschmeichelt gefühlt habe, die den Verein geleitet, mit dem Begriffe Dummheit den Namen Erdmann in Verbindung zu bringen; allein entziehen wollte er sich dem Auftrage nicht. Er fand aber bald aus, daß es verhältnismäßig viel leichter sei, dumm zu sein, als richtig sagen zu können, was eigentlich Dummheit ist. Die Zeit des Vortrages rückte heran, und er fühlte sich mehr und mehr unbehaglich; er wußte natürlich, daß er allerlei über seinen Gegenstand zu sagen wissen würde, aber den eigentlichen "Key", das fühlte er, zu dem Begriffe hatte er nicht. Ein günstiges Geschick lieferte ihm denselben, als er sich in den Eisenbahnwagen setzte, um nach Berlin (oder war's sonst wohin, ich weiß nicht mehr), wo der Vortrag gehalten werden sollte, zu fahren. Mit ihm bestieg eine junge Frau mit ihrem munteren Söhnlein den Zug, und der kleine aufgeweckte Junge mit seinem Plappermäulchen war bald der Attraktions-

punkt, der die Aufmerksamkeit auf sich zog. Seine Gedankenwelt hatte der Kleine bald ausgekramt, und wer irgend Interesse, zu hören, besaß, konnte erfahren, daß die Gedanken des Kleinen nach „Pyritz" gerichtet waren. In Pyritz wohnte der Großvater, der hatte einen Garten mit Kirschbäumen und einen Ententeich vielleicht mit Fischen darin und wer weiß, was sonst noch. Pyritz war das Ideal des Kleinen, um das sich alles drehte, und die Droschke, die ihn hergefahren, der Eisenbahnzug, der ihn aufgenommen, das ganze Weltgetriebe war für ihn nur da, gewissermaßen expreß dazu geschaffen, ihn mit der Mama nach Pyritz zu bringen, und die liebe Sonne nur dazu da, ihm dorthin zu leuchten. Allmählich, als immer mehr Leute in den Zug stiegen, wurde der Kleine stiller, machte große Augen, und es schien etwas Bedenkliches durch seinen Kopf zu gehen. „Mama," fragte er dann leise, was wollen denn die Leute alle in Pyritz?" Er dachte wahrscheinlich, daß er des Großvaters Kirschen mit zu vielen werde teilen müssen. Die Mama aber lachte, gab dem Jungen einen Schmatz und sagte: Du lieber, guter, dummer Eddie, du mußt nicht denken, daß die Leute alle nach Pyritz wollen. Dem Professor aber fiel ein Stein von der Seele, und eine Erleuchtung ging ihm auf; er hatte den "Key" gefunden: Ja, die Mama hatte recht; Eddie war lieb und gut, aber er war „dumm" in des Wortes regelrechtester Bedeutung. So möchte man denn auch der guten Frau Eddy sagen: Verehrteste, Sie sind gewiß sehr gescheut und sehr liebenswürdig, eine der bevorzugteren Ihres Geschlechtes, aber — nun, Höflichkeit gebietet zu schweigen; die deutsche Sprache ist eine „plump Sprak", warum hat sie auch kein besseres Wort!

Einfache Dummheit ist unverschuldet und braucht deswegen ästhetisch nichts Abstoßendes an sich zu haben, sondern kann ganz liebenswürdig sein; was konnte der kleine Eddie dafür, daß sich in seinem Köpfchen die Welt so abmalte? Dummheit ist auch mit Intelligenz nicht unverträglich; der Kleine war ein gescheites Kerlchen wie irgend einer. Das Eigentümliche der Dummheit besteht darin, daß sie aus etlichen Merkmalen einen Begriff, aus etlichen vielleicht zutreffenden Erfahrungen ein allgemeingültiges Urteil bilden, aus etlichen Zügen durch Verlängerung der Striche ein Gemälde, ein Weltbild, entwerfen will. Die Erdmannsche Parabel ist soweit ganz zutreffend, nur reicht sie noch nicht aus und läßt sich nicht weiterspinnen. Der kleine Eddie war nicht bloß dumm, sondern auch klug und ließ sich belehren, wogegen mit der konsequenten Dummheit bekanntlich Götter selbst vergeblich kämpfen; und die vor Augen liegende Wirklichkeit würde in der Parabel erst dann ihr völlig abspiegelndes Bild finden, wenn dieselbe uns weiter erzählte, die Insassen des Eisenbahnzuges hätten, von den Plaudereien des Knaben gefesselt, vergessen, an ihren Halteplätzen auszusteigen und wären sämtlich in Pyritz sitzen geblieben.

Die wenigen zentralen, weittragenden Gedanken, aus denen Frau Eddy ihr System konstruiert, erscheinen einem nicht als etwas Fremdes,

nie Gehörtes, sondern man hat sie schon, wenn auch in anderem Zusammenhange gehört, sie erscheinen als der Vernunft einleuchtende, zum Herzen sprechende Wahrheiten, und darin mag hauptsächlich die bestechende Kraft ihrer Argumentation liegen. Man möchte sagen, da ist keine Seite, welche nicht einen ganz richtigen schönen Gedanken enthielte, daß der Leser sagen möchte: das ist mir aus der Seele geredet; und über dem vielen im einzelnen Schönen und Wahren merkt der zehnte nicht, daß der Zusammenhang, in welchen diese Wahrheiten gestellt, die Ausdehnung, welche ihnen gegeben, die Konsequenzen, die aus ihnen gezogen werden, verkehrt und einander widersprechend sind. Frau Eddy behauptet, daß die Bibel ihre einzige Lehrmeisterin gewesen sei; gewiß hat sie viel in der Bibel gelesen, gewiß aus derselben viel entnommen, aber sie täuscht sich doch wohl über sich selbst; ihre Gesamtauffassung hat sie nicht aus der Bibel entnommen, sondern vielleicht unbewußt an dieselbe herangetragen; aus welchen Quellen im besondern sie geschöpft, woher ihr, sozusagen, ihre Bildung zugeflogen, das müßte eine genauere Kenntnis ihrer Biographie ausweisen; ihre Denkweise ist, allgemein ausgedrückt, durch die moderne philosophische Weltauffassung beeinflußt.

Wenn man Schillers herrliches Gedicht liest: „Ideal und Leben," und dabei immer eine Strophe überspringt, so erhält man ungefähr, natürlich nur ungefähr, mutatis mutandis, sozusagen, einen Auszug aus dem System der „Christlichen Wissenschaft". Dort führt der Dichter den Gegensatz aus zwischen des Menschen sinnlicher Natur und seiner Idee: Das Wesen der Gottheit, der Götter, sagt Schiller präzisierend, ist ein rein geistiges, bei ihnen ist kein Widerspruch zwischen Natur und Idee. Der Mensch ist mit dem Widerspruche zwischen sinnlicher Natur und geistigem Wesen behaftet, „zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl." Wollte der Mensch göttergleich sein, so müßte er sich seiner sinnlichen Natur entäußern können. „Der Körper eignet jenen Mächten, die das dunkle Schicksal flechten, aber frei von jeder Zeitgewalt, die Gespielin seliger Naturen, wandelt oben in des Lichtes Fluren, göttlich, unter Göttern, die G e s t a l t (ἰδέα)." Diese Entäußerung von der sinnlichen Natur ist nun allerdings nicht in realer Vollständigkeit möglich, sie würde ja eine Selbstvernichtung involvieren, wohl aber ist den Menschen gestattet, sich z e i t w e i l i g denkend und fühlend zu diesem Reiche der Ideen, der reinen Formen, zu erheben. Diese Erhebung ist nicht dazu da, weltflüchtig den Menschen vom kräftigen Wirken auf Erden abzulenken, sondern ihn dazu zu stählen; „nicht, vom Kampf die Glieder zu entstricken, den Erschöpften zu erquicken, winket hier des Sieges duftger Kranz." Auf der einen Seite ist das Leben ein Kampf wie in der Rennbahn, und da gilt es, alle Kräfte anzuspannen, aber das Leben soll auch Momente haben, in denen sich die himmlische Herrlichkeit in der feiernden Seele spiegelt. Auf der einen Seite kann jede erstrebte Leistung nur durch Anwendung der dazu führenden natürlichen Mittel

vollbracht werden, Fleiß und Schweiß sind nötig, um in Kunst und Wissenschaft etwas zustande zu bringen; aber der Künstler kann und soll auch das zu schaffende Werk in seiner Vollendung vorahnend schauen und beglückt genießen. Auf der einen Seite bleibt ein ewiger Zwiespalt zwischen dem sittlichen Sollen und dem durch Streben Erreichten, jede Tugend muß vor der Wahrheit Strahle erblassen; aber es giebt auch eine Versöhnung zwischen Sollen und Sein durch demütiges Aufnehmen des Göttlichen in das Gemüt: „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron.“ Auf der einen Seite ist das Menschenleben von Leiden umfangen, die Menschheit ein Laokoon, der in namenlosem Schmerz der Schlangen sich erwehrt; „aber in den heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen, rauscht des Jammers trüber Strom nicht mehr; keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden, nur des Geistes stiller Gegenwehr.“ So ist die Menschheit und soll sein ein Herakles, der durch Kampf und Leiden zur Verklärung empordringt, „bis der Gott, des Irdischen entkleidet, flammend sich vom Menschen scheidet, und des Äthers reine Lüfte trinkt.“

Streifen wir nun zunächst das griechische Gewand ab, in welches der Dichter seine Gedanken gekleidet, und lassen wir die Gegensätze weg, denen er jedesmal sein „Aber“ entgegensetzt, nehmen die mit „Aber“ beginnenden Strophen für sich allein, so haben wir ungefähr den Ideengang der Frau Eddy.

Schiller: „Ewigklar und spiegelrein und eben fließt das zephyrleichte Leben im Olymp den Seligen (Göttern) dahin.“ Frau Eddy: **Gott** ist das reine geistige **Sein**, unkörperliches Wesen, Geist (mind und spirit), Seele, Leben, Wahrheit, Liebe: diese Bezeichnungen sind alle synonym. Er ist der **einige**, und außer ihm giebt es keine Geister und Seelen; die Bezeichnung „Geister“ und „Seelen“ ist so ungeeignet wie der Ausdruck „Götter“.

Nach Schiller sind die Götter im Olymp, und neben oder unter dem giebt es eine Erde, auf welcher der Mensch wohnt. Nach Frau Eddy ist Gott alles, und alles ist Geist; außer Gott giebt es keine wahre Existenz.

Schiller: „Frei von jeder Zeitgewalt wandelt oben auf des Lichtes Fluren göttlich, unter Göttern **die Gestalt**.“ Frau Eddy: „In einem Sinne ist Gott und Natur identisch, denn Gott ist das All, und, was wir so nennen, die Natur ist das All; aber die Natur, mit welcher Gott identisch ist, ist nicht materiell, sie ist geistlich, in ihr giebt es kein Übel, keine Sünde, keinen Tod, in ihr ist alles gut, lauter Wahrheit, lauter Liebe; in diesem Universum der Wahrheit giebt es keine Materie, der unendliche Raum ist bevölkert mit Gottes Ideen, die ihn wiederspiegeln in zahllosen geistlichen Formen;“ (mit einem Worte, diese geistliche Natur ist was der Dichter „des Geistes Fluren“ nennt.) „Dieser geistlichen Natur gehört der Mensch an als ihr Mittelpunkt und Haupt. Der Mensch ist der Ausdruck des Wesens Gottes, war und ist noch Gottes Idee, der unendliche Ausdruck des unendlichen Geistes, mit

Gott koexistent, von gleichem Dasein und von gleicher Dauer. Wäre jemals ein Moment, wann der Mensch nicht diese Vollkommenheit ausdrückte, so könnte er nie Gott ausgedrückt haben, und es gäbe einen Moment, in welchem Gott ohne sein Wesen wäre." Freilich sagt Frau Eddy an anderer Stelle wieder: „Gott ist nicht der Mensch, und der Mensch ist nicht Gott," aber er ist Gottes Spiegelbild (reflects God) und ist von ihm unzertrennlich. Mit einem Worte: „der Mensch" ist bei Frau Eddy das, was die Philosophen gemeinhin mit „Idealmensch", „Idee des Menschen" bezeichnen. Dieser Idealmensch ist das einzig wahrhaft Existierende, Wesenhafte am Menschen, und in „Christlicher Wissenschaft" kann der Mensch jeden Augenblick sagen: ich und der Vater sind eins.

Schiller: „Nur der Körper eignet jenen Mächten, die das dunkle Schicksal flechten." Frau Eddy: „Der Mensch hat gar keinen Körper, er ist Geist, Seele, und Seele ist größer als Körper; wäre sie jemals im Körper, so müßte sie ja kleiner sein als dieser. Der Mensch ist raumlos."

Schiller: „Der Mensch steht in trauriger Blöße vor des Gesetzes Größe und dem Heiligen selbst naht sich die Schuld. Aber flüchtet aus der Sinne Schrankeu in die Freiheit der Gedanken, und die Furchterscheinung ist entflohen, und der ewge Abgrund wird sich füllen." Frau Eddy: „Die Seele ist sündlos: wenn die Seele sündigen könnte, oder durch Sündigen verloren gehen könnte, dann würde Wesenheit (being) und Unsterblichkeit verloren gehen, aber Wesenheit kann nicht verloren gehen, solange Gott existiert."

Schiller: „Die Menschheit ist ein leidender Laokoon; aber in den heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen, rauscht des Jammers trüber Strom nicht mehr; keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden, nur des Geistes tapfrer Gegenwehr." Frau Eddy: „Übel hat keine Realität, es ist weder eine Person, noch ein Raum, noch ein Ding, es ist einfach eine Einbildung (belief), eine Illusion, ein Traum; die Voraussetzung und Erzeugerin des Übels ist eine Lüge."

Schiller: „Im Tode und durch den Tod ringt sich das Unsterbliche im Menschen von der Sterblichkeit los." Frau Eddy: „Des Menschen individuelles Wesen (being) kann so wenig sterben und in Bewußtlosigkeit versinken, als die Seele es kann, denn beide sind unsterblich. Der Leib kann nicht sterben, denn er hat ja nie Leben gehabt, kann also keins aufgeben. Der Traum des Todes muß überwunden werden durch den Geist; der Gedanke muß erwachen von seiner selbstgemachten Einbildung: ich bin tot, um den Trompetenschall zu vernehmen: es giebt keinen Tod. Leben allein ist real; Tod ist ein Traum."

So enthält die „Christliche Wissenschaft" allerdings eine Reihenfolge in sich geschlossen zusammenhängender schöner und wahrer Gedanken, und darauf, das wollen wir zur Ehre der Mitwelt annehmen, wird ja auch hauptsächlich die gewinnende Macht derselben beruhen, obgleich es jedenfalls auch einen großen Haufen Leute giebt, die bereit sind, „einiges", auch

das unverstandenste Zeug zu glauben, wenn sie nur hoffen dürfen, dafür gesund zu werden. Daß der letzte Urgrund aller Dinge Geist, Leben, Wahrheit, Liebe ist, daß dieser Gott nicht ferne von einem jeglichen unter uns ist, daß die Möglichkeit unserer Gotteserkenntnis und Gottgemeinschaft auf einer Urthat der ewigen Liebe beruht, die den Menschen zu ihrem Bilde gemacht hat, daß Anfang und Ziel der Erlösung nichts anderes sein kann als geistig reale Wiederherstellung des Gottesbildes im Menschen, das sind Wahrheiten, nach denen das mit Materialismus, Deismus und Formalismus abgespeiste Menschengemüt immer hungern und dürsten wird. Aber diese Gedanken sind nur neu in dem Zusammenhange, in den sie von der „Christlichen Wissenschaft" gebracht werden.

Und nun kommt die andere Seite des Systems, die uns, mit Recht oder Unrecht, das sei dahingestellt, dazu veranlaßt hat, Frau Eddy, wenigstens im Anfangsstadium ihrer Laufbahn, unter die Zahl der „naiven Enthusiasten" zu stellen. Ein paar persönliche Erfahrungen, individuell zutreffende Beobachtungen haben sie veranlaßt, ihre Schlüsse zu verallgemeinern und sich ein Weltbild zurechtzuschneiden, wie es gerade ihrem Hirn angepaßt ist. Es ist nicht anzunehmen, daß Frau Eddy bewußterweise lügt; ihre Erfahrungen mögen zu gutem Teile auf Selbsttäuschung beruhen, aber es muß etwas vorhanden sein, was auch zu diesen Selbsttäuschungen Anhalt gegeben hat, und da ist zu gestehen, daß wir uns einem Gebiete nähern, auf dem wir immer wieder an die Schranken unsres menschlichen Wissens erinnert werden. Der Zusammenhang der körperlichen Natur des Menschen mit seiner geistigen ist ein Gebiet, auf dem immer noch Dinge geschehen, die wir nicht enträtseln können, und wenn wir die von Frau Eddy dargebotene Lösung, wenigstens in ihrem vollen Umfange, zurückweisen, können wir nicht die Verpflichtung übernehmen, eine ausreichende und einwandfreie entgegenzusetzen. Frau Eddy hat der unter Damen nicht gerade selten vorkommenden Lieblingsneigung gehuldigt, in Homöopathie ihren Thatendrang zu befriedigen. Dabei hat sie Erfahrungen gemacht, die sie selber in Verwunderung gesetzt haben, daß scheinbare Nichtse etwas wirken. Sie hat ferner nicht bloß die Beobachtung gemacht, daß für die Wirkungskraft der Arzneimittel die Receptivität der Patienten von bedeutendem Einfluß ist, daß nicht gerade ein positiver Glaube des Patienten vorhanden sein muß, „diese Arzenei wird mir helfen", aber doch eine zutrauensvolle Hinnahme, die die Möglichkeit der Hilfe nicht in Abrede stellt, während ein hartnäckig skeptisches Verhalten der Arzeneiwirkung wenigstens hinderlich ist; es ist ihr auch die noch merkwürdigere Beobachtung entgegengetreten, daß eine und dieselbe Arzenei in der Hand des einen Arztes mehr wirkt als in der des andern, daß insonderheit die Sicherheit und das Kraftgefühl des Heilenden, vorausgesetzt, daß sie nicht affektiert sind, sondern auf innerer Wahrheit beruhen, einen unmittelbaren, die Wirksamkeit der Arzenei unterstützenden, vielleicht dieselbe weit überwiegenden Einfluß haben. Daß dieses Kraft-

gefühl, das nur durch Erfahrung gewonnen werden kann, wenngleich einer ersten Erfahrung ein kühnes Wagen vorangehen muß, auf eine gewisse Naturbasis, auf eine körperliche Beschaffenheit des Heilenden sich stützen kann, ist eine Beobachtung, die Frau Eddy wohl kennt, doch nicht verwertet und als Täuschung abweist; dagegen macht sie ausgedehnten, schrankenlosen Gebrauch von der andern Thatsache, daß der Besitz dieses Kraftgefühls von dem Besitz eines lauteren, selbstlosen Charakters, eines guten Gewissens, eines Bewußtseins, das Gute zu wollen, in hohem Maße abhängig ist.

Frau Eddy hat jedenfalls, wie man ihr wird glauben müssen, merkwürdige Kuren vollbracht oder erlebt, die Krücken homöopathischer Mittel allmählich beiseite lassend, allein durch ihren unmittelbaren persönlichen Einfluß. Es ist unnötig, solche Heilungsgeschichten, deren sie etliche als Beispiel anführt, zu wiederholen; genug, wir glauben sie ihr. Von diesen individuellen Erfahrungen aus entwirft sie sich nun ein allgemeines Weltbild, das allerdings geeignet sein würde, ihre eignen Erfahrungen zu erklären, das aber mit allen übrigen Thatsachen der Natur- und Weltgeschichte in Kollision gerät, das dem nüchternen, prosaischen Abendländer zumutet, sich total umzudenken, und das seine Geburtsstätte in der brütenden Phantasie indischer Theosophen hat.

Diese Welt, wie sie nun eben einmal ist, mit ihrem Mechanismus, ihren eisernen Gesetzen, ihrer Unvollkommenheit, ihrer Vergänglichkeit, kann nicht die Schöpfung des höchsten, vollkommenen, reinen Gottes sein, der die lautere Wahrheit, die lautere Liebe ist. Für ihn ist Übel, Sünde, Tod nicht da, er kann sie nicht denken; dächte er sie, so müßte er ihr Urheber sein, ihnen Realität gegeben haben, denn alle seine Gedanken sind Realitäten. Es muß also gewissermaßen ein Untergott, ein Demiurg, vorhanden sein, dem Übel, Sünde und Tod ihr scheußliches Dasein verdanken. Andrerseits kann dieser Demiurg seiner Welt kein wirkliches Wesen, keine Realität verleihen, denn könnte er dies, so wäre er ein zweiter ebenbürtiger Gott. Daher kann er selber nur ein Scheinwesen, eine lügenhafte Existenz haben und kann auch seinem Erzeugnis, der Welt voll Übel, Sünde und Tod, nur eine Scheinexistenz geben. Für diesen Demiurgen, den Verursacher (Schöpfer wollen wir ihn nicht nennen, weil er nichts Wirkliches geschaffen hat) dieser Welt, wie sie für uns arme, gewöhnlichen Menschen nun einmal ist, hat Frau Eddy einen Namen, aber allerdings kaum mehr als einen Namen, denn von einem faßlichen Begriffe desselben kann kaum die Rede sein. Sie nennt ihn "mortal mind", „Sterblicher Geist“, also seinem Namen nach ihren eignen Prämissen ein Oxymoron, ein Unding, ein Solöcismus, wie sie ihn selbst nennt; denn „Geist“ ist ja seinem Wesen nach u n sterblich. Ihre eigne summierende Definition dieses Dings oder Undings lautet: „Mortal mind ist: ein Nichts, das beansprucht etwas zu sein, Mythologie, Irrtum, der andere Irrtümer erzeugt, ein angenommener (suppositioned) materieller Sinn, alias der Wahn, daß Empfindung in der Materie sei, ein Glaube, daß Leben, Substanz und Intel-

ligenz in der Materie sei, das Gegenteil von spirit und daher das Gegenteil von Gut oder von Gott, der Glaube, daß Leben einen Anfang oder ein Ende habe, der Glaube, daß der Mensch von Sterblichen abstamme, der Glaube, daß es mehr als einen Schöpfer geben könne, Götzendienst, die subjektiven Zustände des Irrtums, das, was weder in der „Wissenschaft“ existiert noch durch den geistlichen Sinn anerkannt werden kann, Sünde, Krankheit, Tod.“

Woher dieses Gespenst eigentlich stammt, darüber braucht Frau Eddy sich keine Gedanken zu machen, denn einen Ursprung braucht es ja gar nicht, weil es keine Existenz hat; wem es eigentlich eignet, wer der unglückliche Besitzer dieses Undings ist, braucht man auch nicht zu wissen; der „Mensch“ jedenfalls nicht, denn der ist eins mit Gott, sondern nur der „Sterbliche“; aber der „Sterbliche“ ist ja gleichfalls ein Nichts, ein Erzeugnis dieses mortal mind.

Aus Nichts wird natürlich Nichts, und so ist auch die Welt, welche diesem mortal mind ihr Dasein verdankt, und der „Sterbliche“, der in dieser Welt herumwandelt, ein Nichts. Das gewöhnliche Mittel, womit man sich von seiner eigenen Existenz zu überzeugen pflegt, daß man sich in den Arm kneipt, ist also total unzureichend; weder die Finger, mit denen man's thut, noch der Arm, der es zu fühlen glaubt, ist etwas. „Stofflichkeit, matter, ist eine Manifestation des mortal mind, die schließlich mit demselben verschwinden wird, eine Illusion, eine Mythologie, der Glaube an matter ist ein Götzendienst, eine moralische Contagion; jedes sogenannte Gesetz der Materie ist null und nichtig. Stoff hat keine Empfindung, weder für Lust noch für Schmerz, kann weder hungern noch ermüden, ist dasjenige, womit der mortal mind sieht, hört, fühlt, tastet, schmeckt, allein in der Einbildung (belief), ist dem Geiste (mind) unbekannt, verschwindet unter dem Mikroskop des Geistes.“

Daß nun dieses System der Weltanschauung allerdings ganz geeignet ist, für die individuellen Erfahrungen der Frau Eddy e i n e Erklärung (ob die richtige, sei dahingestellt) und für ihre Praxis ein breites theoretisches Substrat zu liefern, darf zugestanden werden. Sie hat, wie sie berichtet, als hoffnungslos betrachtete Krankheitsfälle geheilt, Sterbende zu Leben und Gesundheit zurückgeführt. Wie ist das zugegangen? Etwa so: In einem Hause spukt es, kein Mensch will drin wohnen; ich kaufe das Haus und schlafe drin wie ein Prinz; die Leute wundern sich alle und sagen, ich habe den Spuk vertrieben; habe ich das wirklich? Bewahre; es hat gar nicht in dem Hause gespukt, sondern nur in den Köpfen der Leute; ich habe nicht an den Spuk geglaubt, und mir ist keiner begegnet. So sind jene Heilungen am einfachsten zu erklären: die Leute waren gar nicht krank; „der Mensch“ kann ja gar nicht krank sein, Krankheit ist nur eine Illusion; durch Mitteilung und Annahme der Christlichen Wissenschaft ward die Illusion zerstört, und die Krankheit war damit geschwunden. Krankheit ist durchaus identisch mit Krankheitsempfindung, ein Mensch, der keinen

Zahnschmerz fühlt, hat keinen. Krankheit ist das Erzeugnis des mortal mind, ist error; zerstöre den Irrtum durch den true mind, durch Christliche Wissenschaft, und sie ist fort, das ist der einfachste und sicherste Weg der Heilung.

Diese Auffassung ist ja in gewissem Umfange berechtigt, und Analogien und Belege dafür lassen sich anführen. Ich habe einen bösen Nachbar, der mich fortwährend ärgert; nachdem ich lange vergeblich versucht, ihn wieder zu ärgern und zu vertreiben, ignoriere ich ihn und betrachte ihn als Luft, und siehe, das kann er schließlich nicht aushalten und läßt mich in Frieden. Es ist wahr, die Furcht und die Einbildung sind mächtige Förderungsmittel und oft geradezu Erzeuger wirklicher Krankheiten, und das beste Präservativ in Epidemien ist Furchtlosigkeit. Nerven! Was wußten unsere guten Vorfahren von Nerven. Folglich hatten sie auch keine Neuralgie. Wer wußte etwas von Dyspepsie? Man sagt vielleicht, die einfache, kräftige Kost bewahrte unsere Altvordern vor diesem Dämon; Unsinn! Diese kräftige Kost würde keinen unserer heutigen Dyspeptiker wieder gesund machen; nicht in der veränderten Nahrung, im Stoff, liegt die Ursache der modernen Krankheit, sondern in der größeren Entfaltung des mortal mind bei unserm gegenwärtigen Geschlechte. Mit Hilfe der medizinischen Wissenschaft ist unsere ganze geistige Atmosphäre gewissermaßen geschwängert mit einer Unmasse neuer Krankheitsnamen, Enteritis, Epizootic, etc., daß sie der moral mind gewissermaßen einatmen muß; vor noch zwanzig Jahren wußte man kaum noch etwas von Appendicitis, heutzutage wird's bald zum guten Tone gehören, einmal auf Appendicitis operiert worden zu sein. Je weniger der Sterbliche von seinem körperlichen Organismus weiß, und je weniger er darüber reflektiert, desto gesünder wird er sein. Wenn daher einmal unsere ganze Körperlichkeit im wesenlosen Scheine unter uns liegen wird, wenn unser ganzes Bewußtsein nur noch von der herrlichen Thatsache erfüllt sein wird: Ich bin Geist, Seele, koexistent mit Gott, dann werden wir auch keine Hühneraugen mehr haben.

So deckt allerdings die Theorie der „Christlichen Wissenschaft" eine Menge der individuellen Erfahrungen der Frau Eddy: Ist die Theorie richtig, ist Krankheit, Sünde, Tod nur ein häßlicher Traum, so sind jene Wundererfahrungen nur natürlich, so folgt mit einer höheren Naturnotwendigkeit auch die Möglichkeit, jene Traumerscheinungen hinwegzudenken. Allein die Decke jener Theorie ist so groß geschnitten, daß sie nicht nur jene wahren und halbwahren Thatsachen deckt, sondern noch verschiedenes, ja man möchte sagen, alles andere zudeckt, so daß eine völlige Finsternis entsteht; es ist, wie wenn jemand ein Kind in der Wiege zudecken wollte und dazu ein Schiffssegel oder ein Zirkuszelt heranschleppte; die ganze Welt muß auf den Kopf gestellt werden, und das läßt sie sich doch nun einmal nicht gefallen.

Die ganze Welt, wie sie nun einmal ist, für uns ist, ist ein Schein. "Matter has no sensation, in matter is no causation," das sind die bei-

den Schlagworte der „Christlichen Wissenschaft“. Als Abstraktionen sind ja diese Sätze so richtig wie jede Tautologie; das Empfindungslose hat keine Empfindung, und das Verursachte ist nicht das Verursachende; das braucht man nicht erst von der Christlichen Wissenschaft zu lernen. Wenn aber daraus etwa folgender Schluß gezogen wird: „Der Arm, der hundert Hammerschläge geführt hat, kann so wenig müde sein, wie das Wagenrad, das eine Meile weit gefahren ist, denn Fleisch und Knochen, aus denen der Arm besteht, sind Stoff, so gut wie das Holz und das Eisen, aus denen das Wagenrad besteht, und Stoff hat keine Empfindung“ — so ist der Trug offenbar. Da ist eine Abstraktion gemacht, die sich in Gedanken machen läßt, der aber die Wirklichkeit nicht nachfolgt. Es ist nicht wahr, daß Stoff, Stoff sei; nicht ist alles Fleisch einerlei Fleisch, und es giebt himmlische und irdische Körper, sagt Paulus, und der sollte doch für die Christliche Wissenschaft noch eine Autorität sein. "Matter," heißt es, ist dasjenige, was der mortal mind sieht, hört, riecht, schmeckt, fühlt, in "belief," in Einbildung, mortal mind aber ist error, folglich alles, was wir sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen, ist error. Nun, diese Theorie „deckt“ in der That alles, wenn sie wahr ist, dann ist alles möglich. Es scheint vor der Hand umgekehrt der Fall zu sein, daß die Christian Science ein error ist, aus dem mortal mind der Frau Eddy entsprungen.

Daß diese science christlich sein soll, ist wenigstens unserm Verständnis noch unerfindlich. Wir bekennen nach dem lutherischen Katechismus: „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen, mir Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat,“ und wir sind nach unserer altmodischen Art dem lieben Gott noch dankbar dafür und glauben nicht, daß wir dies alles dem mortal mind zu verdanken haben.

Und wissenschaftlich? Es ist unerfindlich, wie das in dem Buche so oft, man möchte fast sagen, überoft bis zur Ermüdung wiederholte begeisterte Bekenntnis: „God is truth, Gott ist allein die Wahrheit“ mit einem System zusammen bestehen kann, das alle die Mittel, mit denen sich schlichte, ehrliche Wahrheitsforschung zu behelfen suchen muß, für trügerisch erklärt. Nein, wir gehen nicht nach Pyritz.

Konsequenzen, sagt man, sind meist vom Übel, und starre Konsequenz ist selten liebenswürdig; da nun Frau Eddy jedenfalls liebenswürdig ist, oder einmal gewesen ist, so ist sie auch nicht konsequent. Das erschwert zwar das Verständnis, aber es ist doch schön. Zuweilen, und oft, fällt sie von dem hohen Standpunkte ihres Idealismus herab in den gewöhnlichen Menschenverstand; sie hält einen körperlichen Gegenstand, der mit den Sinnen wahrgenommen wird, nicht für ein Erzeugnis des mortal mind, sondern für eine Kreatur des lieben Gottes. Da hat irgend ein Arzt behauptet, man könne durch den Geruch einer Rose sich einen Katarrh zuziehen, der Geruch süßen Klees oder frischgemähten Heus könne das sogenannte Heufieber erzeugen. „Unsinn,“ sagt sie, „was für ein Mißbrauch der Naturschönheit, daß eine Rose,

das Lächeln Gottes, Leiden hervorrufen könne.“ Sonach ist denn doch, nach unserm Verständnis, die Rose eine Kreatur Gottes, und der Süßklee und das Heu wohl auch. Wo ist denn da aber die Grenze? Welche Kreaturen können denn Schaden anrichten, und welche nicht? Antwort muß natürlich nach dem System sein: nichts kann Schaden anrichten, poison ivy so wenig wie die Rose; dem mortal mind gehören nur die Eigenschaften der Dinge an, die schädlich wirken, im übrigen hindert nichts, die Dinge als Gottes Kreaturen anzusehen, d. h. natürlich nicht als ewige Wesenheiten, doch als Erscheinungen, in denen sich seine ewigen Ideen wiederspiegeln, m. a. W. als Realitäten in der Erscheinungswelt, so weit derselben eben überhaupt Realität zukommt. Das ist ja recht; aber wozu dann erst der gewaltige Apparat der Theorie: “no causation in matter and no sensation in matter.” welche die ganze Erscheinungswelt in bloßen Schein auflöst? Zugestanden, daß die Realität der Dinge in der Erscheinungswelt nur eine relative sein mag; wir sagen, die Sonne geht auf, und in Wahrheit geht sie doch nicht auf, sondern wir haben uns ihr zugewendet, und so mag jede Erscheinung in der Sinnenwelt in Wirklichkeit anders sein, als sie uns erscheint. Aber die relative Realität, die wir eben den Dingen der Sinnenwelt zuschreiben, muß doch allen gleichmäßig zukommen. Das aber ist nach der „Christlichen Wissenschaft“ nicht der Fall; sondern das eine Mal soll dem Sinneseindruck eine Realität entsprechen, das andere Mal soll man's nur mit einer Täuschung zu thun haben. Da ist eine Rose. Woher weiß ich, daß sie vorhanden ist, daß sie schön ist? Meine Sinne sagen es mir, die Finger fühlen sie, das Auge sieht, die Nase riecht sie. „Ah,“ sagt Frau Eddy, „das ist wirklich schön, das ist Gottes Lächeln, das kann nicht krank machen, das kann nur entzücken. Dort hat jemand Arsenik statt Zuckers gegessen und hat Bauchgrimmen. „Oh,“ sagt Frau Eddy, „Sie armer Mensch, Sie leiden an material sense, an mortal mind. Das weiße Pulver, das Sie genossen, war “matter” und in matter is no causation; Bauchgrimmen? Einbildung, error, Ihr Magen ist matter, and in matter is no sensation. Warum sagt sie nicht im ersten Falle auch: die sogenannte Rose ist matter, und das Auge und die Nase sind material senses, und das Entzücken ist error? — Weil sie liebenswürdig inkonsequent ist.

Es sind ja, wie schon oben zugestanden, eine Fülle schöner Gedanken, und, auf ihr richtiges Maß zurückgeführt, wertvoller Verhaltungsmaßregeln in dem Systeme. Daß der Geist dominierendes Prinzip und nicht bloß ein Sekret der Materie ist, daß der Leib dazu bestimmt ist, ein Werkzeug für das vernünftige, sittliche Leben des Geistes zu sein und nicht mehr als dies, daß er sich auch durchschnittlich am wohlsten dabei befindet, wenn er in den Schranken dieser dienenden Stellung gehalten wird, während übermäßige Sorgfalt, welche seiner Pflege und Behütung zugewendet wird, meist nur dazu dient, ihn aus einem verdorbenen Diener zu einem lästigen Tyrannen zu machen, das sind ganz gesunde Grundgedanken. Namentlich enthält auch die das Ganze

durchziehende Gedankenreihe, welche den Zusammenhang des physischen und des sittlichen Übels, der Sünde und der Krankheit, sin and sickness, betont, einen aller Zustimmung werten Grundgedanken. Daß zu wahrer Genesung auch von physischem Leiden, die nicht bloß in einer temporären Verschiebung und Gestaltveränderung der Leidenserscheinungen bestehen soll, vor allem auch die Genesung der Seele in der wiederhergestellten Gemeinschaft mit Gott gehört, daß nur derjenige sich mit vertrauensvoller Zuversicht zu dem rechten Helfer wenden kann, der zugleich den ernsten und wahrhaftigen Entschluß faßt, mit der Sünde zu brechen, und daß daher jede Wahrnehmung physischen Leidens, von dem wir Befreiung wünschen, zur sittlichen Selbstprüfung, zur aufrichtigen Bekehrung, mahnen soll, das ist gewißlich wahr. Es ist ein öfters ausgesprochener, wahrer Gedanke: Wir Menschen sind in der uns einmal anhaftenden sittlichen Verfassung zu einem leidensfreien, physisch ungetrübten und unangefochtenen Dasein gar nicht fähig und reif. In diesem Zusammenhange finden sich öfter Äußerungen, in denen Frau Eddy, wie es scheint, in glücklicher Inkonsequenz ihr verbohrtes System vergißt und auch die Leiden der Zeit nicht als Truggestalten des mortal mind, sondern als Realitäten, als Ordnungen des weisen und heiligen Gottes anerkennt.

Freilich die Art, wie nun die Wurzel des Übels, die Sünde, beseitigt werden soll, ist, wie sich erwarten läßt, phantastisch, und hier ist der eigentliche Knotenpunkt, an dem es sich zeigt, wie die Christian Science eine Karrikatur der christlichen Wahrheit ist, freilich auch, wie sie der alten und immer wieder modernen Richtung des natürlichen Menschengeistes so wohl verwandt ist. Es ist das alte: "Eritis sicut deus", Selbsterlösung, was uns daraus entgegenklingt. Paulus sagt: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir, und was ich noch lebe im Fleische, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes" rc. Der Christian Scientist sagt: Ich bin kein Sünder, ich war nie einer, Sünde war nur ein Traum, ich bin erwacht eben durch die Science, und das Nachtgebilde ist verschwunden. Freilich wird zugleich zugestanden, daß dies Sündlossein eine Aufgabe ist, die einen Kampf, ein continuous struggle erfordert, und daß in diesem ununterbrochenen Kampfe es nicht ohne Niederlagen und Wunden abgeht, wird zwar nicht betont, doch zugestanden; aber stets hat der christliche Wissenschaftler das Mittel zur Selbstabsolution zur Hand, er braucht sich nur zu sagen: ich bin kein Sünder, die Seele kann ihre Heiligkeit nicht verlieren, die Sünde war ein Traum, ein Nichts, ich denke sie hinweg, und sie ist nicht mehr. Nun ist ja wahr, auch die reinste Wahrheit kann entstellt, die reinste Lehre mißbraucht werden, auch Paulus hat seine Lehre vor dem Mißbrauche wahren müssen: „Wie nun, sollen wir sündigen, auf daß die Gnade völliger werde?" Und so wollen wir auch nicht behaupten, daß es die Absicht der Christian Science wäre, dem frivolen Sünder ein bequemes Beruhigungsmittel darzubieten, und daß derjenige im beabsichtigten Sinne der Christian Science handeln würde,

der etwa sagen würde: Heute betrinke ich mich und thue noch etwas andres, und morgen sage ich: i ch bin das nicht gewesen, ich desavouiere einfach meinen mortal mind und die Sache ist abgethan. Vielmehr ist ja anzunehmen, daß es unter den Christian Scientists ebenso viel aufrichtig fromme, nach sittlicher Reinigung strebende Personen giebt als unter anderen Benennungen. Aber ein Unterschied ist doch, ob eine Lehre den fleischlichen Mißbrauch nur nicht hindern kann, oder ob sie ihn geradezu provoziert, und dies letztere thut die Christian Science entschieden. Mit einer Vertrauensseligkeit mutet die Christian Science dem Menschen zu: lieber Mensch, sei doch gut, sei doch edel, sei doch heilig, das ist ja deine eigentliche Natur, das ist ja das beste für dich, dann wirst du auch gesund, ja du kannst andere gesund machen; das ist alles so leicht, du brauchst es nur zu denken, in Wissenschaft zu erkennen, und die Sache ist gethan. Solches glaubt denn der liebe Mensch, bezahlt seine $3.50 und kauft sich Science and Health with Key to the Scriptures, und wenn er dann noch das temperance pledge genommen und die wüste Unsitte des Rauchens sich abgewöhnt hat, dann ist er seiner Sache sicher; er ist ein ideales Wesen, und wenn andere Leute ihn für einen armen Sünder halten, so ist dies error, mortal mind. Das ist die erlogene Bekehrung und Wiedergeburt der Christian Science.

Das eigentlich Häßliche an der Sache ist nun noch die Marktschreierei. Der oben citierte Pamphletist läßt sich die Frage vorlegen: Wieviel Prozent von den Leidenden, die durch Christian Science Heilung suchen, werden denn durchschnittlich gesund? Er beantwortet sie so: Die Christian Science wirke allerdings unter ungünstigen Verhältnissen; wenn es in einer Großstadt ein Hospital gäbe, an das alle andern Hospitäler ihre unheilbaren Patienten abgäben, so würde dies etwa in ähnlicher Lage sein wie die Science, denn zu ihr wendeten sich meist nur solche, die überall sonst vergeblich nach Hilfe gesucht haben, aber 75 Prozent, gering gesagt, weise der record der Christian Science wohl als Geheilte auf. Nun, sehr imponieren kann das nicht; wenn man die Herren Ayers und Hood mit ihrer Sarsaparilla, Warner mit seiner Safe Cure und andere fragen würde, so würden sie gewiß 76 Prozent angeben. Den Leuten mit ihren Patentmedizinen kann man das nicht verdenken, denn Klappern gehört zum Handwerk, sie verkaufen ihre Medizinen, die bei alledem ganz gut sein mögen, doch nicht zu dem Zwecke, um die Menschheit zu segnen, sondern eingestandenermaßen, um Geld zu verdienen; aber für eine so ideale Bestrebung, wie sie die Christian Science verfolgt, will sich das marktschreierische Wesen doch schlecht ziemen. Mag man Frau Eddy für eine wohlwollende Enthusiastin halten, die von ihrer Studierstube oder ihrem Parlor aus in aller Behaglichkeit die Welt zu segnen sucht; den Betrieb ihres Werkes scheint sie einer Anzahl von recht „geriebenen managers“ überlassen zu haben, die recht wohl wissen, was die Macht der Reklame bedeutet, und die in dieser Welt des error und der unreality den Dollar für eine bei alledem recht annehmbare Realität halten. E. O.

Homiletisches.

Der Kampf zwischen Glauben und Unglauben an Jesum in den Herzen der Kinder unserer Zeit.

Predigt gehalten von Rothe am fünften Sonntage nach Trinitatis 1857, bei dem akademischen Gottesdienste zu Heidelberg.*)

Gnade sei mit uns und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesu Christo. Amen.

Text: Mark. 9, 24.

Und alsbald schrie des Kindes Vater mit Thränen und sprach: ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!

Die evangelische Erzählung, im Herrn Geliebte, der das eben verlesene Textwort angehört, ist euch wohlbekannt. Es redet hier der Vater, der für seinen mondsüchtigen Sohn bei Jesu Heilung suchte, während dieser auf dem Berge der Verklärung weilte. So traf er nun die Jünger an, und diese vermochten den Geist, der den unglücklichen Knaben peinigte, nicht auszutreiben. Da nun Jesus vom Berge wieder herabkam, trat der geängstete Vater an ihn heran, klagte ihm seine Not und schloß mit den Worten: „Kannst du aber etwas, so erbarme dich unser und hilf uns." Und als ihm Jesus hierauf erwidert hatte: „wenn du könntest glauben; alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt!", da machte sich das gequälte Vaterherz des Mannes unter Thränen in dem Notschrei Luft: „ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!" Wer von uns könnte wohl dies Wort hören ohne in ihm zugleich einen Notruf des eignen Herzens, ja noch mehr, einen Notruf unserer jetzigen Christenheit überhaupt zu vernehmen? Denn eben das ist ja die eigentliche und charakteristische Not unserer Zeit, wenn wir sie vom Standpunkt des Christenthums aus ansehen, daß in ihr in einer Weise wie noch nie zuvor in den Seelen ihrer Kinder, mitten in der Christenheit, ein herzzerreißender Streit und Kampf stattfindet zwischen Glauben und Unglauben an Jesum. Eben hieran mögen wir uns denn jetzt durch unser Textwort erinnern lassen. Der Gegenstand unserer heutigen gemeinsamen Betrachtung sei daher:

Der Kampf zwischen Glauben und Unglauben an Jesum in den Herzen der Kinder unsrer Zeit.

Wir wollen zuerst versuchen, uns klar zu machen, daß und wie ein solcher Kampf wirklich stattfindet, um sodann danach zu fragen, wie wir uns in demselben verhalten sollen.

Herr Jesu, Herzenskündiger, „der du wohl weißt, was im Menschen ist, und nicht bedarfst, daß jemand dir Zeugnis gebe von einem Menschen," lehre du uns, uns selbst richtig verstehen, so wie wir vor deinem heiligen Auge offenbar sind. Amen.

*) Aus R. Rothes Nachgelassene Predigten.

1.

Wenn wir von einem Kampf zwischen Glauben und Unglauben an Jesum in den Herzen der Kinder unserer Zeit geredet haben, so werden wir uns von der Berechtigung hierzu wohl erst ausdrücklich Rechenschaft geben müssen. Denn eine solche Beurteilung unsrer Gegenwart wird sicher von vielen stark beanstandet werden als viel zu gelind, und ich setze hinzu: von vielen gerade unter den Besten unsrer Zeitgenossen, an deren Beifall uns am meisten gelegen sein muß. Es ist ja unsern ernstgesinnten Christen ganz geläufig, unsre Zeit ohne weiteres eine Zeit des religiösen Unglaubens oder doch wenigstens der völligen Entfremdung von Christo und dem Christentum zu schelten. Dafür werden wir sie nun freilich nicht halten können; aber eine Zeit ist sie allerdings, in der es Unzähligen sehr schwer wird, ja schwerer als jemals, herzhaft und mit freudiger Zuversicht an Jesum zu glauben. Ein Zeitalter völliger Entfremdung von Christo kann eine Zeit doch nicht wohl sein, die ein so warmes Herz und eine so werkthätige Hand hat wie keine frühere für solche Zwecke, die ohne Widerrede zu den allerteuersten Zwecken Christi selbst gehören und folglich jedenfalls christliche Zwecke sind. Wir wollen sie gewiß nicht ins Schöne malen und ihre wunden Stellen nicht verstecken. Es gibt in ihr nur zu gewiß große glaubenslose Massen, zum Entsetzen zahlreiche Scharen, die ohne einen Gedanken an die übersinnlichen Dinge und ohne Gefühl des Bedürfnisses eines Gottes und eines Himmels stumpfsinnig und in blindem Taumel dahinleben, — die wenigstens eine weite Strecke ihres Lebensweges ohne Verlangen nach der Gewißheit Gottes und dem Frieden mit ihm fortwandeln; aber das ist — wie jeder, der die Geschichte nur ein wenig kennt, wissen muß — nichts Neues; so ist es immer gewesen in der Christenheit, selbst in ihrer ersten Heldenzeit, —so namentlich auch in jenen angeblich so glücklichen Zeiten, wo jedermann, auch der Gedankenloseste und Gleichgültigste, unbedenklich den Herrn Christus mit dem Munde bekannte. Wir hören auch die Stimmen gar wohl, die in unsern Tagen zahlreicher vielleicht als in irgend einem früheren Zeitpunkt den lauten Ruf erheben, oft mit frevelhafter Frechheit, das endlich mündig gewordene Geschlecht sei zu der befreienden Einsicht gelangt, daß alle Religion nicht nur überflüssig geworden für den gereiften Menschengeist, sondern ein geistiger Wahn sei und Christus eine Fabel. Ob wir uns nicht etwa empört fühlen durch solche Stimmen? Nun so fragt ihr nicht erst. Aber das verhehlen wir nicht, ein Umstand, der uns bezeichnend dünkt, mäßigt unsre Sorge ihretwegen sehr, der Umstand, daß jene Ansicht, oder sagen wir richtiger, jene Gesinnung, sich fast immer auf eine so rohe Weise ausspricht, und damit den Grad geistiger Bildung selbst anzeigt, dem sie angehört. Nach solchen Stimmen läßt sich der Stand unsrer Zeit nicht beurteilen, sondern lediglich das Maß der Freiheit, welches sie der öffentlichen Meinungsäußerung gestattet. Sehen wir uns in den Kreisen um, in welchen die geistige Bildung unsrer Tage ihren Höhepunkt hat, so finden wir da die

Dinge ganz anders. Nicht daß uns hier — ich gestehe es mit Schmerzen ein — viel persönliche Frömmigkeit begegnete, wohl aber eine ausgesprochene Achtung vor der Religion und insbesondere vor ihr als christlicher. Man hat hier, nachdem man es ein paar Menschenalter hindurch fast vergessen hatte, von neuem gelernt, die Bedeutung und die Macht der Frömmigkeit im Menschenleben verständig zu würdigen und dem Christentum schon aus dem rein menschlichen Gesichtspunkt aufrichtige Ehrfurcht zu bezeigen. Die wahrhaft Unterrichteten müssen es ja wohl alle als eine offen vorliegende Thatsache erkennen, daß wir, die Sache geschichtlich angesehen, alle die edelsten Güter unsres gemeinsamen Lebens Christo verdanken und keinem andern.

Doch hiermit ist unsre Behauptung allerdings noch nicht gerechtfertigt; man wird mit Grund verlangen, daß wir unsre Zeit, was ihr Verhältnis zu Christo angeht, vorzugsweise nach dem durchschnittlichen Stande des Christentums in jenem großen Kreise der ehrbaren und ernstgesinnten unter den Zeitgenossen beurteilen sollen, die selbst nicht den Mut haben, sich gläubige Christen zu nennen, ja wohl eine gewisse Scheu vor diesem Namen hegen, und zum großen Teil sogar auch aus unsren gottesdienstlichen Versammlungen sich selbst ausschließen, sei es nun aus Vorurteil oder aus übler Gewohnheit, in jedem Falle zu ihrem eignen schweren Schaden. Von diesen aber, meint man, verstehe es sich ja doch ganz von selbst, daß sie gegen die Frömmigkeit, wenigstens doch gewiß gegen Christum gleichgültig gestimmt seien. Ist das, meine Brüder, auch euer Urteil über diese weitumfassende Klasse unsrer Zeitgenossen ins Allgemeine hin? Meine Erfahrung, ich kann es nicht laut genug aussprechen, hat sie mich nicht so beurteilen gelehrt; mir sind zu viele unter ihnen begegnet, denen es gar viel anders ums Herz war. Thut nur die Augen unbefangen auf, redet nur offen und liebevoll mit diesen sogenannten Gleichgültigen, redet nur mit ihnen in den Stunden, da ihnen der Ernst des Lebens besonders nahe getreten ist, und ihr werdet unter ihnen Unzählige kennen lernen, die das Bedürfnis der Frömmigkeit gar wohl lebendig empfinden, beides als persönliches und gemeinsames, als ein in der Natur selbst unvertilgbar begründetes, — und das nicht etwa bloß für die vorübereilenden Augenblicke besonders schwerer Prüfungen, sondern überhaupt als die unumgängliche Bedingung eines menschenwürdigen Daseins. Und namentlich auch das Bedürfnis einer Frömmigkeit gerade wie die christliche. Mit großer Stärke zum Teil, wenn auch nicht immer mit dem gleichen Grade der Klarheit, empfinden sie das Bedürfnis gerade eines solchen Gegenstandes ihres religiösen Glaubens wie dieser Christus. Sie sagen sich: Wenn dieser schlechthin reine und heilige, schlechthin Gottes gewisse, in seiner Heiligkeit schlechthin erbarmungsvolle, für seine Brüder sich schlechthin hingebende Menschensohn Wahrheit ist: dann kann es nicht zum Verzweifeln stehen mit uns, wie tief wir auch gesunken sind; es giebt dann noch eine kräftige Hand, die sich uns rettend entgegenstreckt! Wenn es wirklich eine

menschliche Geschichte giebt wie die seinige, die, in der Krippe beginnend, durch allen Kampf des Erdenlebens hindurch den Tod überwindet und zu himmlischer Herrlichkeit hinanführt: dann darf das menschliche Herz getrost hoch schlagen mitten im tiefsten Staube und Schmerze, dann darf der Mensch freudig hoffen und so groß denken von seiner Bestimmung und die Menschheit, und ihr zuversichtlich entgegenstreben! Aber freilich wenn diese Erscheinung aus der Geschichte unseres Geschlechts ausgestrichen werden müßte als ein Märchen: dann gäbe es keinen sichern Anhalt mehr für den Glauben an den Adel und die würdige Bestimmung unseres Menschenwesens, gar keinen, — keinen Trost in dem Jammer und der Eitelkeit der Gegenwart, keine Hoffnung für die Zukunft, keine Bürgschaft für die Lebenswürdigkeit dieses menschlichen Daseins, — keine Zuversicht für die Rettung von der Sünde, von ihrer Schuld und ihrer Knechtschaft. Bleibt er nur stehen in der Geschichte, dieser Christus, dann Heil uns, dann ist uns in allen unseren Nöten geraten, auch in der tiefsten von allen, in der Not unseres Gewissens, das uns vor Gott anklagt. Wenn dieser Jesus mir wirklich Vergebung meiner Sünden zusagt, dieser Heilige, der die Sünde haßt von ganzer Seele, — er, dessen reines Auge seinem himmlischen Vater ins innerste Herz schauet, er, der nichts redet und thut als was er seinen Vater reden hört und thun sieht, und dessen unbedingt gewiß ist, — wenn er sich verbürgt für die Vergebung meiner Sünde und zu mir spricht, „mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben": dann kann, dann muß ich's zuversichtlich glauben, ohne Wanken, was ich keinem andern, was ich mir selbst nicht zu glauben vermöchte. Und wenn er, wenn so einer wie dieser Jesus, wirklich mich bei der Hand nimmt, wenn ich zusammenbrechen will im Gefühl meiner Ohnmacht gegen die Sünde, und mir verheißt, er wolle mir allezeit nahe sein in meinem Kampf mit seiner Hilfe: dann, ja dann muß mir der Sieg gelingen. So, meine Andächtigen, so empfinden Tausende von jenen sogenannten Gleichgültigen für Jesum, so reden sie von ihm mit ihrem Herzen, mit einem Worte: sie fühlen, sie erkennen, daß er das höchste, ja das einzige wahre Heiligtum unseres Geschlechts ist, der Schutz und Hort der Menschheit, den allein sie schlechthin nicht missen kann.

Allein eben diesen Herzen, wie ich sie euch jetzt beschrieben habe, wird es gleichwohl in unsern Tagen sehr, sehr schwer an Christum zu glauben, im eigentlichen und vollen Sinne. Christum wirklich fallen zu lassen, das vermöchten sie um keinen Preis; aber noch weniger fast, so dünkt es sie, vermögen sie, herzhaft und freudig an ihn zu glauben und sich ihm unbedingt in die Arme zu werfen. Woher kommt sie das doch so schwer an? Ihr werdet diese Frage nicht mißverstehen. Es handelt sich hier nicht um die Schwierigkeiten, die dem Glauben an Christum überhaupt und gleichmäßig in allen Zeiten in den Weg treten, in der angeborenen argen Art unseres Herzens, in dem Sinne unseres alten Adams, in der Liebe

zur Sünde und der Flucht vor der Heiligung, die uns allen von Hause aus nur natürlich sind, in unserem dünkelhaften Trotz und unserer Unlust uns zu demütigen und die Vergebung aus reinem Erbarmen, als ein unverdientes Geschenk göttlicher Gnade anzunehmen. Nichts von dem; wir haben es ja hier ausdrücklich mit solchen zu thun, die sich nicht für Heilige halten, die ihr Verderben in schmerzlicher Scham fühlen, wenn sie es auch mit andern Ausdrücken bezeichnen als den in der kirchlichen Redeweise hergebrachten, — mit solchen, die sich mit jenen allgemeinen Hindernissen bereits in einen ernsten Kampf eingelassen, und eben vermöge der Wirksamkeit, die der Geist Christi schon auf ihr Herz gewonnen hat, bereits die tiefgewurzelte Macht der Sünde in ihnen und ihre eigene Ohnmacht wider dieselbe wohl innegeworden sind und mit Sorge und Weh empfinden, die das Bedürfnis göttlicher Vergebung und Hilfe lebhaft fühlen, und nach ihr sich aufrichtig ausstrecken. Solche, und sie allein, zieht es dann natürlich mächtig hin zu Christo, und da ist es nun unsre Frage, warum es doch in unsrer Zeit auch ihnen noch gar so schwer wird, wie es der Augenschein lehrt, herzhaft an ihn glauben, — also welche eigentümlichen Hindernisse gerade unsre Zeit dem Glauben an Christum auch da entgegenstellt, wo die allgemeinen Bedingungen desselben gegeben sind.

Liebe Freunde, wir kennen diese Hindernisse ja wohl aus unsrer eignen Erfahrung. Viel thun dabei allerdings schon die Einflüsse von außen her, unter denen die Brüder, von denen wir hier reden, stehen: die vielfachen Zweifel, die sie überall um sich her hören, der Einfluß, den der Zeitgeist unmerklich und unwillkürlich auf jeden ausübt, der sich nicht grundsätzlich gegen ihn zur Wehre setzt. Die ganze Atmosphäre, in der wir uns bewegen, ist ja mit religiösem Zweifel und mit Mißtrauen gegen den christlichen Glauben angefüllt. Aber dies ist doch nicht die eigentliche Sache. Der herrschende Zeitgeist kommt ja doch nicht zufällig, und auch unter denen, die sich von ihm nichts vorschreiben lassen, geht es vielen nicht anders. Und sie wissen auch recht wohl, warum. Der Herr Christus ist ihnen eben eine rätselhafte Erscheinung, zu deren Verständnis sie einen wirklich passenden Schlüssel nicht finden können. Wenn sie ihm gegenüberstehen, erhalten sie gar widerstreitende Eindrücke. Auf der einen Seite werden sie von der in ihrer Art einzigen Hoheit und Liebenswürdigkeit derselben zu bewunderndem Staunen und innigem Wohlgefallen hingerissen, und gleichzeitig ergreift sie auf der andern Seite auch wieder zweifelndes Befremden eben wegen ihrer völligen Eigenartigkeit. Wenn sie aber bei andern nach der Deutung des Rätsels fragen, namentlich bei uns Dienern der Kirche, so passen die Vorstellungen, in welche gefaßt der Glaube an Christum ihnen entgegengebracht wird, nicht zusammen mit denjenigen, in welchen sie sich mit ihrem ganzen übrigen Denken bewegen. Und so geht es ihnen nicht allein mit der Person des Erlösers, sondern mit dem ganzen Christentum. Wie sie dasselbe aus dem Munde der Kirche vernehmen, in der Gestalt, in der es sich in ihr als

Lehre fortüberliefert hat, finden sie darin überall ihnen fremdartige Anschauungs- und Vorstellungsweisen, Sätze, die völlig außerhalb der Bahnen ihrer sonstigen Gedankenwelt liegen, die mit den Vorstellungen und Überzeugungen im Widerspruch stehen, die ihnen sonst, auf den übrigen Gebieten ihres Geisteslebens, geläufig sind und an deren Verlässigkeit ihnen bisher nie ein Zweifel gekommen ist. Da liegt für sie die Schwierigkeit. Was sollen sie thun? Sollen sie frischweg alle ihre bisherigen Überzeugungen wegwerfen, in offenem Widerspruch wider ihren innersten Wahrheitssinn, und mit stillschweigender Resignation als Wahrheit hinnehmen, was eine höhere Autorität ihnen statt dessen darbietet? So wäre dem Widerstreit freilich kurzweg ein Ende gemacht; aber das wollen, das können sie nicht, wie sie uns beteuern. Sie können — so sagen sie uns — die Überzeugungen nicht wechseln wie die Kleider; sie halten es für unwürdig, sich in diesen heiligsten Dingen mit einer gedanken- und überzeugungslosen Zustimmung abzufinden; sie wollen sich nicht selbst des Vorrechts für unwert erklären, daß wir wirklich die Wahrheit erkennen können und sollen. Und dieserhalb wollen wir sie wahrlich von Herzen loben und beglückwünschen. Ihre Lage aber ist in der That die peinvollste. Denn sie finden sich nach zwei entgegengesetzten Seiten hingezogen, hin- und hergeworfen zwischen Glauben und Unglauben an Jesum, und rufen in der Not ihres Herzens: „Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!"

Dieser innere Streit in den Herzen zieht sich durch alle Klassen unserer Gemeinden hindurch. Er findet sich nicht etwa nur in den geistig höher Gebildeten, — in diesem Fall würde es hier nicht am Ort sein uns mit ihm zu beschäftigen, — auch in den einfachsten Gemütern wiederholt er sich in irgend einem Maße. Auch diese leben ja in der allgemeinen Atmosphäre der Zeit. Nicht alle freilich können sich von dem Widerspruch, auf den wir hingewiesen haben, für ihren Verstand klare Rechenschaft geben; aber deshalb fehlt es den übrigen doch oft nicht an einem, und zwar vielleicht recht starken, Gefühle von der Sache.

Ich habe euch, andächtige Christen, Thatsachen vorgeführt, und bitte euch nun, erkennet sie unumwunden an mit mir. Man kann sich dem nicht entziehen ohne offene Lieblosigkeit. Sagen wir es ohne Scheu: es hat der Glaube an Christum in unsern Tagen eigentümliche Schwierigkeiten, große Schwierigkeiten auch für redliche Herzen, — Schwierigkeiten, die letztlich alle darin zusammenlaufen, daß die Gestalt, in der wir die Vorstellungen von Christo und dem Christentum überhaupt von früherer Zeit her ererbt haben, so vielfach nicht zusammenstimmen will mit dem Vorstellungskreise, der in der Gegenwart unser ganzes übriges Leben beherrscht. Wie das zugeht und wer dabei die Schuld trägt (denn eine Regelwidrigkeit ist es gewiß), das muß hier ununtersucht bleiben; aber die Thatsache wollen wir ehrlich anerkennen, das wird uns wie vor gefährlicher Selbsttäuschung über unser eignes Christentum so vor liebloser Beurteilung anderer

bewahren. Statt von eingebildeter eigner Höhe vornehm herabzusehen auf jene um ihren Glauben Kämpfenden, laßt uns lieber uns beugen vor dem Ernste des Kampfs, mit dem so manche von ihnen zu unsrer Beschämung uns vorleuchten, und vor allem herzlich mit ihnen mitempfinden die Not ihrer Lage und ihnen brüderlich die Hand reichen, um ihnen mit hindurchzuhelfen zu freudigem Glauben an den, dessen wir uns als unsers Heilands rühmen. Um dies letztere zu können, sowie auch zu unsrem eigenen Gebrauch, wofern wir etwa selbst irgendwie in dem gleichen Falle uns befänden, müssen wir aber notwendig fragen, wie wir uns in solchem Kampfe verhalten sollen.

2.

Die in unserm Falle am meisten gangbare Verfahrungsweise ist euch wohlbekannt: man läßt, nachdem man sich eine Weile mit seinen Zweifeln abgemüht, gleichmütig Jesum dahingestellt sein als ein undurchdringliches Rätsel; man setzt sich mit ihm kurzweg dadurch auseinander, daß man bei sich den Satz beschließt: dieser Christus, wie groß und ehrwürdig er auch sei, lasse sich doch nun einmal schlechterdings nicht ins klare bringen, wenigstens für uns nun und nimmermehr. Dies Mittel schlägt freilich an, es entledigt uns des Kampfes mit einem Male, aber laßt euch deshalb nur um so dringender vor ihm warnen. Es ist das ein gefährliches Auskunftsmittel, denn mit ihm kommen wir unvermeidlich nur immer ab von Christo, und dieser wird uns, wenn wir uns gar nicht mehr mit ihm beschäftigen, von Tage zu Tage immer fremder. Aber es ist auch eine unredliche Methode, die aus Selbsttäuschung entspringt und notwendig zu immer schwererer Selbsttäuschung hinführt. Du sagst, mein Bruder: Christus läßt sich nicht ins klare bringen, wenigstens für mich nicht, — und meinst, dies aus dem Kampfe zwischen Glauben und Unglauben an ihn herauszusprechen; da bist du jedoch im Irrtum. Wer so redet, der hat jenen Glauben schon weggeworfen. Denn ist Jesus ein unauflösliches Rätsel, so kann er für uns Menschen überhaupt gar nichts sein, so kann er uns nicht von Gott gegeben, nicht unser Erlöser sein. Und ist er etwa auch nur für dich wirklich ein unauflösliches Rätsel: so kann er wenigstens das nicht sein, wofür er sich uns giebt, der Welt Heiland. Du magst ihm dann noch so hohe Namen beilegen, das sind lauter leere Worte. Ist er ein undurchdringliches Geheimnis, so kann er weder uns den Vater offenbaren noch der Mittler zwischen ihm und uns sein; so können wir weder an ihn glauben und ihm vertrauen, noch ihn lieben und danach verlangen, einst zu ihm zu kommen und seine Herrlichkeit mit ihm zu teilen. Stellen wir uns so zu Jesus, so bilden wir uns nur ein, zu der Klasse unsrer Zeitgenossen zu gehören, die wir vorhin gezeichnet und mit der wir es jetzt allein zu thun haben. Solche Leute können gar nicht so zu Werke gehen. Jener Klasse sieht aber eine andre von außen sehr ähnlich, die wir ja nicht mit ihr verwechseln wollen. Wir reden von denen, die, vom Zuge zum Glauben an Jesum erfaßt, immer wieder den Unglauben sich in den Weg treten sehen;

ganz andrer Art ist aber der große Haufe derer, die mitten in ihrem Unglauben an Jesum sich hier und da einmal von einer ernsten Mahnung an den Glauben ergriffen fühlen. Diesen letzteren ist es ganz natürlich, Jesum dahin gestellt zu lassen, sie können das; die ersteren aber vermögen es gar nicht, ihnen läßt die Frage nach Christo keine Ruhe. Allein einer Warnung bedürfen doch auch sie. Sie mögen sich nämlich ernstlich hüten, daß sie nicht etwa, wie es nur zu leicht geschieht, durch das Beispiel jener andern angesteckt werden wegen ihrer äußerlichen Ähnlichkeit mit ihnen, und so das gute Werk, das Gott in ihnen schon begonnen, wieder völlig eingehen lassen, ohne daß sie selbst es nur merken. Gewiß, meine Brüder, das sei fern von mir, daß ich irgend einen von euch sicher machen möge in seinem Glaubensmangel, daß ich ihn verleite, diesen für einen Kampf zwischen Glauben und Unglauben in seinem Herzen zu halten, oder daß ich auch nur den hohen Ernst und die Gefahr der Lage auch derer euch verschweige, die wirklich in diesem Kampf begriffen sind.

Also nur kein Dahingestelltseinlassen Jesu! Ganz im Gegenteil, in wem Glaube und Unglaube an Jesum im Streit liegen, der muß es so machen, wie der Vater in unsrem Text. Er ruft Jesum an, unter Thränen, mit einem Schrei aus der Not seines Herzens. So müssen auch wir thun: Jesum antreten, und wenn wir es noch nicht mit Gebet können, so wenigstens mit dem Auge der Betrachtung. Beschäftigen müssen wir uns jedenfalls fort und fort mit ihm mit allen nur möglichen Anliegen, vor sein Bild, wie die heilige Schrift es uns abgemalt hat, hintreten Tag für Tag und es unablässig studieren, mit Verstand und Herz, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln. Auch die Nichtgelehrten sollen das, und ihnen dabei hilfreich zu sein, gehört ja ausdrücklich mit zum Beruf der Diener des Evangeliums. Eine Wirkung davon wenigstens wird sicher nicht ausbleiben: wenn uns auch vielleicht das Befremdliche nicht mehr und mehr verschwindet an dem Bilde Jesu, so werden wir doch allmählich einen tiefen Eindruck empfangen von der Unerfindbarkeit dieses Christus, trotz alles Rätselhaften und Befremdlichen an ihm, und so wird uns soviel mindestens gewiß werden, daß sein Bild ein völliges Original ist, und mithin der Wiederschein einer Wirklichkeit, nun und nimmermehr ein Gespinnst dichtender menschlicher Phantasie.

Aber auch noch vor einer zweiten Verfahrungsweise, die gerade jetzt recht in den Schwung kommen zu wollen scheint, muß ich euch ernstlich warnen. Sie ist die der vorigen gerade entgegengesetzte. Bei ihr stürzt man sich grundsätzlich mit Gewalt blindlings hinein in den Glauben an Christum, wie man nämlich wähnt, in der That aber nur in die Annahme der hergebrachten Vorstellung von ihm. Während man für den nüchternen Verstand lauter Rätsel sieht, steigert man sich mittelst der Phantasie zu einem Gefühlsrausch, den man für die ebenso lichte wie selige Selbstgewißheit des wirklichen Glaubens hält, und macht man so mit nur allzu menschlichen Mitteln das künstlich

nach, was seiner innersten Natur zufolge nur Gottes Gabe, nur Gottes Werk in uns sein kann. Wehe uns, wenn wir uns dazu verleiten lassen durch ein verhängnisvolles Mißverständnis unseres Glaubensbedürfnisses! O meine Freunde, giebt es etwas Heiliges im Menschen, so ist es der zarte Sinn für die Wahrheit. Wehe uns, wenn wir einmal diesem innern Wahrheitssinn in uns Gewalt angethan, dieses Keimblatt alles menschlich Edlen in uns, vor allem unsres religiösen Lebens, zerknickt haben! Davon ist dann die unausbleibliche Folge eine immer überhandnehmende Unlauterkeit unseres Christentums, und insbesondere führt es ganz naturgemäß auch dazu, daß man, wie wir es in unsern Tagen so oft mit tiefem Schmerz sehen müssen, einer wahrhaft heidnischen Klugheit gemäß den Glauben an Christum als bloßes Mittel für Zwecke benutzt, die ihm völlig fremd sind, und zu diesem Ende die Massen unserer Bevölkerungen künstlich und polizeilich zu ihm zurückzuführen sucht, zur äußeren Schmach für Christum.

Wenn nun aber, meine Brüder, alle diese Wege nicht zum Ziele führen, welcher andere bleibt denn noch übrig? Darauf wollen wir uns freilich vor allem antworten, daß den Glauben an Christus niemand sich selbst nehmen und erzwingen kann; diese beste aller guten Gaben muß uns von oben her gegeben werden, vom Vater des Lichts, und der Sieg des Glaubens an Jesum in uns in seinem Kampfe mit dem Unglauben kann also letztlich nur von Gott kommen. Allein nichtsdestoweniger können und sollen wir doch unsererseits diesem Siege Gottes in uns die Bahn bereiten und so den Kampf selbst uns erleichtern. Dabei wird aber die Hauptsache die sein, daß wir uns von den immer noch so häufigen Mißverständnissen über das Wesen des Glaubens an Christum losmachen und uns von ihm den richtigen Begriff bilden. Hierdurch allein können wir über den wirklichen Stand unseres Verhältnisses zu Christus Klarheit gewinnen und uns gegen die Gefahr sichern, daß wir nicht in bester Meinung und ohne es zu ahnen selbst unsrem Zweck entgegenarbeiten. Denn es kann uns gar leicht begegnen, daß wir, während wir in der That schon glauben an Christum, diesem Glauben noch fremd zu sein wähnen, und nun einen eingebildeten Kampf für denselben kämpfen, der deshalb höchst gefährlich ist, weil unser Ringen nach einem falsch vorgestellten Glauben an Christum uns leicht von dem wirklichen Glauben an ihn wieder abführen kann.

Worin besteht also das wahre Wesen des Glaubens an Jesum? Was heißt es: an Jesum glauben? und was: an Jesum glauben? Die Antwort ist kinderleicht, sobald man nur dabei nicht von vorgefaßten Meinungen ausgeht, und sich vor allem in die Lage der ersten an Jesum Gläubigen zurückversetzt.

Zuerst: was heißt es: an Jesum glauben? Das kann doch nicht wohl im Ernst zweifelhaft sein. Es heißt eben an ihn selbst glauben, an seine Person, — nicht etwa an irgend eine bestimmte Vorstellung von ihm, an irgend einen Begriff, durch den auf

verstandesmäßige Weise beschrieben werden will, was er ist, und an eine bestimmte Formel, die diesen Begriff herkömmlicherweise ausdrückt. Wir wollen dem Wert solcher Begriffe und Formeln gar nicht zu nahe treten, aber das leuchtet doch ein: sie sind eben nicht Jesus selbst, sondern nur ein ihn betreffendes Erzeugnis menschlicher Wissenschaft, Menschenwerk, Theologenwerk. An Jesum glauben heißt an ihn selbst glauben, an diese bestimmte, uns in den Evangelien in einem ganz bestimmten, genau ausgezeichneten Geschichtsbilde vor Augen gemalte Person. An Jesum glauben heißt nicht: an seine Titulatur glauben, sondern: an seine Person. Und was will das bedeuten: an seine Person? Es will bedeuten: an den bestimmten sittlichen Charakter, der uns aus jenem Geschichtsbilde anleuchtet, — an diese bestimmte Gesinnung, wie wir sie in jenem Bilde lesen, an dies so und so beschaffene Herz, wie es sich in demselben abspiegelt. An die Lehre von Jesu, an die Lehrbestimmungen der Kirche über ihn glauben heißt nicht: an ihn glauben, sondern vielmehr an die Menschen, die Theologen, die Kirche glauben, die diese Lehrbestimmungen aufgestellt haben. Ist der Gegenstand unseres Glaubens nichts als ein blasses, schattenhaftes Gedankenbild in unserm Verstande, ist er eine bloße Formel, als da sind: Gottmensch, Gottes- und Menschensohn, Heiland, Versöhner u. s. w., nicht aber der lebendig angeschaute bestimmte gottmenschlich geheiligte Charakter, vermöge dessen Jesus eben dies alles ist, und für dessen Anschauung jene Formel nur der zusammenhaltende Rahmen sein will: so ist er, das kann jedes Kind begreifen, nicht Glaube an ihn. So gewiß nicht als der wirkliche Jesus nicht sein Begriff, sein Titel, seine Würde ist, sondern das, was die Person zu dieser bestimmten Person macht, d. i. sein eigentümlicher Charakter, die heilige Gesinnung, aus der sein heiliges Erlöserleben floß, und dieses sein dem Dienste seines himmlischen Vaters und seiner Brüder auf Erden unbedingt geweihtes Leben selbst. Wer daran glaubt, der glaubt an Jesum, wie auch seine Theorie von Jesu Person und Werk lauten möge.

Und fürs andre: was heißt es: an diesen Jesus glauben? Gewiß nicht: eine bestimmte Vorstellung von ihm für wahr annehmen und gelten lassen. So glaubt man wohl an eine Sache oder an eine Formel, nimmermehr aber an eine Person; hier handelt es sich aber eben um den Glauben an diese. Und was es heißt: an eine Person glauben, das weiß ja jeder von uns aus täglicher Erfahrung. Es heißt zu ihr sich ein Herz fassen, ihr vertrauen und sich vertrauensvoll ihr hingeben in Liebe und Folgsamkeit. Gerade so ist's nun auch mit dem Glauben an Jesum. Sich zu ihm ein Herz fassen, in unbedingtem Vertrauen und unbedingter liebender Hingebung, das heißt an ihn glauben. Anders ist es ja auch während der Tage seines Fleisches mit dem Glauben an ihn nicht gehalten worden. Hatten etwa diejenigen, welche damals an ihn glaubten und sich im Glauben

zu ihm hielten, schon eine irgendwie deutliche und sichere, geschweige denn die genau zutreffende Vorstellung von ihm, von seiner Person und seinem Beruf? Nein, aber sie fühlten sich in ihrem Herzen mächtig zu ihm hingezogen, es sprach eine Stimme in ihnen: Ja, bei diesem Jesus ist mir wohl zu Mute in innerster Seele, das ist ein Herz, dem ich ganz vertrauen, dem ich meine verborgensten Geheimnisse entdecken darf, auf sein Wort darf ich in allen Stücken unbedingt bauen, — auf ihn darf ich in allen Lagen mich verlassen, ihm alle meine Kümmernisse aufs Herz und auf die Schultern legen, ihm unbedingt folgen auf allen Wegen, die er mir weist und mich führt, — wohin sonst sollte ich doch gehen? Er, und er allein, hat Worte des ewigen Leben! Gehöre ich ihm an, darf ich mich sein und ihn mein, meinen Herrn und Freund nennen, so fühle ich mich geborgen für Zeit und Ewigkeit. Und auf diese Stimme hin vertrauten sie sich ihm rückhaltlos an und überließen sich gänzlich seiner Verfügung. Und das nannte er dann selbst an ihn glauben; deshalb bleibt es aber auch für alle Zeiten der einzig wahre Sinn dieses Wortes.

Steht es aber so mit dem Glauben an Jesum, wie leicht, meine Brüder, kann dann dies, was Jesus an ihn glauben nennt, bei der rechtgläubigsten Vorstellung von ihm fehlen, und wie leicht hinwiederum bei dem Mangel jeder solchen gleichwohl vorhanden sein! Ihr könnt euch das recht anschaulich machen. Denken wir uns nur einmal, der Herr Jesus erschiene jetzt wieder uns, inmitten seiner Christenheit; aber ganz so wie damals, in Knechtsgestalt, in völligem Inkognito, ohne Titel und ohne Würden, ohne Amtskleid und ohne die Ordenssterne seines himmlischen Vaters, so daß er uns von sich nichts weiter sehen ließe, in Wort und That, als sein heiliges, ganz von seinem himmlischen Vater erfülltes Herz voll erbarmender Liebe und leuchtender Wahrheit. Was meint ihr wohl, wer von unsern Christen würde ihn erkennen und sich zu ihm halten und wer nicht? Ich will niemandes Urteil vorgreifen, aber meinesteils halte ich fest dafür, gar manche von denen, die mit der größten Geläufigkeit ein rechtgläubiges Bekenntnis von Christo ablegen, würden an ihm vorübergehen ohne ihn zu erkennen und seine göttliche Anziehungskraft zu spüren, gerade auch mit deshalb, weil sie an ihm die für sie entscheidenden Merkmale nicht wahrnähmen, die in ihrer Dogmatik stehen, wie er ihnen denn auch viel zu weltförmig aussehen würde. Und dagegen wie viele von denen, welche das kirchliche Bekenntnis von Christo nicht zu dem ihrigen zu machen vermögen, würden sich im tiefsten Herzensgrunde zu ihm hingezogen fühlen, würden ihm auf allen Schritten folgen, ihm huldigend zu Füßen fallen und nicht von ihm lassen wollen, und würden auch ihm den entsprechenden Zug zu ihnen hin einflößen! Ja, ja, wie so ganz anders würden sich da die menschlichen Herzen in ihrem Verhältnis zu Jesu gruppieren, als man nach der Art erwarten sollte, wie sie sich selbst und einander die Namen „Gläubige“ und „Ungläubige“ beilegen! Das aber wäre doch wohl die allersicherste Probe

des Glaubens an Jesum. Denn wen es zu dem wirklichen Jesus hinzieht, nicht zu dem gemalten der theologischen Wissenschaft: der ist ein Gläubiger Jesu, und nur er. Er, der Herr Jesus selbst würde sicher nur diese seine Gläubigen nennen; denn sie allein glauben wirklich an ihn selbst, die andern glauben eben bloß an seine Titel und Würden, an seine hohe Protektion im Himmel und an die schönen Geschenke, die er bei sich führt.

Behalten wir also nur, andächtige Freunde, das wahre Wesen des Glaubens an Christum klar im Auge, was ja ohnehin für jeden, der sich vor Täuschungen über seinen eignen Glauben hüten will, unerläßlich ist, — so werden wir uns leicht zurechtfinden unter dem Kampfe in uns, von dem wir heute reden. Wir werden uns zu unsrer eignen Überraschung sagen, der Glaube an Jesum sei doch eine viel einfachere Sache als wir uns vorgestellt. Wir meinen immer, es seien zu ihm wer weiß wie viele Verstandesoperationen erforderlich und hunderterlei Untersuchungen wissenschaftlicher Art; nun sehen wir, nichts von dem allen macht das Wesen der Sache aus. Sich ein Herz fassen, aber ein ganzes Herz, zu dem heiligen im buchstäblichen Sinne des Worts göttlichen Charakter voller Gnade und Wahrheit, der uns aus dem Jesus der Evangelien so freundlich ernst anschaut und aus seinem ganzen weltgeschichtlichen Werke während dieser achtzehn Jahrhunderte mit immer steigender Deutlichkeit hervorleuchtet, — zu diesem Charakter Vertrauen fassen, ihm sich in Liebe hingeben zu treuem Gehorsam: das ist's. Und das ist keine verwickelte und für die aufrichtigen und einfältigen Herzen keine schwere Aufgabe. Erkennt ihr, meine Brüder, in denen der Glaube an Jesum mit dem Unglauben ringt, dies nur einmal klar, so werdet ihr bald Mut fassen; denn ihr werdet nun einsehen, daß das in euch, was ihr Unglauben an Jesum nanntet, zum großen Teil dies gar nicht ist, daß vielmehr der wirkliche Unglaube an Jesum bei euch an ganz anderen Orten seinen Sitz hat, als da, wo ihr ihn suchtet. Ihr werdet nun den wirklichen, bereits in euch vorhandenen Glauben an Jesum, den ihr bisher nicht erkanntet, weil eine falsche Vorstellung von ihm euer Auge blendete, inne werden, — es wird euch euer bisher unbewußtes Christentum bewußt werden, — ihr werdet jetzt mit dem rechten Namen nennen, was von wahrer Frömmigkeit in euch lebt, nämlich eben Glauben an Jesum Christum, nicht mehr wie bisher eigne Tugend und dergleichen, — ihr werdet demütig für alles Gute und Edle in euch, Jesu, dem sie allein gebührt, die Ehre geben. Jetzt werdet ihr nicht länger Gefahr laufen, das, was euch in der That das Heiligste und Höchste ist, deshalb zu verleugnen, weil ihr seinen wahren Namen verkennt. Ihr werdet jetzt freudig vor aller Welt Jesum bekennen, denn ihr mögt es nun mit voller innerer Wahrheit, — und denen, die sich schon längst offen zu ihm bekannten, ohne Scheu die Bruderhand reichen. Vor allem aber werdet ihr, nachdem ihr wisset, was ihr an Jesu besitzet, und daß das wahrhaft Gute, welchen Namen es auch habe, nur durch den engsten

persönlichen Anschluß an ihn in euch gedeihen kann, aufs innigste euch an ihn anschmiegen in vertrauensvoller Liebe und Folgsamkeit, und zwar an den lebendigen wirklichen Jesus der Geschichte, nicht an den bloßen Schattenriß einer wissenschaftlichen Lehre von ihm. Ihr werdet also sein heiliges Portrait bis in seine einzelnsten Züge hinein für euch zu immer klarerer Anschauung bringen, bis er vor euerm innern Blicke leibt und lebt, und, Auge und Herz stets darauf geheftet, euch kindlich allen den Einflüssen hingeben, die es auf euch ausüben wird; ihr werdet gehorsam allen den Forderungen nachkommen, die es in eurem Gewissen anregen wird, und so euch selbst und der Welt den Beweis dafür führen, daß ihr wirklich an Jesum glaubt, ungeachtet eure Sprache von ihm anders lautet, als es von den Vorvätern uns überliefert worden ist. So wird etwas Ganzes werden aus eurem Glauben, aus eurem Christentum.

Ja, liebe Freunde, das ist's, was unsrer Zeit not thut. Wenn das bei recht vielen geschähe, wenn alle die Seelen, von denen wir heute geredet haben, ihres ihnen unbewußten Christentums sich bewußt würden: dann wäre der Christenheit unserer Tage geholfen. Das ist ihr Grundübel, daß sie das Bewußtsein um ihr thatsächliches Christentum verloren hat. Wir ahnen es nicht, daß alle unsere wahren geistigen Güter, beides, die der einzelnen und die gemeinsamen, von Christo herkommen und nur von ihm, wir betrachten in blödsichtigem Wahn selbstgefällig als das eigne Werk der Menschheit, was sie nur kraft der Wirkungen jener heiligen Lebenssonne besitzt, die in Christo über ihr aufgegangen ist. O, wenn dieser fast allgemeine Wahn sich zerstreute, wenn unsere Zeitgenossen sich dessen bewußt würden, was sie von Christo haben und wie er in dem, was sie als ihr eigenstes Eigentum kennen, ihnen so unmittelbar nahe ist: wie so ganz anders und wie so viel schöner würde es da unter uns werden! Dies ist der einzige Weg, auf dem es dazu kommen kann, aber auch dazu kommen muß, daß der Herr Christus in und von seiner Christenheit auch im großen wieder anerkannt und angebetet werde. Auf diesem Wege, das laßt uns fröhlich hoffen, wird unter uns, wann auch immer, einst wieder ein gemeinsames, vielstimmiges, freudiges und frisches Bekenntnis Christi laut werden, nnd dann werden wieder alle sich in unsern Gotteshäusern zusammenscharen und wie aus einem Munde so auch aus einem Herzen ihm, dessen Namen sie tragen, in dankbarer Huldigung vor ihm ihre Knie beugend, Lob, Preis und Ehre bringen. Amen.

Prof. Dr. C. Hilty über das Lesen der Bibel.

Vorbemerkung. Das Nachfolgende ist dem Buche „Lesen und Reden" entnommen und wird, um auch Stil und Schreibweise des Autors vorstellig zu machen, auch das, was der Verfasser selbst in Fußnoten angemerkt hat, in derselben Weise wiedergegeben.

Für viele gebildete Menschen unserer Tage ist die Bibel ein „überwundener Standpunkt", ein Buch, das sie nie ganz gelesen zu haben

sich gar nicht schämen, obwohl dies in Bezug auf jeden andern antiken Schriftsteller der Fall sein würde. Es ist, ganz abgesehen von ihrem historischen Wert, der sich sogar immer mehr herausstellt, viel zu wenig bekannt, daß die Bibel das geistreichste aller Bücher ist. Allerdings ein oftmals mit wenig Geist gelesenes und ausgelegtes, was jedoch nicht ihre Schuld ist.*) Sie ist auch das allereinzige Buch, dessen man niemals überdrüssig wird,†) vorausgesetzt natürlich, daß man es freiwillig liest und nicht etwa in den Kinderjahren mit Zwang dazu angehalten wurde. Denn einen solchen Zwang verträgt der freigeborne menschliche Geist gerade in rein geistigen Dingen am wenigsten, und die zahlreiche Gegnerschaft der Bibel, neben denjenigen, die sie überhaupt gar nicht kennen, ist auf solche einstige Zwangsleser zurückzuführen.

Das mechanische Bibellesen in den sogenannten Hausandachten vor halb schläfrigen, oder sonst unaufmerksamen Menschen hat nicht nur keinen Wert, sondern ist äußerst gefährlich.‡) Denn man kann nicht gefahrlos von Gott reden hören, ohne ihn als eine ernste Realität zu nehmen, welcher man nicht mit Gleichgültigkeit, oder sogar mit Heuchelei begegnen darf. Nicht das sind nachmals die verbitterten Atheisten, die niemals von einer Bibel in ihrer Jugend etwas gehört haben, sondern die, welchen sie schon frühzeitig zur Last und zum Überdruß geworden ist. Die Bibel muß man also entweder gar nicht in die Hand nehmen, oder dann mit dem aufrichtigen Wunsche zu hören und zu lernen, und jedenfalls in der Absicht mit ganzer Seele dabei zu sein.§) Man muß ferner daraus etwas für sein Leben lernen und das Gelernte sofort anwenden, nicht bloß, wie der ursprünglich richtige, aber jetzt ganz mißbräuchlich gewordene Ausdruck lautet, „sich erbauen“ und mit dem Schluß der „Erbauungsstunde“ wieder der

*) Der handgreiflichste Beweis von der Wahrheit auch des Alten Testaments sind einerseits die Psalmen, die wie kein anderes Buch noch nach Tausenden von Jahren die innigsten Gefühle aussprechen, die noch heute das Herz bewegen; andererseits die Schicksale des Volkes Israel und seine Fortexistenz bis auf den heutigen Tag, während alle gleichzeitigen Völker, selbst die mächtigsten, längst untergegangen sind. 3 Mos. 26, 32 — 44; 5 Mos. 4, 27 ff.; 1 Könige 9, 7; Matth. 23, 38 u. 39. Das Neue Testament ist in 1 Mos. 49, 10 vorausgesagt.

†) Es kommt bei jeder andern, lange fortgesetzten, religiösen Lektüre ein Moment, wo man alles menschlichen Geredes über diese innerlichen Dinge augenblicklich völlig satt wird; dann hält allein die Bibel noch aus. Thomas a Kempis beschreibt das sehr schön im Eingang seines dritten Buches, wo er von „dem inneren Troste“ spricht.

‡) Wir können uns nicht enthalten, hier eine eigene Bemerkung hinzuzufügen. Nelson erzählt in seinem Buch über die Ursachen des Unglaubens, daß die frühe jugendliche Bekanntschaft mit der Bibel später das Mittel wurde zu seiner Rettung aus den Banden des Unglaubens. — Um der Unachtsamkeit beim Lesen der Bibel in der Hausandacht vorzubeugen, empfiehlt es sich, alle Hausgenossen, auch die kleineren Kinder, sobald sie lesen können, mitlesen zu lassen und zwar so, daß jedes in die Runde je einen Vers liest Dadurch wird der Unlust vorgebeugt und es prägt sich den Kindern von klein auf eine solche Vertrautheit mit der Bibel ein, die ihnen durch das ganze Leben segensreich werden kann. — D. R.

§) Das ist übrigens auch bei andern Büchern der Fall, wenn man etwas aus ihnen lernen will. Die Bibel hat nur das Privilegium, daß sie viel mehr unfreiwillige, unaufmerksame und ungeeignete Leser hat, als alle andern. Sie wird zu einer Last, wenn sie ein vornehmer, hochmütiger Pfarrer, oder eine geputzte, stolze Dame in der Hand hält, um sie andern als ein Joch der Menschenknechtschaft aufzulegen.

alte Mensch sein wollen. Mit Recht sagt daher Luther von der Bibel: „Es sind nicht Lesewort, sondern eitel Lebewort darinnen, die nicht zum Spekulieren und Hochsinnen, sondern zum Leben und Thun dargesetzet sind." . . . . . Manche Leute kennen auch die Bibel nicht selbst, sondern das ist ihnen ein Buch, aus dem ihnen ihr Pfarrer etwas vorliest und sie identifizieren es mit einer Person, oder einer Hierarchie, wobei dann „der lautere Wein des Evangeliums durch sein Gefäß einen Geschmack annehmen kann, der nicht sein eigener ist." Es ist dies sogar teilweise in der Bibel selbst schon, und noch mehr durch ihre Übersetzungen der Fall. Die Sprache des Apostels Paulus ist weit davon entfernt, immer sehr vorteilhaft für die Wahrheit zu sein, die er ausdrücken will, und manche seiner griechischen Redewendungen sind für uns, wie ihre luthersche, zwar wunderschöne Übersetzung, ganz unverständlich geworden. Man muß jetzt die Bibel förmlich zuerst mit Verstand lesen lernen, wozu man gewöhnlich in dem Religionsunterricht der Schule, der das leisten sollte, nicht sehr gut angeleitet wird. . . . .

Es ist aus allen diesen Gründen gar nichts Ungewöhnliches, daß gerade die allerausfrichtigsten Leute infolge falscher Erziehung oder sonstiger Vorurteile, oder infolge eines starken Unabhängigkeitstriebes und einer Scheu vor aller Menschenknechtschaft oder Priesterherrschaft, einen Widerwillen gegen die Bibel haben,*) der sich aber umwandelt, wenn sie dazu geführt werden, sie selbst kennen zu lernen. Dann finden sie darin ein Buch nicht bloß voll scharfsinniger Weisheit, sondern auch voll praktischer Lebenserfahrung und von einer Menschenkenntnis, wie es kein zweites mehr giebt, abgesehen von seinem historischen Wert, dem ebenfalls kein zweites Buch von ähnlichem Alter gleichsteht. Wer sich dieses Bildungsmittel selbst entzieht, der thut sich dadurch ein größeres Unrecht, als wenn er die gesamte Litteratur des klassischen Altertums absichtlich, aus einem gewissen Vorurteil dagegen, beiseite liegen ließe. Er würde damit überdies nur den Kontakt mit einem kleineren Teile der heutigen Gebildeten aufgeben, während die Bibel das einzige und vielleicht einzig mögliche geistige Band bildet, das alle Klassen der menschlichen Gesellschaft miteinander zu einer geistigen Einheit verbinden kann. Vieles von der Zerrissenheit, durch welche sie sich heute unverständlich geworden sind, ist auf diesen Mangel zurückzuführen, und es wird eine ernste Aufgabe unserer künftigen Bildung sein, die Bibel wieder bekannter zu machen, aber nicht mit Zwang und mechanischer Dressur, die sie gar nicht leidet, sondern genau so, wie man überhaupt jedes andere gute Buch empfiehlt und verbreitet. Dann erst werden noch manche, die ihr jetzt ganz ferne stehen, wieder verstehen lernen, was das heißt:

*) Das gleiche kam ja auch gegenüber Christus selber schon vor. Joh. 1, 46. Der Hauptgrund des Widerwillens liegt aber stets darin, daß sie nicht, oder sagen wir noch nicht, thun wollen, was sie sofort von jedem aufrichtigen Leser verlangt. Ohne diesen guten Willen ist es unmöglich, sie schmackhaft zu finden, mit ihm dagegen sehr leicht.

„Wort des Lebens, lautre Quelle,
Die vom Himmel sich ergießt,
Lebenskräfte giebst du jedem,
Der dir Geist und Herz erschließt,
Der sich wie die welke Blume,
Die der Sonnenbrand gebleicht,
Dürstend von dem dürren Lande
Zu dem Bronnen niederneigt."

Während sie jetzt, wie übrigens schon in uralter Zeit (vergl. Jer. 2, 13), sich andere Brunnen graben, die im Unglück wenig Erquickung spenden, und es bei „gebildeten", modernen Menschen kaum noch begreifen, vielmehr als eine Art von Sonderbarkeit — im mildesten Falle der Beurteilung—ansehen, wenn sie diesem Buche noch Aufmerksamkeit schenken.

Ob man die Bibel mit Zuhilfenahme von Kommentaren oder sonstiger Litteratur lesen solle, ist eine Frage, die ich, für den Anfang wenigstens, mit „Nein" beantworten würde, soweit es nicht die allernötigsten historischen Studien über die Geschichte des jüdischen Volkes zum Alten, und die sogenannte „neutestamentliche Zeitgeschichte" zum Neuen Testamente betrifft. Die Art und Weise namentlich, wie Christus selbst redet, „als einer, der Macht hat und nicht wie die Schriftgelehrten", scheint von vornherein dagegen zu sprechen. Es sind auch diese Kommentare oft entweder nichtssagend, oder dann gefährlich, weil etwas hinzusetzend, was vielleicht gar nicht im Sinne der hl. Schrift selbst liegt. Spurgeon sagt daher in einer seiner Predigten: „Die Vorschriften des Evangeliums sind derart, daß eine jede Weglassung, oder ein Zusatz das, was zum Leben verordnet war, leicht in Tödliches verkehrt."*) Wir würden wahrscheinlich in der richtigen Auffassung des Christentums und was noch mehr gilt, in der rechten Bethätigung desselben in unserem täglichen Leben weiter gekommen sein, wenn wir seiner Zeit die Reformation weniger gelehrt und dogmatisch angefaßt hätten, sondern so, daß man die Menschen zunächst nur auf die Evangelien und darin auf die Worte Christi verweist (vergl. Joh. 8, 31 u. 32; 15, 7. 10. 12. 14). Denn dieselben haben etwas so eigentümlich Geistreiches und Ergreifendes und gleichzeitig alle unnützen und nebensächlichen Dinge einfach Beseitigendes, daß sie einem jeden aufrichtig die Wahrheit suchenden Geiste imponieren und keinen abstoßen, der nicht die Religion, sondern vielleicht bloß die äußere Kirchengemeinschaft, oder die Hierarchie flieht. Von diesem einfachen Mittelpunkte der Religion aus muß sich dieselbe die Herzen der Menschen immer, auch jetzt wieder, neu erobern.

Was man auch in diesen Worten nicht versteht, muß man vor-

*) Joh. 8, 43—47. Dem Ansehen der Schrift hat übrigens die ungehörige Vorstellung von der „Inspiration" jedes Wortes, also auch des „Mantels, den Paulus zu Troas ließ, oder des Pergamentes, das er mitzubringen bittet", mehr geschadet, als die Angriffe ihrer Feinde. Paulus selbst würde eine solche Gleichwertigkeit aller seiner Worte ernstlichst abgelehnt haben.

derhand ruhig *lassen*. Einiges liegt vielleicht an der Übersetzung,*) anderes wird nach und nach von selbst klar, wenn der Geist des Lesers demjenigen der Schrift kongenialer wird (1 Kor. 2, 13 f.) und drittes, womit sich die Theologie zeitweise mit Vorliebe beschäftigt hat, wie die dogmatische Erklärung der sogenannten doppelten Natur Christi, des Wesens Gottes, des Endes der Welt, der Art und Weise eines künftigen Lebens, brauchen wir gar nicht zu wissen und können es jedenfalls vorläufig ohne Schaden beiseite lassen, soweit wir es nicht zu begreifen imstande sind.

Von *Kommentaren* ist für etwas gebildetere Leute der beste (zu dem Pentateuch und den Psalmen) der israelitische des ehemaligen Frankfurter Rabbiners Samson Raphael Hirsch, der merkwürdigste die sogenannte Berlenburger Bibel, ein Buch, das im vorigen Jahrhundert durch einen aus Straßburg vertriebenen Magister Johann Heinrich Haug auf Veranlassung des Grafen Kasimir von Wittgenstein-Berleburg verfaßt wurde. Es versucht in die Bibel neben dem natürlichen, immer noch einen allegorischen Sinn hineinzulegen, verdient aber (wie Stilling sagt) „bei allen paradoxen Sätzen einen der besten Plätze in der Bibliothek eines Gottesgelehrten" und ist, wie der vorgenannte jüdische Kommentar, eine wahre Fundgrube *nicht alltäglicher* Gedanken über diese bereits viel und allzuviel besprochenen Dinge. (Der berühmtere Kommentar „Gnomon oder Zeiger des Neuen Testaments" des württembergischen Prälaten Bengel steht der Berleburger Bibel lange nicht gleich. Von den ältern Auslegungen sind Luthers „Vorreden" immer noch das Kräftigste.)

Von den sämtlichen „Leben Jesu" halten wir nicht viel; einzelne, wie das von Renan, sind sogar bloße Romane ohne allen reellen Wert; dagegen giebt es über die damalige Zeitgeschichte — neben den Werken des Flavius Josephus — ein sehr gutes Buch von Hausrath und ein ebenso gutes über die Apostelzeit von Zündel, ehemals Pfarrer in Winterthur, dem Biographen Blumhardts. Die Briefe der Apostel, namentlich die des Paulus, der am meisten schrieb, sind wir jetzt leider gewohnt als eine Sammlung von Predigttexten und Sprüchen zum Auswendiglernen anzusehen, während sie selten jemand ganz unbefangen so liest, wie man einen Brief einer heutigen interessanten Persönlichkeit lesen würde. Sie leiden daher, wie die Bibel überhaupt, ebensosehr unter der völligen Unkenntnis der einen, wie unter der übertriebenen Vorstellung von „Gottes Wort", die die andern davon haben. Sie *sind* Gottes Wort, aber in einer sehr menschlichen, allzu rasch und oft nicht einmal im gewöhnlichen Sinne gut geschriebenen Form. Das ist nicht *unsere* Kritik, sondern eine sehr alte, zeitgenössische, 2 Petri 3, 16.

Diese Gedanken von Dr. Hilty über das Bibellesen seien den Lesern unseres Blattes zu ernster Prüfung bestens empfohlen.

---

*) Es ist nie ganz zu vergessen, daß diese Worte schon ursprünglich eine merkwürdige Knappheit haben, in der äußerst wenig nicht ganz Notwendiges liegt und daß wir solche an und für sich schon sehr schwer übersetzbare Worte nur aus einer *zweifachen*, wenn nicht gar dreifachen Uebersetzung kennen.

Antworten zum Fragekasten.

Frage 18. Die Übertretung der Gebote mag, je nach den damit verknüpften Umständen, von Menschen eine verschiedene Beurteilung erfahren; die Frage selbst schließt aber von seiten Gottes eine solche aus. Da ist jede Übertretung die Sünde, an welcher der Fluch haftet. Gott hat aber trotzdem in der Behandlung der Sünder mehr als mildernde Umstände vorgesehen, er hat dem alttestamentlichen „Verflucht" das neutestamentliche Wort entgegengestellt: „Christus hat uns erlöset von dem Fluche des Gesetzes, da er ward ein Fluch für uns." Diese Erlösung wird nach Gottes Wort jedem Menschen zu teil, der glaubt und in heißer Reue und Buße Vergebung sucht. Hier ist der Punkt, wo der Selbstmörder sich selbst richtet, indem er mit einer Sünde vor Gottes Richtstuhl tritt, wofür er keine Vergebung suchen und deshalb auch nicht erlangen konnte.

Die kirchliche Beerdigung der Selbstmörder von der protestantischen Kirche ist deshalb mehr als eine Thorheit. Die katholische Kirche mit ihren verkäuflichen Meßopfern hat wenigstens eine menschliche Begründung für solches Begräbnis. Die protestantische Kirche aber, welche keinen andern Heilsweg kennt als den Glauben an Jesum Christum, schlägt ihrer Lehre von der Erlösung in das Gesicht und muß schamrot werden, wenn sie Selbstmörder wie andere Verstorbene beerdigt.

Zur Selbstentschuldigung wird der Selbstmord als eine That des Wahnsinns hingestellt, und man glaubt damit Gott und den Menschen zu genügen. Der Schleier aber wird schon von Menschen durchschaut, wie vielmehr aber sieht Gott hinter ihm die eigentliche Veranlassung für das kirchliche Begräbnis des Selbstmörders, nämlich Habsucht, Menschenfurcht, falsches Mitgefühl und Mangel an Bekenntnistreue. Gewiß war der Selbstmörder krank als er Hand an sich legte, aber war seine Krankheit nicht auch eine Folge seiner Sünde. Und dazu sind Säuferwahnsinn und Verzweiflung, welche oft zum Selbstmord treiben, Sünden, wovor der Mensch durch Wachsamkeit und Gebet viel eher bewahrt bleiben sollte als vor tausend andern Sünden. Hat der barmherzige Gott zur Rettung auch des Selbstmörders Wege, die wir nicht kennen, wir wollen ihn dafür im Jenseits rühmen und preisen. Solange wir aber durch einen Spiegel in ein dunkles Wort sehen und kein anderes Licht haben auf unseren Wegen, als eben dieses Wort, müssen wir die Frage mit einem so lauten „Ja" beantworten, daß es von Gläubigen und Ungläubigen verstanden wird.

Frage 19. Nach unserm Katechismus und nach Gottes Wort ist das in der heiligen Taufe gewirkte neue Leben ein Gnadengeschenk Gottes, dessen Zuwendung deshalb unmöglich von dem Verhalten Unbeteiligter abhängig gemacht werden kann. Das vermittelnde Element können nicht Menschen sein, sondern nur die Taufe und — der Glaube des Empfängers. Weil man aber im Kinde keinen Glauben sieht und

thörichterweise auch keinen voraussetzt, hat man bei der Taufe ausnahmsweise eine menschliche Stellvertretung inauguriert, als ob auch einmal einer für den andern glauben könne. Aber wozu diese Dummheit machen, zumal sie unnötig ist? Woher wissen wir denn, daß das Kind nicht glauben kann: „Sagt denn David nicht: „An dich habe ich geglaubt, da ich noch an meiner Mutter Brüsten lag.“ Sagt denn der Herr Jesus nicht von den Kindern, die noch von den Müttern getragen wurden: Ihrer ist das Himmelreich? Weshalb nicht einfach dem Worte Gottes glauben und unsere Unwissenheit über das Geistesleben der Kinder eingestehen, als unserer Vernunft solche Krücken zusammennageln, wie es mit der Voraussetzung der Notwendigkeit des Glaubens der Paten und der Eltern für die Wirksamkeit der Kindertaufe geschieht. Welche Thorheit zu glauben, der Unglaube der Eltern und Paten könne den Taufsegen vom Täufling fernhalten. Wo wäre überhaupt noch ein Segen Gottes möglich, wenn menschlicher Wille ihn hindern könnte. Außer Frage ist, daß gläubige Eltern und Paten dem Täufling ein großer Segen sein können durch Gebet und Vorbild, der Empfang des Taufsegens kann aber von ihrem Glauben oder Unglauben nicht abhängen. Taufpaten sind entbehrlich, denn die Kirche hat mit der Segensvermittelung auch die Pflicht, diesen Segen fruchtbar zu machen und thut das, solange in ihr noch gebetet wird. Taufpaten thun das nicht immer, ja nur selten und sind deshalb schon, wie auch sonst noch oft ein Schaden für das Kind. Jedenfalls unterblieben ohne Taufpaten viele Tauffeste, welche so oft das geringe Pflichtgefühl der Eltern ihren Kindlein gegenüber vollständig ersticken und von der Ehrfurcht vor dem Sakrament nichts übrig lassen. Ich würde deshalb Frage 19 so beantworten: Die Taufe solcher Kinder ist kein Mißbrauch des Sakraments, wohl aber heißt es beinahe Perlen von den Säuen erwarten, wenn man ungläubigen Eltern oder Paten bei der Taufe irgendwelche Bedeutung beilegt. Um der Gewohnheit und der Paten willen dulde man die Patenschaft, vielleicht ist dann und wann einmal für die Paten ein Segen darin.

Anmerkungen zu Antwort No. 18. Wenn man die Frage des Fragestellers scharf ansieht, so wird diese Antwort nicht befriedigen. Wohl ist es wahr, daß der Selbstmörder mit einer, sagen wir mehr oder minder, bewußten Sünde vor Gott tritt, für welche er keine Vergebung mehr erbitten kann. Daraus folgert der Antwortgeber: Darum dürfen wir ihn auch nicht kirchlich beerdigen! Sicher ist, daß ihm die kirchliche Beerdigung keinen Nutzen bringen kann.

Allein nun sehe man die Frage noch einmal an! Mancher stirbt zwar nicht im Selbstmord, aber doch eines so jähen Todes, daß ein Gedanke an Gott ausgeschlossen bleibt und unter solchen Umständen, daß man sicher weiß: er ist in seiner Sünde gestorben! In unserer Nachbarschaft stürzte ein Betrunkener nachts zu unbekannter Stunde in einen Keller und brach das Genick. Kurz zuvor hatte er noch gejohlt

und gesungen. Der Pastor hat ihn unweigerlich begraben, einem Selbstmörder hätte er wahrscheinlich es verweigert. Was für ein Recht haben wir, solchen Unterschied zu machen? Der Tod des letzteren war, äußerlich betrachtet, ein Unglück, innerlich ein Gottesgericht so gut als der des Selbstmörders sich als Gottesgericht darstellt. In beiden Fällen ist es ein Verlassensein von Gott, so daß der Teufel Macht bekommt, den Sünder auf die eine oder andere Weise umzubringen. — Doch glauben wir, daß nur die Möglichkeit, die Güte und den Ernst Gottes in der Leichenrede eindringlich zu predigen, es rechtfertigen kann, bei solchen Beerdigungen mitzuwirken.

Zu No. 19. Der Fragesteller hat wohl kaum die Vorstellung, daß ungläubige Eltern und Paten den Segen der Taufe hindern können. Auch wir glauben an die Fähigkeit der Kinder, geistliche Segnungen zu empfangen; namentlich an die Möglichkeit, daß Kinderseelen dem Segenszufluß der Taufe offen stehen. Allein die Kindertaufe erfordert doch eine gewisse Garantie für christliche Erziehung und Unterricht. Solche können ungläubige Eltern und Paten nicht geben. Doch ist nicht zu übersehen, daß der Fragesteller nicht von Paten, sondern von Taufzeugen redet. Paten erscheinen allerdings als überflüssig; Zeugen dagegen, als Repräsentanten der christlichen Gemeinde, sollten immerhin beim Taufakt zugegen sein, da es sich um eine That handelt, bei welcher auch die christliche Kirche mit in Betracht kommt. Der Täufling wird rechtlich in die Gemeinde aufgenommen durch die Taufe. Da hat die Kirche ein Recht, nicht bloß einseitig durch den Pastor vertreten zu sein. Aber wie können ungläubige Taufzeugen Vertreter der christlichen Kirche sein? Im ganzen glauben wir aber doch, daß die Taufe als eine Saat auf Hoffnung zu behandeln sei, und wenn wir uns nicht weigern, ungläubigen Menschen irgend ein Wort Gottes zu applizieren, sei es zum Segen oder zum Gericht, so dürfen wir, wo es gefordert wird, auch unschuldigen Kindern die Taufe erteilen und es dem Herrn überlassen, die Saat unter günstigen Umständen zum Keimen und Wachsen zu bringen. Gott kann auch ungläubige Eltern, die doch die Taufe der Kinder begehren, noch herumholen, vielleicht sogar durch diese Kinder! (Mal. 4, 6.)

Pädagogisches.

Dr. Barth und seine Bedeutung für die Schule.

(Aus dem „Lehrer-Bote“.)

Dr. Barth — wohl vielen unter unsern Lesern ist dieser Name bekannt; denn nicht nur in unserem engeren Vaterlande, sondern weit hinaus über die Grenzen desselben steht dieser treue, unermüdliche Arbeiter im Weinberg des Herrn mit seiner ungefärbten Liebe und seiner ungekünstelten Fröhlichkeit noch jetzt in gesegnetem Andenken. Es sind nicht allein die Freunde der Innern und Äußern Mission, die bei der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstags (31. Juli 1899) sein

Andenken erneuern, sondern auch die Männer der Schule haben Recht und Pflicht, sich dieses Mannes dankbar zu erinnern, nicht bloß weil er den Kindern stets ein Herz voll überfließender Liebe entgegenbrachte, sondern auch weil er viele Jahre lang in weitestem Umfang mit großem Eifer für die Bedürfnisse der Schule thätig war.

Christian Gottlob Barth wurde am 31. Juli 1799 zu Stuttgart geboren und ging dort bis zu seinem 17. Lebensjahr in die Schule, zuerst in die deutsche zum trefflichen Schulmeister Gundert und dann ins Gymnasium, wo besonders der alte Professor Fried. Roth einen so tiefgreifenden Einfluß auf ihn ausübte, daß er viele Jahre nachher noch eine Erinnerung daran hatte und darüber schrieb: „Mit jener Willenskraft, in der er sich selbst niemals genug that, setzte Roth die Willenskraft der Jugend in fortwährende, starke Bewegung, die von der Schulstube ins häusliche Leben überging. Er trieb nicht etwa durch die Hinweisung auf die Lokation, überhaupt nicht durch die Anregung des Ehrgeizes zur geistigen Thätigkeit an; vielmehr war's ein sittlicher Eifer, den er bei der Jugend zu wecken wußte. Im Lernen und Arbeiten erkannte er den der Jugend von Gott selbst zugewiesenen Beruf, und indem er so durch Wort und Beispiel das Pflichtgefühl stärkte, gab er manchen schon im Knabenalter eine Richtung, die sie fürs ganze Leben beibehielten.“ Zu diesen gehörte auch Barth. Sein ganzes Leben ist ein leuchtendes Vorbild von gewissenhafter Pflichttreue, von unermüdlichem Arbeitsfleiß. Nie wollte er von eigener Schonung etwas wissen, und wenn man ihn mahnte, sich pensionieren zu lassen, so antwortete er kurz: Mein alter Lehrer hat gesagt: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis — daß du wieder zur Erde werdest. Dabei suchte er nie etwas für sich zu gewinnen, noch zu erwerben, er verzehrte sich ganz im Dienst für andere, besonders für die liebe Jugend, deren Wohl ihm von früh an am Herzen lag. Andern zu dienen, Bedrängten zu helfen war immer seine Lust und Freude. Dieser Zug brachte ihn schon, da er noch Student in Tübingen war, in Berührung mit einem Lehrer, mit dem er dann viele Jahre in brüderlicher Liebe verbunden blieb, es war Schulmeister Klett von Stockach, ein an Geld und Gut überaus armer Mann. In den Hungerjahren 1816 und 1817 konnte er oft nichts anderes auf den Tisch stellen, als eine Schüssel voll Wasser, in das er ein Händchen voll Salz gestreut hatte. Desto reicher aber war dieser Mann an fröhlichem Glauben und echter Liebe; besonders die letztere besaß er in überstömendem Maße, so daß Barth in einem witzigen Gedicht von ihm sang: „Fröhlich war er wie ein Abt, und Liebe hat er übrig g'habt.“ Von der Not dieses Mannes hörte Barth in Tübingen und beschloß sofort, etwas für ihn zu thun. Da er gut zeichnen konnte, entwarf er ein Bild von ihm und verkaufte es in die Nähe und Ferne, wodurch er ein ganz hübsches Sümmchen zusammenbrachte. Einer der Studenten gab Klett den Namen: „Prälat von Bethlehem“. Dieser Name ist ihm geblieben, und er ist vielleicht auch diesem und jenem unserer Leser bekannt. Der schlichte Mann mit

seinem lebhaften Geist war von da an nicht nur ein gern gesehener Gast bei den Studenten in Tübingen, sondern stets ein fleißiger und treuer Arbeiter im Reich Gottes, der weiten Kreisen zum Segen wurde.

Barth wurde nach Beendigung seiner Studien Vikar in verschiedenen Orten und einige Jahre später Pfarrer in Möttlingen bei Calw. Da richtete er nun vor allem sein Augenmerk auch auf die Kinder. Mit einer Gründlichkeit und Sorgfalt, die ihresgleichen sucht, unterwies er die ihm anvertrauten Seelen im Religions- und Konfirmandenunterricht in dem, was zum Leben und göttlichen Wandel nötig ist. Das war ihm jedoch nicht genug. Er richtete noch eine besondere Kinderstube ein, namentlich auch für die konfirmierte Jugend, in der er am Sonntag-Abend von 6—8 Uhr mit ihnen Lieder sang, ihnen allerlei Interessantes aus Geschichte und Menschenleben erzählte, sie über allerlei Fragen des alltäglichen Lebens belehrte und sie tiefer in das Verständnis des göttlichen Wortes einführte. Seine Kinderlehren an den Sonntag-Nachmittagen waren stets auch von Erwachsenen sehr besucht. Die Kinder kamen gern, ja es gab immer eine Anzahl solcher, die auch noch dann zu den Schülern vorstanden, wenn sie schon längst nicht mehr dazu verpflichtet gewesen wären. Er ging bei all seinem Unterricht nicht nur darauf aus, den Kindern alles wichtig und interessant zu machen, sondern es war ihm auch um gründliche Belehrung und Weckung des eignen Nachdenkens zu thun.

Seine Liebe zu den Kindern trieb ihn aber noch weiter. Sowohl in seinen Gemeinden, als auch da und dort, wohin er kam, sah er so viel Verlassene und Verwahrloste. Das ließ in ihm den Gedanken entstehen, für solche Kinder eine Rettungsanstalt nach dem Muster von Beuggen zu gründen. Es dauerte nur kurze Zeit, so rief Barth in Stammheim bei Calw eine solche Anstalt ins Leben, es war eine der ersten Kinderrettungsanstalten in Württemberg, und es gehörte bis zu Barths Tod zu seinen größten und reinsten Freuden, wenn er in Stammheim unter den Kindern weilen und mit ihnen fröhlich sein konnte.

Aber sein Blick sah noch weiter. Je mehr er im Lande herumkam und die Verhältnisse und Zustände mit offenen Augen betrachtete, desto mehr erkannte er, daß es der lesebegierigen, geschichtenhungrigen Kinderwelt an passendem Stoff fast gänzlich gebrach, und da er aus eigener Erfahrung wußte, von welch großer Bedeutung es ist und welch tiefen Einfluß es auf die Jugend ausübt, was sie liest, so fühlte er sich gedrungen, seine Gabe zum Erzählen in den Dienst der Kleinen zu stellen. Er mochte dabei des Wortes gedenken: Wenn man auch was Kleines thut, ist's nur gut, so ist es gut. Sein Erstlingswerk, das er der Jugend schenkte, war „Der arme Heinrich". Die liebliche Erzählung fand überall begierig Aufnahme und hielt mehr als 30 Jahre das Interesse rege. Mit ihr verbreitete sich auch das von Barth verfaßte und seitdem so oft gesungene schöne Lied: „Der Pilger aus der Ferne". Diesem Erstling folgten nun jedes Jahr ein oder zwei neue Erzählungen, so

daß sie nach und nach mehr als acht Bändchen füllten. Im Jahr 1836 fing er auch an, die „Jugendblätter“ herauszugeben, die bis zu seinem Tode sich einen großen Kreis von Freunden erwarben, und die heute noch zum Besten gehören, was man unserer Jugend zum Lesen empfehlen kann. Bei allem, was Barth schrieb, ging er in erster Linie darauf aus, durch die Darstellung und Beleuchtung der wunderbaren Führungen Gottes die Kinderseelen zur Liebe zu Gott und zum Heiland zu reizen und ihnen zur Befestigung ihres Vertrauens und ihres Glaubens zu helfen. Zugleich aber wollte er als ein Mann mit offenem Sinn für alles Schöne und mit weitem Herzen für alles Wahre, Hohe und Edle auch den Sinn für die Wunder Gottes in der Natur wecken. Darüber schreibt er einmal: „Wie gut wäre es, wenn man den Knaben von Kindheit auf Freude an der Natur und Kenntnis ihrer Reichtümer beibrächte, und sie aufforderte, den Unterricht der Schule durch Anschauung sich zu verdeutlichen; oder wenn gar der Lehrer selbst mit ihnen ginge auf ihren Spaziergängen und ihnen Anleitung gäbe, auf eine lehrreiche Weise in den verschiedenen Naturreichen sich umzusehen. Da könnten sie sich verschiedene Sammlungen anlegen und die müßigen Stunden zweckmäßig ausfüllen. Man könnte zwar sagen, es wäre zu befürchten, daß die Knaben zu viele Zeit auf diese Beschäftigung verwenden, und sie zu einer leidenschaftlichen Spielerei machen, das langweiligere Sprachstudium aber darüber hintansetzen würden. Das könnte im Anfang geschehen, so lange ihnen die Sache noch neu wäre; aber das Gleichgewicht würde sich bald wieder herstellen. Mir ist nur darum zu thun, daß ein Jüngling, dem doch sonst die Wohlthat der Bildung zu teil wird, auch ein offenes Auge bekomme für die Schönheiten und Mannigfaltigkeiten der Natur. — Freilich, wenn die Naturkunde von einem ungläubigen Menschen getrieben wird, oder bloß mechanisch, so gebe ich nichts darum; aber unter der Hand eines christlichen Lehrers müßte sie auch für die christliche Bildung und Befestigung der Jugend ungemein fruchtbringend werden. Außer dem eigentlichen Religionsunterricht und der Geschichte giebt es wenige Lehrfächer, welche mit dem Christentum so verwandt sind, wie eine lebendige Betrachtung der Wunder Gottes in der Natur. Wenigstens meine ich, man habe bei den Blumen und Steinen viel näher an Gott zu denken, als bei der Übersetzung eines heidnischen Poeten.“

Barth legte für sich selbst eine naturgeschichtliche Sammlung an. Verfolgte er dabei zunächst den Zweck, in den Besuchern der Sammlung das Interesse für die Sache der Mission zu wecken, so war sie doch auch geeignet, in die Herzen von groß und klein die Liebe zur Natur und die Bewunderung der Wunder Gottes in der ganzen Welt zu pflanzen. Durch seine Reisen, besonders aber durch seine ausgedehnte Bekanntschaft mit vielen Missionaren hatte er Gelegenheit, eine Menge merkwürdiger und seltener Naturgegenstände zu erhalten, und sich ein förmliches Naturalienkabinett anzulegen. Großherzig verschenkte er daraus, was den Besuchern gerade besonders gefiel, ja die schönsten und

wertvollsten Stücke, wie afrikanische Löwen und Krokodile, Tiger, Antilopen, Walfisch- und Walroßskelette und noch vieles andere aus Tier-, Pflanzen- und Mineralreich, behielt er gar nicht, sondern sandte es sofort als Geschenk an die Naturalienkabinette in Stuttgart und München, wo noch heute manches schöne Stück die Aufschrift trägt: „Von Barth in Calw“.

Das wäre nun Arbeit genug gewesen für die Kraft eines Mannes (der mit noch so vielem andern in Anspruch genommen war), auch nachdem er im Jahr 1838 sein Pfarramt aufgegeben und sich von Möttlingen nach Calw begeben hatte, wo er nun bis zu seinem im Jahre 1862 erfolgten Tode wohnte. Aber der thätige Mann, der — wie er einmal sagte — immer einen Riesenmut, wenn auch nicht eine Riesenkraft zur Arbeit und zu immer neuer Arbeit in sich fühlte, hatte hieran noch nicht genug. Sein scharfes Auge entdeckte neue Bedürfnisse seiner lieben Jugend, besonders der Schuljugend. Es gab damals wenig gute Schulbücher, die allen Anforderungen, welche an solche gemacht werden können, entsprachen. Die einen waren zu teuer, die andern waren nicht genug in christlichem Geiste geschrieben, für manche Fächer gab es überhaupt kein Schulbuch. Darum unternahm es Barth durch den „Calwer Verlagsverein“, den er ins Leben gerufen hatte, solche Schulbücher herauszugeben, die in entschieden christlichem Geiste verfaßt, zugleich aber auch so schön und so wohlfeil wären, daß sie nicht nur mit allen übrigen konkurrieren, sondern auch schlechtere verdrängen könnten. Im Jahre 1832 erschien die uns allen wohlbekannte „Calwer biblische Geschichte“, die sich bald, obwohl ihr das Konsistorium seine Empfehlung versagte, selbst den Weg in die Schulen bahnte, und auch den nachfolgenden Büchern Bahn brach. Das treffliche Büchlein hat nun schon 384 Auflagen erlebt und ist in mehr als 50 fremde Sprachen übersetzt. Diesem ersten Schulbuch folgte nun rasch eine Reihe anderer, darunter allerdings auch einige weniger gelungene. Es erschien ein A-B-C-Buch, ein Lesebuch, ein Schullieder- und Schulgebetbuch, eine biblische Naturgeschichte und eine biblische Geographie, eine Karte von Palästina um einen Kreuzer, eine Kirchengeschichte, eine Weltgeschichte, eine Geschichte für Württemberg und ein Rechenbuch, in dem die Beispiele sogar aus der heiligen Schrift genommen waren.

Wie das Wohl der Kinder, so lag ihm auch das Wohl der Lehrer am Herzen, und er that, was er konnte, sie in ihrem Christentum zu befestigen und in der Erkenntnis des göttlichen Wortes zu fördern. Zu diesem Zweck und zugleich, um das damals verbreitete, durch und durch rationalistische Bibelwerk von Dinter zu verdrängen, unternahm er es, eine Schullehrerbibel herauszugeben. Es konnte zwar nur das Neue Testament veröffentlicht werden; doch schon dieses hat in weiten Kreisen reichen Segen gestiftet, und im Jahr 1850 erschien dann unter dem Titel „Calwer Bibelerklärung“ die ganze heilige Schrift.

Diese wenigen Züge aus dem reichen Leben des vielseitigen Mannes, der immer und überall darauf ausging — wie er selbst sagte —,

an der Hervorbringung des göttlichen Wortes und an der Verherrlichung des Namens Gottes mitzuarbeiten, mögen genügen, uns allen die Wahrheit des Apostelwortes (1 Petri 4, 10) aufs neue lebendig und anschaulich zu machen: Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes. Kr.

Wie erzieht der Lehrer die Kinder zur Wohlanständigkeit und guten Sitte.

(Aus Deutsche Schulpraxis.)

Motto: „Fröhlich sei die Jugend, nur nicht gemein und sittenlos."

Bei der Erziehung ist eine doppelte Aufgabe ins Auge zu fassen, die äußere Sitten- und die innere Charakterbildung. Anstand und gefälliges Wesen muß sich zugleich mit der Seele bilden. Die äußeren Bewegungen unseres Körpers sollen ein angemessener Ausdruck dafür sein, was die Seele bewegt. „Nur durch ein gefälliges, gesittetes Benehmen wird der Stempel der Seele auf den Körper gedrückt." Die Art und Weise, wie jemand äußerlich auftritt, ist darum der beste Empfehlungsbrief. So sagt auch ein altes Sprichwort: „Man empfängt dich nach deinem Kleide." Für das spätere Leben der Kinder ist solches von größter Wichtigkeit, denn von ihrem äußeren Wesen hängt unter Umständen ihr ganzes Lebensglück ab. Da nun die heutige Pädagogik mit der Hauptforderung an den Lehrer herantritt, überall das spätere Leben der Kinder zu berücksichtigen, so ist es schon aus diesem Grunde der bloßen Nützlichkeit unbedingt notwendig, daß der Lehrer durch seine erzieherische Thätigkeit die Kinder auch zur Wohlanständigkeit und guten Sitte hinführe. Diese Seite der Erziehung wird aber häufig vernachlässigt oder gar nicht berücksichtigt. Mancher Lehrer sucht einzig und allein durch die Erteilung eines pädagogisch richtigen und tüchtigen Unterrichts, durch die Absolvierung des vorgeschriebenen Lernstoffes seiner beruflichen Aufgabe nachzukommen. So bildet er dadurch zwar besonders die Denkkraft seiner Schüler, bleibt aber bei der Erziehung auf halbem Wege stehen. Er ist dann eben wohl ein Lehrer, aber noch kein Erzieher. Was also der Lehrer seinesteils zu thun hat, damit die Kinder auch zur Wohlanständigkeit und guten Sitte erzogen werden, das soll im folgenden des näheren erörtert werden.

„Das Leben zündet sich am Leben, mithin das Höchste im Kinde am Beispiel. Recht thun und leben sehen bringt weiter, als ellenlange Vorschriften." Zunächst muß also die Erziehung eine Nachahmung des Beispiels sein. Diese Nachahmung kann sich nur dann auf gutem Pfade bewegen, wenn die Beispiele gut sind. Vor allem ist es die Pflicht des Lehrers, dem Kinde mit gutem Beispiele voranzugehen; denn seine Persönlichkeit hat eine große erziehliche Macht, und die Erziehung ist ja das Ziel seiner Thätigkeit. Er muß sich stets eines freundlichen, liebevollen, anständigen Wesens befleißigen. So betritt er das Schulzimmer nicht, ohne den Kindern freundlich einen „guten Morgen"

zu wünschen. Er entläßt sie nicht, ohne ihnen ein Wort zum Abschiede zu sagen. Auf der Straße ist er stets in zuvorkommender Weise zu einem herzlichen Gruße bereit, und allen ihn Grüßenden dankt er freundlich. Auch für den geringsten Dienst dankt er. Alles, was wohl ansteht, was recht, sittsam und ehrbar ist, das mache er sich zur Gewissenspflicht vor Gott und zur Ehrenpflicht vor den Menschen. „Fest, treu und ehrenhaft“ das soll stets seine Devise sein in Haus, Schule, Gemeinde und Gesellschaft. So wird er ein Wegweiser sein, der den Kindern stets die Richtung zum Ziele zeigt. — In treuer, unausgesetzter Aufsicht wird der Lehrer auch darauf achten, daß das Kind an seinen Mitschülern gute Beispiele wahrnimmt. Ein wohlanständiger Knabe wird beim Spiele im Interesse des Friedens auch selbst dann nachgeben, wenn seine Neigung ihn anderswo hintreibt, oder seine Meinung ihm als die richtigere erscheint. Auf der Straße weicht er älteren Personen höflich aus, und dem Fremden erteilt er bereitwillig Auskunft. Auf solche und ähnliche Beispiele wird der Lehrer die Kinder noch besonders hinweisen, damit sie dieselben mit sehenden Augen wirklich sehen und ihnen nacheifern. Noch mehr Beispiele als in der Schule, findet das Kind in seiner Familie. Glücklich das Kind, dem die Angehörigen seines Hauses und darunter besonders seine Eltern ein veredelndes Beispiel bieten. Glücklich dann auch der Lehrer, denn dadurch wird seine Arbeit wirksam unterstützt, und die Erziehung gedeiht sicher und leicht.

„Böse Beispiele verderben gute Sitten.“ Den Anblick solcher Beispiele muß daher der Lehrer, soviel als möglich, fernhalten. Er selbst thue niemals etwas, was den guten Sitten zuwider ist. Vor den Kindern überwache er sorgfältig seine Haltung und sein äußeres Aussehen. Vor eigenartigen, unstatthaften Späßen, vor groben Worten und Schimpfreden hüte er sich sehr. Sowie ein Lehrer nicht zu unterrichten vermag, der nicht hören kann, so ist der Lehrer nicht imstande zu erziehen, der nicht sieht. Sein Auge muß aber über die Kinder nicht nur wachen beim Unterrichte, sondern auch vor Beginn desselben, in den Zwischenzeiten, auf dem Spielplatze, auf den Bedürfnisanstalten und beim Nachhausegehen. Unterbleibt diese Überwachung, so kann die Schule den Kindern leicht zu einem Tummelplatz der Ungebundenheit, Ausgelassenheit und Roheit werden. Ein ganz vortreffliches Mittel, diesem Übelstande gründlich zu wehren und zugleich die freie Zwischenzeit pädagogisch gut auszunutzen, ist die Abhaltung von Turnspielen. Sie fördern gesunden Gemeinsinn, gewöhnen an das Gehorchen aufs Wort, wehren der Unbändigkeit, machen die Gliedmaßen geschickt, erstreben gute Haltung und begründen dadurch den Anstand der Schüler. Der Lehrer zeige den Kindern, wie sie nach ernster Arbeit sich Erholung suchen. So mache er mit ihnen zuweilen an einem schönen Sommertage einen Ausflug in die schöne Natur. Da erfreue er sich mit ihnen am fröhlichen Reigen und am munteren Treiben der Schmetterlinge, Vögel und Käfer. Leitet er so die Kinder bei der Wahl

ihrer Freuden und Vergnügungen, so erhebt er ihr Herz, stärkt ihren Geist, schafft gesunden Frohsinn und harmlose Heiterkeit. Sie werden dann nicht den Verkehr mit losen Buben suchen; an unnützen Bubenstreichen werden sie keinen Gefallen finden. Der Lehrer gebe den Kindern viel edle Gesänge mit ins Leben, damit sie abgehalten werden, die Zotenlieder zu lernen, welche man heutzutage so häufig hört. Er verbiete es ihnen geradezu, bei Zusammenkünften der Knechte und Mägde zugegen zu sein, damit sie davor bewahrt werden, schandbare Worte zu hören. Allerdings vertrauen manche Eltern aus Bequemlichkeit ihre Kinder ausschließlich den Dienstboten an und entziehen ihnen dadurch oft ganz ihr eigenes Beispiel. Die Dienstboten sind nur zu häufig von verdorbenen Sitten und leiten die Kinder geradezu zu allerlei Verkehrtheiten an. Das Mädchen wird dann bald so frech wie die Magd, der Knabe so roh wie der Knecht. Hier rege der Lehrer die Eltern gelegentlich zur Wachsamkeit an, damit sie das Kind bewahren helfen vor dem „Naschen an verbotenen Bäumen". Er komme dabei nicht gleich mit einer Anklage gegen das Kind oder gegen die Eltern, sondern er suche zunächst das Gute am Kinde hervorzuheben und komme erst allmählich auf dessen Fehler zu sprechen. Dabei gebe er ihnen unbemerkt Winke, wie die Fehler zu beseitigen sind, wie dem Kinde ein gutes Beispiel geboten werden kann. Leider geben viele Eltern selbst ihren Kindern ein Beispiel aus dem Sumpfe der Roheit und des Lasters, und dazu ist oft der Lehrer außerstande, auf ihr Beispiel veredelnd einzuwirken.

Nächst den Beispielen kommt auch viel darauf an, ob der Lehrer beim Unterrichte auf die Begründung einer sittlichen Gesinnung und des sich daraus gestaltenden Anstandes achtet. Er begründe namentlich durch den Religionsunterricht die religiös-sittliche Gesinnung. Dann hat er den festen Grund gelegt, aus welchem wahrer Anstand hervorgehen wird. Deshalb ist es notwendig, an hellleuchtenden Vorbildern der heiligen Schrift den Kindern wahren Anstand zu zeigen. So sehen sie an Rebekka Scham und Demut, an Joseph die Keuschheit. Deshalb ist es notwendig, ihr Verständnis zu schärfen für die heiligen zehn Gebote, „das ewige Sittengesetz". Deshalb ist es notwendig, die Wahrheiten des göttlichen Wortes tief in ihre Herzen zu pflanzen, damit sie die Früchte bringen, die Paulus den Galatern nennt (Kap. 5, 22). — Von den übrigen Unterrichtsgegenständen kann besonders noch der Unterricht im Deutschen viel dazu beitragen, ein freundliches, bescheidenes, anständiges Wesen bei den Kindern zu fördern. In der Fibel von Ferdinand Hirt lesen die Kleinen: „Wer auf dem Kopf hat einen Hut, dem steht er noch einmal so gut, wenn er ihn oft herunter thut." Der Lehrer setze diesen Denkspruch in Beziehung zu dem persönlichen Verhalten der Kinder, so wird er ihnen zu einer Lebensregel werden. Goldene Regeln zur Wohlanständigkeit sind auch viele Sprichwörter, z. B.: mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land." „Höflich und bescheiden sein, kostet nichts und bringt viel ein." „Rein

und ganz giebt schlechtem Kleide Glanz." In den Musterstücken des Lesebuches treten häufig Vorbilder der Gesittung vor das geistige Auge des Kindes. So sieht es zum Beispiel bei dem Lesestück „Hänschen, zieh das Käppchen ab" (von Heinrich Zschokke), wie die Höflichkeit und der Anstand belohnt werden. Hingegen in dem Lesestück „Die Sperlinge unter dem Hute" (von Wilhelm Curtman), erkennt es, daß die Unanständigkeit bestraft wird. Aus solchen Beispielen lernt das Kind, was es zu thun und zu unterlassen hat. Bei dem erstgenannten Lesestück stelle also der Lehrer die Fragen: „Was wirst du stets thun, wenn du draußen einem Erwachsenen begegnest? Was wirst du thun, wenn dich ein Fremder um den Weg befragt?"

Auch sind nebenbei besondere Belehrungen über das Benehmen zu Hause, im Freien und bei Fremden wohl angebracht. Zweckmäßig können bei den Anfängern diese Anstandsbelehrungen zugleich zu Sprechübungen verwandt werden. Die Kinder wiederholen sie etwa also: „Wenn der Vater und die Mutter reden, muß ich still sein. Beim Essen muß ich warten, bis die Mutter mir etwas giebt. Wenn der Vater keinen Stuhl hat, dann gebe ich ihm meinen. Wenn ich schlafen gehe, dann sage ich: ‚Gute Nacht!‘ Wenn ich aufwache, dann sage ich: ‚Guten Morgen!‘ Wenn jemand mit mir spricht, dann sehe ich ihn an. Draußen muß ich schön grüßen. An einer fremden Thür klopfe ich an. Ich muß warten, bis „Herein!" gerufen wird. In der Stube nehme ich meine Mütze ab. Beim Kaufmann klopfe ich nicht an. Ich nehme aber auch meine Mütze ab. Dann sage ich: ‚Ich bitte um — —!‘ Wenn ich die Ware erhalte, dann sage ich: ‚Ich danke!‘ Wenn ich fortgehe, sage ich: ‚Adieu!‘"

Es kommt aber nicht allein auf das Wissen an, sondern hauptsächlich auf das Thun. Die Anleitung dazu muß unausgesetzt erfolgen. In der Schule werden die Kinder daran gewöhnt, stets auf eine gerade, anständige Haltung des Körpers zu achten. Zudem müssen sie besonders im Gesicht und an den Händen sorgfältig gewaschen, ihr Haar muß wohl gekämmt und ihre Kleidung sauber und anständig sein. Beim Eintritte des Lehrers, überhaupt eines Erwachsenen, haben sie sich von ihren Plätzen zu erheben. In angemessener Haltung bleiben sie stehen, bis ihnen das Zeichen gegeben wird, sich hinzusetzen. Bei ihrem Eintritt in die Schule haben sie die bereits versammelten Schüler zu grüßen. Erhält ein Kind etwas vom Lehrer oder einem Mitschüler, so dankt es schön. Fällt dem Lehrer ein Gegenstand zur Erde, so überreicht das nächste Kind ihn wieder mit den Worten: „Bitte schön!" Das anständige Grüßen lernen die Knaben in der Turnstunde. Der Abschiedsgruß am Schluß des Unterrichts möge lauten: „Leben Sie wohl, Herr Lehrer!" Die Knaben machen dabei eine Verbeugung, die Mädchen einen Knicks. Will ein Kind während des Unterrichtes hinausgehen, so meldet es sich zuvor, indem es stillschweigend die Hand hebt. Nachdem der Lehrer das Sprechen erlaubt, sagt es höflich: „Ich bitte, austreten zu dürfen!" Erhält es dazu die Erlaubnis, so geht es

leise hinaus, indem es mehr mit den Fußspitzen auftritt. Vorlautes Sprechen wird nie gestattet; stets wartet das Kind die Erlaubnis des Lehrers ab. Auch die unwillkürlichen Äußerungen des Körpers, wie Husten und Niesen, müssen in einer schicklichen Weise geschehen. Wüstes Schreien, schallendes Lachen, sowie jedes unanständige Wort muß rücksichtsvoll vermieden werden. Jede Neigung zum unanständigen, ungeschliffenen Benehmen wird durch entsprechende Mittel, wie Belehrung, Mahnung, Drohung oder Strafe zu beseitigen gesucht. Beträgt sich z. B. ein Kind beim Nachhausegehen wiederholt unartig, so lasse es der Lehrer nachsitzen und dann allein gehen. Damit die Schüler auf dem Heimwege nicht toben, schreien und durch ein unanständiges Betragen Ärgernis bei den Erwachsenen erregen, bestimme der Lehrer ordentliche Kinder dazu, die anderen hier zu beaufsichtigen. Er rege die Kinder an, daß eins das andere aufmerksam mache auf etwaige Verstöße gegen ein artiges, schickliches Benehmen. Wenn so die kleinen Kinder ein anständiges Betragen von den großen lernen, oder rohe Knaben von gesitteten Mädchen, dann versteht schließlich ein Kind das andere, wenngleich der erziehende Impuls stets vom Lehrer ausgeht.

Das letzte Ziel der Gewöhnung ist aber dies, daß das Kind sich aus eigenster Selbstbestimmung anständig beträgt. Es wird leicht dann erreicht, wenn das Band der Liebe Lehrer und Schüler verbindet. „Die Liebe ist die Sonne, unter deren Strahlen alles Gute im Herzen der Kinder keimt und erstarkt, alles Unreine und Häßliche aber zerschmilzt.“ Die Liebe hält das Kind von dem Gemeinen ab, um den Lehrer nicht dadurch zu betrüben. Die Liebe sichert am besten einen Erfolg in der Nachahmung des Beispiels. Dauernd sichergestellt wird aber dies letzte Ziel der Gewöhnung erst dann, wenn die frühzeitige Anleitung zum wohlgesitteten Benehmen gleichzeitig innerlich so begründet wird, daß das äußere Verhalten der Ausdruck eines wohlgebildeten Sinnes für Zucht, Sitte und Sittlichkeit ist. Darum muß der Lehrer auf das Gefühlsleben des Kindes einwirken; denn die Gefühle üben einen mächtigen Einfluß auf die Gesinnung und somit auf das Thun und Lassen aus. Gewöhnt er das Kind zur Mäßigkeit, Enthaltsamkeit und zum Ertragen von Entbehrungen — durch sein eigenes Vorbild und durch die Belehrung an solchen Beispielen wie Karl dem Großen, Rudolf von Habsburg, Friedrich dem Großen — dann wird es von selbst in richtigem Maße seine sinnlichen Gefühle befriedigen und sie auch beherrschen. So wird es nicht ungestüm um Essen schreien, sondern warten, bis elterliche Liebe ihm etwas zuteilt; es wird nicht zu viel essen; es wird beim Essen und allen anderen Genüssen wohlanständig sein! Besonders aber suche der Lehrer die höheren, sittlichen Gefühle zu erwecken und zu pflegen. Er achte namentlich darauf, daß das natürliche Schamgefühl des Kindes hervortrete und nicht in leichtsinniger Weise verletzt werde. Hat also das Kind durch Wort oder That gegen den Anstand und die gute Sitte verstoßen, so sei des Lehrers Tadel zwar ernst, aber doch fein und zart. Dann wird das Kind selbst

seine Handlung mißbilligen und sich ihrer schämen; zugleich wird sein Pflichtgefühl es daran erinnern, was es zu thun schuldig ist. Das ästhetische Gefühl pflege der Lehrer besonders durch die Betrachtung der Schönheit der Natur, durch schöne Bilder, gute Zeichnungen. Dann werden die Kinder nicht in grober Schamlosigkeit Tische und Wände mit unsauberen Bildern besudeln; Bäume werden sie nicht mit schandbaren Zeichen versehen. Zarte Schamhaftigkeit wird ihrem Wesen eigen sein. Ihr Schönheitssinn wird sie antreiben, die Anstandsformen wohlgefällig auszuführen. Ihr Geschmackssinn wird zur Natürlichkeit und Einfachheit hinneigen und sie so vor jeglichem Flitter in der Kleidung bewahren. Durch die Einfachheit aber verstößt die Kleidung nie gegen den Anstand. An das Ehrgefühl wird sich der Lehrer besonders bei verkommenen, sittenlosen Kindern wenden. Oft werden gegen ein solches Kind schwere Anklagen erhoben, weil man ihm alles Schlechte zuschiebt. Traut auch der Lehrer ihm alles Schlechte zu und behandelt es in geringschätzender Weise, so wird das Kind in seinem Ehrgefühl ganz abgestumpft. Hingegen jeder Apell an die bessere Natur des Kindes findet bei demselben seine Resonanz. Ein wohlwollendes Wort des Zutrauens ist oft ein Zauberwort, welches das Kind aus seinem Gleichmut weckt, und zu dem Vorsatz bestimmt, sich durch ein anständiges Betragen die Zufriedenheit und Achtung seines Lehrers zu erwerben und zu sichern.

Wenn so beim Kinde der innere Sinn für Reinlichkeit und Ordnung, für das Anmutige und Maßvolle hervorgerufen wird; wenn so das innere Gefühl gepflegt wird, welches Roheit von Zartheit, edles Benehmen von ungeschliffenem Betragen, plumpe und verletzende Dreistigkeit von wohlthuender Rücksicht unterscheidet: dann gestaltet sich die äußere Sittsamkeit und innere Sittlichkeit zu einer schönen Frucht. Dann wird auch verwirklicht werden der Wunsch: „Fröhlich sei die Jugend, nur nicht gemein und sittenlos!

Kirchliche Rundschau.

Ein freundschaftlicher Zusammenstoß der Missourier mit uns „Unierten" gehört zwar unter die Dinge, an die niemand glaubt, aber Thatsache ist es doch.

Ein „unierter" Pastor hat nämlich einen „Missourier" zu einer kirchlichen Feier eingeladen. Wenn er wirklich erwartet hat, daß die Einladung angenommen würde, so hat er dem Eingeladenen einen Unionismus zugetraut, der einem „Missourier" verderblich werden müßte, wenn er ihn durch thatsächliche Annahme der Einladung verraten hätte. Außerdem scheint der betr. „Missourier" von jedem bewußten Unionismus frei zu sein. Der glaubensmengerische Unierte hätte aber trotz aller samaritanischen Gutmütigkeit und Menschenfreundlichkeit wissen sollen, daß die rechtgläubigen Juden keine Gemeinschaft mit den Samaritern haben. Es hat sich freilich einmal Einer von den Samaritern einladen lassen und ist sogar trotz ihrer Irrtümer zwei Tage bei ihnen geblieben.

Das ist freilich schon vor Luthers Zeiten gewesen, und so ist es leicht erklärlich, daß der „Missourier" in einem sehr langen Schreiben, dessen Eingang

und Schluß sehr höflich gehalten waren, die Einladung „Gewissens halber“ ablehnte.

Damit wäre die Sache zu allgemeiner Zufriedenheit erledigt gewesen, wenn nicht „eine Konferenz“ beschlossen hätte, dieses Schreiben im „Lutheraner“ zu veröffentlichen. Liest man gegen den Schluß des Schreibens: „Schließlich bitte ich Sie, dieses geringe Zeugnis, das gewiß nicht ohne Gottes Fügung gerade jetzt durch Ihre Einladung veranlaßt und vor Sie gebracht ist, nicht zu verachten. Es beruht dasselbe auf Gottes Wort. Es ist daher ein Zeugnis der Wahrheit“, so ist klar, daß man es veröffentlicht hat, um auch den „Unierten“ von vornherein eine Abweisung zu geben, die keinen Missourier zu ihren Festen einladen. Damit hat aber die Höflichkeit ihr Ende gefunden. Denn wenn man jemanden, von dem man gar nicht eingeladen ist, eine noch so höfliche Absage sendet, so wird die Höflichkeit zur Tünche der Unverschämtheit.

Immerhin aber wollen wir der Bitte, das geringe Zeugnis nicht zu verachten, entsprechen und ihm die gebührende Beachtung zu teil werden lassen. Beachtenswert ist es aber in mancher Hinsicht. Es ist nämlich in der That gering, denn zunächst ist es nur die Wiederholung von missourischen Formeln, die jeder, der mit den Missouriern zu thun bekommt, längst auswendig weiß und die nur noch den Eindruck des Herplapperns machen.

Das Zeugnis ist aber namentlich deswegen gering, weil es weder auf Gottes Wort beruht, noch ein Zeugnis der Wahrheit ist. Bibelsprüche zitieren können die Missourier schon, und wir haben dieselben Sprüche immer und immer wieder mit ungefähr derselben Auslegung, die aber immer im Widerspruch mit dem Text steht, gelesen. Wenn z. B. die Auslegung des „Eingeladenen“, die er sich seinerzeit hat aufladen lassen, richtig wäre, so müßte es in Eph. 4, 5 anstatt: „Ein Herr, Ein Glaube,“ heißen: „Eine Formel, Ein Glaube.“ Ebenso müßte Paulus in 1 Kor. 1, 12 eines der vier Parteischlagwörter als das allein richtige bezeichnet haben, während er sie doch alle vier als Parteibezeichnungen verwirft. Oder Paulus müßte Röm. 16, 17 geschrieben haben: „Weichet von denen, die Frieden suchen und nicht neben der Lehre, die ihr gelernt habt, Zertrennung und Ärgernis anrichten,“ wenn die missourische Auslegung und Anwendung der Stelle gegen die Unierten richtig sein sollte. Wenn außerdem noch 2 Joh. 10 zitiert wird, so macht das den Eindruck, als ob in der Bibel der Missourier V. 7 zu lesen wäre: „Die nicht bekennen, daß das Luthertum die alleinige wahre Religion und die missourischen Behauptungen allein die reine Lehre sind.“ Übrigens glaubt der „Eingeladene“ selber nicht an die Richtigkeit seiner missourischen Auslegung, denn er grüßt den „Unierten“, er erkennt die freundliche Gesinnung des Unierten an und versichert ihn auch derselben freundlichen Gesinnung. Das sollen doch nicht bloße leere Höflichkeitsphrasen sein? Oder doch?

Das wäre also die Begründung aus Gottes Wort. Wie steht es aber mit der Behauptung, daß es ein Zeugnis der Wahrheit ist? Da muß man erst fragen: Was versteht der „Eingeladene“ unter Wahrheit? Denn er hat entschieden einen ganz eigentümlichen Begriff von Wahrheit. An der Hand von Gal. 5, 9 will er zeigen, daß kein einziger Lehrirrtum stattfinden darf, wenn nicht die ganze Lehre irrig werden soll. Dabei wird auch mit keiner Silbe angedeutet, daß doch ein ungeheurer Unterschied ist zwischen Irrtum, der bloß unvollständige und mangelhafte Erkenntnis ist und einem solchen Irrtum, der ohne Zustimmung des Willens nicht stattfinden kann, der also den Charakter des Abfalls an sich trägt. Das ist der Irrtum, den der Apostel im

Galaterbrief bekämpft. Die Galater wollten unter dem Gesetz sein, sie waren im Begriff die Freiheit, womit Christus sie befreit hatte, aufzugeben.

Höchst charakteristisch für den missourischen Begriff von Wahrheit sind aber die Worte: „Wo also neben der rechten Lehre falsche Lehre geduldet wird, da verdrängt nicht die Wahrheit den Irrtum, sondern umgekehrt, der Irrtum verdrängt die Wahrheit. Das ist die furchtbare, verderbliche Wirkung der falschen Lehre."

Es mag vielleicht sein, daß das in Missouri (nicht im geographischen, sondern im theologischen Sinne natürlich) wirklich der Fall ist. Dann verhält sich dort die Wahrheit zum Irrtum wie die träge Masse zur bewegenden Kraft, wie der tote Stoff zum lebendigen Samenkorn, und wie die Finsternis zum Licht. Denn sie ist ja dem Irrtum gegenüber widerstandslos und ohnmächtig; man muß sie wie eine Leiche, die man zu konservieren wünscht, in den Sarg der theologischen Formel einschließen, in die Gruft der Verweigerung der Kirchengemeinschaft einmauern, oben darauf den schweren Stein des Bewußtseins der eigenen Irrtumslosigkeit legen und diesen dann mit dem Siegel des „Damnamus secus docentes" versiegeln, und das Ganze durch eine Wache geharnischter Streittheologen hüten lassen, damit ja nicht in das tiefe Dunkel missourischer Wahrheit der geringste Funke evangelischen Irrtums hineinfalle, denn er würde dieses ganze missourische Wahrheitsdunkel verdrängen, und man würde sehen, daß das Grab leer ist. Das wäre für alle Missourier in der That eine furchtbare Wirkung.

Wir Unierte sind zwar nicht frei von Irrtümern, aber wir halten nicht das Wort der Wahrheit für ein nicht leuchtendes Licht, das man vor Berührung mit der Finsternis verwahren muß, damit es durch diese nicht unsichtbar werde, sondern bei uns hat die Wahrheit die Kraft, die Irrtümer zu verdrängen, je mehr und kräftiger sie damit in Berührung kommt. Uns ist nicht im mindesten bange davor, daß der Irrtum die Wahrheit verdrängen könnte. Bei uns hat die Wahrheit dieselbe leuchtende Kraft wie die Sonne, sie vertreibt den Irrtum, wenn wir sie nur nicht daran hindern, in denselben einzudringen. Nur eine fatale Eigenschaft hat diese den Irrtum verdrängende Wahrheit. Sie läßt uns immer unsern Schatten sehen oder mit andern Worten, wir finden immer wieder Irrtümer bei uns, die wir abzulegen uns bestreben müssen.

Da sind freilich die Missourier besser daran. Ihre Wahrheit, die nicht einmal einen Irrtum verdrängen kann, kann ihnen, auch bei ihnen selbst, so wenig einen Irrtum zeigen, als die Finsternis einen Schatten erkennen läßt. Darum sind sie auch die einzigen, welche die reine Lehre haben und Gott für die große Gnade danken, daß sie unter ihren eigenen Lehren keine falsche Lehre finden können, auch nicht eine.

Kein Wunder, wenn in dem missourischen Schreiben mit den Worten: „Diese Geringschätzung der falschen Lehre hat aber auch andere schreckliche Folgen, nämlich Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit und Zweifelsucht," vor Geringschätzung falscher Lehre gewarnt wird. Man schätzt ja leicht Dinge hoch, die man schwer findet. Bei sich selbst können die Missourier keine falsche Lehre finden, sie müssen also bei ihren Nachbarn nach solchen Raritäten suchen. So sind sie denn auch als gute Freunde und getreue Nachbarn bei uns auf der Suche gewesen. Es ist das freilich geschehen, ohne daß sie die Augen aufmachten und so haben sie denn in ihrem Eifer sogar in der lutherischen Übersetzung der zehn Gebote und in einer Stelle von Luthers großem Katechismus falsche Lehren gefunden. An andern Stellen waren sie nicht ganz so glücklich;

sie erklärten nämlich, daß man an verschiedenen Stellen unserer Katechismen nicht sehen könne, und nicht wisse, wie man das zu erklären habe. Wir konnten ihnen freilich nur sagen, daß wir Leuten, die am hellen Mittag nicht sehen und nicht wissen können, ob die Sonne am Himmel steht, nicht weiter helfen könnten.

So suchen sie wahrscheinlich noch immer nach falschen Lehren, die sie nicht gering schätzen.

Uns geht es umgekehrt. Wir schätzen falsche Lehren so gering, daß wir sie sofort verwerfen, wenn wir eine solche bei uns finden, und gar nicht annehmen, selbst wenn sie uns von unsern kirchlichen Nachbarn angeboten und angepriesen werden.

Es wäre allerdings für die Missourier gut, wenn sie einmal sich mit den Unierten näher bekannt machen würden. Sie würden erstlich einmal eine Menge Leute kennen lernen, die niemals lutherisch oder reformiert, sondern immer evangelisch waren und deren Eltern es schon waren. Diese sind doch ganz gewiß im Glauben einig. Diese will aber Gott, nach missourischer Anschauung, doch nicht vereinigt haben. Was will denn Gott? Natürlich, was die Missourier wollen. Diese wollen aber die evangelische Kirche zerreißen. Ein derartiges Umstempeln der missourischen Streit- und Zerstörungssucht den Evangelischen gegenüber zum göttlichen Willen ist einfach Mißbrauch des göttlichen Namens.

Wer freilich von dem Satze aus, daß wir die Unterscheidungslehren der lutherischen und reformierten Kirche, da sie bloße theologische Differenzen sind, nicht als kirchentrennend ansehen, zu dem Schluß kommt: „Somit hat in der unierten Kirche .... die Wahrheit und die Lüge gleiches Hausrecht," der beweist mit diesem Schluß nur, daß ihm die Erkenntnis der elementarsten Wahrheiten vollständig abgeht. Denn er ist nicht einmal imstande, den Unterschied unvollkommener Erkenntnisformen von dem sittlichen Gegensatz von Wahrheit und Lüge zu unterscheiden. Wer aber nicht einmal schwarz und weiß, süß und bitter, Finsternis und Licht unterscheiden kann, der sollte nicht andere über Geschmack und über Licht und Farbe belehren wollen. Trotzdem wird die oft gehörte missourische Belehrung über den Unterschied von lutherischer und reformierter Lehre wieder hergeschrieben und abgedruckt und schließlich die Begründung der Ablehnung in den folgenden Worten zusammengefaßt: „Weil in der unierten Kirche Leute sich kirchlich vereinigen, die doch nicht im Geist und Glauben einig sind; weil falsche Lehren grundsätzlich unangefochten in ihrer Mitte geduldet werden, welche Gott seine Ehre rauben und die Seelen ins Verderben führen, so steht sie in offenbarem Widerspruch mit Gottes Wort."

Wir würden das Ganze eine freche Lüge und den Schreiber einen ehr- und gewissenlosen Verleumder nennen, wenn wir nicht wüßten, daß diese Behauptungen Unsinn sind, und daß er sie hergeschrieben hat, weil er sie weder verstehen noch glauben kann.

Wir Unierte sollen also weder in einer theologischen Formel, noch in einerlei Worten, noch in einem Geist, noch in einem Glauben einig sein; sind also in allem, was zur christlichen Einigkeit gehört, nach der Meinung der Missourier nicht einig.

Dieselben Missourier sagen aber doch wieder, daß wir einig sind. Wir wären also in dem einig, worin wir nicht einig sind. Das ist aber ein Unsinn, den man nur in Missouri als Wahrheit anbringen kann.

Wenn aber behauptet wird, daß wir falsche Lehren dulden, so würde diese Behauptung nur dann nicht Unsinn sein, wenn zu gleicher Zeit behauptet werden könnte, daß wir die Wahrheit nicht dulden. Nun hat aber der betreffende Schreiber gesagt, daß bei uns die Wahrheit auch Hausrecht habe. Wenn der Mann behauptet hätte, daß wir Unierten imstande seien, das volle Sonnenlicht in einen Raum hineinfallen zu lassen und zu gleicher Zeit die dickste Finsternis darin festzuhalten, so daß im ganzen Raum überall das hellste Licht und die dickste Finsternis zugleich sei, so wäre das gerade so richtig, wie das, was er vom Dulden der falschen Lehre behauptet. Aber selbst die Schildbürger würden ihn doch darauf aufmerksam gemacht haben, daß man Licht und Finsternis nur dann nebeneinander behalten kann, wenn man jedes in einen besonderen Sack stopft und die Säcke fest zugebunden nebeneinander legt.

Wir sind aber weder Schildbürger noch Missourier und bei uns ist die Wahrheit wie das Licht; sobald sie geduldet wird, verschwindet der Irrtum vor ihr.

Ein ähnlicher widersinniger Vorwurf liegt in der Bemerkung: „Das kann unmöglich eine rechte Liebe sein, wenn man gleichgültig ist, ob Gottes Wort recht oder falsch gelehrt wird." Es mag sein, daß in Missouri es von der Art des Lehrens abhängt, ob Gottes Wort wahr oder falsch ist; denn es scheint dort nur aus einer Summe von Buchstaben zu bestehen, die in einer bestimmten Reihenfolge geordnet sind. Das ist in Rom ja auch der Fall. Wenn die Mutter Kirche das Wort Gottes lehrt, dann ist es Wahrheit; wenn aber der gemeine Mann es lehrt, dann wird's zum Irrtum.

Bei uns Unierten ist es ganz anders. Das Wort Gottes ist bei uns etwas Lebendiges und Kräftiges, das sich gar nicht falsch lehren läßt. Wenn bei uns jemand Gottes Wort lehrt, dann lehrt er immer recht, und wenn einer falsch lehrt, was bei uns auch passieren kann, obwohl wir es nicht wollen, so lehrt er niemals Gottes Wort. Bei uns ist es nicht so, daß das Licht nur dann leuchtet wenn man es hell färbt und Finsternis verbreitet, wenn man es dunkel färbt, sondern es leuchtet immer durch sich selbst, und wo Finsternis ist, da kommt das nicht von einem Schwarzfärben des Lichtes (das wäre ungefähr dasselbe wie ein Falschlehren der Wahrheit), sondern davon, daß überhaupt kein Licht da ist.

Übrigens ist unser missourischer Freund mit einem unbewußten Unionismus subtilis behaftet, denn er thut etwas Sonderliches; er thut sich freundlich zu uns und kann im Grunde doch nicht glauben, daß wir solche Leute sind, wie wir nach missourischer Lehre eigentlich sein müßten, denn er sagt: „Da auch bei ihnen Stücke der Wahrheit sich finden, so sind ohne Zweifel auch liebe Kinder Gottes dort vorhanden."

Aber, lieber Freund: Was ist Wahrheit? Ist die Wahrheit des Christentums etwas, das in Stücken in der Welt vorhanden ist? Unser Wissen mag Stückwerk sein, aber Stücke der Wahrheit giebt es so wenige, als es Stücke des Lichtes giebt. Was ist Wahrheit? Ist Wahrheit etwa eine Masse Fleisch, die man in Stücke zerschneiden kann, oder ist sie Geist? Ist sie nicht der Geist, der unserem Geiste Zeugnis giebt, daß wir Gottes Kinder sind? Stücke der Wahrheit? Wer Christo nachfolgt, selbst wenn er ein Unierter sein sollte, der hat nicht Stücke des Lichtes, sondern er hat das Licht des Lebens.

Unser missourischer Freund sagt, daß ohne Zweifel auch unter den Unierten Kinder Gottes sind. Wenn aber Christus gestorben ist, daß er die zerstreuten Kinder Gotttes zusammenbrächte, kann es dann eine Sünde sein, wenn ein Missourier auch einmal mit Unierten zusammenkäme? Und wenn es nicht

ohne Gottes Fügung geschehen ist, daß ein freundliches Schreiben an einen Unierten ergangen ist, obwohl es einem missourischen Manne ein ungewohnt Ding ist, sich zu thun oder zu halten zu einem Unierten, so ist es wohl auch nicht ohne Gottes Fügung veröffentlicht und wieder beantwortet worden. Ist vielleicht gar ein Unionismus subtilissimus in der Konferenz wirksam gewesen? Oder müßte in Bezug auf den Konferenzbeschluß gesagt werden: Dieweil er desselbigen Jahres Hoherpriester war, weissagte er? Gleichviel! Wo sich auch nur der geringste Streifen der Dämmerung zeigt, da ist das Licht im Anzug und so wir im Lichte wandeln, haben wir Gemeinschaft miteinander. Das ist Union.

Die deutsch-evangelische Synode von Rio Grande in Brasilien hat vom 28. April bis 1. Mai d. J. getagt. Anwesend waren 27 Geistliche und 18 Gemeindevertreter. Die Synode umfaßt 30 Parochien mit 93 Gemeinden. Außerhalb des Synodalverbandes stehen nur noch wenige Gemeinden im Süden. Doch ist es der Synode gelungen, ihr Arbeitsfeld dorthin zu erweitern und in den beiden Hafenstädten Rio Grande und Pelutas, wo eine große Zahl deutscher und holländischer Protestanten ohne Kirche lebten, einen Pastor anzustellen. Der weitere Betrieb der Missionsthätigkeit dieser Synode ist durch Mangel an Arbeitskräften und an Geld gehemmt. Man hat sich dadurch zu helfen gesucht, daß sich Pastoren von ihren Gemeinden auf einige Wochen beurlauben lassen, um die zerstreuten evangelischen Christen aufzusuchen.

Die Verkehrsverhältnisse sind dort etwa so, wie sie im Mississippithale vor ungefähr vierzig Jahren und im westlichen Nebraska und Kansas vor ungefähr zwanzig Jahren waren. Eine Anzahl der Synodalglieder hatten vier bis fünf Tage zu der Reise gebraucht, da sie zu Pferde reisen mußten, weil in dem ganzen Staate erst zwei Eisenbahnlinien sind. Die Wege sind natürlich auch diesen Verhältnissen entsprechend primitiv und die Gewässer meist noch ohne Brücken; es ist also leicht zu sehen, daß das Reisen weder leicht noch angenehm ist.

Die Frage nach der Zulässigkeit einer kirchlichen Feierlichkeit vor der Verbrennung einer Leiche schien zwar in den meisten protestantischen Kirchen Deutschlands durch das Verbot der amtlichen Beteiligung des Geistlichen erledigt zu sein, aber sie ist durch einige neuere Fälle wieder in Fluß gekommen. Es war vor allem die Verbrennung der Leiche eines bekannten Malers gewesen, welche den Hauptanstoß dazu gegeben hat. Obwohl die christliche und kirchliche Gesinnung des Mannes unbezweifelt war, so mußte ihm doch die Ehre einer kirchlichen Feier versagt werden, weil das durch kirchenregimentliche Vorschrift verboten war. Es wurde nun darauf hingewiesen, daß nach den bestehenden Vorschriften jedem, der sich noch rechtlich im Verbande der Kirche befunden hat, die Ehre einer kirchlichen Bestattung nicht versagt werden dürfe, auch wenn er unchristlich und unkirchlich gelebt hat, während man einem Manne, dessen Leiche nach letztwilliger Verfügung verbrannt werde, nicht wegen seines unchristlichen Lebens, sondern wegen der Art der Bestattung seiner Leiche die kirchlichen Ehren versage. Das hat zur Folge gehabt, daß einige kirchliche Versammlungen die Änderung der geltenden gesetzlichen Bestimmungen in den evangelischen Kirchen beantragt haben.

Die evangelische Bewegung in Östreich ist noch immer im Fortgang begriffen. Wenn an einem Orte nur der Anfang mit einem Übertritt zur evangelischen Kirche gemacht wird, so folgen in der Regel eine ganze Anzahl Übertritte nach. An manchen Orten zählen die Übertritte nach Hunderten und eine Anzahl von Gemeinden hat sich bereits zum Bau von Kirchen entschlossen.

Die östreichische Regierung spielt dagegen fort und fort den Bedienten und Polizisten des Papsttums. So wurde z. B. ein Schriftchen, das schon vor dreißig Jahren erschienen ist und seitdem unbeanstandet geblieben war, vor einiger Zeit mit Beschlag belegt und ein Pfarrer angeklagt, weil er, ohne von der Beschlagnahme zu wissen, das Schriftchen an seine Konfirmanden verteilt hatte. Er wurde zwar freigesprochen, aber der Staatsanwalt legte Berufung ein.

Einem evangelischen Gendarmeriewachtmeister wurde der Besuch des evangelischen Gottesdienstes von seinen Vorgesetzten untersagt. Einer Anzahl evangelischer Diakonissen wurde von dem Landhauptmann bedeutet, den Besuch des evangelischen Gottesdienstes in einem nahegelegenen Filialorte zu unterlassen. Briefe werden geöffnet, selbst wenn sie an ihren Umschlägen als amtliche Schreiben erkennbar sind. Auch den Altkatholiken macht man alle möglichen Schwierigkeiten.

In vielen Fällen haben freilich diese Dinge das Gegenteil von dem, was man dadurch bezweckt, zur Folge. So that z. B. der Fürstbischof von Brixen eine Zeitung in den Bann und untersagte die herkömmliche Johannisfeier oder Sonnenwendefeier. Die Folge war, daß der Bannbrief in einem öffentlichen Aufzuge verbrannt wurde und die Beteiligung an der Feier sich verstärkte.

Wie stark die Zahl der Übertritte aus der römischen Kirche zur evangelischen zugenommen hat, sieht man daraus, daß die Zahl derselben für das erste Halbjahr von 1899 sich auf 3275 beläuft, während in den Jahren 1895—1897 der halbjährliche Durchschnitt dieser Zahl nur 656 betrug.

Leider geht es bei der Sache nicht so friedlich zu, wie man denken sollte. Obwohl ungefähr auf zwölf Übertritte zur Kirche augsburgischer Konfession nur ein Übertritt zur Kirche helvetischer Konfession kommt, so sind die sächsischen Lutheraner doch nicht zufrieden. Die Reformierten sollen gar nichts haben. Darum sagt die A. E. Luth. Kztg.: „Es fällt uns nicht ein, die alte Streitaxt zwischen den beiden Kofessionen wieder auszugraben, aber wir müssen aufs ernstlichste protestieren, daß da, wo unsere Kirche wächst und sich ausdehnt, Fremde herkommen und sich zu Hirten aufwerfen; und wo durch den Dienst von lutherischen Geistlichen und Gemeinden — denn sie bleiben doch die Zentren der Bewegung — sich große und kleine Scharen von Katholiken zum Evangelium bekennen, Reformierte kommen um zu ernten, was sie nicht gesäet haben." Die A. E. L. Kztg. weiß ganz gut, daß die gegenwärtige evangelische Bewegung so wenig von den Lutheranern gesäet worden ist, wie von den Reformierten. Trotzdem vergönnt sie diesen jeden Anteil daran. Man sollte aber doch fast erwarten können, daß wenn Gott so gütig ist, daß er regnen läßt über die Gerechten und Ungerechten, die A. E. L. Kztg. auch gütig genug wäre, den mehr als bescheidenen Anteil, welcher der Kirche helvetischen Bekenntnisses dabei zufällt, dieser in Ruhe zu überlassen.

Sozialdemokratische Predigten scheinen ganz sicher manchem etwas Unmögliches zu sein. Nichtsdestoweniger sind sie zur Wirklichkeit geworden, indem ein schweizerischer Pfarrer, Paul Pflüger, der selber ein entschiedener Sozialdemokrat ist, einen Band seiner Predigten veröffentlicht hat. Da wir das Buch aber nicht selber zu Gesichte bekommen haben, so können wir nur etwas von dem wieder geben, was ein kirchliches Blatt darüber berichtet.

Pflüger sagt von sich selbst: „Erzogen in orthodoxen Anschauungen .... rang ich mich unter Gebet und Thränen zu freisinnigeren religiösen Anschauungen hindurch." Dabei ist er aber nicht stehen geblieben, er wurde „noch freisinniger und unabhängiger, ja er drang endlich zu den freiesten religiösen

und politischen Anschauungen durch." Die Thurgauer, unter denen er zuerst thätig war, scheinen allerdings mit dieser „Entwicklung" ihres Pfarrers nicht ganz einverstanden gewesen zu sein, denn als er „seine hohen und beseligenden Lebensideale in weitere Kreise trug, da vermochten sie eine solche Entwicklung nicht alle recht zu verstehen." Es war daher ganz natürlich, daß Pflüger den Ruf an eine Zürcher Gemeinde annahm, die ihm ein ergiebigeres Arbeitsfeld darbot, da die Kirche im Gebiete der Zürcher Industriearbeiter liegt. Hier stellte er sich nun vor allem die Aufgabe, zu zeigen, „daß das Evangelium mit den besten Gedanken der modernen Zeit und den gesicherten Resultaten der Wissenschaft einen dauernden Bund schließen kann." Hier hat er es versucht, „Hunderte, die den Gottesdiensten der Kirche entfrembet waren und auf die Verkündigung des unserer Zeit angepaßten Evangeliums harrten, zurückzugewinnen." Ein Teil der Predigten, durch welche dies geschehen ist, tragen freilich sehr sonderbare Überschriften: „Frauenbildung," „Unsere Dienstboten," „Der Himmel auf Erden," „Zola eine Passionspredigt;" andere sind weniger befremdend. Von Theologie ist in diesen Predigten wenig zu spüren, und das ist eher ein Gewinn; nur aufmerksames Suchen läßt erkennen, daß der Verfasser etwa aus Biedermanns Schule kommt. Die Politik spielt dabei eine um so größere Rolle. . . . .

Die Thatsache, daß allsonntäglich große Scharen von Frauen und — Männer in Pflügers Kirche gehen, die schon lange kein Gotteshaus mehr betraten, ist nicht wegzuleugnen. Sie selbst haben sich den Pfarrer gewählt und damit gezeigt, daß sie im Christentum nicht einen Feind sehen. Pflüger kann den Suchenden unter ihnen ein Vermittler zwischen ihrer Weltanschauung und der Religion werden; er mag sogar manchen mit der Kirche wieder aussöhnen, das ist vielleicht nicht viel, aber doch ein Anfang. Um ihn zu würdigen, muß man freilich die besonderen schweizerischen Verhältnisse beachten. Die kirchlichen einmal, die in der sozialdemokratischen Gesinnung eines Pfarrers zwar keine Annehmlichkeit, aber auch kein Ärgernis sehen; die politischen sodann, die aus der Sozialdemokratie eine im Vergleich zu Deutschland eher nüchterne Reformpartei gemacht hat.

Ob Pflüger der Mann ist, einer so großen Aufgabe gerecht zu werden, der man immerhin eine gewisse Sympathie nicht versagen sollte, läßt sich immerhin bezweifeln. . . . . Dazu müßte bei ihm doch noch manches anders werden. So ist der politische und religiöse Faktor in seinen Predigten noch unausgeglichen; manche sind einfach Volks- und Brandreden, andre verdienen den Namen einer Predigt eher. Das unversöhnte Nebeneinander dieser Gegensätze ist auf die Dauer unerträglich. Überdies kann man zu Leuten, die sich so schnell und unaufhörlich „entwickeln", nicht das Zutrauen haben, sie stünden nun auf einmal still; von Geistern dieses Schlages pflegt das Unerwartete zu kommen. . . . .

Es scheint in Frankreich Mode werden zu wollen, daß man den römischen Klerus mit den tollsten Teufelsgeschichten zum Narren hält, um sich an dem mehr wie naiven Glauben an diese Dinge zu belustigen.

So hat man den Assumptionisten in Paris, die dort ein Verlagsgeschäft unter dem Namen „Maison de Bonne Press" betreiben, ein Manuskript: „Leben des heiligen Antonius", in die Hände gespielt, das sie denn auch mit unglaublicher Einfalt angenommen und herausgegeben haben. Einer der Patres hat sogar eine sehr „antikritische" Vorrede dazu geschrieben, in der er erklärt: „Die wunderbare Einfachheit der Erzählung, der Ton naiver Begeisterung werden für jeden nicht voreingenommenen Geist der beste Beweis für die Authentizität des Manuskripts sein."

Selbst wenn die Teufelsschilderungen in dem Buche nicht von vornherein ein den Taxilschen Erfindungen ähnliches Produkt darstellten, so sollte doch der Bericht über die Herkunft des Manuskripts jeden, der überhaupt Verstand hat, erkennen lassen, daß das Ganze eine sehr dreiste Spekulation auf die menschlische Dummheit ist. Der Verfasser, „Marcel Dhannis“ nennt er sich (und wer er ist, mögen einige Eingeweihte wissen), erzählt nämlich, daß er einmal auf seinen Reisen in Rußland in das Dorf Panloom gekommen sei und habe dort einen Popen getroffen, der ein „uraltes“ Etui umhängen hatte. Neugierig habe er ihn gefragt, was denn eigentlich darin enthalten wäre, daß er es wie einen kostbaren Schatz bei sich führe. Er erhielt die Antwort, das Etui berge ein „uraltes“ kostbares Manuskript in einer ihm unverständlichen Sprache, das sich in der Popenfamilie des Dorfes seit mehreren Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn vererbt habe. Infolge seines großartigen Suggestionistentalentes sei es ihm, Dhannis, gelungen, den Popen dahin zu bringen, daß er ihm das Manuskript zur Einsicht überlassen habe, und er habe zu seiner unaussprechlichen Freude entdeckt, daß es das Leben des heiligen Antonius von Padua von Frater Lukas, einem Zeitgenossen des Heiligen, sei. Er habe in Eile eine Abschrift davon genommen, die er nunmehr mit den nötigen Erläuterungen den Gläubigen darbiete.

Und für die Herausgabe dieses „Werkes“ haben die Assumptionisten sogar noch die Approbation des Kardinalerzbischofs von Paris erhalten. Mehr kann man sicher nicht erwarten.

In Frankreich scheint der Kampf zwischen ultramontanen und antiklerikalen Elementen, oder bestimmter gesagt, zwischen Jesuiten und Freimaurern, der mehr im geheimen geführt wurde, ein mehr offener und schärferer werden zu wollen. Die früher gemäßigt liberale „Revue des deux Mondes“, eine der einflußreichsten Zeitschriften Frankreichs, ist unter ultramontanen Einfluß gekommen und tritt nun gegen die Freimaurer auf, indem sie nachzuweisen sucht, daß dieselben Atheisten seien, da der frühere Deismus von den Logen verworfen worden sei; daß sie nicht nur innerhalb Frankreichs die Politik Roms bekämpften, sondern auch auswärtige Politik trieben, daß sie bei den Deputierten, den hohen Beamten bis zu den Ministern hinauf, einen unberechtigten Einfluß ausübten, der sich unter Umständen bis zur Beherrschung der Beamten zu erheben suche. Außerdem betreibe die Freimaurerei noch eine bedeutende Propaganda durch die Presse. Das alles gilt mit Ausnahme der Anklage auf Widerstand gegen Rom und Atheismus ja auch von den Jesuiten. Die „Revue des deux Mondes“ giebt nun vor, für die Befreiung Frankreichs von der Herrschaft des Freimaurerordens einzutreten; in Wirklichkeit arbeitet sie für die völlige Unterwerfung Frankreichs unter den Jesuitenorden. Die Jesuiten sind freilich auch nicht müßig. In der letzten Zeit haben sie von der französischen Regierung die Aufhebung des Freimaurerordens verlangt; worauf dieser mit der Forderung der Aufhebung des Jesuitensordens antwortete. Da die Jesuiten augenscheinlich der angreifende Teil sind, so wird die Weiterentwicklung der Sache wahrscheinlich davon abhängen, ob sie sich stark genug fühlen, den Kampf offen zu betreiben, indem sie die Republik zu stürzen und eine ultramontane, den Freimaurern feindliche Monarchie an die Regierung zu bringen suchen.

Auch in Australien haben die „Unierten“ Eingang gefunden. Im Jahr 1896 hat sich nämlich die Deutsch-lutherische Gemeinde zu Charters Towers in Queensland an den preußischen Oberkirchenrat mit der Bitte um Übersendung eines Pastors aus der Landeskirche gewendet. Nachdem diese Bitte gewährt

worden war, suchte die Gemeinde auch um Anschluß an die evangelische Landeskirche nach, der ihr ebenfalls gewährt wurde. Obwohl die Gefahr, die den australischen Lutheranern von der Union droht, sehr gering ist, denn die genannte Gemeinde ist bis jetzt die einzige „unierte“ in Australien, so sieht sich doch der „Luth. Kirchenbote“ dadurch veranlaßt, zu schreiben: „Wenn wir bedenken, daß Australien einst die Zufluchtsstätte der durch die Union so hart bedrängten und verfolgten Lutheraner Preußens wurde, wohin sie mit Freuden, Vaterland und Freundschaft verlassend, auswanderten, um hier ungehindert und frei von dem staatskirchlichen Druck ihrem Glauben gemäß leben zu können, und wir nun finden, daß schon nach fünfzig Jahren von Australien aus die Bitte an dieselbe preußische unierte Landeskirche ergeht: Komm herüber und hilf uns! so müssen wir darin ein Strafgericht Gottes für die ganze lutherische Kirche dieses Landes erblicken, aus welchem wir zu unserer eigenen tiefen Beschämung erkennen, daß die lutherische Kirche Australiens mit dem ihr anvertrauten Pfunde nicht gewuchert und das Erbe ihrer Väter nicht treulich gebraucht und benutzt hat.“

Leider ist die Erkenntnis des lutherischen Kirchenblattes noch sehr unvollständig, sonst hätte es noch hinzugefügt, daß dieses Strafgericht der Union nur für die lutherischen Gemeinden ein Strafgericht ist, welche nicht davon betroffen werden; während es dagegen allen denen, die es trifft, zum Segen gereicht.

Die anglikanische Staatskirche soll in dieser Zeit des allgemeinen Überflusses an Theologen in den meisten protestantischen Kirchen von Pastorenmangel bedroht sein. Wenigstens ist die Zahl der sich um die Ordination Bewerbenden seit einigen Jahren stetig zurückgegangen. Als ein Hauptgrund dieser Erscheinung wird die unsichere äußere Lage der Geistlichen angegeben. Während die Gehälter der Bischöfe von $9000 bis $75,000 gehen und auch viele Hauptgeistliche (rectors) nach Tausenden bezahlt sind, ist die Lage der Hilfsgeistlichen (curates) nicht nur eine sehr unangenehme, sondern auch eine sehr unsichere. Denn sie haben bei oft drückender Abhängigkeit und sehr geringer Bezahlung weder eine sichere Aussicht auf dauernde Beschäftigung, noch einen rechtlichen Anspruch auf eine Pension. Auch die Begabten und Tüchtigen können nicht leicht aus der Stellung der Hilfsgeistlichen in die des festangestellten Klerus sich heraufarbeiten, wenn sie nicht entweder aus einflußreicher Familie sind, oder wenigstens solche Leute sich für ihre Beförderung verwenden. Hat ein solcher Hilfsgeistlicher kein Privatvermögen, so ist er in Gefahr, bei länger andauernder Dienstunfähigkeit der Armenpflege zur Last zu fallen.

Unter den Mitteln, die man vorgeschlagen hat, um dem Übelstande abzuhelfen, ist der Cölibat genannt worden. Ebenso hat man eine Herabsetzung der wissenschaftlichen Anforderungen, die so wie so schon bescheiden genug sind, vorgeschlagen. An eine Änderung der Besoldungs- und Beförderungspraxis hat wohl aus dem Grunde niemand gedacht, weil ein Versuch, derartige alte Vorrechte oder Mißbräuche aufzuheben, in England ziemlich aussichtslos ist.

Fragekasten.

No. 20. Wie ist der von der letzten Generalsynode (siehe Prot., S. 72 u. 73, No. 12) in Aussicht genommene neue Unterstützungsmodus gegenüber dem bisher in Geltung gewesenen durch die Schrift, oder was ungefähr dasselbe bedeutet, mit dem allgemeinen Sittengesetz zu begründen?

Bücher und Zeitschriften.

Im Central Publishing Haus, Verlag der Reformierten Kirche, 1134—1138 Pearl Str., Cleveland, Ohio, erschien:

Lehrer-Bibel.

Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments.

In Dr. Luthers Übersetzung.

Schriftwort erklärt durch Schriftwort unter reicherer Verwertung gleichsinniger Stellen und mit Angabe der Uebersetzungs-Berichtigung des Deutschen Revisions-Ausschusses.

Leitfaden für Bibelfreunde und solche, die gerne bibelfest werden wollen.

Gesamtüberblick des Inhalts der heiligen Bücher und einige Hilfsmittel zur Anregung des Forschens in Gottes Wort. Einleitung in die heiligen Schriften. Biblische Altertümer, Sitten und Gebräuche der Bibel. Neue Kunde aus dem Morgenlande. Geschichte des Judentums. Gewichte und Maße der Bibel. Erklärung der biblischen Namen. Geographie und Topographie. Konkordanz. Sach- und Wortregister. Biblische Geographie mit verbesserten Karten.

Nummer und Preise.—Lehrer-Bibel.

Nr. 50.	Leinwand Einband, Rotschnitt	$2.25
Nr. 51.	Leder Einband, Marmorschnitt	2.50
Nr. 52.	Leder Einband, Goldschnitt	2.75
Nr. 53.	Imitation Morokko, gerundete Ecken halb biegsam, Goldschnitt	3 25
Nr. 54.	Morokko — Seal grain — Goldschnitt, Divinity Circuit	4.00
Nr. 55.	Morokko, Levant Goldschnitt, Divinity Circuit	5 00
Nr. 56.	Morokko, Persian Goldsch., Divinity Circuit. Mit Seide genäht	7.00

Diese Bibeln können auch ohne den Anhang bezogen werden, der Preis ist aber derselbe.

Parallel-Bibel.

Nr. 70.	Einband gerade wie No. 53 der Lehrerbibel	$3.25
Nr. 71.	" " " " 54 " "	4.00
Nr. 72.	" " " " 55 " "	5 00
Nr. 73.	" " " " 56 " "	7.00

Diese Bibeln können auch ohne den Anhang bezogen werden, der Preis ist aber derselbe.

Wir glauben, daß die Reformierte Kirchenzeitung nicht zu viel sagte, wenn sie in einem Eingesandt über die Lehrerbibel unter anderm schreibt: „Das ist ein Meisterwerk, sowohl was die äußere Herstellung anlangt, als auch die dem Text beigegebenen Erläuterungen." — Die beigefügten Parallelstellen sind nicht bloß mit Zahlen angedeutet, sondern sind in feiner Schrift vollständig ausgedruckt, so daß man nicht erst nachzuschlagen braucht, was dort steht. Im Neuen Testament sind außerdem erklärende Erläuterungen beigefügt. Dazu kommen Zeitangaben, die den Ereignissen beigegeben sind auf jeder Seite. „Die dieser Bibel beigegebenen Hilfsmittel (siehe die Anzeige!) sind samt und sonders von einer Anzahl berufener Männer eigens für die Lehrerbibel hergestellt. Eine besondere Erwähnung verdienen die ganz vorzüglich ausgeführten acht Karten, wie sie noch in keiner Bibel zu finden sind. Unter den Hilfsmitteln des Anhangs verdienen die Abschnitte besondere Beachtung: Die außerisraelitischen Völker der Bibel und Neue Kunde aus dem Altertum des Morgenlandes. Der letztere Abschnitt bringt Abbildungen von Thontafeln mit Inschriften, aus welchen auch der Uneingeweihte mit einem Blick einen Begriff bekommt, welche Schwierigkeit die Entzifferung dieser Inschriften darbietet. — Für gründliches, tüchtiges Bibelstudium bei sonst beschränkten Hilfsmitteln ist diese „Lehrerbibel" jedem Bibelforscher und jedem Sonntagschullehrer, der seinen Beruf nicht bloß als Spielerei, sondern in heiligem Ernst betreiben will, bestens zu empfehlen. H.

„Mancherlei Gaben und Ein Geist." Homiletische Monatszeitschrift von Emil Ohly †, fortgeführt von Ad. Ohly. 39. Jahrgang, 1. Heft, Oktober 1899. Jährl. 12 Hefte $2.50. Bei Schäfer & Koradi.

Das erste Heft dieser inhaltsreichen Zeitschrift enthält zuerst eine Abhandlung über den Rationalismus. Sodann Predigtentwürfe, kurze und

längere für 1. Advent fünf; 2. — 4. Advent je vier; Christnacht drei; 1. Weihnachtstag fünf. — Kasualien: 1. Taufreden acht; 2. Traureden sechs; 3. Reden an Kindergräbern acht. — Dieser Überblick zeigt, wie viel Anregung in dieser Zeitschrift fürs praktische Predigtamt gegeben ist. Behandelt sind die Eisenacher Perikopen (Evangelien und Episteln), die Episteln vom 2. Württemberger Jahrgang, und die Episteln der neuen sächsischen Perikopen (Jahrg. IV. b.) Im übrigen freie Texte.

„Die Abendschule“, ein deutsches Familienblatt, herausgegeben von Louis Lange Publ. Co., St. Louis, Mo., nebst Beiblatt für Frauen und Mädchen. Preis $2.00.

Ein Blatt, das nicht nur in jedem Pfarrhause, sondern in jeder christlichen Familie zu finden sein sollte. Das Blatt ist vorzüglich sowohl durch seinen Inhalt als auch seine reichen Illustrationen. Pastoren erhalten die Vergünstigung des halben Preises. Dazu erhalten vorauszahlende Leser, die 50 Cents zulegen, eine prächtige Prämie, je nach Wunsch. „Blätter und Blüten“, die Prämienbücher sind sehr reich und mannigfaltig an Inhalt, belehrend und unterhaltend. — Solche, die — wie Schreiber dieses — sich bemühen, 13 neue Abonnenten zu gewinnen für die Abendschule, erhalten einen prächtigen Schreibpult als Extraprämie, ein Stück Möbel, das ich jedem Pfarrherrn für sein Studierzimmer wünschen möchte. Wem es darum zu thun ist, sich diese schöne Prämie zu sichern, der lasse sich genügend Probeexemplare von der L. Lange Publ. Co. kommen, verteile und empfehle sie in seiner Gemeinde und stelle den Leuten vor, wie leicht sie ihrem Pastor ein wertvoll s Weihnachtsgeschenk verschaffen können mit diesem Pult und dabei den vollen Wert und Nutzen für ihr Geld doch ins eigene Haus bekommen können.

Protest und Zeugnis von Wilh. Hartwig, ev.-luth. Pfarrer zu Greenfield, Wayne Co., Mich. Selbstverlag des Verfassers. 15 Cts.

Eine kleine Broschüre von 54 Seiten, in welcher der Verfasser berechtigtes Zeugnis ablegt gegen drei Grundirrtümer der missourischen Sekte. Besonders gegen den ausschließlichen Fanatismus gegenüber allen anders Denkenden und Lehrenden ist solcher „Protest und Zeugnis“ ja allezeit im vollen Recht. Aber leider zeigt gerade in diesem Punkt auch der Verfasser, daß ein Lutheraner selten fähig ist, die Union gerecht zu beurteilen und das gute Recht derselben besonders in diesem Lande anzuerkennen. Er redet von einer „Sünde der willkürlichen Union“, durch welche man die Grenzen zerreißt und Leute als voll berechtigt in die Kirchengemeinschaft einläßt, die das Bekenntnis verleugnen und also nicht zu ihr gehören. Er versteht — nach dem Zusammenhang — die Augsburgische Konfession. Wir möchten wissen, ob der Verfasser den Vorwurf der Verleugnung des Bekenntnisses auch gegen die Evangelische Synode von N.-A. erhebt. Derselbe ist aber auch nicht berechtigt gegenüber der unierten Kirche Deutschlands. Mit symbolischen Büchern läßt sich einmal kein Grenzzaun aufrichten gegen Unglauben und Heterodoxie, davon giebt die Geschichte auch der lutherischen Kirche Zeugnis genug für jeden, der sehen will. — Gegen die Ausführungen des Verfassers haben wir manches einzuwenden, aber wir müßten ein eigenes Pamphlet schreiben, um unsere Auffassung in Sachen der Erwählungslehre und des Predigerstandes unmißverständlich darzustellen, weshalb wir es vorziehen, lieber davon zu schweigen. Hs.

Theologischer Jahresbericht. Achtzehnter Band. Zweite und dritte Abteilung. Die historische und die systematische Theologie des Jahres 1898. Berlin. C. A. Schwetschke und Sohn.

Der Bericht über die Litteratur der historischen Theologie füllt nicht weniger als 277 Seiten. Dabei reicht die Besprechung der Litteratur der Kirchengeschichte nur bis 1648, da der Referent über diesen Zweig nach 1648 wegen Erkrankung nicht zur Zeit fertig werden konnte. Es ist für diese Arbeit dann ein besonderes Heft in Aussicht genommen. — Die dritte Abteilung: Systematische Theologie, umfaßt 151 Seiten. Die Registrierung der Büchertitel nimmt auch relativ einen viel kleineren Teil des Raumes ein als in der zweiten Abteilung, und es sind darum auch die Referenten in der Besprechung der angeführten Arbeiten nicht zu einem solchen Telegrammstil gezwungen, wie auf andern Gebieten, wo freilich auch die Gegenstände eher eine solche Kürze ertragen, als da, wo es sich nicht bloß um Angabe des Inhalts, sondern auch um Beleuchtung des innern Zusammenhangs handelt.